1690 (1 = 3.

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von
August v. Kotzebue.

Erstes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

HEN·YEN

A.L.E 285

Die Grille.

Von

A. v. Kotzebue.

Erstes Bändchen.

Vorbericht.

Der Herausgeber dieser Blätter versprach vor einiger Zeit, bey einer gewissen Veranlassung, künftig die Ameise, als ein fleißiges Thierlein, herum wandeln zu lassen; denn, kann sie gleich keinen Honig hervorbringen, und trägt sie auch wohl oft genug bloße Tannennadeln auf ihren Haufen, so liefert sie doch auch nicht selten das wohlriechende Ameisenharz, welches den alten Preußen für Weihrauch diente, und sonst noch manche gute Eigenschaft besitzt. Ferner darf man nur einen Ameisenhaufen ein wenig durchwühlen, schnell die flache Hand darüber und diese dann vor die Nase halten, so wird man wohl spüren, daß etwas Geistiges zum Gehirne steigt. Die Ameisenbä-

der sind heilsam in allerley Uebeln, und allerley Uebel gibt es wirklich an allerley Orten. Man darf auch ohne Bedenken eine Ameise auf bloßer Haut herum krabbeln lassen, sie hat keinen Stachel, sie prickelt nur ein wenig. Gründe genug, um sie auf ein Aushängschild zu mahlen.

Aber es gibt doch wieder Bedenklichkeiten, obgleich im Grunde nur Vorurtheile, welche von dieser Ehre sie ausschließen. Dahin gehört besonders der Widerwille der Damen, die sich auf den schönsten Rasen nicht setzen mögen, wenn sie eine Ameise darunter vermuthen. Auch ist der Nahme in der That ein wenig übelklingend, und da so manches Büchlein blos einem wohlklingenden Nahmen sein Glück verdankt, so soll auch das meinige väterlich damit versorgt werden.

Zwar bin ich bey weitem nicht vornehm genug, um eine Göttinn oder Halbgöttinn zu bemühen, obgleich schon manche sich herab gelassen, bey neugebornen Kindern Gevatter zu

stehen; sie haben ohnehin bey Allegorieen alle Hände voll zu thun. Ich sehe mich daher bescheiden in der Natur um, und wählte abermahls ein kleines, unschädliches Insect, die Grille, die hoffentlich Niemand zertreten wird. Es soll 51 Arten dieser Insecten geben, worunter einige sind, mit welchen meine Grille zu vermengen, ich mir höflich verbitte. Zum Exempel die Heuschrecke, oder auch die Feldgrille, oder die Maulwurfsgrille, welche sämmtlich des Landmanns Saaten verzehren. Sie hat auch mit der Fangheuschrecke, von Vielen das wandelnde Blatt genannt, nichts gemein, obgleich ihr Nahme auf dem Titel eines wandelnden Blattes steht. Sie faltet nicht, wie jene, die Vorderfüße, um, nach der Meinung der Abergläubigen, irgend etwas anzubeten; denn ehe sie zum Anbeten sich verstünde, wollte sie lieber ein gemeiner Grashüpfer seyn. Kurz, sie ist nichts mehr und nichts weniger als eine Hausgrille, sonst auch Heimchen genannt, der man wohl ein Plätzchen hinter dem

Ofen gönnt, und in einsamen Stunden an ihrem Zirpen sich ergetzt.

Nach diesem kleinen Kapitel aus der Naturgeschichte will ich nur noch kurz an das erinnern, was der Leser hier nicht suchen darf, weil er es nicht finden würde. Von Allem, was die Begebenheit unserer Tage betrifft, nicht ein Wort. Es regne, schneye oder stürme draussen, das Heimchen sitzt ganz ruhig am Ofen und reibt seine Flügeldecken gegen die Brust.

Geschichtchen, die sich ganz artig lesen lassen; Gedanken, die auch gedruckt zollfrey sind; Betrachtungen über Dinge, die betrachtet werden dürfen — mehr darf man hier nicht suchen. Wem daran genügt, der komme herzu; wem nicht, der lasse den Grillenfänger ruhig seinen Weg ziehen.

Der Tausendkünstler.

Vor vielen Jahren lebte an den Küsten der Ostsee ein harter Fürst, vor dem die Unterthanen zitterten, und dem seine eigenen Kinder nur schüchtern unter die Augen traten. In dieses Fürsten Diensten stand der Baron Fels, ein redlicher und eben so geschickter Mann, dem seine Aeltern bloß ein kleines, verschuldetes Landgut hinterließen. Allein er hatte sich ein Vermögen erworben, auf das kein Gläubiger Beschlag legen kann, nähmlich Kenntnisse und Talente. Durch beyde war es ihm gelungen, sich in der Hauptstadt aus-

zuzeichnen, und im diplomatischen Fache sich nach und nach unentbehrlich zu machen. An manchen fremden Höfen hatte er manches Jahr als Gesandter seines Fürsten verlebt, und die schwierigsten Geschäfte zu dessen Zufriedenheit beendigt, bisweilen minder durch Gewandtheit im Negocieren, als durch seinen persönlichen Character, der überall, wohin er kam, Achtung und Wohlwollen einflößte. In Rußland, wo er am längsten gewesen, hatte er sich auch vermählt, und war Vater von zwey Söhnen geworden. Eugen und Woldemar. Gern hätte die häusliche Mutter den geliebten Kindern selbst die erste Nahrung gereicht, allein ihre damahlige Kränklichkeit verstattete es nicht; man mußte eine Amme wählen. An Liflands Küsten liegen ein Paar Inseln, Dagö und Oesel genannt, die berühmt sind wegen den wackern Ammen, welche sie liefern. Auch der Baroninn Fels war es zu Ohren gekommen, daß die reinlichen, gutmüthigen Insulanerinnen die besten Ammen wären, und sogleich hatte die zärtliche Mutter sich bemüht, der ersten Kindheit ihrer Söhne solche Ernährerinnen und Pflegerinnen zu verschaffen. Es war ihr gelungen, und Eine derselben hatte sich so mit ganzer Seele an ihre

Pflegbefohlnen gehängt, daß sogar die, bey diesen Insulanerinnen sonst sehr rege, Vaterlandsliebe der Liebe zu den Kindern wich. Als der Gesandte zurückberufen wurde, war es ihr unmöglich von den Kleinen sich zu trennen, und sie zog mit in die Heimath derselben.

Hier wurde der Baron nicht nach Verdienst empfangen, denn die lezte Unterhandlung war ihm mißlungen, und dieses einzige, ohne sein Verschulden mißglückte Geschäft verlöschte plötzlich die Erinnerung an seine langen treuen Dienste. Er bekam einen trocknen Abschied, eine magere Pension.

Der redliche Mann, in seinem bisherigen Stande zu großem Aufwande genöthigt, hatte nichts erwaren können; es blieb ihm also keine andere Zuflucht, als sein kleines Landgut an der Ostsee, wo er sich nun mit dem Ackerbau beschäftigte und der Erziehung seiner Kinder sich widmete. Nichts konnte verschiedener und abstechender seyn, als die Charactere der beyden Knaben. Eugen war träge und unbeholfen, Woldemar lebhaft und geschmeidig. Jener konnte

sich ganze Tage von Einem Sofa auf den andern wälzen, Dieser hüpfte und sprang unaufhörlich im Grase, im Sande, im Schnee, auch wohl in allen Pfützen herum. Jener wollte nichts lernen, wenigstens nichts Ueberflüßiges, und Dieser Alles, es mogte auch noch so unbedeutend scheinen. Nur das väterliche Ansehen konnte Jenen in die Lehrstunden ziehen, um mit träger Fassungskraft sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, die der Vater für unentbehrlich hielt. Aber nie forschte er weiter, als der Lehrer ging, nie that er eine Frage an diesen um Erläuterung oder Berichtigung, sondern war froh, wenn er das Vorgetragene, so gut es gehen wollte, in sein Gedächtniß gepfropft hatte. Woldemar hingegen konnte nie genug hören. Er verfolgte den Vater mit Fragen, auch nach geendigter Stunde, bald in den Garten, bald auf das Feld hinaus, und lernte auf solchen Spaziergängen oft am meisten. Der Baron durfte nur ein Wort über irgend eine Kunst oder Wissenschaft fallen lassen, so war des Sohnes feurige Wißbegier geweckt, und er ruhte nicht eher, bis er deutliche Begriffe davon hatte.

So zum Beyspiel erwähnte sein Vater eines Tages zufällig der Kunst, Briefe in Ziffern zu schreiben, und alsobald quälte ihn Woldemar so lange, bis er dem Knaben das Deschiffriren lehrte. Monathe lang beschäftigte den muntern Buben diese geheimnißvolle Schrift, und der Vater mußte ihm nach und nach die schwersten Aufgaben vorlegen, die ihm Hunger und Schlaf raubten, bis er sie gelöst hatte.

„Wozu wird dir das nutzen?" fragte Eugen lachend. „Das weiß ich nicht," antwortete Waldemar, „das gilt mir auch gleich viel, wenn ichs nur kann."

So lernte er unter andern auch von seiner Amme die ehstnische Sprache sehr geläufig, und Eugen wollte sich krank darüber lachen. „Wie magst du doch die Zeit so verderben?" fragte er wieder. „Eine Sprache, die nur in einem Winkel des Erdbodens geredet wird, wohin du in deinem Leben nicht kommen wirst."

„Wer kann das wissen?“ meinte Woldemar, und fuhr fort mit seiner Amme nichts als ehstnisch zu sprechen.

Der Baron hatte einen Kammerdiener, den er, in bessern Zeiten, als seinen Begleiter auf allen Reisen, ein wenig in der Wundarzneykunst hatte unterrichten lassen. Jetzt war dieser Mensch auf dem Lande das Orakel und die Zuflucht der Bauern in allen ihren leiblichen Nöthen, und immer begleitete ihn Woldemar als Handlanger, und lernte von ihm Aderlassen, eine Wunde verbinden, auch allenfalls ein zerbrochenes Bein schienen.

„Sehr gut,“ sagte Eugen spöttisch: „wenn bey dem Regimente, das hier in der Nähe im Quartiere steht, der alte Chirurgus stirbt, so kannst du um seine Stelle dich bewerben.“

„Das mag ich nicht,“ versetzte Woldemar, „aber es ist doch gut, wenn man im Nothfalle sich und Andern zu helfen weiß.“

Oft, wenn der Förster in den Wald ging, hüpfte der muntere Knabe hinter ihm her, sammelte Kräuter und Schwämme, wußte jene zu nennen und anzuwenden, diese wohl zu unterscheiden; beurtheilte das Alter der Bäume, ihre Höhe, ihren Standort nach Beschaffenheit der Rinde. Mit dem Fischer wagte er sich hinaus in die See, selbst bey stürmischem Wetter, und konnte bald ein Boot so sicher steuern, daß er die höchsten Wellen nicht scheute. Der Kutscher war nicht geschickter als Woldemar im Einfahren junger Hengste, und Eugen pflegte spöttelnd zu sagen: „Wenn ich einmal Herr von diesem Gute seyn werde, so will ich dich zu meinem Leibkutscher machen."

Aber Woldemar kehrte sich an keine Spöttereyen. Wenn der Winter ihn zu Hause zu bleiben zwang, und in freyen Stunden für seine Lernbegier sich gar nichts zeigen wollte, so schlich er der Mutter überall nach, die eine treffliche Wirthinn und Köchinn war, lernte ihr alle ihre kleinen Kunststücke ab, und wurde dafür von dem Bruder mit dem Titel: Topfgucker beehrt. Ja, er setzte sich in den Abendstunden wohl gar hin-

ter das Spinnrad einer Magd, verdarb und zerriß anfangs manches, brachte es aber endlich so weit, daß er den feinsten Faden in der ganzen Gegend spinnen konnte.

Ein Landstädtchen lag nur eine halbe Stunde von dem Gute entfernt. Ein Kammermädchen seiner Mutter hatte dort einen ehrlichen Glaser geheurathet, und, da sie der Familie, in der sie groß gezogen worden, immer sehr zugethan blieb, so lud sie die jungen Herren oft zu sich ein, bewirthete sie mit Kuchen und Meth. Eine solche Gelegenheit, etwas Neues zu lernen, konnte Woldemar unmöglich entschlüpfen lassen. Sein Vater mußte ihm einen Diamant kaufen, mit dem er in kurzem die Glasscheiben trefflich zerschnitt, und er freuete sich jedesmahl, wenn auf dem Gute eine Fensterscheibe zerbrochen wurde, weil er dann seine Kunst uben und zeigen konnte.

So erwarb er sich den Nahmen des kleinen Tausendkünstlers, unter dem das ganze Dorf ihn kannte, und durch den Eugen ihn vergebens zu necken glaubte. Gingen alle Neckereyen an dem muntern, gutmüthigen Knaben

verloren, so sprach er auch wohl im Ernste mit weiser Miene: „Mein Gott, Bruder! das schickt sich nicht für unsern Stand. Wir sind Edelleute. Für solche Bedürfnisse hat man ja Domesticken und Handwerker, die ihr Brot damit verdienen müssen. Wenn wirst du jemahls in die Lage kommen, etwas dergleichen anzuwenden, ohne dich lächerlich dadurch zu machen?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Woldemar, „und deswegen lerne ich es auch nicht. Aber der Vater hat oft gesagt; man müsse keine Kenntniß verschmähen, sie scheine noch so gering: es fände sich doch wohl ein Augenblick im menschlichen Leben, wo man sich oder Andern damit nützen könne."

„Auch durch Spinnen oder durch Ehstnisch reden?" fragte Eugen spöttisch.

„Warum nicht!" erwiederte Woldemar. „Und kurz, es macht mir Vergnügen, Alles zu lernen, wozu ich die Zeit dem Unterrichte des Vaters nicht entwenden darf. Ich meine, daß

sey wohl eben so gut, als von Einem Sofa zum andern taumeln."

Eugen hatte nunmehr sein zwanzigstes, Woldemar sein achtzehntes Jahr erreicht, als ihr Vater starb, und seine Familie, wo nicht in Dürftigkeit, doch in sehr beschränkten Glücksumständen hinterließ. Die kleine Pension, deren er genossen, wurde nun eingezogen, und die Einkünfte des Gutes reichten nicht hin, um der Mutter mit zwey Söhnen ein anständiges Auskommen zu verschaffen. Es wurde beschlossen, daß Eugen der Landwirthschaft vorstehen, für Woldemar hingegen ein anderes Unterkommen gesucht werden sollte. Auf Verwendung seines Oheims, der bey Hofe etwas galt, nahm ihn der Fürst zum Pagen auf. Er war noch nie in die große Welt gekommen, das machte ihn anfangs schüchtern, und diese Blödigkeit, welche zu überwinden ihn fast ein ganzes Jahr kostete, galt Vielen für Dummheit, darum blieb er unbemerkt.

Es war eine trübe Zeit am Hofe, in der er seinen Dienst antrat. Das Alter hatte den Fürsten immer härter und argwöhnischer gemacht.

Er traute Niemanden mehr, auch nicht einmahl seinen Kindern. Nur der stolze Graf Hohenberg hatte sich seiner so ganz bemächtigt, daß, ohne diesen Günstling nichts geschah, durch ihn Alles. Jedermann empörte der Uebermuth, den er selbst gegen die fürstliche Familie bewies. Am meisten litt der Erbprinz, ein junger, liebenswürdiger Mann, dem alle Herzen anhingen. Aber eben darum haßte ihn der Vater, denn er sah in ihm nur einen, vom Volke ersehnten, Nachfolger, der vielleicht gar auf seinen Tod mit Verlangen warte. Des Prinzen kindliches Betragen konnte ihn nicht entwaffnen, er hielt es für Heuchelei. Der Günstling schürte den väterlichen Argwohn, legte die unbedeutendsten Handlungen des Prinzen gehässig aus, und hürdete oft ihm Dinge auf, an die er nicht gedacht hatte, über die er sich nicht einmahl rechtfertigen konnte, weil er die Verleumdungen selten erfuhr. Nur das wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und keinen unbemerkten Schritt thun konnte.

Die Einflüsterungen des Grafen erstickten nach und nach jede väterliche Regung in des Für-

sten Brust, und schon ging er, seit einiger Zeit, mit dem Gedanken schwanger, den Prinzen ganz vom Hofe zu entfernen, um ihn, vielleicht gar im Kerker, der Liebe des Volks zu entrücken.

Woldemar wußte natürlich von dem allen nichts; aber auch er liebte den jungen Fürsten, von dem er so viel Gutes sah und hörte, ja seine Neigung für ihn stieg bis zu einer Art von Schwärmerey, da der Prinz bey mehreren Gelegenheiten recht freundlich gegen ihn war.

Um diese Zeit begab es sich, daß er eines Morgens in einem Lustwäldchen spazieren ging, welches an die Hauptstadt grenzte. Plötzlich hörte er das Rasseln eines Wagens hinter sich und vernahm ein Gekreisch. Er wandte sich und siehe, da rannten zwey muthige, vor einem halben Wagen gespannte Hengste in vollem Galopp auf ihn zu. Der Kutscher war vom Bocke gefallen, ein Bedienter keuchte hinter her. Ein junges, schönes Mädchen im Morgenkleide saß in dem Wagen leichenblaß und schrie um Hülfe; die Pferde hatten sich in die Stränge verwickelt, das machte sie immer wilder. Sie schnaubten

und schlugen die Funken aus den Kieseln, und hatten sich bereits dem Graben rechter Hand so sehr genähert, daß man jeden Augenblick den Sturz des Wagens erwarten mußte.

Da stellte sich Woldemar muthig in den Weg, fiel den Rossen in die Zügel, in die Mähnen, ließ sich eine Strecke weit schleifen, brachte sie aber glücklich zum Stehen, denn seines Vaters Kutscher hatte ihm gelehrt, wie man bey solchen Gelegenheiten rasch zugreifen und nur die Besonnenheit nicht verlieren müsse.

Der Wagen stand. Das schöne blasse Mädchen konnte nicht reden, mußte zuvor durch einen Thränenstrom ihre beklemmte Brust erleichtern. Woldemar sagte kein Wort, und während die Hengste, durch seine Faust gebändigt, stampften und schnaubten, hing er mit starrem Blick an die Engelsgestalt, die auf Einmahl, er wußte nicht wie ihm geschah — in sein Herz einzog. Er würde gern den ganzen Tag die Pferde gehalten haben, wenn das liebliche Mädchen nur immer stumm fortgeweint hätte; allein sie erhohlte sich und dankte ihm mit unaussprechlic

Freundlichkeit. Er stotterte einige unvernehmliche Worte. Jetzt keuchte auch der Bediente athemlos herbey und meldete, der Kutscher sey von dem Falle so betäubt, daß er unmöglich die gnädige Gräfinn nach Hause fahren könne.

Emilie von Hohenberg — sie war die einzige Tochter des Günstlings — wollte aussteigen, und den ziemlich weiten Weg zu Fuße machen, obgleich sie, erst kürzlich von einer Krankheit genesen, zu einem solchen Spaziergange noch keine Kräfte hatte. Da faßte Woldemar sich ein Herz und bath um Erlaubniß, ihr als Kutscher zu dienen; er stehe mit seinem Leben dafür, daß er sie glücklich heimbringen werde.

Die Zuversicht, mit welcher der kräftige Jüngling sprach, und der Beweis, den er so eben von Stärke abgelegt, gaben der jungen Gräfinn den Muth, sich ihm anzuvertrauen. Er ließ die Pferde sich von dem Bedienten halten, bis er sich auf den Bock geschwungen und die Zügel gefaßt; dann wandte er behende den Wagen, fuhr gleichsam im Triumph mit der schönen Emilie

davon, und lenkte in der Stadt so geschickt um jede Ecke, und wich so geschickt jedem Karren aus, als ob er von Jugend auf zum Kutscher erzogen worden wäre. Auf allen Straßen standen die Leute still, als sie einen fürstlichen Pagen auf dem Bocke erblickten, von allen Seiten hörte man Töne der Verwunderung; aber ihn irrte nichts, und er hielt nicht eher; bis er mit einem Prr! vor dem Pallaste des Grafen die wilden Rosse gleichsam bannte. Der Schweizer stürzte heraus. Woldemar sprang vom Bocke und ließ ihn die Pferde halten, um der jungen Gräfinn aus dem Wagen zu helfen. Kaum hatte sie, auf seinen Armen gestützt, den Boden berührt und wollte ihm noch einmahl danken, da war er verschwunden. Ihr Auge suchte ihn vergebens unter dem Volke, das sich gaffend um den Wagen gesammelt hatte. Er ging fröhlich heim, bey sich selber murmelnd: „Es war doch gut, daß ich bey unserm Kutscher Thomas das Fahren ein wenig lernte."

Auf Emilien, die jetzt im sechzehnten Jahre wie eine Rosenknospe blühte, hatten des Jünglings Erscheinung, sein Muth, seine Stärke,

seine Bescheidenheit, tiefen Eindruck gemacht. Sie konnte kaum erwarten, daß ihr Vater nach Hause kam, und mit der feurigsten Beredsamkeit ihm Woldemars Heldenthat zu schildern. Der kalte Höfling, der nur sich selbst, und nicht einmahl seine schöne einzige Tochter liebte, hörte ohne Bewegung, in welcher Gefahr sie geschwebt, lobte jedoch kühl des Pagen Benehmen und meinte, er müsse dafür belohnt werden.

„Nicht wahr, lieber Vater, eine Lieutenantsstelle bey der Garde?" sagte Emilie bittend.

„Warum nicht gar," antwortete der finstre Graf; „der junge Mensch ist kaum ein Jahr am Hofe, aus einer Familie, die keineswegs in Gnaden steht, und obendrein ein armer Teufel. Ich werde ihm 25 Louisd'or zustellen lassen, das ist für einen Pagen eine ungeheure Summe, und er wird sich dadurch für den Dienst, den er das Glück gehabt, der Tochter des Grafen von Hohenberg zu erweisen, reichlich vergolten glauben."

Emiliens zartes Gemüth empörte sich gegen eine solche Belohnung, aber sie durfte nicht wi-

versprechen, und mit Mühe erhielt sie nur so viel, daß ihrem Retter das Geld nicht durch den Haushofmeister gebracht werden sollte, sondern daß sie selbst es ihm einhändigen dürfte. Sie hoffte das mit einer Art zu thun, die des Jünglings Zartgefühl schonen würde.

Dem zufolge empfing Woldemar am andern Morgen eine Einladung, im Pallaste des Grafen zu erscheinen. Mit klopfendem Herzen ging er hin und wurde in Emiliens Zimmer geführt. Sie selbst war noch nicht gegenwärtig, ihr Vater hatte sie rufen lassen. Er blieb fast eine Viertelstunde allein, doch Langeweile konnte ihn nicht beschleichen. Ein altes Sprichwort behauptet: nenne mir deine Freunde' und ich will dir sagen, was an dir ist. Eben so wahr möchte es heißen: laß mich deine leblosen Umgebungen sehen, und ich will dich daraus erkennen. Besonders gilt das von Frauenzimmern. Wenn ihre Stühle voller Kleidungsstücke vom gestrigen Tage liegen, ausgerissene Haarwickel auf dem Fußboden sich herumtreiben, in jedem Winkel ein ausgetretener Schuh sich zeigt, u. s. w., so ist wenigstens zu wetten, daß der Bewohnerinn man-

cher Liebreiz, wo nicht des Körpers, doch der Seele mangelt. Bey Emilien war es anders. Eine sittsame Reinlichkeit, eine bescheidene Eleganz schmückten ihre Wohnung. Eine Harfe stand in der Ecke, ein Stickrahmen unter dem Fenster. Auf dem Rahmen lag ein halb zerrissener Brief, auf dessen eine Hälfte Seide gewickelt worden; die Andere, die Woldemar flüchtig zu durchlaufen seinen Augen nicht wehren konnte, enthielt eine Danksagung für Wohltaten einer armen Familie erzeigt. Auch einige Bücher auf dem Tische reizten seine Neubegier. Er fand Bouilly's Contes à ma fille, Schillers Wallenstein und Garve's Uebersetzung von Cicero's Buch von den Pflichten. In dem leztern lag ein grünes Bändchen als Zeichen, und Woldemar machte sich zum Ersten Maale in seinem Leben eines Diebstahls schuldig, indem er mit zitternder Hand dieses Bändchen herauszog und es in seinem Busen verbarg.

Kaum hatte er den Raub in Sicherheit gebracht, als Emilie hereintrat, noch unendlich schöner als gestern, wo Angst und Schrecken ihr die Farbe raubten. Heute hingegen waren ihre

Wangen mit Rosen übergossen; eine holde Verwirrung gab ihr neuen Liebreiz, denn sie wußte nicht, wie sie es einleiten sollte, das Geschenk ihres Vaters ihm annehmlich zu machen. Er theilte diese Verwirrung; denn er dachte an das grüne, gestohlne Bändchen, von dem er, als er die Augen niederschlug, zu seinem großen Schrecken, noch einen halben Zoll aus der Weste hervorragen sah. Emilie fühlte, daß es an ihr sey, die peinliche Pause zu unterbrechen.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen," hub sie mit süßer, doch unsicherer Stimme an, „um Ihnen nochmahls für meine Rettung zu danken."

Woldemar bückte sich und schwieg. Es liefen ihm eine Menge Redensarten durch den Kopf, die er hätte sagen können, allein er wußte nicht, welche die rechte sey, und sagte also lieber nichts. Emilie fuhr stockend fort: „Was mich betrifft, so fühle ich wohl, daß ein solcher Dienst nur dadurch vergolten werden kann, daß man sich seiner Zeitlebens mit warmer Dankbarkeit erinnert, und das werde ich, gewiß das werde ich!"

Eine zweyte stumme Verbeugung, war die Antwort, bey der es Woldemar jedoch wagte, die Augen aufzuschlagen, in die seine ganze Seele sich geiagert hatte.

„Aber mein Vater," so sprach Emilie weiter, und man spürte deutlich, daß eine gewiße Beklemmung ihre Zunge hemmte, „mein Vater hat geglaubt, seinen Dank noch auf eine andere Weise ausdrücken zu müssen. In Ihrem Stande, in Ihrem Alter, so meint mein Vater, sehne man sich oft nach Vergnügungen, die nur Wohlhabenheit gewähren kann. Der Fürst bezahlte seine Diener etwas karg. Meinem Vater ist der Gedanke peinlich, daß der Retter seiner Tochter an irgend etwas Mangel leiden könnte, darum bittet er, ihm zu vergönnen, daß er für die große Freude, die Sie ihm gemacht, zu Ihren kleinen Freuden etwas beytragen dürfe."

Mit sichtbarer Anstrengung hatte sie diese Rede vollendet, allein das Schwerste war noch übrig, die Gabe ihm selbst einzuhändigen. Sie zog bey den letzten Worten, einen, von dunkelbrauner Seide und Silberfaden zierlich gestrick-

ten Beutel hervor, doch ihre Hand zuckte, nicht um die Welt hätte sie den Beutel ihm reichen können. Sobald Woldemar ihn erblickte, und ihre Absicht errieth, überzog eine Glut seine Wangen, seine Stirn, und ein edler Unwille sprühte aus seinem Auge. „Um Gotteswillen," stammelte er, „lassen Sie mich nicht so tief fühlen, wie wenig ich für Sie gethan habe. Bin ich denn nicht schon reich belohnt durch den herzerhebenden Gedanken, das liebenswürdigste Wesen in der ganzen Natur aus einer Gefahr befreyt zu haben? und vergilt mir denn nicht schon dieser Augenblick, in dem ich Sie sehen, zu Ihnen sprechen darf? — Wohlan, gnädige Gräfinn, wenn Sie Ihre Güte vollenden wollen, so gewähren Sie mir Verzeihung für ein kühnes Bekenntniß" —

Er hielt inne und Emilie erschrack. Ein kühnes Bekenntniß? was konnt' er damit meinen!

„Während der wenigen Minuten," fuhr Woldemar schüchtern fort: „die ich allein in Ihrem Zimmer verweilte, hab' ich einen Raub an Ihnen

begangen. Verwandeln Sie diesen Raub in ein Geschenk, und Sie entlassen einen Glücklichen."

Kaum wagte Emilie ein fragendes Auge auf ihn zu richten. Er zog das grüne Bändchen hervor und deutete auf das Buch. Emilie erhohlte sich und lächelte. „Meine alte Gouvernante hat das Band da hinein gelegt," sagte sie, „doch wenn eine solche Kleinigkeit Werth für Sie haben könnte, so würden Sie den Beutel nicht verschmähen, den ich selber strickte." Sie sah bey diesen Worten in ihre flache Hand, auf der der Beutel ruhte.

Hastig streckte Woldemar die seinige aus, ließ das Band fallen und ergriff den Beutel. „Sie machen mich plötzlich reich," sagte er mit dem innigsten Gefühl; „doch soll ich mit der Hoffnung mir schmeicheln dürfen, Ihre Achtung zu gewinnen, so erlauben Sie mir von diesem köstlichen Geschenk Alles zu trennen, was ihm fremd ist, und in meinen Augen, meinem Herzen dessen Werth vereingern könnte. Gewähren Sie mir den hohen Genuß, wenigstens Einmahl in meinem Leben an Ihrer Wohlthätigkeit Theil

nehmen zu dürfen. Ich muß meine ganze Kühnheit bekennen: auch jenen zerrissenen Brief auf Ihrem Stickrahmen habe ich gelesen. Erlauben Sie mir, die arme Familie, die Sie Ihres Mitleids werth fanden, in Ihrem Nahmen noch einmahl zu beschenken." Bey diesen Worten schüttelte er die Goldstücke auf den Brief, drückte dann den Beutel an sein Herz und seine Augen wurden feucht.

Auch in Emiliens schönem Auge schwamm eine Thräne. Woldemar sah es. Er konnte nicht mehr sprechen; sie auch nicht. Er verbeugte sich und wollte gehen. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, er drückte sie heftig an seine Lippen und stürzte hinaus.

Ein neues Leben war in ihm erwacht. Der Beutel wurde für ihn zum Talisman, der vor Allem Bösen ihn bewahrte, und mit Allen seinen Maschen, gleichsam als mit tausend Augen, beständig in sein Herz schaute. Edle Liebe schützt am sichersten eines Jünglings Reinheit. Woldemars vormahliger, oft kecker Muthwille verwandelte sich in sanfte Munterkeit. Daß er liebte,

wußte er selbst nicht recht, er wußte nur, daß ihm wohl war, wenn er Emilien sah.

Das geschah jetzt öfter, denn als sie ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, wurde sie zum Erstenmahle bey Hofe präsentirt. Der Page stand hinter der Fürstinn, als die Oberhofmeisterinn ihr die reich geschmückte junge Gräfinn vorstellte, die, mit Diamanten bedeckt, doch minder reizend schien, als in dem leichten Morgenkleide, in dem sie ihm stets vor Augen schwebte. Sie wurde zur Tafel gezogen und saß der Fürstinn gegenüber. Woldemar hätte sie so gern bedient, allein er durfte nicht von dem Sessel der Fürstinn weichen, die doch an diesem Abend manches zweymahl fordern mußte, weil ihr Page in Emiliens Anschauung sich oft vergaß.

Auch die schöne junge Gräfinn hatte ihn, gleich beym Eintritt in den Saal, bemerkt, und freundlich gegrüßt, worüber ihr Vater am andern Morgen ihr bittere Vorwürfe machte. Einen Pagen grüßen! ein Mädchen dieses Alters und Ranges, das zum Erstenmahle bey Hofe erschien! hat man je dergleichen gesehen!

„Ach lieber Vater, ich bin ihm doch fürwahr großen Dank schuldig! wie könnt' ich Stolz gegen ihn äußern?"

„Ich denke," sagte der hochmüthige Günstling, „für den kleinen Dienst, den er dir erwiesen, ist er reich bezahlt worden. Ich begehre ja auch nicht von dir, daß du ihn mit Stolz behandeln sollst, ich will, daß du ihn gar nicht bemerkest; ich will, daß du dir die Kunst zu eigen machest, Leute zu übersehen, mit welchen sich zu unterhalten lästig oder unschicklich seyn würde."

Aber Emilie lernte diese Hofkunst nicht, nur beobachtete sie sich genauer in ihres Vaters Gegenwart, wußte jedoch immer einen Augenblick zu stehlen, in dem sie ihren Pagen, wenigstens durch einen Wink, freundlich grüßte, und es wurde ihr um so leichter den bequemsten Augenblick zu wählen, da sie sicher seyn konnte, Woldemars Augen stets auf sie geheftet zu finden. Er erwiederte solche Winke jedesmahl durch eine ehrerbiethige, halb verstohlne Verbeugung, und diese stillen Unterhaltungen währten wohl ein ganzes Jahr. Nie

wurde ein lautes Wörtchen zwischen ihnen gewechselt.

Nun trug sich eine Begebenheit zu, welche, dem Pagen nicht unrühmlich, ihn auf vier und zwanzig Stunden zum Gespräch des ganzen Hofes machte. Es waren nähmlich, einige Meilen von der Hauptstadt, acht fast verhungerte Menschen in einem Boote gelandet, und bettelnd in ein Dorf gekommen, wo Niemand ihre Sprache verstand. Der Gerichtshalter des Dorfes schickte die Fremdlinge in die Residenz, wo gleich am Thore Tausend neugierige Pflastertreter sie umringten und bis zu der Hauptwache begleiteten. Doch unter den Tausenden war nicht Einer, der ihre lauderwälsche Mundart jemahls vernommen hatte. Der wachhabende Officier meldete den Vorfall dem Fürsten, der die Leute in einen großen Saal kommen ließ, ihre fremde Tracht, ihr gelbes Haar betrachtete, sie unter sich sprechen hörte, und wünschte, daß doch irgend Jemand an seinem Hofe sie verstehen möchte. In diesem Augenblicke trat Woldemar herein, und kaum hatte er einige Worte aus dem Munde der Fremdlinge vernommen, so redete er sie auf Esthnisch

an. Die armen Leute waren entzückt, ihre Muttersprache zu hören; sie drängten sich zu ihm, sie umfaßten, nach ihrer Landessitte, seine Knie und erzählten, daß sie von der Insel Oesel auf Fischerey ausgegangen, durch einen Sturm in die hohe See verschlagen, eine ganze Woche herumgetrieben worden, und in immerwährender Gefahr geschwebt, durch Hunger oder in den Wellen umzukommen.

Woldemar wurde nun ihr Dollmetscher und stellte ihre ausgestandene Noth dem Fürsten so beweglich vor, daß dieser auf der Stelle befahl, sie einige Tage gut zu bewirthen, und dann, mit hinlänglichem Reisegeld versehen, sie in ihr Vaterland zurück zu senden. Er bemerkte bey dieser Gelegenheit zum ersten Mahle seinen Pagen, der ihm erklären mußte, wie er zu der Kenntniß der ehstnischen Sprache gelangt. Der Erbprinz klopfte ihn freundlich auf die Schulter, und sagte: bravo, mein lieber Fels!

Woldemar empfand eine herzliche Freude über diesen Zufall, ohne zu ahnden, welche wichtige Folgen er noch nach sich ziehen würde. Er

besuchte die Insulaner täglich, so lange sie in der Hauptstadt ihre Kräfte zu der weiten Fußreise sammelten; er sorgte dafür, daß ihnen alles gereicht wurde, was der Fürst befehlen, und unterrichtete sie, welchen Weg sie zu nehmen hätten; ja, er ließ auch seine alte Amme nach der Stadt kommen, damit sie einmahl unter ihren Landsleuten sich letzen und diese hinwiederum in der Fremde einer Bekanntinn sich erfreuen möchten. Dafür segnete sie am Abend vor ihrer Abreise den jungen wackern Herrn, und er riß sich gerührt von ihnen los.

Es war schon dunkel, als er langsam und über das Abentheuer nachsinnend, nach dem Schlosse zurückkehrte. Da begegnete ihm ein verschleyertes Frauenzimmer, das ihn schüchtern fragte: ob er der Baron Felß sey? — er stutzte und bejahte es. „So folgen Sie mir geschwind zu meiner Gebieterinn, die etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu sprechen hat."

„Wer ist deine Gebieterinn?"

„Die junge Gräfinn Hohenberg."

Erschrocken verstummte Waldemar bey diesen Worten und folgte dem Mädchen schweigend. Aber was in seiner Seele vorging, war ein seltsames Gemisch von freudig-ängstlicher Erwartung und einer Art von Unzufriedenheit mit dem Schritte, den Emilie, sein hohes Ideal der Sittsamkeit, sich erlaubte. Das Mädchen führte ihn in eine enge Strafe, an welche die hintere Seite des grüslichen Pallastes lief, schloß ein Pförtchen auf und zog ihn eine dunkle Wendeltreppe hinauf bis an eine Thür, vor welcher ein düstres Lämpchen brannte. Hier klopfte sie drey Mahl leise, und die Thür that sich auf; Emilie selbst hatte sie geöffnet. Sie war so bleich als damahls, da die wilden Rosse mit ihr durchgingen. Sie winkte den Pagen zu sich herein, dem Mädchen befahl sie, vor der Thür zu wachen.

Der Jüngling, dem die ganze Begebenheit ein Traum dunkte, gewann kaum so viel Fassung, sie zu begrüßen.

„Sie werden erstaunen, Herr von Fels,“ hub sie leise an, „daß ich um diese Zeit und auf

eine so ungewöhnliche Weise Sie zu mir eingeladen; der Schritt, den ich thue, ist bloß eine Folge des Vertrauens, welches Sie mir eingeflößt haben. Ich thue ihn, weil ich kein anderes Mittel weiß, um unsern vortrefflichen Erbprinzen zu retten. Mein Vater war diesen Nachmittag bey mir. Ich mußte ihm, wie ich oft zu thun pflege, auf der Harfe vorspielen. Während dieser Unterhaltung wurde ihm ein Officier gemeldet, der mit Depeschen als Courier aus unserer Festung Krammburg kam. Er ließ ihn in mein Cabinet rufen, las dort einen Brief, und unterhielt sich dann lange, bald flüsternd, bald ziemlich laut, mit dem Ueberbringer. Ich phantasirte im Nebenzimmer auf meiner Harfe; auf mich gab man nicht Acht, so wenig als ich anfangs auf das Gespräch. Doch als ich einige Mahl den Nahmen des Prinzen nennen hörte, wurde ich aufmerksam, und ob es mir gleich unmöglich war, den Zusammenhang des Gesprächs zu fassen, so vernahm ich doch genug, um zu errathen, daß diesem liebenswürdigen Fürsten eine große Gefahr drohe. Als mein Vater den Officier beurlaubte, sagte er ihm noch ein Mahl: morgen früh Punct fünf Uhr. Er blieb

noch eine Weile bey mir, ließ mich spielen, war aber sehr zerstreut, und verließ mich endlich mit düsterer Stirn. Als er fort war, fand ich in meinem Cabinette den Brief, den er nachläßig auf mein Fortepiano geworfen, vermuthlich weil er wußte, daß Niemand ihn lesen könne, denn er ist in Ziffern geschrieben. Ich hielt das Unglückspapier zitternd in meiner Hand, und mich quälte der heftige Wunsch, es unserm wackern Prinzen in die Hände zu spielen — aber wie? — welchen meiner Leute sollte ich mich vertrauen? und welcher würde, ohne Aufsehen, bis zu ihm gedrungen seyn? — Plötzlich fielen Sie mir ein. Baron Fels, dachte ich, kann zu jeder Stunde sich ihm nahen; er ist ein zuverläßiger junger Mann, und wird weder den Prinzen noch mich verrathen. Jetzt wissen Sie Alles. Hier ist der Brief. Eilen Sie nach Hofe, und täuschen Sie mein herzliches Vertrauen nicht."

Sie sprach die letzten Worte süß bittend, und reichte ihm das Papier. Er stürzte zu ihren Füßen, er betheuerte, noch nie habe er diesen Muth, diesen Stolz empfunden; er drückte zum zweyten Mahle ihre schöne Hand an seine Lippen,

er fühlte einen Druck, und fast betäubt verließ er sich.

Es wurde ihm nicht schwer, den Prinzen sogleich aufzufinden, der um diese Zeit in seiner Bibliothek zu lesen pflegte. Er erzählte hastig, was ihm so eben begegnet, lieferte den Brief in des Prinzen Hände, und schwur zugleich mit jugendlichem Feuer, ihn nicht zu verlassen, im Nothfall sein Blut für ihn zu verspritzen. Der Prinz drückte ihm schweigend die Hand, warf einen Blick auf den Brief und ging einige Mahl auf und nieder. Dann hub er an: „Ich habe längst etwas dergleichen erwartet. Die unselige Spannung zwischen mir und meinem Vater, die den eigennützigen Ohrenbläsern täglich höher getrieben wurde, mußte endlich eine für mich traurige Catastrophe herbey führen. Ein Unglück steht mir bevor, aber welches? Der Brief ist in Ziffern geschrieben; ich kann ihn nicht lesen, und unter den wenigen Vertrauten, die ich besitze, ist keiner, der die Kunst zu deschiffriren versteht; ich weiß also nicht einmahl, worauf ich mich vorzubereiten habe.“

„Wenn Ew. Durchlaucht mir erlauben wollten," sagte Woldemar hastig, „ich verstehe zu deschiffriren."

„Ist möglich!" rief der Prinz, „geschwind setzen Sie sich."

Woldemar setzte sich und brachte im Kurzen Folgendes heraus: der Brief war von dem Commandanten von Krammburg geschrieben. Er meldete darin dem Grafen, daß er, seinen Befehlen gemäß, die Zimmer für den Prinzen so eingerichtet habe, daß durchaus Niemand zu ihm gelangen könne, und nun erwarte er den hohen Gefangenen, für den er mit seinem Kopf hafte.

Ein Laut des Unwillens entfuhr dem Prinzen, doch erlaubte er sich keine Klage, kein böses Wort gegen seinen Vater. Düster schweigend ging er auf und nieder. „Mein Prinz," hub endlich Woldemar an, „Sie haben keine Zeit zu verlieren. Morgen früh Punct fünf Uhr: das waren des Grafen letzte Worte zu dem Officier, der die Depesche brachte. So eben hat die Schloßuhr neun geschlagen. Uns bleiben vier bis fünf

Stunden, um ihre Flucht vorzubereiten. Fliehen Sie, um Gotteswillen! Sie wagen sonst Ihre Freyheit auf viele Jahre, vielleicht gar Ihr Leben!"

Der Prinz blieb vor ihm stehen und sah ihn eine Weile nachdenkend an. „Sie haben Recht," sagte er, „hier wäre mein kindlicher Gehorsam zu weit getrieben; meine Flucht erspart meinem Vater eine Uebereilung — aber die Zeit ist kurz — ach zu kurz!"

„Nicht doch, mein Prinz!" rief Woldemar, „nennen Sie mir nur einige Personen, auf die Sie sich verlassen können."

„Ich habe Niemanden, als meinen Kammerdiener, meinen Stallmeister, und — (fügte er mit Rührung hinzu) und Sie, mein lieber Felix!"

Woldemar ergriff seine Hand und drückte sie mit beyden Händen an seine Brust. „Wenn die Männer, die Sie mir genannt haben, Ihnen so treu ergeben sind als ich, so sind Sie gerettet.

Spätestens um zwey Uhr nach Mitternacht halten Sie sich bereit."

Mit diesen Worten eilte er hinaus, suchte den Stallmeister, suchte den Kammerdiener, fand beyde willig, jede Gefahr mit ihrem guten Herrn zu theilen, berieth sich mit beyden über die Mittel zur Flucht, traf alle nöthigen Veranstaltungen, und sagte oft bey sich selbst: Es war doch gut, daß ich deschiffriren gelernt. Noch vor zwey Uhr hohlte er den Prinzen ab, der, in einen Soldatenmantel verhüllt, unbemerkt aus dem Schlosse schlich. Am Thore gab Woldemar vor, er müsse, auf Befehl des Fürsten, den Leibarzt hohlen, der in einem Garten in der Vorstadt wohnte. Draußen fand der Prinz den Stallmeister und den Kammerdiener, beyde zu Pferde, und auch für ihn und Woldemar standen zwey muntere Rosse bereit. Sie schwangen sich darauf und sprengten fort, der nächsten Grenze zu.

Als nun um fünf Uhr Morgens die Wache den Prinzen aufheben wollte, er vermißt wurde, und Lärm im Schlosse entstand, hatten die Flücht-

linge schon einen ziemlichen Vorsprung gewonnen. Aber nun ließ der tobende Fürst alle seine Husaren aufsitzen, und sandte sie truppweise auf alle Straßen, mit dem gemessenen Befehl, den entwichenen Sohn ihm lebendig oder todt zu liefern. Der Prinz und seine Begleiter hatten ihre Pferde so angestrengt, daß sie nach einigen Stunden ermüdeten und kaum mehr von der Stelle wollten.

„Haben wir nur erst den Wald erreicht," sagte der Stallmeister, „so lenken wir ab von der Straße und suchen im Gebüsch ein entlegenes Plätzchen, wo wir uns und die Pferde in Sicherheit erquicken, auch wohl den Einbruch der Nacht abwarten können." Aber bis zu diesem Walde war noch eine starke Meile, und die Pferde, die außer ihren Satteln noch wohlbepackte Mantelsäcke trugen, schleppten sich nur Schritt vor Schritt, oft strauchelnd vorwärts.

Sie befanden sich jetzt auf einer weiten Ebene, als sie plötzlich in der Ferne hinter sich Staubwolken aufsteigen sahen. Ihnen ahndete nichts Gutes. Vergebens warfen sie die Blicke ringsum

umher, um einen Schlupfwinkel zu erspähen. Der Staub wälzte sich immer näher — es war ein Detaschement von zehn Husaren — man sah bald ihre Säbel blinken.

„Freunde," sagte der Prinz, „wir können hier nicht ausweichen, aber bey Gott! ich werde nicht lebendig in ihre Hände fallen. Das Schicksal, welches mir bevorstünde, wäre härter als der Tod. Rettet Euch, wenn Ihr könnt! laßt mich hier allein, nur mich suchen sie, und wenn sie mich erblicken, so werden sie Euch nicht weiter verfolgen." Mit diesen Worten wandte er sein Pferd, und zog seine Pistolen aus den Halftern. Keiner wollte ihn verlassen, Alle wandten ihre Rosse gegen den Feind, Alle zogen ihre Pistolen und bereiteten sich zu einer blutigen Gegenwehr.

Das Detaschement sprengte heran. Als der Officier an dessen Spitze den Prinzen in dieser Verfassung sah, gebot er Halt! näherte sich ehrerbiethig, machte ihm seine Ordre bekannt, und bath ihn flehentlich, da er übermannt sey, nicht unnüßer Weise sein Leben in Gefahr zu setzen. Der Prinz achtete seine Bitten nicht, sondern

befahl ihm stolz, zurück zu weichen, und ihn ungehindert seine Straße ziehen zu lassen. „Erinnern Sie sich," rief er ihm zu, „daß ich einst Ihr Fürst seyn werde."

„Dann werde ich Ihnen dienen," antwortete der Officier, „eben so treu, als ich jetzt Ihrem Vater diene. Zum letzten Mahl, ergeben Sie sich!"

Als nun der Prinz bestimmt erklärte, nur seines Leichnams könne er habhaft werden, da gab der Officier Befehl zum Angriff. Der Prinz und seine Begleiter lösten ihre Pistolen, verwundeten aber nur zwey Husaren. Der Officier ließ nicht schießen, sondern attakirte sie mit dem Säbel in der Faust, weil er sie durchaus lebendig fangen wollte. Sie hatten rasch auch die ihrigen gezogen, und wehrten sich verzweifelt. Aber schon war der Stallmeister im Kopfe, der Prinz im Arme verwundet, und die Gefangenschaft im nächsten Augenblicke schien unvermeidlich — siehe, da zogen eben die acht Ehstländer ihres Weges daher. Kaum erblickte sie Woldemar, als er in

ehstnischer Sprache ihnen zurief: Zu Hülfe, meine Freunde! zu Hülfe!"

Diese Stimme, die von den dankbaren Ehsten sogleich erkannt wurde, feuerte sie plötzlich zum Kampfe an. Mit aufgehobenen Knütteln stürzten sie von hinten auf die Husaren, die sich eines solchen Ueberfalls nicht versahen, warfen Einige von ihren Pferden, lähmten Andern durch ihre kräftigen Streiche die Arme, während der Prinz und seine Gefährten, durch diesen Beystand neu ermuthigt, mit der Stärke der Verzweiflung auf sie einhieben. In wenigen Minuten war der Kampf entschieden. Zwey der Husaren entrannen; die übrigen, zwar Alle nur leicht verwundet, konnten den Kampfplatz nicht verlassen, und mußten knirschend sehen, wie die Geretteten von ihrer fremden Leibwache begleitet, langsam dem Walde zuzogen. Es war doch gut, sagte Woldemar, daß ich Ehstnisch von meiner Amme lernte.

Indessen war die Gefahr noch nicht vorüber, und verdoppelte sich sogar durch die Wunden des Prinzen und des Stallmeisters, die ih-

nen kaum vergönnten, sich noch auf den Pferden zu halten. Der letztere, ein ehrlicher alter Mann, wollte zurück bleiben, sich selber ausliefern, um die Flucht seines guten Herrn nicht zu verzögern; allein der Prinz bestand darauf, sein Schicksal zu theilen. Er erinnerte sich einer Försterswitwe, deren Mann vormahls bey Hofe als Büchsenspanner gedient, und nachher, auf sein Vorwort, zu einer einträglichen Stelle befördert worden, dessen Kind er aus der Taufe gehoben. Der Mann war vor Kurzem gestorben, das hatte der Prinz zufällig erfahren, allein vermuthlich lebte die Witwe noch in der Försterswohnung, die in einem abgelegenen Theile des Waldes befindlich war. Der Prinz hatte ein paarmahl dort gejagt, und hoffte den Weg dahin wohl noch wieder zu finden, wenn nur die lechzenden Pferde nicht umfielen, oder seine und des Stallmeisters blutende Wunden so lange unverbunden bleiben konnten.

Für beydes wußte Woldemar Rath. Als sie den Wald erreicht und von den wackern Ehsten sich getrennt hatten, bogen sie ins Dickigt einige hundert Schritte von der Landstraße, und lager-

ten sich unter alten Eichen. Der Page knete seinen Mantelsack und hohlte ein kleines chirurgisches Besteck, weiche Leinwand und Charpie heraus, während der Kammerdiener dem Prinzen den Ermel aufschnitt und den verwundeten Arm entblößte, der nun, zum größten Erstaunen der drey Zeugen, von Woldemar geschickt verbunden wurde; worauf dieser auch an dem Stallmeister seine Kunst übte.

Freylich hatte er weder Salben noch Pflaster bey sich, obschon er beym Einpacken wohl daran gedacht, daß dergleichen nöthig werden könnte; aber er getraute sich nicht, in der nahen Hofapotheke solche Mittel zu fordern, aus Furcht, Aufsehn zu erregen; dennoch versprach er dem Prinzen, wenn sie in der Försterswohnung einen sichern Aufenthalt für einige Tage fänden, ihn und seinen Begleiter wenigstens so weit herzustellen, daß sie, ohne Gefahr der Verschlimmerung ihrer Wunden die Grenze erreichen könnten. Für jetzt empfahl er ihnen Ruhe und führte unterdessen die Pferde an grasreiche Plätze, wo er sie abzäumte und weiden ließ.

Der erschöpfte junge Fürst entschlummerte sanft, und als er gegen Abend neugestärkt erwachte, fand er die gesättigten Rosse bereit, ihn und seine Gefährten weiter zu tragen.

Es war schon dunkel, als sie an der öden Försterswohnung anlangten, in welcher, außer der Witwe, ihrem Kinde, einer Magd und einem Jägerpurschen, (der zum Glück aber abwesend war) keine menschliche Seele hauste. Die arme Frau erkannte ihren gütigen Herrn augenblicklich und nahm ihn weinend auf. Freylich galten ihre Thränen mehr noch dem Verluste ihres Gatten, dessen Andenken seines Gönners Anblick erneuerte, als dem Unglück des jungen Fürsten; aber eben dieses Andenken rief auch die Wohlthaten des Prinzen lebhaft in ihr Gedächtniß zurück, und sie bot alle ihre Kräfte auf — leider reichten diese nicht weit, um sich dankbar zu beweisen. Aber aus jedem Winkel ihrer Hütte schaute die bitterste Armuth hervor, denn ihr verschwenderischer Mann hatte ihr nur Schulden hinterlassen. Die beste Stube im Hause räumte sie dem verehrten Gaste, ihr eigenes Bettzeug trug sie herbey; aber Einer Beschwerde konnte sie nur sehr unvollkom-

men abhelfen. Die beyden Fenster nähmlich, durch welche diese Stube ihr Licht empfing, hatten keine Scheiben, und ein rauher Herbstwind pfiff herein, dessen nachtheilige Wirkung für des Prinzen Gesundheit Woldemar mit Recht fürchtete. Zwar suchte die Witwe manchen alten Sack hervor, um die Oeffnungen zu verstopfen, allein der Wind verhöhnte ihre Bemühungen, und, während sie an der Einen Seite ihm den Eingang versperrte, bohrte er sich an der andern wieder ein Loch, und blies ihr spottend das Licht aus.

„Ach!" sagte sie entschuldigend: „mein seliger Mann wollte diese Stube wieder recht fein und gemächlich in Stand setzen, hatte auch schon, als er das letzte Mahl nach der Stadt ging, ein Paar große Glastafeln mitgebracht, die wohl hingereicht hätten, alle diese Scheiben auszubessern, aber lieber Gott! da stehn sie nun auf dem Boden. Er mußte gleich am andern Morgen sich zu Bett legen, und ist nicht wieder aufgestanden."

„Ihr habt Glastafeln im Hause?“ fragte Woldemar hastig, „o geschwind gebt sie her! ich will Euch die Fenster repariren.“

„Ey wenn der junge Herr das könnte“ — sagte die Frau und hohlte ihre Tafeln, während der Page bereits seinen Diamanten aus dem Mantelsacke hervor gesucht, und, ehe eine Stunde verging, prangten die Fenster mit lauter neuen Scheiben, die zwar statt des Kittes vor der Hand nur mit Brotteig verschmiert wurden, aber doch kein Lüftchen durchließen.

„Sie sind ein Tausendkünstler,“ sagte der Prinz.

„So nannte man mich schon als Knabe,“ erwiederte Woldemar lächelnd, empfahl ihm Ruhe und ging in den Stall, wo er bey den Pferden sich eine Streu machte, um gleichfalls einige Stunden des lang entbehrten Schlafes zu genießen. Schnell und sanft entschlummerte er, von dem Gedanken eingewiegt: es war doch gut, daß ich dem ehrlichen Glaser ein wenig in sein Handwerk pfuschte.

Mit der Morgenröthe stand er wieder auf, lauschte an des Prinzen Thür, guckte durch das Schlüsselloch, sah, daß er noch ruhig schlief und eilte in den Wald, um heilende Kräuter zu suchen. Zwar fand er nichts weiter als das Wollkraut (Verbascum) und die sogenannte Neumannskraft (Verbascum lichnoides), allein er wußte, daß beyde Pflanzen lindernde, erweichende, schmerzstillende Kräfte bergen, und daß dem gepülverten Kraute auch wildes Fleisch in den Wunden weicht. Zufrieden mit seinem Funde, eilte er wieder heim, segnete den alten Förster seines Vaters, der ihm die Heilkräfte so mancher Pflanze kennen gelehrt, und bereitete eine Salbe, mit der er seine Verwundeten beym Erwachen überraschte.

Sie that treffliche Dienste, und schon am andern Morgen hätte der Prinz ohne Gefahr seine Reise fortsetzen können; doch in dem Rathe, den er deshalb mit seinen Gefährten pflog, wurde für besser gehalten, noch einige Tage in diesem Schlupfwinkel zu verweilen, bis die überall herumstreichenden Verfolger die Flüchtlinge nicht mehr in dieser Gegend vermuthen würden. Aber

wo sollten sie die Nahrungsmittel herbekommen? — Das Wenige, was die Witwe im Hause hatte, war schon am ersten Abend verzehrt worden. Der Prinz gab ihr eine Hand voll Goldstücke und bath sie, in der Nachbarschaft irgend etwas einzukaufen, wovon sie einige Tage leben könnten, und zugleich mit Vorsicht Nachrichten einzuziehen, welche Folge seine Flucht veranlaßt habe.

Sie ging in ein Dorf, anderthalb Meilen von ihrer Wohnung entlegen. Die hungrigen Gäste erwarteten ihre Zurückkunft mit großem Verlangen. Es war schon dunkel, als sie erschien, einen Korb mit Eyern am Arme tragend und einen ziemlich wohlbeleibten Ochsen vor sich her treibend. Sie machte tausend Entschuldigungen, daß sie kein geschlachtetes Fleisch gebracht, welches man sogleich hätte in den Topf stecken können, aber ihre Kräfte reichten nicht hin, es zu tragen. Sie hätte freylich einen Burschen miethen können, allein das war gefährlich; folglich mußte sie wohl, wenn sie Proviant für mehrere Tage mitbringen wollte, ihre Zuflucht zu einem Ochsen nehmen, der auf eignen Beinen sich fortbewegte.

Für den ersten Hunger dienten die Eyer. Während diese fast verschlungen wurden, schlachtete sie den Ochsen, und nun begab sich Woldemar in die Küche, band eine reinliche Schürze vor, schickte sich an, der Kunst Ehre zu machen, die er seiner Mutter so oft abgelauert, und sagte zu sich selber: wie würde mein Bruder lachen, wenn er mich hier vor dem Herde stehen sähe. Er kochte Suppen, die wenigstens den hungrigen Gästen recht schmackhaft vorkamen.

Während dem Kochen fiel ihm ein, daß sie wohl noch öfter in dieselbe Verlegenheit gerathen könnten, und da der Ochse in den wenigen Tagen doch unmöglich aufzuzehren war, so wandte er flugs ein Viertel desselben an, um einige Suppentafeln daraus zu bereiten, die er trocknete und verwahrte.

Die Witwe hatte die untröstliche Nachricht mitgebracht, daß die Husaren auf allen Straßen herumschwärmten, und daß in allen Dörfern gedruckte Placate angeschlagen worden, die jeder Obrigkeit, und sogar jedem Bauer zur Pflicht machten, den flüchtigen Prinzen zu ergreifen,

wo er sich blicken ließe. Was war zu thun? — noch länger hier zu verweilen, schien nicht minder gefährlich, als die Flucht auf bekannten Straßen fortzusetzen; denn wie leicht konnten einige Husaren auch in diese Gegend sich verirren.

Des Försters Witwe erzählte ihnen, daß der Wald, da, wo er von der Landstraße durchschnitten werde, sich bald endige, hingegen seitwärts fast bis an die Grenze sich erstrecke. Wenn sie diesen Weg einschlagen wollten, so würden sie, am äußersten Ende des Waldes, nur noch ein einziges Dorf zu passiren haben, und eine kleine Meile weiter fänden sie dann den breiten Strom, der die Staaten des Fürsten von dem benachbarten Königreiche trennte.

Augenblicklich beschloß der Prinz, diesen fast ungebahnten Pfad zu wählen. Die Witwe selber zeigte ihm den schmalen Holzweg, und lief so lange neben den Pferden her, als ihre Kräfte es verstatteten. An einem Kreuzwege wiederhohlte sie nochmahls umständlich ihren Unterricht, küßte weinend die Hand des Prinzen, empfing eine reiche Vergeltung und verschwand.

Die Flüchtlinge ritten bey Mondenschein die ganze Nacht hindurch. Als es aber Tag geworden, und sie nun Alles genauer beobachten konnten, trafen die Kennzeichen nicht mehr zu, welche die wackere Frau ihnen angegeben, und mit Schrecken vergewisserten sie sich immer mehr und mehr, daß sie sich verirrt hatten.

Woldemar verlor die Geistesgegenwart nicht. Er hatte sich vor allen Dingen die Himmelsgegend gemerkt, nach welcher sie ihren Lauf richten mußten. Das Wetter war freylich sehr trübe, die Sonne in einen undurchsichtigen Schleyer verhüllt; allein, der als Knabe empfangenen Lehren eingedenk, untersuchte Woldemar die Rinde der Bäume, die an der Nordseite dem Kundigen eine fühlbare Rauhheit darbiethen. Mit Hülfe dieser Erfahrung warf er sich jetzt zum Geleitsmanne auf, und als die irrenden Ritter fast erschöpft gegen Abend einige Köhler antrafen, die von der Flucht des Prinzen noch nichts wußten, fand es sich, daß der Page sie ganz recht geleitet. Zwar waren sie während der Nacht sehr weit vom rechten Wege abgekommen, und daher jetzt noch immer vier starke Meilen vom Ende des Waldes

entfernt, weshalb sie die Hoffnung aufgeben mußten, es noch an diesem Tage zu erreichen, denn weder sie noch ihre Rosse waren im Stande, sich weiter fortzuschleppen; Menschen und Pferde lechzten nach Erquickung.

Die Köhler saßen eben um ein einladendes Feuer, hatten einen Kessel mit Wasser zum Kochen darüber gehängt, und reinigten einen Haufen Schwämme, die sie zum Abendbrot gesammelt hatten. Der Prinz, dem diese Speise auch selbst an der fürstlichen Tafel als Leckerbissen willkommen gewesen, lagerte sich um so begieriger zu den von Ruß geschwärzten Waldbewohnern, um an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen: und eben sollten die Schwämme in den Kessel geworfen werden, als Woldemar, sie zuvor betrachtend, plötzlich rief: „Um Gotteswillen! daß Niemand davon esse! sie sind giftig!“

Alle erschracken und schauderten vor der Gefahr, deren traurige Opfer sie, ohne des Pagen jugendlicher Lernbegier, geworden seyn würden. Man trug die Schwämme in einen nahen Sumpf. Aber nun war auch nichts weiter zu essen übrig,

als einige Stücke schwarzes Brot. Die Hungrigen sahen einander traurig an. Da zog der Page seine Suppentafeln aus der Tasche, warf sie in den Kessel, brockte das Brot dazu, und in wenigen Minuten wurde sämmtlichen Gästen eine kräftige Suppe aufgetischt, die sie mit hölzernen Löffeln begierig in sich schlürften. Dann lagerten sich die Flüchtlinge um das Feuer, und schlummerten sanft der Hoffnung entgegen, am andern Tage auf fremden Boden zu schlafen.

Als kaum die Sonne die Wipfel der Bäume erleuchtete, saßen sie schon wieder auf, und trabten, von den Köhlern aufs neue unterrichtet, ziemlich wohlgemuth durch den Wald. Dieser wurde gegen Abend immer lichter, und als die Sonne sich zum Untergang neigte, gelangten sie zu den letzten Bäumen, wo ein heftiger Sturmwind ihnen entgegen sauste, den sie, im Schuß des Waldes, kaum bemerkt hatten. Jetzt, auf einer großen Ebene, wüthete er so heftig, daß die müden Pferde kaum gegen ihn anstreben konnten. Das verrückte den Plan, noch an diesem Abend die sächsische Grenze zu betreten.

Zwar lag das letzte Dorf nun wirklich vor ihnen; allein von dort aus noch eine Meile im tiefen Sande, gegen den Sturmwind, den Pferden zuzumuthen, würde ein vergebliches Wagestück gewesen seyn. Die Reiter hielten also still, und beriethen sich, wo sie die Nacht zubringen sollten. Sich hinein in das Dorf zu wagen, schien sehr gefährlich; auch wollten sie gern auf jede Erquickung verzichten, und noch Einmahl unter freyem Himmel liegen, wenn nur die Pferde Futter fänden. Doch hier gab es keine Weide, ringsherum nur eingezäunte Felder.

In dieser Noth die Augen hin und her werfend, erblickte Woldemar in einiger Entfernung einen Bauer, der neben seinem, mit zwey Ochsen bespannten Pfluge stand und die Hände rang. Einer der Ochsen war umgefallen, um diesen schien der Bauer ängstlich bemüht, und dann wieder in Verzweiflung, daß er ihm nicht helfen konnte. Die Fremdlinge gewahrte er nicht, oder nahm in diesem Augenblicke keine Notiz von ihnen.

Woldemar schlich hinter die Hecke, ihm so nahe als möglich, und bemerkte sogleich, daß der

Ochse an einem Uebel litt, welches, ohne schleunige Hülfe, fast immer tödtlich ward. Er war nähmlich aufgeschwollen, vermuthlich von frischem Klee, den er im Uebermaß gefressen. Alsobald eilte Woldemar zurück, versprach dem Prinzen, ihm einen treuen Führer zu verschaffen, hohlte aus seinem Mantelsacke eine chirurgische Nadel, die ihm statt eines Trocar dienen sollte, und war in zwey Sprüngen bey dem Bauer, der sich eben bitterlich weinend auf seinen Pflug gesezt hatte.

„Euer Ochse ist in Gefahr zu sterben," redete er ihn an.

„Ach! er ist schon so gut als todt!" schluchzte der Bauer; „das ist der dritte, den ich auf diese Weise verliere; ich bin ein ruinirter Mann!"

„Wollt Ihr mir freye Hand lassen," fragte der Page, „so will ich ihn augenblicklich wieder herstellen."

„Ach, junger Herr! da würde Er mir eine große Wohlthat erzeigen! aber es ist vergebens! dagegen hilft nichts!“

Ohne sich weiter in Erklärungen einzulassen, senkte Woldemar seine Nadel, zum Schrecken und Erstaunen des Bauern, tief in die Seite des Ochsen, wie er solches in seiner Kindheit von dem geschickten Verwalter auf dem Gute seines Vaters oft gesehen hatte. Sogleich fand die verschlossene Luft einen Ausweg, der Ochse, der kaum noch athmen konnte, erhohlte sich nach und nach, und ehe eine Viertelstunde verging, stand er munter auf den Beinen.

„Ach mein lieber junger Herr!“ rief der Bauer, „wie kann ich Ihm das vergelten?“

„Ehrlicher Mann,“ sagte Woldemar, das könnt ihr auf der Stelle. Werdet Ihr die drey Reiter dort unter den Bäumen gewahr? das sind meine Gefährten, lauter wackere Männer, obgleich wir aus gewissen Ursachen uns verbergen müssen. Wir suchen ein Nachtlager und Futter für unsere Pferde. Werdet wollen wir gut be-

zahlen, wenn Ihr es so einrichten könnt, daß uns Niemand gewahr wird, und wir vor Tagesanbruch ungehindert an die Grenze kommen mögen."

Der Bauer stutzte, sah ihn lange schweigend an, und dann eben so lange nach der Gegend, wo die Reiter hielten. „Herr!" sagte er endlich: „Ich errathe, wer Sie sind. In allen Krügen, vor allen Gerichtsstuben sind gedruckte Zettel angeschlagen, die mir keinen Zweifel übrig lassen. Von allen Kanzeln ist es uns eingeschärft worden, ein wachsames Auge auf Sie zu haben, auch demjenigen eine große Belohnung verheißen, der Sie einfangen würde; aber von unserm Prinzen wird so viel Gutes geredet, und Sie, junger Herr, haben mir eben einen so wichtigen Dienst geleistet, daß ich ein Schurke seyn müßte, wenn ich Sie verrathen könnte. Seyn Sie ruhig. Es wird schon dunkel. Wir wollen warten, bis die Nacht vollends hereingebrochen, dann führe ich Sie in meine Hütte, die liegt einsam am Ende des Dorfes, da ist Niemand als meine alte Frau und meine todtkranke Schwiegermutter. Den Knecht hab' ich in das nächste Städtchen

geschickt, nach einem Wundarzt, der der Kranken zur Ader lassen soll. Kommt er auch in der Nacht zurück, so will ich Sie schon verstecken, daß Niemand Sie gewahr werde, und morgen mit dem frühesten mögen Sie in Gottes Nahmen weiter ziehen."

Mit dieser tröstlichen Zusicherung begab sich Woldemar zu dem Prinzen, der auf sein Wort es wagte, dem dankbaren Bauer zu folgen. Von Niemanden bemerkt, erreichten sie im Finstern dessen Hütte, wo seine alte Frau bey einer trüben Oehllampe hinter dem Spinnrade saß, und die Gäste eben so grämlich als neugierig empfing. Sie stand auf, setzte die Arme in die Seite, betrachtete Einen nach dem Andern vom Kopfe bis zu den Füßen, und murmelte allerley in den Bart, was den scheuen Flüchtlingen verdächtig vorkam. Der Mann, der die ungünstige Stimmung seiner Frau gleichfalls bemerkte, rief sie in die Kammer, und hatte dort ein sehr lebhaftes Gespräch mit ihr, von dem die Gäste manches erlauschten, was eben nicht geeignet war, sie zu beruhigen.

„Wir müssen gute Miene zum bösen Spiel machen," sagte Woldemar, „zeigen wir Aengstlichkeit, so verrathen wir uns nur noch mehr." Mit diesen Worten setzte er sich hinter das Spinnrad der Alten und fing lustig an zu spinnen. So übel auch dem Prinzen zu Muthe war, so mußte er doch bey diesem Anblick lachen. Aber sein Page ließ sich nicht irre machen. Das Rädchen schnurrte wacker, als die Bäuerinn mit erhitztem Gesichte aus der Kammer trat. Ihr Auge begann noch zorniger zu glühen, als sie den Fremden hinter ihrem Spinnrade erblickte, denn sie vermeinte, er habe aus Muthwillen die Früchte ihres Fleißes verdorben. Mit einem barschen was macht der Herr da? stürzte sie auf ihn los. Doch wunderbar erheiterte sich ihr Gesicht, als sie sah, daß er nicht allein ganz ordentlich spann, sondern sogar einen weit feinern und gleichern Faden als sie selbst, hervor zu ziehen wußte.

„Ey, ey, junger Herr," sagte sie lächelnd, „Er könnte ja allen unsern Mädchen im Spinnen Unterricht ertheilen. Nun, nun, spinne Er nur immer darauf los, so versäume ich doch nichts,

während ich eine Biersuppe für Euch koche, weil mein Mann doch einmahl darauf besteht."

Woldemar versprach ihr, so fleißig zu spinnen, daß sie ihre Freude daran haben sollte, und da die Alte, sich gleichsam vergessend, ihm immer noch freundlich zusah, so dachte er bey sich selbst: „Es war doch gut, daß ich spinnen lernte.

Sie würde über diesem, ihr so neuen Schauspiele, vor lauter Kopfwiegen, die Küche und ihre kranke Mutter vergessen haben, hätte nicht ihr Mann die unangenehme Bothschaft gebracht, der Knecht sey ohne Wundarzt zurückgekommen, weil der Einzige im ganzen Städtchen schon zu andern Kranken berufen gewesen sey. Da erhub sich eine wimmernde Stimme aus einem Winkel, vor dem ein grobes Lacken hing. Die Kranke seufzte, daß sie den Morgen nicht erleben werde, wenn man ihr nicht zu Ader ließe, und die Bäuerinn, ihre Tochter, heulte dazwischen und verwunschte den Wundarzt, der ihre Hoffnung getäuscht.

„Liegt es nur am Aderlassen,“ rief Woldemar, und sprang hinter dem Spinnrade hervor, „so will ich euch bald helfen.“

Kaum wollte die Bäuerinn ihren Augen trauen, als er behende seinen Schnepper hervorzog. Sie meinte, es wäre doch bedenklich, einem so jungen Herrn, dem es nicht bey der Wiege gesungen sey, eine solche Operation zu verstatten. Aber der Mann sprach mit den Worten: Der junge Herr versteht Alles, ihr und seiner Schwiegermutter Rath ein; und als die Kranke vernahm, welche Zauberkunst er an dem geschwollenen Ochsen bewiesen, so streckte sie ohne weiteres Bedenken ihren entblößten Arm ihm hin. Er ließ ihr zu Ader trotz dem besten Wundarzte, und als sie kurz darauf sich merklich erleichtert fühlte, so wurde er von der ganzen kleinen Familie fast vergöttert. Der böse Gedanke der Bäuerinn, den ausgesetzten Preis zu verdienen, verschwand gänzlich. Sie trug Alles auf, was sie hatte. Sie war nun die freundlichste, sorgsamste Wirthinn; sie entfernte den Knecht, dem nicht zu trauen war, unter irgend einem Vorwande.

und lauschte selber oft an der Hausthür, ob auch Alles im Dorfe ruhig sey.

Alles war ruhig. Nur der Sturm sauste mit verdoppelter Wuth, aber die Gäste achteten seiner nicht unter dem friedlichen Dache, erquickten sich durch Speise und Schlaf, bestiegen mit Tagesanbruch ihre wohlgefütterten Rosse, drückten der Alten einige Goldstücke in die Hand und schieden gesegnet.

Doch gerade in diesem Augenblicke kam der Knecht nach Hause. Kaum hatte er die Reiter erblickt, als er dem Ersten derselben — es war Woldemar — in den Zügel fiel und aus Leibeskräften schrie. Aber ein kräftiger Hieb mit der Peitsche zwang ihn los zu lassen; die übrigen sprengten an ihm vorbey und achteten seines Geschreyes wenig, weil es im Sausen des Sturmes verhallte. Rasch eilten sie vorwärts, hatten aber noch kein Fünftel des Weges zurück gelegt, als sie die Sturmglocke hinter sich hörten. Nun spornten sie die Pferde aus allen Kräften, flogen durch den tiefen Sand, der zu dem Strome geleitete, und befanden sich bald an dessen Ufern.

Hier, auf dieser wenig besuchten Nebenstraße, war keine Brücke, nicht einmahl eine Fähre für das Vieh, sondern nur ein Boot zum Uebersetzen einzelner Wanderer, und der alte Mann, der in einem kleinen Häuschen dicht am Strome wohnte, weigerte sich durchaus bey diesem Sturme die Ueberfahrt zu wagen. Kein Gold bewegte ihn. Woldemar zog die ungeladene Pistole aus dem Halfter, und drohte ihn zu erschießen. Da versprach er endlich seine Dienste, allein unter dem Vorwande, seinen Sohn zu holen, entfernte er sich und kam nicht wieder, und wurde überall vergebens gesucht.

Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren, denn schon zeigte sich in der Ferne ein dichter Haufe von Bauern, der, mit Sensen und Heugabeln bewaffnet, mit großem Geschrey immer näher kam.

„Wir sind verloren," sagte der Prinz, „keiner von uns hat jemahls ein Fahrzeug regiert."

„Außer mir," antwortete Woldemar schnell: „steigen Sie ein, mein Prinz, und wenn der

Stallmeister und der Kammerdiener nur ein wenig zu rudern verstehen, so hafte ich Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß ich Sie glücklich hinüber bringe."

Dem Prinzen blieb keine Wahl. Er sprang in das Boot, seine Gefährten ergriffen die Ruder, Woldemar steuerte. Der Sturm brauste, die Wellen gingen hoch, mehr als Einmahl drohten sie das kleine Boot zu verschlingen; aber Woldemar stand kaltblütig auf seinem Posten und steuerte so geschickt, daß der Prinz staunend ausrief: „Mensch! wo hast Du das gelernt?"

„Von meinem ehrlichen Fischer," sagte der Page lachend, „es war doch gut, daß ichs lernte."

Und siehe, schon hatten sie sich glücklich durch die gefährlichste Stelle des Stromes hindurch gearbeitet, und die Bauern standen mit offenen Mäulern am Ufer, und begriffen nicht, wie es möglich sey, daß die vornehmen, zarten Herren mitten im wildesten Sturme ohne irgend eine Hülfe so sicher dahin tanzten. Als sie endlich das

Boot am jenseitigen Ufer glücklich landen sahen, lachten sie sich einander aus, und gingen kopfschüttelnd heim, um dem Herrn Gerichtsverwalter das wundervolle Abentheuer zu berichten.

Kaum hatte der gerettete Prinz den sichern Boden betreten, als er seinen Pagen gerührt in die Arme schloß mit dem Ausruf: „Lieber Fels! das werde ich Ihnen nie vergessen! ohne Sie war ich längst verloren.“

Die Reisenden mußten ihren Weg nun zu Fuße fortsetzen, da die Pferde am jenseitigen Ufer zurück geblieben waren. Doch in der ersten Stadt, die sie erreichten, durfte der Prinz nur seinen Nahmen nennen, und wurde mit allen, seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Die Obrigkeit des Orts räumte ihm eine bequeme Wohnung ein, sorgte für jedes Bedürfniß, und bath ihn, einige Tage zu verweilen, bis der Courier, den man sogleich nach Hofe gesandt, zurückkommen werde.

Hier ruhten der Prinz und seine treuen Gefährten von allen überstandenen Beschwerden aus,

und hatten bereits ihre Kräfte wieder erlangt, als der Courier mit einer freundlichen Einladung des Königs zurückkam. Doch eben da der Prinz sich anschickte, ihr Folge zu leisten, erscholl die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters, der auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt, und nach wenigen Stunden an den Folgen dieses Sturzes gestorben war.

Sogleich schrieb der Prinz einen Danksagungsbrief an den König, der in seinen Staaten ihn so gastfrey aufgenommen, meldete, welcher Zufall ihn hindere, ihm persönlich zu danken, und kehrte nun triumphirend unter lautem Volksjubel in das Land zurück, welches er noch vor wenigen Tagen als ein geängsteter, Flüchtling durchirrt hatte.

Am Thore seiner Hauptstadt fand er den bleichen Günstling, der ihm zitternd huldigte, nichts geringeres als einen ewigen Kerker erwartete, und nicht wenig erstaunte, als der Fürst, seiner Tochter gedenkend, ihn gnädig empfing. Emilien verdankte ja der Fürst die erste Nachricht von dem Unglücke, welches ihm bevorstand; Emi-

sie war die Geliebte seines Freundes, seines Erretters — Gründe genug, des Vaters zu schonen, der bloß auf seine Güter verwiesen wurde.

An seine Stelle, als ein würdiger Günstling, trat jetzt Woldemar, und der stolze Graf von Hohenberg, der dem Pagen 25 Louisd'or für die Rettung seiner Tochter hatte reichen wollen, schätzte sich überglücklich, dessen Schwiegervater zu werden.

Viele Jahre lang lebte der Minister von Fels, den Segen theilend, den das milde regierte Volk seinem Fürsten zujauchzte, und in Emiliens Armen das seltene häusliche Glück an einem glänzenden Hofe genießend. Oft, wenn Woldemar seinen Bruder Eugen, der ein ehrlicher, stumpfer Landjunker geworden war, bey sich bewirthet hatte, sagte er zu seinen Söhnen: „Kinder! versäumt keine Gelegenheit, etwas zu lernen, es scheine so gering es wolle. Es kommt ein Augenblick, in dem jede erworbene Kenntniß reiche Zinsen trägt!"

Der Maulwurf.

Da liegst du nun zu meinen Füßen, du armer Maulwurf! und ich, auf meine Schaufel gelehnt, sehe gedankenvoll auf dich herab. Du hast mit deiner Schnaupe und deinen vier Pfoten mir diesen Sommer vielen Schaden zugefügt. Was ist es jetzt für ein Unterschied zwischen dir und einem Feldherrn, der auf dem Paradebette liegt, nachdem er funfzig Städte verwüstet hat? Ihr seyd beyde todt. Ihr werdet beyde zu Staub.

Du starbst in deinem Berufe. Ich habe dich getödtet in dem Augenblicke, da du mein Hyacinthenbeet aufwühltest. Die Bergleute, die das Gold aus der Erde graben, für welches wir unsere Gewürze und unsere Krankheiten kaufen; die Sclaven, die eine Stadt plündern im Nahmen el-

nes orientalischen Sultans, den sie nie gesehen haben, sterben auch in ihrem Berufe.

Wer sagt mir, warum es deine Bestimmung war, mir zu schaden? und die meinige, dich dafür zu bestrafen? warum kann ich denn nicht leben ohne die Früchte meines Gartens? und warum konntest du nicht leben, ohne meinen Garten zu verwüsten? — Einige meiner Brüder, die sich Philosophen nennen, glauben die Ursach zu errathen. Aber — so weise sie auch seyn mögen — kennen sie auch nur den hunderttausendsten Theil eines Punctes in der Schöpfung? und nun vollends die Verbindung dieses Punctes mit dem ganzen Weltall — wissen sie mehr davon, als du von einem Kriegsschiffe? — Aber es wird eine Zeit kommen, wo alle meine Brüder — und vielleicht auch die Philosophen — und vielleicht auch du, armer Maulwurf — ein wenig mehr von dem großen Plane der Schöpfung erfahren werden.

Ich weiß wohl, du ehrlicher Maulwurf, daß du eigentlich nicht die Wurzeln meiner Blumen und Kräuter zerstören, sondern nur die Würmer fressen wolltest, die jene fressen. Du führtest

Krieg gegen meine Feinde, und ich hätte dir dafür danken sollen. Aber du gleichst meinen Brüdern, den Richtern und Advocaten, die mich um mein Geld bringen, indem sie es vertheidigen. Ich durfte dich nicht länger wühlen lassen.

Deine kleinen Augen konnten nicht so viel Licht vertragen, als die meinigen; du wußtest nicht einmahl, daß zweymahl zwey vier macht, noch weniger konntest du Böses vom Guten unterscheiden; aber deine Geruchsnerven waren weit feiner als die meinigen, dein Gehör weit zarter. Künstlicher als die berühmte Uhr von Strasser war deine Schnaupe gebildet, künstlicher und zweckmäßiger deine Pfoten als die besten Ackerwerkzeuge. Empfindungen und Leben besaßest du eben so wohl als ich: du liebtest dein Daseyn und verabscheuest die Vernichtung.

Ich würde denjenigen schelten, der in meiner Gegenwart eine Uhr zerbräche, wenn sie auch meinem Feinde zugehörte, und doch habe ich dich todt geschlagen, armer Maulwurf! Aber so wie du, nach den Gesetzen deiner Existenz, die Regenwürmer tödtetest, die doch eben sowohl als du das

Dasenn liebten, so habe auch ich, nach den Gesetzen meiner Existenz, dich wiederum getödtet. Der dich, mich und den Regenwurm erschaffen hat, ist der Urheber jener Gesetze, und weiß allein, warum die lebenden Wesen so organisirt sind, daß immer Eins der Mörder des Andern werden muß. Indessen habe ich dich doch nicht leiden lassen. Ein Schlag und du warst nicht mehr. Ich habe die Gesetze der Natur als ein barmherziger Richter ausgeübt.

Mein lieber Maulwurf! die Dinge in der Welt sind so wunderbarlich verkettet, daß ich wohl wissen möchte, welche Veränderung auf dem Erdball der Schlag, den ich dir versetzt, bewirken werde? — Ohne Zweifel sehr große! Aber welche? — Ich will einmahl träumen:

Dort steht eine Tuberose, die bald blühen wird. Ein hübsches Mädchen bricht sie, trägt sie in ihr Zimmer, entschlummert, wird betäubt durch den starken Duft. Der Zugwind stößt das Fenster auf, der Vorhang flattert, kommt dem Nachtlichte zu nahe, entzündet sich, das Haus geräth in Flammen, die Straße brennt, das Staats-

archiv wird von den Flammen verzehrt. Ein wichtiges Document geht mit verloren, und dieser Verlust verursacht, daß hundert Jahre nachher ein blutiger Krieg entsteht, und ganze Länder verwüstet. Hätte ich dich aber nicht todtgeschlagen, so würdest du die Tuberosenzwiebeln herausgewühlt haben, und von alle dem wäre nichts geschehen.

Komm, armer Maulwurf, ich will dich begraben unter meinem schönsten Rosenstock. Vielleicht wird künftiges Jahr etwas von deiner sterblichen Hülle in den Duft der Rose übergehn, und wer weiß, ob nach tausend Jahren nicht Veilchen von uns beyden sich zusammen finden, entweder in dem Brautkranze einer Bäuerinn, oder in dem Diamant einer Königskrone.

Ermahnungsschreiben der Buchstaben des Alphabets an die arabischen Ziffern.

Hochgeehrte Herren! Schon seit langer Zeit befinden Sie sich im Besitze des Vorrechts, alle Schätze der Erde zu calculiren, welches denn doch fürwahr ein ganz artiges Aemtchen ist. Wie kommt es denn, daß ein falscher Ehrgeiz Sie verleitet hat, in unser Gebiet zu schweifen? unsere Rechte zu usurpiren? Erlauben Sie, unsere Bemerkungen über diesen Gegenstand Ihnen höflich aber ernstlich mitzutheilen.

Erinnern Sie sich fürs erste, daß unserer 24 sind, und Ihrer nur 10, ja, unter diesen Zehen befindet sich auch noch eine Null, die allein für sich gar nichts gilt. Wenn wir die Sache noch weiter treiben wollten, so könnten wir auch — mit Berufung auf die sehr ehrwürdigen Autoritäten des Porphyrus und Pythagoras — Ihnen zu Gemüth

führen, daß die Zahl zwey von schlimmer Bedeutung ist; und wer weiß nicht, was das sagen will: eine böse Sieben? Aber wir wollen vor der Hand nur den Umstand berühren, daß wir weit älter sind als Sie, und schon einer gewissen Achtung in der Welt genossen, als Sie noch gar nicht geboren waren.

Die Welt hatte nicht länger als ein kleines Weilchen von 2600 Jahren gestanden, da Cadmus, unser Vater, uns nach Griechenland brachte. Zweyhundert Jahre später stellte uns Evander am Hofe des Königs von Latium vor. Man nahm uns sehr wohl auf, und wir waren es, die dem Evander ein großes Stück Land zum Geschenk verschafften, welches er mit seinen Arcadiern theilte. Bemerken Sie also, hochgeehrte Herren, daß wir fast 2000 Jahre früher geboren sind als Sie. Sie haben weder unter Ihren Anherren auch weder einen Cadmus noch einen Evander aufzuweisen. Sie verdanken Ihren Ursprung einigen wilden Horden, Ihre Väter sind die Araber oder die Mauren; die Seeräuber von Tunis und Marocco haben Sie nach Europa gebracht.

Homer und Hesiod vertrauten uns die Früchte ihres Genies, um sie der Nachwelt zu überliefern, und wir haben diesen ehrenvollen Auftrag treulich erfüllt. In den Jahrhunderten Alexanders und Augusts, haben wir keine üble Rolle gespielt. Wir haben in Italien unter Leo X., in Frankreich unter Ludwig XIV., und noch neuerlich in Deutschland unter Amalia, unter Carl August von Weimar uns rühmlich ausgezeichnet. Sie hingegen— weder Demosthenes noch Cicero hat Sie gekannt, weder Sophokles noch Virgil; und in neuern Zeiten haben wenigstens Ariost und Tasso, Voltaire und Rousseau, Göthe und Schiller uns den Vorzug vor Ihnen eingeräumt.

Sie könnten uns freylich vorwerfen, daß wir uns allzugefällig zu den Abgeschmacktheiten aller Jahrhunderte hergeliehen, und besonders in Philosophie und Theologie uns oft ein wenig weggeworfen haben. Ohne uns wäre vielleicht mancher beißiger Critiker, wie Merkel, ein tüchtiger Zollvisitator, mancher schlechter Dichter, wie Kuhn, ein ehrlicher Handwerker geworden. Sie sehen, daß wir unsere Schwachheiten nicht verhehlen, aber Sie wissen, daß man auch die nüp-

lichsten Dinge oft mißbraucht. Und können wir Ihnen nicht einwenden, daß auch Ihre Orakel gar nicht untrüglich sind? und daß Sie die Menschen, welche Ihnen gar zu viel vertrauten, gar oft getäuscht haben? Sollen wir Sie an Necker, oder an unsere Papier-Sündfluth erinnern, die Sie uns für Metall aufschwatzen? und haben nicht Ihre Schwachheiten weit schlimmere Folgen als die unsrigen? wird nicht in unserm philosophischen Jahrhundert eine falsche Berechnung in den Finanzen für weit gefährlicher geachtet, als ein Irrthum in der Moral?

Wir wissen zwar, daß Sie die nächsten Verwandten der geraden und krummen Linien sind, und daß man durch Sie bis in den dritten Himmel des menschlichen Verstandes, nähmlich bis zu der Integral- und Differenzial-Rechnung u. s. w. gelangt. Wir leugnen auch nicht, daß es manche Dinge in der Moral gibt, die man durch Ziffern und Linien andeuten kann, (zum Beyspiel die Redlichkeit, die auf einer graden Linie einher schreitet und die Schmeicheley, die eine krumme beschreibt) wie auch, daß Maupertuis eine Abhandlung über das Glück in einer

algebraischen Mundart geschrieben hat. Man würde vielleicht wohl thun, die menschlichen Leidenschaften in rechtwinkligte, dreywinkligte und vielwinkligte einzutheilen; aber bekennen Sie, daß, wenn es nichts als Mathematiker auf der Welt gäbe, die Menschen eine verdammt kauderwelsche Sprache reden und noch obendrein den Homer für ein lallendes Kind halten würden.

Begnügen Sie sich also künftig mit Ihrer Herrschaft an den Ufern des Pactolus, und lassen Sie uns die unsrige auf dem Parnaß. Ohnehin stehen unsere Staaten heut zu Tage in sehr geringer Berührung mit einander. Die Dichter bedienen sich wohl unserer bisweilen, um von Gold und Diamanten zu schwatzen, aber es ist nichts dahinter, und das Wenige, was etwa noch damit zu gewinnen wäre, rauben ihnen die Nachdrucker, mit Ihrer Hülfe, hochgeehrte Herren!

Wenn Sie alle die Betrachtungen wohl zu Herzen genommen haben, so schlagen wir folgenden Friedenstractat vor:

Erstens: Das rechte und linke Ufer des Pactolus, mit allem Zubehör, verbleibt auf ewi-

ge Zeiten den arabischen Ziffern. Hingegen wird die Republik der verbündeten Buchstaben in den ungestörten Besitz beyder Ufer aller Musenquellen gesetzt.

Zweytens: Es findet nicht die geringste Gemeinschaft zwischen beyden Reichen Statt, deren Waren wechselseitig für Contrebande erklärt, auf der Grenze ergriffen und vernichtet werden.

Drittens: Wenn ein Unterthan Einer der contrahirenden Mächte zu der Andern übergeht, so wird er auf die Emigrantenliste gesetzt und verliert sein Bürgerrecht.

Viertens: Den Bewohnern des Helicons wird streng untersagt, Linien oder Winkel zu machen, oder über die Quadratur des Cirkels zu raisonniren, und Göthe soll sich hinfort mit Newton nicht befassen. Hingegen sollen auch die Uferbewohner des Pactolus sich aller schöngeisterischen Werke enthalten, und Fichte soll keine Verse machen; denn der Reim ist nur für die Buchstaben, nicht für die Ziffern erfunden, und reimlose Gedichte sind oft ungereimte. Sie sollen auch nicht

einmahl über die Wohlthaten Gottes oder über die Leiden der Menschheit schreiben dürfen, denn beyde sind zahllos und können folglich nicht mit Ziffern ausgedrückt werden.

Unter diesen Bedingungen erbiethen wir uns zu nachbarlicher Freundschaft.

Unterzeichnet: A. B. C.

Der Mahler Protogenes.

Die Künste haben sich heut zu Tage einer hohen Achtung zu erfreuen, doch schwerlich möchte jezt ein Mahler, der seine Kunststatt (die Deutschen sagen Alteline) in der Vorstadt einer belagerten Festung aufgeschlagen, sich einer solchen Behandlung vom Feinde rühmen dürfen, wie Protogenes.

Sanft ruhe deine Asche, du ehrlicher, guter Kraus! Auch du warst Künstler, und Bildner manches jungen Künstlers. In deinem schönen

Berufe, und, man darf sagen, in der Liebe deiner Mitbürger, warst du grau geworden; aber Freuden, die du selber so gerne schufst oder beförderteſt, flochten immer noch Rosen in dein Haar. Wo du die Thür eines Zimmers öffnetest, da erheiterten sich die Züge der Bewohner, und auch die Kinder freuten sich. Du lebtest gern mit deinen Freunden, lieber noch für sie, und immer für das Gute, für das Schöne; für das Fröhliche. Wer deinen Besuch erwartete, durfte man fragen, welche Laune wird Kraus heute mitbringen? Du warest Dir immer gleich. Durch freundliches Wohlwollen gewannst du die Herzen, und, was du gewonnen, verlorst du nie wieder — du hast es ja noch! Armer Greis! welch' ein Ende war dir beschieden! — welche Thränen mußten deine Freunde an deiner Gruft vergießen! —

Wohin verirre ich mich! vom Protogenes wollte ich dem Leser erzählen. Er war ohne Zweifel ein größerer Künstler als Kraus, schwerlich ein besserer Mensch. Kraus lebte in dem kleinen, unbefestigten Weimar, Protogenes in der Vorstadt des wohlbefestigten Rhodus, welches von Demetrius Poliorcetes,

einem der Nachfolger Alexander des Großen, belagert wurde.

Poliorcetes ist ein prächtiger Zunahme, denn er bedeutet Städtebezwinger. Ob Er auch eben so ehrenvoll als prächtig sey? das hängt wohl nur von den Ursachen ab, warum er die Städte bezwungen. Protogenes ließ durch das Kriegsgetümmel sich nicht stören; er verließ weder seine Wohnung noch seine Staffeley. Verwundert fragte Demetrius, wie er das wagen dürfe? — „Ich meine, antwortete der Mahler, du führest gegen die Rhodiser Krieg und nicht gegen die Künste.“

Dem Feldherrn gefiel diese Zuversicht. Er gab ihm, was wir heut zu Tage eine Sauvegarde nennen, und Protogenes arbeitete ruhig fort. Sein Meisterwerk war Jalysus, das Gemählde eines Fabelhelden der Rhodiser. Sieben Jahre hatte er daran gearbeitet. Als Apelles es zum Erstenmahl erblickte, blieb er lange sprachlos davor stehen. Endlich rief er aus: „Herrlich! bewunderungswürdig! nur die Grazie mangelt ihm, durch die ich meine Werke bis zum Himmel erhebe!“ Man sieht, daß Apelles wenigstens eitler war als Protogenes.

So lange dieser an seinem Jalysus arbeitete, aß er, wie Plinius erzählt, nichts als gekochte Lupinen, um durch Mäßigkeit seinen Geist stets frey und munter zu erhalten. Dieß Gemälde soll sogar, nach des Plinius Behauptung, Rhodus gerettet haben; denn da es gerade an dem einzigen Orte aufgestellt gewesen, durch welchen Demetrius in die Stadt einbrechen konnte, so habe er lieber seiner Eroberung entsagen, als dieß Meisterstück der Kunst der Gefahr aussetzen wollen, vernichtet zu werden. Das wäre ein Triumph der Kunst. Allein Demetrius hatte ganz andere Ursachen, die Belagerung aufzuheben. Indessen muß schon das an ihm bewundert werden, daß er das herrliche Gemählde nicht mit fortnahm. Die Römer befolgten darin eine andere Weise. Sie schleppten es nach Rom und stellten es im Friedenstempel auf, wo es noch zu des Plinius Zeiten zu schauen war, allein in dem großen Brande unterging, der diesen Tempel mit so vielen Kunst- und litterarischen Schätzen verzehrte.

Besonders soll ein Hund auf diesem Gemählde die Bewunderung der Kenner erregt, und dem Meister unendliche Mühe gemacht haben. Es kam darauf

an, diesen Hund, nach einem langen Laufe lechzend und mit Schaum vor dem Munde abzubilden. Protogenes bot seine ganze Kunst auf, aber nie gelang es ihm, wenigstens war er selber nie damit zufrieden. Endlich warf er in der Hitze den Pinsel auf das Gemählde, traf zufällig die Schnauze des Hundes, und siehe da, der Zufall schuf in Einem Augenblicke, was er Monathe lang vergebens hervorzubringen getrachtet. Man muß bekennen, daß dergleichen Anekdoten keine große Idee von den Mahlern des Alterthums erwecken.

Protogenes soll zu lange an seinen Werken gekünstelt und gefeilt haben, ein Fehler, den Apelles ihm vorwarf, ob er gleich ihn sonst — doch vermuthlich erst nach dessen Tode — als seinen Meister betrachtete. Cicero sagte: „Man muß in allen Dingen wissen, wie weit man gehen darf, und mit Recht hat Apelles gewissen Mahlern vorgeworfen, daß sie nie aufzuhören verstünden.“

Diese Bemerkung hat sich in unsern Zeiten öfter auch an Dichterwerken bestätigt, denn wir haben Ausgaben von berühmten Dichtern erhal-

ten, denen, durch die sogenannte letzte Feile, manche Schönheit geraubt worden.

Das Erdbeben.

Das schreckliche Unglück, welches Eisenach betroffen, kann sehr wohl mit dem Erdbeben verglichen werden, welches einst Rhodus zerstörte, und auch den berühmten Coloß, Eins der sieben Wunderwerke der Welt zertrümmerte. Der Schade, den dieses Erdbeben an öffentlichen und Privatgebäuden anrichtete, belief sich auf unermeßliche Summen. Aber die Rhodiser waren glücklicher als die Eisenacher, denn es entstand ein unglaublicher Wetteifer zwischen den benachbarten Fürsten, die Spuren dieses Unglücks zu vertilgen. Die Könige von Sicilien, Hieron und Gelon, sandten mehr als hundert Talente, und verdoppelten diese Wohlthat noch durch eine zart empfundene Ehrenbezeugung; denn sie setzten auf ihren Markt zwey Bildsäulen, deren Eine das Volk der Rho-

diser, die Andere das Volk der Syracusaner vorstellte. Die letztere krönte die erstere, um, wie Polybius sagt, dadurch anzudeuten, daß die Syracusaner sich geehrt hielten, ihren unglücklichen Brüdern helfen zu dürfen. Ptolemeus, der König von Egypten, schickte 300 Talente, eine Million Maß Weitzen, Bauholz zu 20 Galeeren und zu einer Menge anderer Schiffe; endlich auch noch insbesondere 3000 Talente, um den Coloß wieder herzustellen.

Eben so freygebig bewiesen sich Antigonus, Seleucus, Prusias, Mithridat, lauter benachbarte Könige, und die Städte wetteiferten mit ihnen. Ja, auch Privatpersonen drängten sich herzu, um Theil an diesem Ruhme zu nehmen; unter andern eine Dame, Chrisei s, die ihren Nahmen (welcher Gold bedeutet) mit der That führte, denn sie allein schenkte 100,000 Maß Weitzen.

Rhodus wurde bald herrlicher als zuvor wieder aufgebauet, denn die Geschenke überstiegen den Verlust wohl fünffach. Nur den Coloß richteten die Rhodiser nicht wieder auf, unter dem Vorwand, das Delphische Orakel habe es ihnen verbo-

then. 894 Jahre blieb er liegen, ein Sinnbild des gestürzten Uebermuthes, bis der sechste Calife der Sarazenen, Moawios, ihn an einen Juden verkaufte, der mit dem Metall 900 Kameele belud.

Möchten einst unsere Enkel von dem armen Eisenach erzählen können, was ich hier von dem reichen Rhodus erzählt habe.

Vertheidigung des Negersclavenhandels.

Bewahre mich Gott, daß ich ihn vertheidigen sollte! aber ein Schiffscapitain, Snelgrave, hat es gethan, denn er war selbst ein Sclavenhändler, und ich führe es nur an, um zu beweisen, daß nicht allein zu unsern, sondern zu allen Zeiten, das Böse, das Ungeheure warme Vertheidiger gefunden. Dieser Ehrenmann stützt sich besonders auf drey Gründe.

Erstens, sagte er, sind die Sclaven sämmtlich Kriegsgefangene, die in ihrem Vaterlande auf

die schrecklichste Weise würden hingerichtet werden, wenn man sie nicht an die Europäer verkaufen könnte. Folglich wird ihnen das Leben gerettet. (Aber die Negerfürsten würden selten oder gar nie Krieg führen, wenn es nicht geschähe, um den Sclavenmarkt mit frischer Waare zu versorgen. Aber die Gefangenen würden lieber sterben, als sich verkaufen lassen; das haben sie oft genug durch Selbstmord bewiesen.)

Zweytens, werden die Sclaven in den Pflanzungen gewöhnlich (?) besser behandelt, als in ihrer Heimath, denn ihre Herren haben sie theuer erkauft, und folglich ein Interesse, sie nicht zu verlieren. (Woher kommt es denn aber, wenn die Sclaven in den Pflanzungen so gut behandelt werden, daß sie ihre Zungen niederschlucken, um sich zu tödten? — Und diese Herren hätten ein größeres Interesse das Leben dieser Unglücklichen zu erhalten, als in deren Heimath die Väter? die Mütter? die Brüder? die Freunde?)

Drittens. Dieser Handel habe die englischen Colonien außerordentlich bereichert, folglich fänden sowohl die Sclavenhändler als die

Sclaven selbst (?) ihren Vortheil dabey, und, wenn auch manches Uebel damit verknüpft sey, so könne man dasselbe auch von den trefflichsten Einrichtungen sagen. (Nun freylich, auf diese Weise läßt sich Alles vertheidigen. Der Straßenräuber zum Beyspiel, der einen Soldaten in seine Höhle führt und zwingt, sein Mitgenosse zu werden, kann sagen: Danke Gott dafür! denn Erstens würdest du doch im Kriege geblieben seyn. Zweytens werde ich dir Braten zu essen geben, da du nur Commisbrot gehabt hättest; und Drittens werde ich mit deiner Hülfe mich sehr bereichern. Sollte es dir aber doch bey mir nicht recht gefallen, so bedenke, daß jeder Stand seine Beschwerden hat. — Jeder Eigennützige ist ein Sophist trotz dem berühmten Gorgias.)

Schwänke.

Die jüngst erschienenen Gastronomiana enthalten eine Menge von lustigen Anekdoten und für die Leckermäuler sehr brauchbare Maximen. Zum

Beyspiel: „Ein echtes Leckermaul hungert lieber, als daß es ein gutes Mittagsessen mit Uebereilung verzehrte.“ —

„Der Käse ist das Confect der Zecher und Leckermäuler.“

„Es ist eine Beleidigung für den Wirth, wenn man einen Bissen auf dem Teller oder einen Tropfen im Glase läßt.“

„Manche erschrecken bey Tische, wenn ein Salzfaß umgeworfen wird, oder wenn der Gäste dreyzehn sind. Das letztere ist nur dann bedenklich, wenn nicht mehr als für zwölf zu essen vorhanden ist, und das Umwerfen des Salzfasses nur dann schädlich, wenn es auf eine gute Schüssel fällt.“

Ein Prior der Karthäuser befand sich einst bey einem trefflichen Gastmahle von lauter Fastenspeisen. Er hatte große Lust, von einer Schüssel zu essen, die ihm sehr gerühmt wurde.

„Thun Sie es um Gotteswillen nicht!“ sagte der fromme Bruder, der ihn begleitete, „ich

bin in der Küche gewesen, und habe gesehen, daß man Butter daran gethan hat."

„So zum Henker!" versetzte der Prior sehr verdrießlich, „was hatten Sie in der Küche zu thun?"

Ein Spaßvogel hat gesagt, daß die Pariser, wenn sie fortfahren, wie bisher, die Stunde der Mittagsmahlzeit immer weiter hinaus zu rücken, endlich am andern Morgen zu Mittag essen werden.

Bemerkung.

Es leben jederzeit eine Menge sehr gutmüthiger Menschen, die den frommen Indiern gleichen, welche bey Nacht weder Licht noch Feuer anzünden, damit kein Schmetterling oder keine Mücke hineinfliegen möge. Andere meinen, es wäre besser, daß einige hundert Mücken sich verbrennen, als daß es stockfinster bliebe.

Eine bedenkliche Frage.

Als der Herzog von Marlborough gewissen Maßregeln eines neuen Ministeriums nicht beystimmen wollte, machten öffentliche Blätter ihm den Vorwurf, er handle undankbar gegen seine Königinn und Wohlthäterinn, und lösche dadurch alle seine erworbenen Verdienste aus, von welchen auch nicht eine Spur übrig bleibe. Denn — so hatte man die Unverschämtheit zu raisoniren — „ist die Königinn dem Herzoge Dank schuldig? oder der Herzog der Königinn? Ein Souverain ist dem Unterthan nie verpflichtet, und wenn dieser die glänzendsten Dienste geleistet hat, so hat er bloß seine Schuldigkeit gethan.“

Man vergaß, daß Marlborough als Pair von Großbritannien, auch Pflichten gegen sein Vaterland hatte. Wenn er im Conseil oder im Parlement in seinem Gewissen sich verbunden glaubte, dem Willen der Königinn zu widersprechen, so mocht' er wohl dadurch ihr Vertrauen, ihre Gnade verlieren; aber auch seine Verdienste?

seine Tugenden? — ja, vielleicht in den Augen der zürnenden Souveraine, doch sicher nicht in denen der Mit- und Nachwelt.

Fürsten wird ohnehin oft der Vorwurf der Undankbarkeit gemacht. Wenn er gegründet ist, so theilen sie ihn doch nur mit dem ganzen menschlichen Geschlecht, denn bekanntlich ist der Mensch unter allen Thieren das undankbarste; ja sie haben noch eine Entschuldigung, die andern mangelt, denn sie finden stets Niederträchtige, die ihnen laut vorsagen: nur die Macht, nicht die Tugend sey für sie geschaffen. Zum Glück ist das Gift der Schmeicheley nicht immer tödtlich für die Tugend, denn wo gäbe es sonst noch einen tugendhaften Fürsten?

Die Helmstädter Theologen vor hundert Jahren.

Rapin Thoyras erzählt in seiner Geschichte Englands: „Ehe Admiral Crak Sardinien und Minorca

eroberte, hatte er noch die Ehre, die Prinzessinn von Wolfenbüttel, die Braut Carls III., nach Barcelona zu führen. Die Verschiedenheit der Religion schien ein unübersteigliches Hinderniß dieser Verbindung, und in der That erhoben sich manche Schwierigkeiten; allein die Helmstädter lutherischen Theologen räumten sie aus dem Wege. Sie versammelten sich nähmlich am 28. April 1707 und entschieden: daß die Katholiken, was den Grund ihrer Lehre betrifft, in keinen Irrthum schweben, sondern daß man in der katholischen Religion sehr wohl selig werden könne."

„Wozu denn so viel Lärm," (ruft der Geschichtschreiber mit frommen Eifer aus,) „so viel Blutvergießen, und eine Religion zu reformiren, die im Grunde nicht irrig ist, und in der man selig werden kann? Was wird denn nun aus Luthers Anklage gegen die römische Kirche? u. s. w.

Er würde ganz Recht haben, wenn die Helmstädter Theologen die ganze lutherische Gemeinde hätten repräsentiren können. Allein ihr Spruch — wie sie ihn wirklich gefällt haben — war offenbar, nicht ihre Ueberzeugung, sondern durch Umstände dictirt. Daß so etwas dictirt werden darf, ist freylich schlimm, geschieht aber oft, ohne daß es

darum die Verständigen überzeugt. Nicht selten werden die Meinungen der Theologen durch noch weit armseligere Beweggründe bestimmt, als in Helmstädt der Fall seyn mochte.

Ich erinnere mich eines Beyspiels, das ich in meiner Jugend erlebt habe. Ein reicher, vornehmer Mann in * wollte seine Stieftochter heirathen. Sie liebte ihn nicht, allein ihre Verhältnisse gestatteten ihr auch nicht, ihn geradezu abzuweisen. Darum gab sie vor, sie hege Gewissensscrupel gegen eine solche Verbindung. Um diese zu heben, schrieb der verliebte Stiefvater an einige Universitäten (ich habe vergessen an welche) und bath sich ein theologisches Responsum aus. Es erfolgte, entsprach aber seinen Wünschen nicht. Nun schickte er dem berühmten Semmler 100 Ducaten, mit der Bitte, dem Fräulein zu beweisen, daß eine Verbindung mit dem Witwer ihrer Mutter Gott gefällig sey. — Und Semmler bewies es, in einer weitläuftigen, sehr gelehrten Deduction, die ich selbst gelesen habe. Es mag seyn, daß er seine wahre Ueberzeugung aussprach, allein dürfte man darum behaupten: die lutherische Kirche billige die Ehe zwischen Stiefvater und Stieftochter? — würde man es behaupten dürfen, wenn

auch die Responsa der besagten Universitäten der Erwartung der Fragenden entsprochen hätten?

Die Einsiedlerinnen.

Die Memoiren der Mademoiselle de Montpensier enthalten unter andern einen interessanten Briefwechsel zwischen dieser Prinzessinn und der Madame de Motteville, welcher beweiset, daß zu jener Zeit die Damen sich noch bisweilen mit ganz andern Dingen beschäftigten, als heut zu Tage. Eines Abends unterhielten sich beyde über das ruhige, glückliche Leben, welches man, fern vom Hofe, in der Einsamkeit führen könne, recht als ob sie Zimmermanns Buch von der Einsamkeit gelesen hätten. „Diese Unterhaltung," so erzählt die Prinzessinn, „gab der Moral ein weites Feld, besonders wenn man das Christenthum ein wenig hinein mischte, und wir würden uns nicht so bald getrennt haben, wenn die Königinn nicht eben in die Comödie gegangen wäre. Ich spazierte noch ganz allein am Meeresufer und durch-

dachte den Plan, den ein echter Einsiedler befolgen müßte. Vor allen Dingen sollten es nicht etwa Leute seyn, die bey Hofe in Ungnade gefallen."

Kurz, sie ging schnell nach Hause und schrieb einen Brief von drey Bogen über diesen Gegenstand an Frau von Motteville. Diese schreibselige Dame versäumte nicht darauf zu antworten; die Correspondenz wurde ein paar Jahre hindurch fortgesetzt, und die Prinzessinn sagte: wenn man die Briefe alle gesammelt hätte, so würden sie einen dicken Band gefüllt haben. „Sie ist sehr gelehrt," (nähmlich Frau von Motteville) „was sie mir schrieb, war vortrefflich. Wir mischten italiänisch und spanisch darein; wir citirten die heilige Schrift und die Kirchenväter, dann wieder Fragmente aus Dichtern." (Es mag ein allerliebstes Ragout gewesen seyn.).

Man wird neugierig seyn zu erfahren, welchen Plan zwey Damen an einem der glänzendsten Höfe sich für ein glückliches Leben in der Einsamkeit entwarfen. Die erste Bedingung, welche die Prinzessinn festsetzte, war, wie schon erwähnt, daß man nicht etwa deswegen der großen Welt den Rücken kehren solle, weil sie uns den Rücken gekehrt, sondern bloß aus inniger Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit.

Verheirathete Personen sollten aus der einsamen Republik verbannt, nur Verwitwete oder Hagestolze zugelassen werden. Zur Gründung dieser langweiligen Colonie wählte sie die Ufer der Seine oder der Loire, wenn nicht etwa andere das Meeresufer vorzögen. Sie selber liebte das Wasser nicht, und wollte Fluß oder Meer lieber in einiger Entfernung sehen. Ihre Hütte baute sie dicht an einen großen Wald, wo man kaum in der Mittagsstunde die Sonne erblickte. Inwendig sollte diese Wohnung sehr reinlich und bequem, aber ohne allen Prunk seyn, von Gärten umringt, in denen die herrlichsten Früchte wüchsen. Jeder Colonist mochte nach Gefallen sich anbauen, wo es ihm beliebte, denn Platz gab es da genug. Die Einbildungskraft der Prinzessinn schuf große, von Quellen durchschnittene Wiesen. Man gab sich Besuche zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß. Die Hauptbeschäftigung sollte seyn, Wohnung und Garten wohl einzurichten und zu erhalten. Thätige Mitglieder mochten zeichnen, mahlen, oder sonst mit etwas dergleichen sich beschäftigen, und die Faulen sollten gehalten seyn, den Thätigen bey ihrer Arbeit vorzuschwatzen. Jeder würde seine Bibliothek besitzen. Alle neue Bücher und Verse

wurden verschrieben; Tonkünstler durften sich auf allen Instrumenten üben. Zur körperlichen Bewegung gab es einen Platz für das Ballspiel mitten im Walde.

Als ein unschuldiges Vergnügen schlug die Prinzessinn auch noch vor, bisweilen auf den schönen Wiesen die Schafe zu hüthen, mit dem Hirtenstabe in der Hand, und dem Schäferhute auf dem Kopfe. Dann wollte man im Grünen ein ländliches Mahl bereiten und so den Roman der Astrea spielen, die Liebe ausgenommen, die sie in keinerley Gestalt zuließ. Hingegen durfte man als Schäferinn die Kühe melken und Käse machen.

In ihren Wald versetzte sie auch noch ein Carmeliter Nonnenkloster, weil die heilige Therese verordnet habe, daß diese Nonnen Einsiedlerinnen seyn sollten. Die Kirche dieses Klosters wurde zum Gebeth bestimmt. Sonder Zweifel würden sich auch große geistliche Redner unter den Colonisten befinden, deren Predigten man nach Gefallen oft oder selten mit anhören könne. Endlich wollte sie auch noch ein Hospital gründen zu Verpflegung der Kranken und um arme Kinder in Handwerken zu unterrichten.

Madame de Motteville war in ihrer Antwort freygebig im Lobe dieses romantischen Planes, nur meinte sie, eine Einsiedeley, wo man zu Roß und Wagen Besuche gäbe, und zum Spaß die Schafe hüthete, sey mehr für eine Prinzessinn als für eine Schäferinn geeignet. Sie wollte kleine Hütten, aus welchen nicht bloß aller Prunk verbannt wäre, sondern in denen man nur das Nothdürftigste fände. Die Bibliotheken sollten bloß solche Bücher enthalten, aus denen die Hirtencolonie Lebensweisheit lernen könnte. Einige wenige Bedienten sollten geduldet werden, und bey schlechtem Wetter die Schafe hüthen. Die Liebe, oder vielmehr die Galanterie aus der Einsiedeley zu verbannen, hielt sie für ganz Recht, nur sey zu fürchten, daß dieses Gesetz nicht sehr streng beobachtet werden, und man doch endlich genöthigt seyn würde, jenen allgemeinen Irrthum gelten zu lassen, den eine alte Gewohnheit rechtmässig gemacht hat, und den man Ehestand zu nennen pflegt.

Ueber diese Ketzerey der Frau von Motteville äußerte die Prinzessinn in ihrem zweyten Briefe ein unwilliges Erstaunen. Da sie sich als Fürstinn

und Gesetzgeberinn der Einsiedeley betrachtet, und dem Ehestand ewigen Haß geschworen hat, so meint sie, könne man sich schon nach ihr richten, und beruft sich auf das Dorf Randan in Auvergne, wo sich nie eine Frau, wenn sie auch noch so jung Witwe geworden, zum zweytenmahl verheirathe, bloß weil es der verwitweten Gräfinn Randan nicht beliebte, ein zweytes Eheband zu knüpfen. Leute, die das Heirathen durchaus nicht lassen könnten, möchten lieber die Einsiedeley verlassen, ehe sie dieselbe durch solche, der menschlichen Natur leider anklebenden Schwächen entweihten. Sie schließt mit der Bemerkung, nur der Ehestand habe den Männern die Superiorität über die Weiber verschafft, und man nenne das schöne Geschlecht nur darum das schwache, weil es diesen Fesseln sich unterworfen habe. „Wir wollen uns dieser Sclaverey entreißen. Es soll wenigstens einen Winkel auf Erden geben, wo die Weiber Herren ihrer selbst sind. Künftige Jahrhunderte werden uns preisen, und wir durch solch' ein zeitliches Leben das ewige gewinnen."

Madame de Motteville stimmt der Heldinn so ziemlich bey. „Der kleine, boshafte Gott," sagte sie, „ist Schuld, daß die Männer die grau-

samsten Feinde des schönen Geschlechts geworden sind, denn am ärgsten spielen sie uns mit, wenn sie geliebt werden." Indessen bleibt sie doch immer dabey, das Heirathen müsse den Einsiedlern verstattet werden. Die menschliche Schwäche sey nun einmahl unheilbar; die Fürstinn dieser Republik solle nicht Engeln, sondern Menschen gebiethen, und wo Hymen nicht erscheinen dürfe, werde Amor sich einschleichen.

Es ist in der That drollig, eine solche Unterhaltung zweyer geistreichen Damen zu belauschen. Natürlich wurde nichts ausgemacht. Die Schäferinnen blieben am Hofe, und daß es der Prinzessinn mit ihrem Abscheu vor der Liebe auch kein ganzer Ernst war, möge die folgende Erzählung beweisen.

Die Liebesgeschichte der Mademoiselle de Montpensier und des Herrn von Lanzan.

Ein Zufall weckte in dem Grafen Lanzan den ersten kühnen Gedanken an diese Liebe. Er befand sich in einer Gesellschaft, wo die Rede davon war,

daß man die Prinzessinn vielleicht bald vermählen wurde. Da wandte sich einer der Anwesenden zu ihm mit den Worten: „Und Sie, mein lieber Graf, warum vergessen Sie sich selbst bey einer so herrlichen Gelegenheit?"

Er stutzte und antwortete bescheiden, ein so verwegener Gedanke sey ihm noch nie in den Sinn gekommen. Indessen hatten jene hingeworfene Worte doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er bewegte sie lange in seinem Herzen, und beschloß endlich, den Versuch zu wagen. Er fing damit an, seine Aufmerksamkeit für die Prinzessinn zu verdoppeln, unterhielt sie jedoch anfangs nur von seiner tiefen Ehrfurcht und von Neuigkeiten. Als ein kluger Mann wußte er alle diese Gemeinplätze durch seinen Geist zu würzen. Die Prinzessinn hörte ihm gern zu, das war sichtbar und gab ihm Muth. Er fügte sich in alle ihre Launen, ihr Geschmack wurde der seinige. Er wagte schon, über ihre Verhältnisse bey Hofe ihr Rathschläge zu ertheilen. Unter andern rieth er ihr, einen Vertrauten zu wählen, auf den sie sich ganz verlassen dürfe.

„Wo werde ich einen solchen finden?" fragte die Prinzessinn lächelnd. Er gab zu verstehen, daß sie auf ihn Felsen bauen könne. Sie schwankte noch

einige Zeit, dann beglückte sie ihn durch die Zusicherung, daß sie ihn zum Vertrauten wähle.

Nun that er einen Schritt weiter. Er bath sie nähmlich eines Tages — da sie doch gewiß sich bald vermählen werde — ihn zuerst davon zu unterrichten, wenn ihre Wahl entschieden sey, damit er (so fügte er seufzend hinzu) der Erste seyn möge, der ihres Glücks sich freuen könne. Die Prinzessinn versprach es.

Aber wann? rief Lanzan mit ungewöhnlichem Feuer. Die Prinzessinn antwortete lächelnd: in drey Monathen. Er nannte das drey Ewigkeiten, fügte sich aber ehrerbietig in ihren Willen.

Als der letzte Tag der bestimmten drey Monathe angebrochen war, erinnerte er sie an ihr Versprechen. „Wie?" sagte sie, „sind die drey Monathe schon verflossen?"

„Drey Jahre sind verflossen!" declamirte er.

„Und wozu wird mein Bekenntniß Ihnen nützen?"

„Es wird mich zum glücklichsten Menschen auf Gottes Erdboden machen!"

„Wohlan, ich werde es Ihnen heute Abend sagen."

„Aber wie?“

„Ich werde es auf eine Scheibe an Eines meiner Fenster schreiben.“

„Und der Erste, der diesem Fenster sich näherte, würde es früher wissen als ich!“

„Wie soll ich es denn anfangen? sagen kann ich es nicht. Ich werde es auf einen Zettel schreiben, und diesen heute Abend Ihnen einhändigen.“

Die Prinzessinn erschien am Abend im Louvre. Kaum erblickte sie der Graf, als er hastig um den Zettel sie mahnte.

„Hier ist er,“ sagte sie, indem sie ihn wohl versiegelt aus ihrem Busen zog, doch öffnen Sie ihn nicht eher als nach Mitternacht, denn heute ist Freytag, und ich habe oft bemerkt, daß dieser Tag für mich von böser Vorbedeutung ist.“

Es sey schrecklich, meinte der Graf, ihm sein Glück in die Hände zu geben, und zu verlangen, daß er noch zögern solle es zu erfahren. Es schlug eilf. Er hielt, während der folgenden Stunde beständig die Uhr in der Hand, und kaum war der Zeiger bis zur zwölften Stunde vorgerückt, als er der Prinzessinn die Uhr zeigte. „Ich habe ihren Befehl treulich erfüllt. Darf ich nun?“

„Noch eine Viertelstunde.“

Betrübt zog er sich zurück. Auch die Viertelstunde war endlich vorüber geschlichen. „Darf ich nun?"

„Ja," war die Antwort, „gehen Sie, lesen Sie, und morgen sprechen wir mehr davon."

Er flog nach Hause, er riß den Zettel auf, und fand, was er ohnehin zu finden vermuthen konnte — seinen eigenen Nahmen. War es Ernst oder Spott? Dieser Zweifel quälte ihn noch die lange Nacht hindurch. Auf jeden Fall hielt er für rathsam sich zu stellen, als glaube er das letztere. Der Morgen kam. Mit bleichem Antlitz trat er in das Zimmer der Prinzessinn.

„Wie?" rief sie aus, „gestern schienen Sie noch der glücklichste Mensch auf der Welt, und heute so niedergeschlagen?"

„Der Schmerz, mich verspottet zu sehn —"

Die gute Prinzessinn war genöthigt, ihm die deutlichsten Proben ihrer Liebe zu geben, und nun stürzte er zu ihren Füßen und schwamm in Wonne.

Es fehlte nichts weiter zu seinem Glücke, als die Einwilligung des Königs. Schüchtern suchte er die Gelegenheit, davon zu sprechen. Eines Tages, als er den König von Mademoiselle de Montpensier unterhielt, sagte dieser lächelnd: „Es

kommt mir vor, mein lieber Lanzan, als ob Du bey meiner Cousine einen Stein im Brete hättest?"

„Sire!" antwortete Lanzan, „ich schmeichle mir, so gut bey ihr zu stehen, daß es nur von Ew. Majestät abhängen würde, mich unaussprechlich glücklich zu machen."

Frau von Montespan, die gegenwärtig und ihm geneigt war, legte auch ein gutes Wort für ihn ein, und der König sagte: „In Gottes Nahmen, Lanzan, ich will Dir nicht entgegen seyn. Versuche dein Glück. Ich verspreche Dir meinen Beystand."

Lanzan flog zu der Prinzessinn, um diese frohe Neuigkeit ihr mitzutheilen, und sie, die einst den Ehestand aus ihrer Einsiedler-Colonie ganz verbannen wollte, die von der Liebe mit so tiefer Verachtung sprach, war jetzt außer sich vor Freuden, daß der König ihr verstatten wolle, Hymens Fesseln anzulegen und aus lauter Liebe sich zu mesalliiren. Sie begab sich nun selber zum Könige und vernahm aus seinem Munde die Bestätigung ihres Glücks. Allein kaum war die Sache ruchbar geworden, als die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte Himmel und Erde bewegten, um sie zu hintertreiben, und den König so lan-

ge bestürmten, bis auch Er endlich seine Meinung änderte.

Eines Abends ließ er Mademoiselle in den Louvre einladen, und kündigte ihr ziemlich verlegen unter tausend Entschuldigungen an, daß er sein Wort zurückziehen müsse. Sie stand eine Weile erstarrt und betäubt. Die ersten Worte, die sie hervorstammelte, waren: „Was soll aus Lanzan werden?“

„Er soll mit mir zufrieden seyn,“ antwortete der König.

„Und was soll aus mir werden?“

Der König zuckte die Achseln und schwieg. So endete eine Liebesgeschichte, die am französischen Hofe, und, nach der Behauptung des Erzählers, auch an fremden Höfen viel Lärm und großes Aufsehen gemacht hatte. Die Prinzessinn selber erzählt in ihren Memoiren die meisten hier mitgetheilten Umstände, wiewohl bisweilen etwas verschieden. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn sie, nach dieser Begebenheit, ihr einsiedlerisches Reich wirklich errichtet hatte.

Noch eine andere Unterhaltung werde hier erwähnt, die damahls durch Mademoiselle de Montpensier und zwey ihrer Freundinnen außerordent-

lich in die Mode kam. Man schrieb nähmlich Portraits und ließ dann errathen, wen sie vorstellen sollten. Die Prinzessinn schrieb ihr eignes in einer Viertelstunde. Ob es gut getroffen war, darf bezweifelt werden. Es ist ein anderes, wenn ein Mahler sich aus dem Spiegel, der vor ihm hängt, oder nur aus seinem eigenen Seelenspiegel mahlen soll, der selten das Bild treu zurückwirft. Sie hat auch noch eine Menge andere Portraits geschrieben, die ihr besser gerathen seyn mögen. Wenigstens brachte sie diese Unterhaltung so in Aufnahme, daß es in ganz Paris von ähnlichen Portraits wimmelte.

Warum hört man in Deutschland so selten von Zeitvertreib?

Fast scheint es, als wären unsre Damen weniger geistreich — oder zu träge — oder zu sehr mit ausländischer Bildung beschäftigt — oder — als hätten sie den Anblick ihrer getroffenen Portraits zu scheuen.

Miltons Gestalt.

Zwey englische Mahler, Richardson, Vater und Sohn, gaben vor vielen Jahren Bemerkungen über Miltons verlornes Paradies heraus und fügten dessen Lebensbeschreibung hinzu. In dieser bedienten sie sich einer seltsamen Wendung, um seine Gestalt zu bezeichnen. „Er war," so heißt es, „eher von mittler Größe als klein zu nennen, und wohl proportionirt. Er war — nein, er war weder kurz noch dick, aber er würde beydes gewesen seyn, wenn er ein wenig kürzer und ein wenig dicker gewesen wäre."

Im Original klingt das noch drolliger: He wos rather a Middle Siz'd than a little Man and well proportion'd: latterly he wos — no, not short and thik, but he would have been so, had he been somthing shorter and thicker than he wos.

Anecdoten der Gelehrten.

Der Kanzler Dúprat ließ durch einen Parlementsspruch die Privilegien der medicinischen

Facultät zu Montpellier vernichten. Rabelais beschloß zu versuchen, ob er durch seine Beredsamkeit den Kanzler vermögen könne, den Spruch zu widerrufen. Aber wie sollte er zu ihm gelangen? es war nicht leicht, eine Audienz zu erhalten, am wenigsten in dieser Sache. Rabelais fiel auf ein Mittel, dessen sich freylich nur selten ein Supplicant zu bedienen im Stande ist. Er redete den Schweizer vor des Kanzlers Pallast in lateinischer Sprache an. Dieser schickte sogleich nach einem Secretair, welcher lateinisch verstand, aber zu dem sprach Rabelais griechisch, und als ein anderer, der griechischen Sprache kundiger Mann gerufen wurde, ließ er sich hebräisch vernehmen. So flossen nach und nach eine Menge alter Sprachen ihm geläufig von den Lippen. Das ganze Haus kam in Bewegung. Dem Kanzler wurde gemeldet, draußen stehe ein Mann, der mit Pfingstzungen rede. Man ließ ihn herein treten, und nun sprach er mit so männlicher Beredsamkeit für die Rechte seiner Facultät, daß er den Kanzler gewann und seinen Zweck erreichte. Darum wurde, noch lange nach seinem Tode, sein Doctormantel zu Montpellier in großen Ehren gehalten, und wer daselbst

die Doctorwürde erlangte, trug an diesem Ehrentage Rabelais Mantel.

Galilei erzählt, er habe einen Mann gekannt, der ein so eifriger Verehrer des Aristoteles gewesen, daß, als ihm einst ein berühmter Anatom, bey Zerlegung eines menschlichen Körpers zeigte, wie die Nerven aus dem Gehirn in das Rückenmark und von da im ganzen Körper sich verbreiten und mit dem Herzen nur durch ein kleines Netz zusammenhängen, er verwundert ausrief: „Es ist wahr, Sie haben mir das klar bewiesen, und wenn Aristoteles nicht anderer Meinung wäre, so würde ich Ihnen glauben."

Galilei würde solche Beyspiele in unsern Tagen bey hunderten erzählen können, denn was ist häufiger als Nachbeterey den fünf Sinnen zum Trotz?

Ein Neffe von La Motte untersuchte die Papiere seines verstorbenen Oheims, und fand unter andern einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Heute hab' ich ein englisches Trauerspiel gelesen, wo zwey kleine Kinder ein sehr lebhaftes Interesse erregen. Ich werde das gelegentlich für

die französische Bühne erfinden." — Bald darauf verfertigte er seine Ines de Castro. — Wie manches ist schon auf diese Weise von den Franzosen erfunden worden!

Als Casaubonus zum Erstenmahl in die Sorbonne eingeführt wurde, sagte man zu ihm mit großem Gepränge: „Sie betreten hier einen Saal, in welchem schon seit 400 Jahren disputirt wird."

„Und was ist ausgemacht worden?" fragte Casaubonus. — Wollte Gott, man könnte diese Frage nur an die Sorbonne richten!

Reiche Schriftsteller — deren es freylich in Deutschland wenige gibt, weil da nur die Nachdrucker reich werden — mögen folgendes Beyspiel zu Herzen nehmen: Balzac schickte seinen Bedienten zu Voltaire, und ließ ihn um 400 Thaler bitten, ihm auch zugleich seinen Wechsel über diese Summe einhändigen. Voltaire zählte das Geld auf, nahm den Wechsel und schrieb darunter: „Ich Endes Unterzeichneter bekenne, daß ich meinem Freunde Balzac 800 Thaler schuldig bin, für das Vergnügen, welches er mir gemacht hat, ihm 400 leihen zu dürfen."

Man hat mit Recht behauptet, daß dieser Wechsel Voltaire mehr Ehre macht, als seine schönsten Briefe.

Der Dichter Rotrou verwaltete eben ein obrigkeitliches Amt zu Dreux, als diese Stadt von einer pestartigen Krankheit heimgesucht wurde. Seine Pariser Freunde bathen ihn, sein Leben in Sicherheit zu setzen; allein er schrieb, das könne er vor seinem Gewissen nicht verantworten, da zu Erhaltung der guten Ordnung seine Gegenwart vonnöthen sey. Er schloß seinen Brief mit den Worten: „Freylich ist die Gefahr groß, denn in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, läuten Glocken für den zwey und zwanzigsten Todten, der heute hingerafft worden. Sie werden auch für mich läuten, wenn es Gott gefällt.“

Molier hatte sich gerade mit Racine überworfen, als sein Misantrop zum erstenmahl gespielt wurde. Ein Schmeichler glaubte dem letztern ein großes Vergnügen zu machen, indem er ihm hastig die Neuigkeit zutrug: das Stück sey gefallen, es sey schlecht, es sey erbärmlich! Racine könne ihm das aufs Wort glauben, denn

er sey gegenwärtig gewesen. — „Und ich," erwiederte Racine kalt: „ich bin nicht gegenwärtig gewesen und glaube es doch nicht, weil Moliere unmöglich ein schlechtes Stück machen kann."

Leider finden sich solche Beyspiele nur unter den Franzosen. Einem deutschen Racine würde der Schmeichler in der That ein großes Vergnügen gemacht haben. Man muß bekennen, und der Herausgeber ist selber öfter Zeuge davon gewesen, daß die französischen Schriftsteller, auch wenn sie einander nicht leiden mögen, sich gewöhnlich mit einer Zartheit behandeln, die den Deutschen fremd ist.

Es gab vor Zeiten einen Gastwirth in Paris — jetzt würde man ihn Restaurateur nennen — bey dem sich die berühmtesten schönen Geister zu versammeln pflegten. Auch geistreiche Höflinge mischten sich gern darunter. Alle diese Herren hatten ein eigenes Zimmer, welches für Niemanden sonst geöffnet wurde. Hier lag beständig ein Exemplar von Chapelains Pucelle auf dem Tische, und wenn Jemand von der Gesellschaft einen Fehler gegen die Sprache beging, oder albern raisonnirte, absprechend urtheilte, so wurde ihm durch Mehrheit der Stimmen eine Strafe dictirt. Die

gewöhnlichste bestand darin, daß er zehn bis zwanzig Verse aus dieser Pucelle lesen mußte; aber nur wenn er es sehr arg gemacht hatte, wurde ihm eine ganze Seite zu lesen auferlegt.

Vor einiger Zeit wollte eine Versammlung von deutschen guten Köpfen diese spaßhafte Criminal-Justiz nachahmen, und es wurde beschlossen, daß in der nächsten Sitzung jedes Mitglied diejenigen Bücher mit bringen sollte, deren Lesen er zur Bestrafung am geeignetsten hielte. Aber hilf Himmel! welch eine Bibliothek kam da zusammen! Manche hatten ganze Schiebkarren voll vor sich her geschickt. Die Wahl war verzweifelt schwer. Die Stimmen theilten sich zwischen Alarcos, Lacrymens, Attila, Wanda, und sogar aus den Qualverwandtschaften wurden manche Blätter in Vorschlag gebracht. Endlich gelang es dem Präsidenten der Versammlung die Stimmen zu vereinigen. Okra's Schriften wurden sauber gebunden auf den Tisch gelegt.

Der Chevalier de Rohan hatte ein Staatsverbrechen begangen, und Ludwig XIV. weigerte sich standhaft ihn zu begnadigen, so sehr man auch von allen Seiten ihn darum bath. Eines Tages

während dieser Zeit sah er das Trauerspiel Cinna aufführen, und wurde dadurch so tief bewegt, daß er nachher bekannte, wenn Jemand diesen Augenblick ergriffen hätte, um die Bitte zu wiederhohlen, er würde nicht widerstanden haben. — Allein war es nicht traurig, daß ein tiefbewegter König erst noch gebethen werden sollte, um die gnädige Empfindung in eine gnädige Handlung zu verwandeln? — heißt das nicht einem Armen, dessen Anblick rührt, bloß darum kein Almosen geben, weil er nicht bettelt? — Es scheint, Ludwig XIV. würde um seiner Ehre willen, besser gethan haben, wenn er seine gnädige Aufwallung ganz verschwiegen hätte.

Wenn die Großen im Sommer auf ihre Güter gehen, weil es so gebräuchlich ist, so pflegen sie dort nicht selten sich zu langweilen. Das wußte der Herzog von Brissac, und darum wollte er einst, bey ähnlicher Gelegenheit, den Dichter Chapelle mitnehmen, überredete ihn auch wirklich dazu. Bis Angers fuhren sie zusammen und wollten da übernachten. Es war noch ziemlich früh. Chapelle hatte einen Freund daselbst, den er zu besuchen ging und bey dem er auch zu Abend speiste. Als

der Herzog am andern Morgen seine Reise fortsetzen wollte, erklärte ihm der Dichter ganz trocken, er könne nicht die Ehre haben, ihn ferner zu begleiten.

Warum nicht? — Chapelle hatte auf seines Freundes Tische den Plutarch gefunden, ihn aufgeschlagen, und war zufällig auf die Worte gestoßen: Wer den Großen folgt, wird Knecht.

„Aber mein Gott!“ sagte der Herzog, „ich behandle Sie ja als meinen Freund? Sie werden bey mir zu Hause seyn.“ — Vergebens! — Chapelle antwortete immer: „Es ist nicht meine Schuld, Plutarch hat es gesagt.“

Derselbe Dichter speiste eines Tages ganz allein mit einem Herzog und Marschall von Frankreich. Sie zechten wacker, und, nachdem ihnen der Wein etwas zu Kopfe gestiegen war, fingen sie an, mit lallenden Zungen sehr ernsthafte Beobachtungen über das menschliche Elend in diesem Leben, und über die Ungewißheit eines künftigen Lebens anzustellen. Sie kamen beyde darin überein, daß man fromm seyn müsse; nur fanden sie es schwer, viele Jahre hinter einander wahrhaft christlich zu leben, und priesen die Märtyrer glücklich, die durch kurze Leiden den Himmel errungen hatten.

Plötzlich fiel es Chapelle ein, daß sie beyde sehr wohl thun würden, in die Türkey zu gehen und dort die christliche Religion zu predigen. „Man wird uns beym Kragen nehmen," sagte er, „man wird uns vor den Pascha führen; ich werde ihm trotzig antworten, Sie auch; man wird mich spießen, Sie auch, und so sind wir auf Einmahl im Paradiese."

Der Marschall nahm es übel, daß Chapelle sich immer zuerst nannte. „So ein Herrchen wie Sie," sagte er, „sollte nicht vergessen, daß ich Herzog und Marschall von Frankreich bin. Ich werde mit dem Pascha reden, mich wird man zuerst spießen!"

„Ich frage den Henker nach Ihrem Herzog," sollte Chapelle. Paff! warf ihm der Herzog einen Teller ins Gesicht. Paff! schleuderte Chapelle die ganze Schüssel gegen den vornehmen Wirth. Die Gläser, die Bouteillen flogen hin und her. Schon griffen beyde nach ihren Stühlen, als Leute herzustürzten und sie aus einander brachten. Jedermann war neugierig, die Veranlassung des Kampfes zu wissen, und das Erstaunen verwandelte sich in Lachen, als man vernahm, es werde um die Ehre gekämpft, zuerst gespießt zu werden.

Beuserade erfuhr, daß eine alte, reiche Witwe Tages zuvor gestorben sey. „Schade!“ sagte er: „vorgestern war sie eine gute Partie.“

Menage wollte durchaus Moreri's historisches Wörterbuch nicht lesen. „Ich habe ein all zu gutes Gedächtniß,“ sagte er, „und fürchte die Fehler zu behalten, von denen es wimmelt.“

Lafontaine's arme Witwe sollte einige öffentliche Auflagen bezahlen. Es fiel ihr schwer. Da schrieb Herr von Armenonville, damahls Gouverneur von Soissons, an seinen Stellvertreter: künftig solle Lafontaine's Familie von allen Auflagen befreyt seyn. Die Nachfolger des Mannes, der des liebenswürdigen Dichters Andenken so schön ehrte, beeiferten sich es ihm gleich zu thun, und das Schreiben des Herrn von Armenonville wurde von Lafontaine's Nachkommen heilig aufbewahrt. Ob es ihnen auch jetzt noch von einigem Nutzen seyn möge, ist unbekannt.

Es gibt ein Mittel, beißige Critiker zu gewinnen, das freylich nicht in eines Jeden Gewalt ist. Boileau hatte einem gewissen Boursault sehr

übel mitgespielt. Bald darauf mußte er, um seiner Gesundheit willen, zu den Mineralwässern von Bourbon reisen, in welcher Gegend Boursault Steuereinnehmer war. Die Kur zog sich in die Länge, Boileau kam am Gelde zu kurz. Boursault erfuhr das zufällig, eilte zu ihm, und brachte ihm 200 Louisd'or, wodurch der Critiker so überrascht und gerührt wurde, daß er dem großmüthigen Manne die wärmste Freundschaft schwur. Ob er ihn nun auch lobte, weiß ich nicht. Wenigstens hätte ein Deutscher es gethan, und weit wohlfeiler als um 200 Louisd'or; das möge z. B. folgendes Geschichtchen lehren:

Als ich vor mehreren Jahren noch Herausgeber des Freymüthigen war, erschien bey Lagarde in Berlin der Strom der Zeiten, eine sehr wohl ersonnene und gut ausgeführte, bildliche Darstellung der Weltgeschichte. Das Blatt lag auf meinem Tische, als ein berüchtigter Recensent mich besuchte. Er warf einen Blick darauf, und als er hörte, der Verleger habe mir dies Exemplar geschenkt, um das Werk im Freymüthigen anzuzeigen, auch werde ich das lobend thun, weil es mir gefalle; da rümpfte er die Nase, erklärte es für ein gewöhnliches und noch dazu sehr überflüs-

siges Machwerk, nannte mir einige Verfasser von historischen Tabellen, die weit vorzüglicher wären; kurz, ich konnte nicht anders vermuthen, als daß es dem armen Strome der Zeiten, in dem Blatte, für welches der Herr Recensent arbeitete, sehr übel ergehen würde. Ich hatte mich geirrt, denn nach wenigen Tagen las ich mit Erstaunen sein freygebiges Lob. Das war mir so lange unerklärbar, bis ich meinen Gegenbesuch bey ihm machte. Siehe, da lag der Strom der Zeiten gleichfalls auf dem Tische — der Verleger hatte ihm auch ein Exemplar geschenkt, und dadurch plötzlich bey ihm eine andere Ansicht bewirkt. — Armes Publicum! so wirst du geäfft. — Dummes Publicum! warum lässest du dich so äffen? unter hundert Recensionen, die du liesest, werden selten mehr als ein Paar ganz unbefangen seyn.

Der berühmte Bayle gehörte zu den Flüchtlingen, die um der Religion willen Frankreich verließen. Den Gesetzen nach war aus dieser Ursache sein Testament in seinem Vaterlande ungültig. Allein das Parlement von Toulouse ehrte den seltnen Mann, und noch mehr sich selbst, in-

dem es bey ihm eine Ausnahme machte, und sein Testament für gültig erklärte.

Peter und Thomas Corneille, Brüder, waren aus der Normandie gebürtig. Dort heiratheten sie auch zwey Schwestern, zwischen denen dieselbe Verschiedenheit des Alters wie bey ihren Männern Statt fand. Aus beyden Ehen wurde eine ganz gleiche Zahl von Kindern erzeugt. Beyde Paare wohnten in Einem Hause, speisten an Einem Tische, hatten einerley Bedienten. Das währte länger als 25 Jahre, und noch hatten die Brüder nicht daran gedacht, das Vermögen ihrer Frauen zu theilen. Erst als Peter Corneille starb, mußte die Theilung vor sich gehn.

Als Boileau erfuhr, er sey zum Historiographen des Königs mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt worden, sagte er lachend: „Man hat mir mit Stockschlägen gedroht, so lange ich Satyren schrieb, die ich doch so ziemlich zu schreiben verstehe; jetzt gibt man mir eine Pension, um Geschichte zu schreiben, die ich nicht zu schreiben verstehe.“

Der Pater Hardouin hegte die seltsame Meinung, daß fast alle Werke der griechischen und lateinischen Schriftsteller untergeschoben, und erst im 12ten und 14ten Jahrhundert von Mönchen geschrieben wären. Boileau sagte: „Ich weiß nicht, ob der Pater Hardouin Recht hat, aber das weiß ich wohl, daß ich in diesem Falle wohl mit dem Bruder Horaz, dem Pater Virgil und ihres gleichen gelebt haben möchte."

Als nach Türenne's Tode Ludwig XIV. acht Marschälle von Frankreich auf Einmahl machte, sagte Boileau: „Der König hat sein Goldstück in kleine Münze umgesetzt."

Dieser Satyriker pflegte zwischen einfachen und doppelten Galimathias zu unterscheiden. Einfach nannte er den, wo der Verfasser sich selber verstanden hat, der Leser ihn aber nicht versteht; doppelt hingegen den, wo der Verfasser selber nicht weiß, was er eigentlich hat sagen wollen. Als Beyspiel des letztern citirte er folgende Zeilen aus dem Trauerspiele des großen Corneille, Titus und Berenice.

Faut-il mourir, Madame, et si proche du terme?
Votre illustre inconstance est-elle encor si ferme,
Que les restes d'un feu, que j'avois cru si fort,
Puissent dans quatre jours se promettre ma mort?

„Wir Deutsche sind jetzt so reichlich mit doppelten Galimathias versehen, daß wir die Verse bey tausenden citiren könnten; denn unmöglich kann ich mir einbilden, daß die eckelhafte Mystik der Herren Schlegel, Werner und Consorten bloß einfacher Galimathias wäre."

Man rühmte an Boileau, daß er so keck war, selbst gegen den König seine Meinungen zu vertheidigen. Aber wie that er es? — Kein Höfling konnte feinere Schmeicheleyen sagen, als sein Widerspruch deren enthielt: „Ew. Majestät werden eher zwanzig Festungen einnehmen, als mich davon überreden." — „Es ist merkwürdig, daß ich in ganz Europa der Einzige bin, der es wagt Ew. Majestät nicht nachzugeben." — Nun, so verzuckert ließe sich auch wohl der empfindlichste Held eine kleine Wahrheit gefallen, zumahl wenn sie nur das Reich der Wissenschaften betrifft, und folglich im Grunde ihm gleichgültig ist.

Einige Züge aus der spanischen Revolutions-Geschichte,

(einem Werke, welches im Jahre 1734 von gelehrten Jesuiten herausgegeben wurde.)

Spanien beschäftigt jetzt so viele Köpfe und Arme, wenn auch vor der Hand nur wenige Federn, daß auch Züge aus der ältern Geschichte seiner Zerrüttungen nicht unvollkommen seyn werden. Allgemein bekannt ist unter andern die alte Sage, daß im Jahre 794 Carl der Große, nachdem er siegreich gegen die spanischen Saracenen gestritten und Pampelona geschleift, auf seiner Rückkehr nach Frankreich in den Engpässen von Roncevaux total geschlagen worden. Aber Eginhard erwähnt dieser Begebenheit nur als eines unbedeutenden Zusammentreffens. Einige spanische Geschichtschreiber, und sogar Mariana, haben im Vertrauen auf den Roman des Erzbischofs Turpin, ihren Vorfahren die Ehre zugesprochen, an jenem Tage Carl den Großen nebst seinen zwölf Pairs überwunden zu haben. Man bemerkt, daß die zwölf Pairs noch gar nicht existirten. Das Wahre von der Sache ist, daß die Basquen,

mehr räuberisch als kriegerisch, Carls Nachtrab überfielen, einen Theil derselben in Stücken hauten, das Gepäck erbeuteten und sich schnell wieder in ihre unzugänglichen Felsenklüfte zurückzogen. Freylich kamen auch einige Männer von Bedeutung bey der Gelegenheit um, unter andern der berühmte Roland, der aber keinesweges Carls Neffe, sondern ein Statthalter an den Küsten von Bretagne war.

Wie oft mögen in neuern Zeiten die Spanier durch schlaue Erinnerung an diesen vermeinten Sieg ermuthigt worden seyn! Wie oft mag man ihnen aus dem Don-Quixotte das Liedchen vorgeträllert haben:

Ihr dreschet nur leeres Stroh,
Mein Herr Franzos von Roncevaux.

Es ist abermahls ein Beyspiel, daß die Fabel mehr auf Nationen wirkt, als die Geschichte.

So stark sich auch die ehrwürdigen Väter Jesuiten bey dieser Gelegenheit gegen die Fabel erklären, so nehmen sie doch selber bey dem Jahre 1194 eine noch weit armseligere Fabel in Schutz. Damahls wurde Alphons der Achte, König von

Castilien, der Edle zubenannt, von den Saracenen geschlagen, aus der ganz einfachen Ursache, weil er die Hülfsvölker von Leon und Navarra nicht erwartete. Aber wenn man heut zu Tage den Verlust von Schlachten stets in begangenen Fehlern sucht, wo doch oft nur der Zufall waltete, so suchte man ihn damahls in irgend einer begangenen Sünde des Heerführers. Der weise Alphons, heißt es, wurde mit Blindheit geschlagen, die eine sichtbare Strafe des Himmels war, denn — er hatte eine schöne Jüdinn so feurig geliebt, daß die Großen, nachdem sie ihn vergebens von einer so ungeheuren Leidenschaft (passion monstrueuse) zu heilen gesucht, die infame Maitresse massacriren ließen. (So drücken die Geschichtschreiber sich aus.) Der König fiel darüber in eine Art von Wahnsinn, und alle die traurigen Begebenheiten, die verlornen Schlachten, der Hunger, die Pest, welche er, seine Nachkommen und ganz Spanien erfahren mußten, waren bloß eine gerechte Strafe seiner Liebe — man denke! — zu einer Jüdinn!

Ferdinand von Arragonien, der Gemahl Isabellens, Königinn von Castilien, wird als der

feinste Politiker geschildert, und gesagt, er habe diese Kunst eben so hoch und vielleicht noch höher getrieben, als Ludwig der Eilfte, König von Frankreich, das heißt, bis zur Schelmerey (fourberie). Die spanischen Geschichtschreiber, Zurita und Mariana, entschuldigen ihn deßwegen sehr naif durch die Bemerkung: „Es sey nicht recht, Einem Könige ein Laster so hoch anzurechnen, welches allen Königen gemein sey.“

Wicquefort sagt: Er habe zu allen seinen Gesandtschaften — besonders wenn er betrügen wollen — Geistliche erwählt. Er muß also wohl nicht geglaubt haben, daß Aufrichtigkeit mit der Frömmigkeit verschwistert sey. — Auch wird er — trotz der aufgebürdeten Falschheit — für einen sehr frommen Fürsten erklärt, denn — er jagte im Jahre 1492 200,000 Juden aus dem Lande. Andere sagen gar 300,000.

Ein gläubiger Geschichtschreiber ist beynahe eben so schlimm als ein leichtgläubiger. Man muß lächeln, wenn man folgende Erzählung liest:

„Der König von Arragonien belagerte Murat, eine kleine, durch Montfort befestigte Stadt

an der Garonne. Montfort eilte mit 800 Reitern herbey; Einige fügen noch tausend Mann Fußvolk hinzu. Der Erfolg dieser That war ein sichtbares Wunder des Gottes der Heerschaaren, der seine Hand zum Schutz seiner Kirche ausstreckte. Unglaublich würde diese That uns scheinen, wenn sie nicht von so vielen Augenzeugen, als es damahls Schriftsteller gab, bekräftigt würde. Der Graf und seine kleine Schaar, voll Vertrauen auf Gott — ein Vertrauen, welches durch Gebeth und Empfahung des heiligen Sakraments noch gestärkt worden war — griffen das königliche Heer muthig an, drangen hindurch bis zum Könige, und streckten ihn todt in den Staub."

Das klingt prächtig! besonders wenn man weiß, daß die Armee des Königs 100,000 Mann stark war. Und alle Schriftsteller der damahligen Zeit waren Augenzeugen dieser That: das ist beynahe ein noch größeres Wunder, als daß 1800 Mann einen König mitten in einem Heere von 100,000 erschlugen. Aber nun wollen wir einmahl den ehrlichen Mezerai dagegen hören. *)

*) Abr. Chron. ad 1213.

„Montfort hatte in Murat eine starke Garnison gelassen, um die Gegenden von Toulouse zu verwüsten. Der König von Arragonien belagerte es mit 100,000 Mann im Monat September. Montfort, der zu Casteinaudary war, raffte kaum 1000 oder 1200 Mann zusammen und warf sich damit in die Festung, aus der er einen wüthenden Ausfall that. (Also vereinigt mit der starken Garnison.) Der König, den kleinen Haufen verachtend, setzte sich zur Tafel, als der Kampf anhub. Da wurde er überrascht, seine Garden niedergehauen, er selbst von einem gemeinen Soldaten erwürgt. Montfort verlor dabey nicht mehr als acht Mann."

Das klingt immer noch stark genug, aber doch bey weitem nicht so prächtig als jene Erzählung. Man sieht, es war eine Ueberrumpelung. Der König war aus Uebermuth unvorsichtig. Freylich können die Jesuiten dagegen einwenden: der liebe Gott habe ihn mit Blindheit geschlagen, und so wäre das Wunder doch gerettet — O wahrlich! zu nichts auf der Welt hätten wir den Mann aus dem Monde nöthiger, als zum Geschichtschreiber; denn auf Erden einen ganz unbefangenen Mann für dieses erhabene Geschäft zu finden, daran muß

Jeder verzweifeln, der in historischen Bibliotheken sich ein wenig umgesehen hat.

Zu verwundern ist, daß ein Jesuit auch das Folgende erzählen durfte:

„Di Päbste hatten beschlossen, die gothische, vom heiligen Isidor in Spanien eingeführte Liturgie abzuschaffen, da sie von der römischen sehr verschieden war. Die sogenannten Muzarabber wollten sich noch weniger in diese Neuerung fügen, als die übrigen spanischen Christen. Kaum konnte es der König dahin bringen, daß sie auch nur einmahl darüber berathschlagten. Die Stimmen waren getheilt. Man mußte zu Mitteln seine Zuflucht nehmen, die — ohne das Zeugniß ernster Geschichtschreiber, und ohne Kenntniß der Sitten jener Zeit — uns unglaublich dünken würden. Ein Zweykampf sollte entscheiden. Zwey Ritter zogen ihre Schwerter, der Eine für die römische, der Andere für die gothische Liturgie. Der Letztere überwand den Erstern, und nun erst meinte die Königinn, es sey doch unschicklich, Gottes Wort auf eine Degenspitze zu setzen. Der König und der Erzbischof fanden, daß sie Recht habe. Das Feuer sollte nunmehr den Ausschlag geben. Man

warf beyde Bücher in die Flammen. Dasjenige, welches unverzehrt bliebe, sollte zur Richtschnur dienen. Aber auch das Feuer erklärte sich für die gothische Liturgie, denn nur die römische wurde in Asche verwandelt. Die Muzaraber triumphirten; allein der König bewies wenig Achtung für ein so auffallendes Wunder, denn er erlaubte doch nur sechs Kirchen von Toledo, Gott nach alter Weise anzubeten."

Der König Rodrigo hatte sich gegen die Tochter des Grafen Julian, die schöne Caba, eben so benommen, wie einst Tarquin gegen Lucretia. Sie stieß sich zwar keinen Dolch in die Brust, allein sie schrieb folgenden Brief an ihren Vater:

„Möchte die Erde mich früher verschlungen haben, als meine Ehre und die Deinige mir das grausame Bekenntniß abnöthigten, welches Deine Ruhe, die mir so theuer ist, zerstören wird. Die Thränen, welche diese Zeilen überschwemmen, mögen Dir sagen, was ich leide. Aber ich darf nicht schweigen. Du würdest mich schuldig glauben, ich würde hoffnungslos erliegen. Sollte ich der Zeit überlassen, ein Geheimniß zu enthüllen,

das nur zu Deiner Schande, zu meinem Schimpf sich offenbaren würde; wenn nicht zugleich die Rache dessen Herold wäre? — Ich darf nicht schweigen, obgleich die Schaam mir jedes Wort von der Lippe haschen will. Deine Tochter — Dein Blut — das Blut unserer Könige, das in Deinen Adern fließt — ihr unwürdiger Nachfolger hat es durch die schimpflichste Gewalt entweiht. Auf, mein Vater! sammle Deine Freunde, wenn ihr Muth sie dieses Titels würdig macht — rache eine Schandthat, die, ungerochen, unsern Nahmen auf ewig brandmarken würde!"

Daß dieser Brief auf den stolzen Vater wirkte, und er die blutigste Rache nahm, ist eben nicht zu verwundern, hingegen unbegreiflich, wie das Klagschreiben der schönen Caba in die Hände der Jesuiten gefallen. Es ist um so mehr erlaubt, an der Echtheit desselben zu zweifeln, da wir den nähmlichen Brief noch auf eine andere Manier besitzen. Ein arabischer Geschichtschreiber nähmlich, (er hat einen barbarischen Nahmen, ist aber von Michael de Luna ins Spanische übersetzt worden) hat gleichfalls der schönen Caba seine Feder geliehen, nennt sie aber Florinde, und läßt sie folgendergestalt sprechen:

„Die für mich betrübte Abwesenheit meines geliebten Vaters nöthigt mich, die Feder zu ergreifen, um schreibend den Trost zu suchen, den sein Anblick mir jetzt nicht gewähren kann. Ich schreibe aber nicht, um Dir Neuigkeiten aus dem Pallaste zu melden, ob es gleich deren jederzeit gibt, die merkwürdig genug sind. Nur Eine werde Dir berichtet, die, ob sie gleich an diesem Hofe schon alt ist, doch für ein Mädchen, wie ich bin, stets neu seyn, und die ganze Welt in Erstaunen über einen so großen Fürsten, als Rodrigo ist, versetzen wird. Wisse also, lieber Vater, daß ich aus Unvorsichtigkeit den Ring, den ich in diesem Briefe Dir schicke, auf dem Tische liegen lassen, und dieses höher als mein Leben geachtete Kleinod nicht so verwahrt hatte, als Du und meine Mutter mir stets empfohlen. Den König lüstete darnach, und da ich es ihm nicht geben wollte, so zog er den Degen, und, trotz meines Geschreyes, stieß er so unbarmherzig darnach, daß er, wie Du siehst, den Ring sammt dem darin gefaßten Smaragd entzwey gespalten hat. Dieser traurige, unerwartete Zufall beschämt mich dermaßen, daß ich nichts weiter darüber sagen kann, sondern Dich um Beystand anrufe! Meine

Mutter befindet sich übel und ich noch übler. Ich bitte Gott, daß er Dich in seinen heiligen Schutz nehme! Toledo den 3ten December 750."

Welcher von diesen beyden Briefen wohl der echte seyn mag? — vermuthlich keiner von beyden.

Das wunderliche Testament.

Es begab sich vor mehr als hundert Jahren, daß ein Bauer in der Gegend von Toulouse folgendes Testament machte:

„Da mein Rothschimmel mir jederzeit willige Dienste geleistet und nie mit mir durchgegangen ist, auch sich jedesmahl gefreut hat, wenn ich in den Stall kam; so habe ich selbigen Rothschimmel von Herzen und vor allen andern Menschen und Pferden geliebt, und darum setze ich ihn hiermit zu meinem Erben ein, und Jacob, mein Bruders-Sohn, soll künftig den Rothschimmel reiten und besitzen."

Natürlich wurde das Testament angefochten. Der Eine sagte: der Testirer sey offenbar nicht wohl bey Verstande gewesen. Das Pferd ant-

wortete, (nähmlich durch seinen Advokaten) ein Mensch, der das, was ihm das Liebste auf der Welt gewesen, nach seinem Tode zu versorgen wünsche, der zeige wohl mehr Verstand, als Einer, der eine Kirche zu bauen verordne.

Ein Anderer behauptete: ein unvernünftiges Thier könne nicht zum Erben eingesetzt werden. Der Rothschimmel antwortete, indem er den Vorwurf der Unvernunft großmüthig auf sich beruhen ließ, er sey bloß etwas leichsinnig und zur Verschwendung geneigt, zwey Eigenschaften, die auch den Frauenzimmern eigen wären, die darum doch von keiner Erbschaft ausgeschlossen würden; nur pflege man ihnen Curatoren zu verordnen, und diese Vorsicht habe der wohlselige Erblasser gleichfalls beobachtet, indem er ihm, dem Rothschimmel, in der Person seines Neffen, Jacob, einen Curator an die Seite gesetzt, der ihn reiten und besitzen solle. Verständiger und vorsichtiger hätte er mit seiner eigenen Tochter nicht verfahren können, wenn er Eine gehabt hätte, und folglich sey das Testament allerdings zu bestätigen.

Das Parlement von Toulouse bestätigte es auch wirklich, nur aus andern Gründen. Es nahm nähmlich an, der Bauer habe eigentlich

seinen Neffen Jacob zum Erben einsetzen wollen, und nur in seiner Einfalt sich falsch ausgedrückt. Man bewunderte das Parlement in seiner Weisheit, denn der Todte blieb stumm.

Herzbrechende Klagen an meinen alten Schlafrock gerichtet.

(Diderot lebte, wie auch die deutschen Gelehrten gewöhnlich zu leben pflegen, in einem Zimmer, in welchem der Luxus nicht heimisch war. Sein alter, sehr abgenutzter Schlafrock paßte zu den Umgebungen, und so oft er auch damit geneckt wurde, so konnte er sich doch nie entschließen, Neuerungen vorzunehmen, gegen welche Gewohnheit und Bequemlichkeiten sich auflehnten. Indessen mußte doch endlich einmahl etwas dergleichen geschehen, und da er selbst keine Anstalten dazu machte, so nahm Madame Geoffrin, seine Freundinn, die Gelegenheit wahr, bey seiner Abwesenheit von einigen Tagen, sein Zimmer ganz neu und ziemlich kostbar zu möbliren, auch

an die Stelle des alten Schlafrocks einen neuen, eleganten zu legen. Seine Empfindungen über diesen Tausch drückte er nun folgendergestalt aus.)

Warum habe ich ihn nicht behalten! — er war für mich geschaffen, ich für ihn! — er schmiegte sich an mich, ohne mich zu drücken. Dieser neue ist starr und steif, und gibt mir das Ansehn einer Gliederpuppe. Der alte war so gefällig, lieh sich gern zu Allem, denn Dürftigkeit ist fast immer dienstfertig. War ein Buch bestaubt, so bot er mir einen seiner Zipfel dar, um es abzuwischen. Wollte die verdickte Dinte nicht aus der Feder laufen, so gab er mir die rechte und die linke Seite Preis, und lange, schwarze Streifen bezeugten seine langen treuen Dienste. Zugleich gaben diese Streifen mir das Ansehn eines Schriftstellers, eines arbeitsamen Menschen; jetzt seh' ich aus wie ein Faullenzer; man weiß nicht mehr, wer ich bin und was ich bin. Unter seinem Schutze fürchtete ich weder die Ungeschicklichkeit eines Bedienten, noch meine eigene, weder Wasser noch Feuer; ich war der Herr meines alten Schlafrocks, ich bin der Sclave des neuen geworden. Der Drache, der das goldene Vließ bewachte, war nicht un-

ruhiger als ich — die Sorgen umhüllen mich! — Ein verliebter Alter, der ein junges Mädchen zu seiner Tyranninn macht, seufzt früh und spät: warum habe ich eine ehrliche, alte Haushälterinn fortgejagt! — Auch ich seufze! oder vielmehr ich fluche dem Erfinder der Kunst, einen gemeinen Stoff scharlachroth zu färben. Ich fluche meinem prächtigen, hochverehrten Gewande! Wo ist mein alter, demüthiger, bequemer Lappen von Kalmang?! —

Freunde! haltet eure alten Freunde in Ehren! Freunde! hütet euch vor Reichthum! laßt mein Beyspiel euch abschrecken. Die Armuth ist frey, der Ueberfluß schleppt Fesseln.

O Diogenes! wie würdest du lachen, wenn du deinen Jünger in Aristipps kostbaren Mantel erblicktest! O Aristipp! dieser köstliche Mantel kommt dir theuer zu stehen! Welch' ein Vergleich zwischen deinem weichlichen, kriechenden, weibischen Leben und dem freyen, muthigen Leben des Cynikers in Lumpen! ich habe die Tonne verlassen, in der ich herrschte, um einem Tyrannen zu dienen.

Ach! das ist noch nicht Alles! höret, Freun-

de, welche Verwüstungen der Luxus bey mir angerichtet hat!

Mein alter Schlafrock war Eins mit meinen übrigen Umgebungen. Ein Strohstuhl, ein gebeizter Tisch, eine Papiertapete, ein Paar Bretter von Fichtenholz, die meine Bücher trugen; einige Kupferstiche ohne Rahmen, mit den vier Ecken auf die Tapete genagelt; dazwischen vier Basreliefs in Gips; Alles das stand im harmonischsten Einklang mit meinem alten Schlafrock. Alles ist verrückt, verwandelt! keine Einheit mehr und folglich keine Schönheit! — Eine neue Haushälterinn bey einem Pfaffen, eine junge Frau, die in das Haus eines Witwers kommt, können nicht mehr Umwälzungen machen, als der verdammte Scharlach, der sich bey mir eingeschlichen hat.

Ich mag wohl eine Bäuerinn sehen, mit ihrem groben Tuche um den Kopf gewunden, mit ihrem kurzen Röckchen, das ihr kaum bis an das Knie reicht, mit ihren schmutzigen Holzschuhen; sie stellt mir das Bild eines Standes dar, den ich hoch achte, die Entbehrungen einer Armuth, die ich bemitleide. Aber mein Herz empört sich beym Anblick eines Freudenmädchens,

das, mit zerrissenen Spitzen und schmutzigen seidenen Strümpfen, das heutige Elend dem gestrigen Ueberfluß vermählt. So würde meine Wohnung ausgesehen haben, wenn der herrschsüchtige Scharlach nicht Alles wieder ins Gleiche gebracht hätte. Die Papiertapete, welche diese Mauern so lange schmückte, hat einer von Damast weichen müssen. Der Eine Kupferstich von Poussin, das Manna, welches in der Wüste fiel, ist durch einen Sturm von Vernet, der Andere, Esther vor dem König Asverus, gleichfalls von Poussin, durch einen alten Kopf von Rubens verdrängt worden.

Ein Sessel von rothem Saffian hat den Strohstuhl in das Vorzimmer verwiesen. Das schwache Fichtenbret, welches einen Homer, Virgil, Horaz und Cicero trug, ist dieser kostbaren Bürde entheben, die jetzt in einem Magahony-Schranke ruht, der ihrer, aber nicht meiner, würdig ist.

Ein großer Spiegel hat sich über meinem Kamine erhoben. Die beyden niedlichen Gypsfiguren, die ich Falconets Freundschaft verdankte, sind für eine Venus verstoßen worden; das antike Erz hat den Thon zerschmettert.

Der gebeizte Tisch vertheidigte seinen Platz noch eine Weile unter dem Schuße einer großen Menge Papiere; aber auch er hat endlich weichen müssen, und, trotz meiner Faulheit, liegen die Papiere nun in der schönsten Ordnung in einem köstlichen Büreau.

Zarter, erhabener und deine Verehrer verarmender Geschmack! Du verwandelst, erbauest, reißest nieder, leerest der Väter Beutel, raubst den Töchtern die Aussteuer, den Söhnen die Erziehung, thust so herrliche Dinge, und richtest so großes Unheil an. Du, der du bey mir das kostbare Büreau an die Stelle des gebeizten Tisches setztest, du stürzest ganze Nationen ins Verderben: du wirst vielleicht eines Tages alle diese schönen Sächelchen auf den Trödelmarkt führen, wo ein heiserer Ausrufer schreyen wird: wer kauft eine Venus von Bronze für 20 Louisd'or!

Es blieb noch ein leerer Raum über dem Büreau, der das Auge beleidigte; nun ist er ausgefüllt durch eine Wanduhr, und welche Wanduhr! Eine à la Geoffrin, strotzend von Bronze und Gold. Es blieb noch ein leerer Winkel am Fenster, der einen Schrank begehrte und erhielt.

Gemählde und Zeichnungen von den besten Meistern suchten und fanden noch ihr Plätzchen, und so verwandelte sich das erbauliche Kämmerlein eines Philosophen in das üppige Cabinet eines Schwelgers; so muß ich des Elends meiner Landsleute spotten. Von meiner vormahligen Beschränktheit ist nichts übrig geblieben, als ein armseliger Fußteppich, der freylich gegen meinen jetzigen Luxus gewaltig absticht; aber ich habe geschworen und schwöre es noch einmahl: nie sollen meine Füße ein Meisterwerk der Gobelins betreten. Diesen Fußteppich will ich verwahren, wie jener Bauer, der aus seiner Hütte in den fürstlichen Pallast versetzt wurde, seine Holzschuhe verwahrte.

Wenn ich hochmüthig des Morgens in meinem prächtigen Schlafrocke hereintrete, so schlage ich die Augen nieder, erblicke meinen alten Fußteppich, erinnere mich meiner Dürftigkeit und verschließe dem Hochmuthe mein Herz. Nein, du guter Fußteppich, du alter Freund, ich habe mich nicht verändert, mir schwindelt noch nicht. Aber mit der Zeit — wer weiß, was geschehen kann!

O Freunde! betet für mich, daß mir solches nie wiederfahre!

(Wie mancher hat in neueren Zeiten sich in Diderots Falle befunden! ob er aber auch eben so gebetet hat? und ob sein Gebet erhört worden? —)

Das Mitleid.

(Nach dem Englischen.)

In dem goldenen Alter der Welt, als die Bewohner des Olymps noch zu den Erdenbewohnern herabstiegen, wurden zwey Kinder Jupiters vor Allen von den Göttern geliebkost, sie nannten sich Liebe und Freude. Wo sie gingen, entsprossen Blumen unter ihrem Fußtritt, die Sonne schien freundlicher, die Natur schmückte sich. Nie trennten sich die lieblichen Kinder. Das gefiel Jupitern wohl, und er beschloß, sie auf immer zu vereinigen, so bald sie herangewachsen seyn würden.

Aber als die Menschen ihre Unschuld verloren, das Laster wie ein Riese über die Erde schritt, da floh Astrea mit ihrem himmlischen Gefolge; die Freude verschwand. Nur die Liebe blieb zurück. Ihre Amme, die Hoffnung, versteckte sich in die arabischen Wälder, wo sie unter Hirten erzogen wurde. Der zürnende Jupiter vermählte sie nun mit einer Tochter der Astrea, die finster aussah und einen Cypressenkranz trug; man nannte sie Schmerz. Eine Nymphe war die Frucht dieser Verbindung. Sie hatte einen trüben Zug von ihrer Mutter im Gesichte, doch gemildert durch die Reize ihres Vaters. Sie nahm Jedermann ein. Die Hirten rauften sie Mitleid. Ein Rothkehlchen machte sein Nest in ihrer Hütte, und eine Taube, vom Geyer verfolgt, floh in ihren Busen. Sie lehrte die Menschen sanft weinen; ihre Thränen waren süß. Jupiter befahl ihr, stets ihrer Mutter zu folgen. Sie that es gern und thut es noch. — Sie ist sterblich, wie ihre Mutter, und wenn sie einst, mit ihr zugleich, den Lauf vollendet, den das Schicksal ihr auf Erden vorgeschrieben, so wird der Gott der Liebe seine unsterbliche Braut, die Freude, wieder finden.

Der Unerträgliche.

(Ein Portrait.)

Ich habe manchen Ueberlästigen, manchen Schwätzer, manchen Narren in der Welt gekannt, aber noch nie einen so unerträglichen, als den Herrn N. N., der Alles weiß, Alles gesehen und beynahe auch Alles erschaffen hat, dem aber eine sehr wesentliche Kenntniß mangelt, nähmlich die der verdammten Langenweile, die er einflößt. Die Kunst zu widersprechen scheint er aus dem Grunde studiert zu haben. Er leugnet Thatsachen, verwirft die Erfahrung, trotzt der Natur, spottet der Wahrheit, will immer seine Ideen an die Stelle der meinigen schieben, und wenn es ihm einmahl wiederfährt, etwas zu sagen, das nicht abgeschmackt ist, so legt er mir selber eine Abgeschmacktheit in den Mund, an die ich nicht gedacht habe, bloß um sie, ganz überflüssigerweise, zu widerlegen. Er streitet mir ab, was ich mit meinen Augen gesehen, mit meinen Ohren gehört habe. Nur was Er sagt, ist schön, nur was Er thut,

ist recht. Er spricht immer, und hört nie. Es bleibt mir nichts anders übrig, als davon zu laufen oder ihn todt zu schlagen.

Verdammte Höflichkeit! die solche Tyrannen der Gesellschaft immer noch in der hohen Meinung, die sie von sich selbst hegen, befestigt. Jedermann lacht über sie oder flucht ihnen, aber Niemand sagt es ihnen ins Gesicht. So bald so ein übermüthiger, hartnäckiger Schwätzer in einer Gesellschaft erscheint, so wird er deren Geißel; denn sogleich bemächtigt er sich der Unterhaltung. Er sieht nicht, daß man gähnt, er sieht nicht, daß man des Teufels werden will, er schwatzt darauf los und erzählt am Abend seinem Kammerdiener: es war die langweiligste Gesellschaft von der Welt, wenn ich nicht erschienen wäre. — Lieber möcht' ich einem Poscheräch gegenüber sitzen, als diesem unerträglichen N. N.! — Ich will ihn einmahl aufs Theater stellen, vielleicht wird er da erträglicher. Wenigstens wird das Publicum sich dann nicht scheuen, ihm ins Gesicht zu lachen.

Das Leben eines Fiacre.

Man sollte denken, ein Fiacre führe ein erbärmliches Leben? — ganz und gar nicht! er lebt mit den vornehmen Leuten um die Wette. Mit Tagesanbruch steht er auf und tritt vor seine Stallthür, um zu sehen, was für Wetter es ist! „Hohlß der Henker!“ sagt er gähnend, „es ist das schönste Wetter von der Welt.“ Oder: „Gott sey Dank! es wird heut ein verfluchtes Wetter geben!“ — Ist das nicht ganz die Empfindung eines reichen Speculanten, der die Zeitungen liest? es wird Friede werden — o weh! — Krieg — da reibt er sich die Hände und grinst.

Fluchend schirrt der Fiacre seine Pferde auf, fluchend spannt er sie an, und mit Peitschenhieben treibt er sie auf den Platz; hingegen hat er seinen Wagen pfeifend gewaschen. Ist das nicht ganz die Manier der vornehmen Leute, die mit ihren Möbeln weit besser umgehen als mit ihren Domestiken? —

Da läßt sich von Ferne ein Mann blicken, dem man es ansieht, daß er eines Fiacre's bedarf. Alsobald rennen ihrer sechs auf ihn los. Er wählt den besten, aber — er nimmt ihn Stundenweise, und nun schleicht der Fiacre Schritt vor Schritt. So rennt man in der Welt nach Aemtern und schleicht im Amte.

Der Herr, der den Fiacre gemiethet hat, gibt einen Befehl. Als er zurückkommt, findet er die Pferde abgezäumt, den Kutscher in der Schenke. Das Bild einer Kanzeley, deren Chef heute nicht erwartet wird.

Jetzt rollt der Fiacre weiter. Ein Lastwagen kommt ihm zu nahe, er steht in Gefahr, seinen Wagen umgeworfen oder zertrümmert zu sehen: seine scheltende Zunge und die Peitsche in der Faust helfen ihm endlich los, und gleich darauf überfährt er selber ein kleines Kabriolet, um das er sich weiter nicht bekümmert. So der Weltmann, der gewaltig schreyt, wenn ein Mäßiger ihn antastet, aber ohne Bedenken den Ohnmächtigen auf die Seite stößt.

Niemand auf der Welt kann seine Lebens- oder wenigstens Tagsgefährten freyer wählen, als der Fiacre. Um neun Uhr Morgens zum Gram-

pel hat er in Paris die Wahl zwischen einer Supplicantinn, die ihrem Manne eine Proviantlieferung verschaffen und ihren Liebhaber von der Conscription befreyen will; einem neugierigen Fremden, der den Pflanzengarten und nachher das Musrum besuchen will; einem Candidaten zu einer erledigten Stelle im Institut, der 144 Besuche zu geben und von den Büchern zu sprechen hat, die er — nicht geschrieben, sondern noch schreiben will, oder einen Mäkler, der herum kutscht, um Geld gegen Papier einzutauschen.

Um zwölf Uhr gibt es wieder andere Geschäfte. Die alten Theaterliebhaber fahren in die Proben, oder ein Paar junge Incroyables nach Bagatelle, um sich zu schießen, oder die Leckermäuler suchen ein Gabelfrühstück.

Um drey Uhr erscheinen die Damen in den Tuillerien, um die Sonne aufgehen zu sehen, oder eilen ins Palais royal, um mit den Modehändlerinnen zu plaudern.

Um fünf Uhr beginnen die Diners. Wohl dem Fiacre, der sich dann in der Vorstadt St. Germain befindet, er ist sicher, für eine Fahrt nach der Chaussee d'Antoin gemiethet zu werden.

Um sieben Uhr locken die Schauspiele. Jammerschade, daß die Flammen das Odeon verzehrten! Als dort noch gespielt wurde, konnte der Fiacre darauf rechnen, für Menschenhaß und Reue beladen zu werden.

Um eilf Uhr ist das Schauspiel aus. Dann werden Visiten bis Mitternacht gegeben, es wird getanzt bis ein Uhr und gespielt die ganze Nacht hindurch.

Man sieht, daß in der Hauptstadt des großen Reichs nichts Wichtiges geschieht, woran der Fiacre nicht Theil nähme. Man füge noch hinzu, daß die Fiacres jetzt mit den Equipagen der reichsten Leute rivalisiren, gleich diesen in die Höfe hineinfahren und fast bis in die Zimmer sich drängen. Die Herren der Equipagen und die Fiacres scheinen bisweilen alte Bekanntschaften zu erneuern. (Nach dem Französischen von Piémouillé.)

Voltaire's Meinung über Regierungsformen.

Als vor vielen Jahren ein gewisser Herr Gin ein Buch über diesen Gegenstand hatte drucken lassen, schrieb Voltaire aus Ferney ihm unter andern Folgendes:

„Ich gestehe Ihnen, daß es mir vorkommt, als ob die Worte despotisch und monarchisch völlig gleichbedeutend wären. Despot (Herus) bedeutet einen Herrn, und Monarch einen einzigen Herrn, welches folglich noch weit mehr sagen will. Eine Fliege ist Monarch der kleinen, nicht wahrnehmbaren Thierchen, welche sie verschlingt. Die Spinne ist Monarch der Fliegen, weil sie sie fängt und verzehrt. Die Schwalbe herrscht über die Spinne. Die Aelstern speisen die Schwalben, und so geht es bis ins Unendliche fort. Sie werden mir eingestehen, daß die Generalpächter uns verzehren. Das ist der Welt Lauf, seit sie existirt. — Sie beweisen sehr gründlich, daß die monarchische Regierung die beste von Allen ist; doch wohl zu verstehen, wenn

ein Marc-Aurel auf dem Throne sitzt. Denn sonst was kümmert einen armen Teufel, ob er von einem Löwen verschlungen oder von hundert Ratzen zernagt wird? — Sie scheinen Montesquieu beyzupflichten, der zum Hebel der Monarchieen die Ehre, zu dem der Republiken die Tugend macht. Wenn sie nicht dieser Meinung wären, so würde ich mich zu der des Regenten, Herzogs von Orleans, schlagen, der eines Tages von einem vornehmen Manne sagte: er ist der vollkommenste Höfling, denn er hat weder Launen noch Ehre. Und zu dem Herrn Präsidenten von Montesquieu würde ich sprechen: wenn er seinen Satz dadurch beweisen wolle, daß man in Monarchieen nach Auszeichnungen hascht, so gilt das eben so wohl von Republiken. Man rannte in Rom nach kleinen und großen Triumphen, und heut zu Tage wünscht man sogar Doge von Venedig zu werden, obgleich das vanitas vanitatum ist."

Inhalt.

	Seite.
Der Tausendkünstler - - - - - -	7
Der Maulwurf - - - - - - -	72
Ermahnungsschreiben der Buchstaben des Alphabets an die arabischen Ziffern - -	77
Der Mahler Protogenes - - - - - -	83
Das Erdbeben - - - - - - -	88
Vertheidigung des Negersclavenhandels - -	90
Schwänke - - - - - - - -	92
Bemerkung - - - - - - - -	94
Eine bedenkliche Frage - - - - -	95
Die Helmstädter Theologen vor hundert Jahren	96
Die Einsiedlerinnen - - - - - -	99
Die Liebesgeschichte der Mademoiselle de Montpensier und des Herrn von Lauzun -	105
Miltons Gestalt — Anecdoten von Gelehrten	113
Einige Züge aus der spanischen Revolutions-Geschichte - - - - - -	129

Seite.

Das wunderliche Testament - - - 139
Herzbrechende Klagen an meinen alten Schlafrock gerichtet - - - - - - 141
Das Mitleid - - - - - - - 148
Der unerträgliche - - - - - - - 150
Das Leben eines Flaere - - - - 152
Voltaire's Meinung über Regierungsformen 156

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von
August v. Kotzebue.

Zweytes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Grille.

Von August von Kotzebue.

Zweytes Bändchen

Fromme Wünsche.

Ein wackerer Franzose schrieb vor vielen Jahren ein Buch über die Ehe und über die Mitgabe der Braut, in dem er unter andern folgendes Gemählde aufstellt, zu dem sich auch unter uns genug Originale finden werden.

„Welche armselige Erziehung empfängt gewöhnlich ein reiches Mädchen! Gold ersetzt Alles! Diese Lehre wird ihr von Jugend auf, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen gepredigt. Hält man ihr Lehrer — nun ja! der Musikmeister, und vor Allen der Tanzmeister, werden freundlich von ihr empfangen, die aber, die Geist und Herz bilden sollen, machen ihr Langeweile. Wozu bedarf sie deren Unterricht? hat sie nicht Geld? wird ihr das nicht von ihrer Zofe, und nicht selten sogar von ihrer Mutter oft genug wiederholt? — und hat nicht schon die Natur sie hinlänglich mit Geist begabt? — Entfährt ihr ein boshafter Einfall, so will sich Jedermann

krank lachen über ihren Witz. Sagt sie etwas albernes, so nennt man es naiv. — Sich putzen, tanzen, klimpern und in Romanen blättern, andere Beschäftigungen kennt sie nicht; denn Dank sey es den Romanen, sie hat doch wenigstens lesen gelernt." „So ausgebildet tritt sie in den Ehestand. Ihr Haus wird ein Tempel des Luxus und der Mode. Sie läßt das Gold aus hundert Quellen hinausströmen. Erlaubt sich der Mann die kleinste Bemerkung, so lacht sie ihm ins Gesicht." „Wo denken Sie hin, mein Lieber? was kümmern Sie solche Kleinigkeiten? Dieser Shawl hat nicht mehr als 100 Louisd'or gekostet. Die kleine Gräfinn hat Einen für 200 gekauft, aber ich bin ökonomisch."

„Um ihrem Gemahl zu beweisen, daß sie Talente besitzt, bringt sie alle Nächte auf Bällen zu. Wehe ihm, wenn er sie bittet, dem Tanze eine halbe Stunde abzubrechen, um ihre Gesundheit zu schonen, oder um nach Hause zu fahren, ehe es vollends Tag wird Für eine Quadrille wagt sie ihr Leben. Zeigt er Ernst, so hat sie Thränen und Krämpfe in Bereitschaft. Kehrt er sich daran nicht, so ist er ein Tyrann. Weinend sitzt sie im Boudoir. Ein junger Laffe tritt herein, stürzt ihr zu Füßen: „Sie weinen, meine Gnädige? Welcher

Unmensch kann einem solchen Engel Kummer verursachen?" Mein Mann — sie kann lange vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Aber der Laffe weint mit — ihr Herz schließt sich auf — der böse, der abscheuliche Mann wird angeklagt, verurtheilt — der Laffe tröstet, die Züge erheitern sich. Im Stillen leidet der Mann eine Weile, endlich sucht auch er sich eine Trösterin. Die lockern Bande des Wohlstandes, (den Schaam kannte sie nie) werden vollends zerrissen. Man führt ein Schlaraffenleben dem Urtheil der Welt zum Trotz."

„Den Jahren mit Flügeln folgen endlich die Jahre an der Krücke. Die Jugend ist verschwunden, mit ihr die Schönheit. Der Reichthum wurde vergeudet. Man muß sich einschränken, zu Hause bleiben, und allein! Was soll man anfangen? Tanzen und sich putzen, weiter hat man ja nichts gelernt. Nun sitzt man stumm gegen einander über, oder man öffnet den Mund zu wechselseitigen Vorwürfen. Diese erzeugen Groll und Haß, die sich zu der längst genährten Verachtung gesellen. Hymens Tempel wird eine Höhle der Furien. Verzogene Kinder, die vielleicht von ihrem Vater nur den Nahmen tragen, führen ihn nicht zu der Mutter zurück. Sie bemerken sehr wohl das traurige Verhältniß ihrer Eltern,

und, wenn sie es nicht bemerken, so giebt es dienstfertige Domestiken, die sie aufmerksam darauf machen. Das vergiftet früh ihre Herzen. Sie wachsen heran, beklagen den Vater, verachten die Mutter, oder, wenn sie dieser mehr anhängen, so betrachten sie jenen als einen Tyrannen. Ein Abscheu gegen den Ehestand pflanzt sich in ihre jungen Herzen; sie werden Hagestolze oder schlechte Gatten."

Das Bild ist mit starken, vielleicht zu grellen Farben gezeichnet; doch wahr ist, daß die Erziehung reicher Mädchen gewöhnlich bloß einem Schaugerüste gleicht, welches für die Feyerlichkeit Eines Tages von Holz aufgeführt und bunt bemahlt wird. Es steht vielleicht einen Sommer lang. Der erste Sturm, der erste Regen stürzen es um und waschen es kahl. Unter allen reichen Mädchen, die ich näher gekannt habe, war nur Eine, die ihren Geist so reich geschmücket, ihr Herz so zart ausgebildet hatte, daß sie, auch ohne Schönheit, ohne Gold, den ärmsten Eltern Freude, dem ärmsten Gatten ein dauerhaftes Glück gewährt haben würde — Henriette Arnsteiner! — —

Um nun alle jene gräßlichen Uebel auf immer aus der Welt, und aus dem Ehestande zu verbannen, schlägt der Verfasser ein Mittel vor, wel-

ches er zwar für das Einzige, aber auch für das untrügliche hält. Er legt es den Gesetzgebern ans Herz und begehrt folgende Gesetze:

1) Es soll unter keinerley Vorwand oder Benennung hinfort erlaubt seyn, die Töchter mit irgend etwas auszusteuern. Alles soll der Bräutigam der Braut geben, selbst das Kleid, in dem sie ihm zugeführt wird.

2) Die Töchter sollen nie erben, höchstens diejenigen, welche unverheirathet bleiben, eine Pension erhalten.

3) Sie sollen auch weder Geschenke noch Vermächtnisse annehmen dürfen, oder doch solche, wenn sie heirathen, zurück geben müssen.

4) Auch den Wittwen bestimmt er bloß eine Pension, die sie einbüssen, wenn sie zur zweyten Ehe schreiten.

Das, meint der Verfasser, werde bewirken, daß die Mädchen ihre körperlichen Reize nur mit Seelenreizen zu schmücken sich bestreben, die Männer nie so niederträchtig seyn werden, nach Gelde zu heirathen. Lauter glückliche Ehen betrachtet

er als die nothwendige Folge dieser Gesetze. Viele glückliche Ehen würden wenigstens daraus entspringen. Vielleicht wäre es gar noch besser, wenn wir den Gebrauch so mancher Völker bey uns einführten, wo der Bräutigam die Braut von den Eltern kaufen muß. Mancher, sonst träge oder verschwenderische Zögling, würde fleißig und ordentlich werden, um so viel zu erwerben, daß er seine Geliebte kaufen könnte.

Uebrigens sind des Verfassers fromme Wünsche schon längst in Esthland, wenigstens zum Theil, ausgeführt, und er würde sich freuen, in den vielen glücklichen Ehen daselbst, eine Bestätigung seines Satzes zu finden. In Esthland nähmlich erben die Schwestern nur halb so viel als ihre Brüder, und selbst diese Hälfte wird ihnen noch gewöhnlich, durch eine sehr geringe Schätzung der Güter, welche die Brüder behalten, verkümmert. Dennoch bilden sich die Eltern ein, ihre Töchter eben so sehr zu lieben, als ihre Söhne.

Die chinesische Literatur-Polizey.

Unsere Schriftsteller klagen bisweilen, wiewohl mit großem Unrecht, über Geisteszwang, Gedankensperre, Strenge der Censur und dergleichen mehr: Was würden sie sagen, wenn sie in China lebten! Das folgende, von einem Missionair aufgezeichnete Beyspiel möge ihnen beweisen, welchen Dank sie dem Zufalle schuldig sind, der sie in Europa gebohren werden ließ.

Ein sechzigjähriger Gelehrter lebte still in der Provinz Kiong-si, wo er, bloß zu seinem eignen Vergnügen, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, denn drucken ließ er nichts. Er mogte sie aber doch wohl diesem oder jenem Freunde mitgetheilt haben, und auf diese Weise waren sie auch Einem seiner Feinde, oder vielmehr Neider, zu Gesichte gekommen, (denn ein guter Schriftsteller hat eigentlich keine Feinde, nur Neider) und dieser ergriff die Gelegenheit, den Mann zu stürzen, dessen Verdienste vermuthlich die seinigen

verdunkelten. Er zeigte an, jener Gelehrte habe gewagt, das große Wörterbuch des Kaisers Kangh i anzutasten; er habe nemlich einen Auszug daraus verfertigt, und sogar einige Stellen des Allerhöchsten Kaiserlichen Wörterbuchs zu verbessern gesucht; er habe endlich den Frevel aufs höchste getrieben, indem er, in einer Vorrede, die kostbaren Nahmen des Confucius, des Kaisers und der kaiserlichen Vorfahren zu nennen und zu schreiben sich unterstanden.

Auf diese schwere Anklage wurde der Greis vor Gericht geladen, wo er sich männlich vertheidigte. Demohngeachtet fand man ihn des Majestätsverbrechens schuldig, um so mehr, da er ein Gelehrter sey, folglich die Gesetze und Gewohnheiten des Landes kenne, und nicht aus Unwissenheit gesündigt habe. Vergebens berief er sich darauf, das seine Schriften nie zum Druck bestimmt gewesen. Es wurde folgendes Urtheil gesprochen:

„Der Verbrecher werde in Stücken zerrissen, sein Vermögen confiscirt. Alle seine Verwandten, die über sechszehn Jahre zählen, sollen sterben. Seine Weiber, Lebsweiber und Kinder unter sechszehn Jahren, sollen als Sklaven irgend einem großen Herrn ausgeliefert werden."

„Dieser, den Europäern unsinnig scheinende Spruch wurde wie gewöhnlich an den Kaiser zur Bestätigung gesandt, und der Monarch sprach wie folgt:

„Ich begnadige den Gelehrten, was die Art seines Todes betrifft; er soll nicht in Stücken zerrissen, sondern nur enthauptet werden. Ich begnadige seine entfernten Verwandten. Die Söhne soll man verwahren bis zu den großen Executionen im künftigen Herbst. Uebrigens lasse man den Gesetzen ihren Lauf."

Also nicht allein: ein einziges, unbedachtes Wort gegen die Regierung wird in China mit dem Tode bestraft; und es ist schon ein Capitalverbrechen, ein Buch, in dem etwas dergleichen vorkommt, auch nur gelesen zu haben; sondern sogar unbedeutende Neuerungen in der Literatur werden vor Gerichtshöfe und selbst vor des Kaisers Richterstuhl gezogen, wo man sie — nicht etwa nur giftig recensirt, wie in Halle und Jena — sondern im Blute ihres Urhebers sie unerbittlich vertilgt. Und doch war jener Kaiser Einer der mildesten und aufgeklärtesten Monarchen, der nach dem Berichte des Missionairs — zu derselben Zeit ein literarisches Denkmal veranstaltete, das den größten

Fürsten aller Jahrhunderte Ehre gebracht haben würde. Er wollte nemlich Alles, was China an guten Büchern, gedruckt oder geschrieben, aufzuweisen hatte, zusammen bringen, und sie sämmtlich in Einem Format als ein einziges Werk drucken lassen. Nur scheint es, der ehrliche Missionair sey hier etwas leichtgläubig gewesen, denn er versichert, die Sammlung belaufe sich auf nicht weniger als sechsmalhunderttausend Bände, die sämmtlich in der Druckerey des kaiserlichen Pallastes gedruckt werden sollten. Welch eine Druckerey müßte das seyn! Gesetzt, sie könnte täglich sechs Bände liefern, so würde sie dennoch Arbeit für fast dreyhundert Jahre haben!

Eine Probe aus der chinesischen Geographie.

In demselben Bande der Missionsberichte, aus welchem die vorstehende Anekdote geliefert worden, erzählt der Pater Amiot, die Chineser hätten ein großes, historisch-geographisches Wörterbuch, welches unter dem Kaiser Kang-hi angefangen und auf Befehl seines Nachfolgers herausgegeben worden, in welchem über Frankreich folgendes, um so schmeichelhaftere Urtheil gefället werde, da die Chineser sonst gewöhnlich alle andere Nationen, im Vergleich mit ihrer, für eine Art von Bestien zu halten pflegen.

„Frankreich liegt nordwestlich von Spanien. Es hat 11200 Li im Umfange." (20 Li gehn ungefähr auf eine deutsche Meile) „Es ist in 16 Provinzen getheilt. Die Hauptstadt heißt Paris. Die größte Merkwürdigkeit daselbst ist eine hohe Schule, wo zu jeder Zeit vier Uan Studenten angetroffen werden." (Das heißt 40000 Studenten, denn ein Uan ist 10000.) „Es sind noch sieben

andere Schulen daselbst, ungerechnet diejenigen, wo man arme Schüler umsonst unterrichtet. Alle diese Schulen stehn unter dem Könige, der die wunderbare Kraft besitzt, Kröpfe durch bloße Berührung mit seiner Hand zu heilen. Er kann aber nur Einmal im Jahr dieses Wunder verrichten, und muß vorher drey Tage fasten. Funfzig Königreiche sind von Frankreich abhängig, u. s. w."

Man sieht, daß der Verfasser dieses historisch-geographischen Artikels nicht aus Reichardts Guide des Voyageurs geschöpft hat. Was die funfzig Königreiche betrifft, so meint der Pater Amiot, er verstehe darunter die Marquisate, Grafschaften u. s. w. Es ist aber auch möglich, daß der Chinese eine Art von prophetischem Geiste besessen.

Die redenden Taschen.

Zu den Zeiten des Doctor Faust lebte zu Bamberg Ritter Herrmann von der Runenburg, ein stattlicher Jüngling, der den schönen Weibern nicht gram war, allein noch immer kein Liebchen sich erkohren hatte. Denn, wieder die Gewohnheit der Jugend, wurde sein Herz durch Mißtrauen verschlossen; er hielt die Weiber sämmtlich für Melusinen und wußte ihre skandalöse Chronik auswendig. Theils hatte er die ärgerlichen Geschichtchen von guten Freunden und lustigen Zechbrüdern gesammelt, theils auch wohl selbst erfahren. Indessen drückte dieser Argwohn gegen das schöne Geschlecht niemanden härter als ihn selber; denn er war nun fünf und zwanzig Jahr alt, und empfand ein dringendes Bedürfniß, die Gefühle dieses Alters am Busen eines holden Mädchens auszuhauchen. Oft fing er an zu liebäugeln und immer warnte der mißtrauische Kopf das willfährige Herz, bis es den Augen zu schweigen gebot. Aber das kostete manchen Kampf, der sich gewöhnlich mit dem

Ausruf schloß: Verdammt! daß man den Weibern nicht trauen darf!

Diese Worte entfuhren ihm eines Tages vielleicht zum tausendsten Male, da er eben längs dem Strome lustwandelte mit gebücktem Haupte und auf den Rücken geschlagenen Armen. Siehe da lag im Sande ein Ring vor seinen Füßen. Er hub ihn auf. Der goldene Reif umfaßte in seiner Mitte einen purpurrothen Stein. Von hohem Werthe schien er eben nicht aber doch hübsch genug, um ihn nicht liegen zu lassen. Herrmann steckte ihn an den Finger und trollte langsam weiter.

Nicht lange, so hörte er Jemanden hinter sich her keuchen. Er sah sich um und erblickte einen Mann von hehrer Gestalt, und wundersam gefurchtem Antlitz. Seine tiefen Züge liefen gleichsam wider einander, und unter buschigten Augenbraunen glühten ein paar Kohlen.

„Fremdling!" sprach er, „hast du nicht einen Ring gefunden?"

„Ja," erwiederte Herrmann, „gehört er dir?"

„Er-

„Er gehörte mir, und ich bin unglücklich, wenn ich ihn nicht wieder erhalte.“

„Da hast ihn!“ sagte Herrmann, und wollte ihn vom Finger ziehen.

„Halt!“ rief der gewaltige Mann, „nicht so hastig, damit wir ihn nicht beyde verlieren. Freywillig mußt du ihn mir wieder ausliefern.“

„Nun ja, freywillig.“

„Doch nicht eher bis du weißt, wer ich bin, und welche Kraft in dem Ring wohnt. Dir Beydes zu enthüllen, oder auf den Ring für ewig zu verzichten, zwingt mich das Schicksal, zur Strafe meiner Nachlässigkeit.“

„Nun so rede.“

„Ich bin Doctor Faust.“

Herrmann stutzte. „Ich habe viel von dir „gehört.“

„In diesem purpurrothen Stein,“ fuhr Jener fort, „ist ein mächtiger Geist verschlossen. Er ge-

horcht dem Besitzer des Ringes. Nun weißt du Alles. Sey großmüthig.“.

Ritter Herrmann von der Runenburg war ein guter Christ und mogte mit verdächtigen Geistern nichts zu schaffen haben, gab folglich, zu großer Freude des Schwarzkünstlers, den Ring ohne alle Umstände zurück.

„Du hast dir ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben,“ sagte Doctor Faust, worinn kann ich dir dienen?“

„Ich bedarf deiner nicht!“ erwiederte Herrmann.

„Wer weiß“ meinte Jener, „wenn nicht jetzt, doch künftig; du wirst mich stets bereit zu deinen Diensten finden.“ Mit diesen Worten entfernt er sich.

„Pst! pst! Herr Doctor!“ winkte Herrmann ihm zurück. „Es fällt mir eben bey, daß Ihr doch, vielleicht schon jetzt, mir einen wichtigen Dienst zu leisten im Stande seyd.“

„Laß hören.“

„Ich mögte lieben.“

„Dazu brauchst du meiner nicht, Schönheit ist der Zauber, der das bewirkt.“

„Ich mögte aber auch wissen, ob das Mädchen, dem ich mein Herz schenken will, es zu besitzen verdient. Kannst du mir die Kunst lehren, in Weiberherzen zu schauen?“

Doctor Faust lächelte. „Nein, das kann ich nicht; und keiner meiner Geister ist solches im Stande.“

„Nun dann, Gott befohlen! so kann ich dich auch nicht brauchen.“

„Hm!“ brummte der Schwarzkünstler, es wäre mir doch leid, wenn ich deinen Dienst nicht vergelten könnte. Laß sehen, was ist zu thun? — Deinen Wunsch ganz zu erfüllen, ist nun einmal unmöglich, und wenn ich auch den Satan aus der Hölle herauf bemühen wollte. Aber ich kann dir doch ein Mittel an die Hand geben, welches in den meisten Fällen den Zweck erreichen wird. Ich habe unter meinen Geistern einen kleinen, neckischen Dämon, den ich gewöhnlich zum Spioni-

ren brauche. Ich hatte ihn einem päbstlichen Legaten am Kaiserhofe geliehen, der vor Kurzem gestorben ist. Nun hat eine eifersüchtige Ehefrau mich gebeten, ihr meinen Puttli zu vermiethen, allein du hast den Vorzug. Er soll dich überall begleiten, in allen Gesellschaften in die Taschen der Anwesenden schlüpfen, und dir verrathen, was darin befindlich ist."

„Was kann mir das helfen?"

„O sehr viel, mein Freund! wenn man immer wüßte, was die Leute in den Taschen haben, so würde man sich selten in ihnen irren."

„Und wenn der Inhalt einer Tasche mir räthselhaft scheint, kann dein Puttli mir ihn auch erklären?"

„Das kann er nicht. Nur treulich berichten kann er, was er gefunden. Schlüsse daraus zu ziehen ist deine Sache."

„Wohlan, ich wills versuchen."

Doctor Faust machte Anstalt, den kleinen Puttli zu citiren, doch Herrmann verbat sich des-

sen persönliche Erscheinung, und meinte, es wäre schon genug, wenn er ihn nur hörte.

„Du sollst zu rechter Zeit mich hören" lispelte plötzlich eine feine Stimme, die, trotz ihrer Feinheit, dem Ritter einen Schauder abjagte. Allein er gewöhnte sich bald an den unsichtbaren Begleiter, und besuchte noch am selbigen Abend den Hof des Bischofs von Bamberg, wo er jedoch für diesesmal nur Männer versammelt fand. „Auch gut," dachte er, ich werde damit anfangen, mir einen Freund zu erkiesen."

Es waren da der geistlichen Herren viele, auch Ritter und Gesandte fremder Höfe, lauter fromme Gesichter und ehrbare Zungen. Der Bischof war in ein Gespräch mit einem Johanniter-Comthur verwickelt über die Sittenlosigkeit der Zeiten, und Beyde sagten darüber viel Rührendes, viel Erbauliches. Besonderes Wohlgefallen fand der lauschende Hermann an den salbungsreichen Worten des Comthurs. „Wie glücklich wär' ich," dachte er bey sich selber, „wenn solch ein Mann die Leitung meiner unerfahrnen Jugend übernähme! Puttli! schlüpf' in seine Tasche, wenn du anders den Rosenkranz nicht scheuest, der vermuthlich darin befindlich ist."

„In mir ist nichts befindlich“ flüsterte die Tasche, oder Putili aus derselben, doch nur dem Ritter vernehmlich, „nichts als ein Schlüssel zu dem Schlafzimmer der jungen Frau des Kellermeisters.“

Unwillig wandte sich Herrmann von dem Heuchler. „Wie schändlich er den Bischof hintergeht!“ murmelte er in den Bart.

Jetzt trat der Gesandte eines fürstlichen Hofes herzu, und versicherte den Bischof mit vielen auserlesenen Worten, sein Herr brenne vor Begierde ihm zu beweisen, welche hohe Veneration er für ihn hege.

„Es ist nicht wahr,“ sagte seine Tasche: hier steckt eine Instruction: Er soll den Bischof sicher zu machen suchen, weil der Fürst ihm plötzlich ins Land fallen und einige seiner Schlösser überrumpeln will.“

Verächtlich kehrte Herrmann dem Gesandten den Rücken. Der Kreis um den Bischof wurde immer größer. Da stand auch ein Kämmerling mit grauen Haaren. „In dem Manne hätte ich wohl Vertrauen,“ meinte der junge Ritter.

„Nimm dich in Acht!“ lispelte die Tasche, hier sind falsche Würfel.“

„Aber jener Doctor der Rechte, der mit so vieler Würde auftritt?“

„Hier ist ein zerrissenes Urtheil,“ sprach die Tasche.

„Warum zerrissen?“

„Es steckt ein Beutelchen mit Gold daneben, von dem verlierenden Theile geopfert.“

„Und der war?“

„Ein Vormund betrogener Waisen.“

„Pfuy, Puttli! erstatte mir doch endlich einen tröstlichen Bericht.“

„Herr, ich darf nicht lügen, so gern ich auch wollte.“

„Aber jener Ehrenmann, der beyde Hände in den Taschen hält, und sich vor einem Jeden so freundlich verbeugt?“

„Rosenkränze!" riefen beyde Taschen, Rosenkränze von Smaragd und eine Reliquie in einer kleinen Schachtel mit Diamanten besetzt."

„Gewiß ein frommer Mann?"

„Es sind Pfänder, auf die er Geld geliehen."

„Und dieser Ritter, der seine Heldenthaten mit solcher Beredsamkeit erzählt?"

"Hier ist ein Büchschen mit Salbe," rief die Tasche.

„Vermuthlich um seine Wunden zu heilen?"

„Ja, auf dem Rücken!" flüsterte Puttli.

„Weh! unter welche Menschen bin ich gerathen! dachte der ehrliche Ritter von der Runenburg.

„Sie sind nicht besser und nicht schlechter, raunte Puttli ihm zu, als Alle, mit welchen du zuvor Umgang gepflogen; nur hast du nie zuvor in die Taschen geguckt."

„Ich mag für heute die niederschlagende Prüfung nicht länger fortsetzen," sagte Herrmann. „Nur jenen ehrwürdigen Pater wünschte ich noch ein wenig näher zu kennen. Er ist der Bußprediger des Hofes, ein Eiferer für den Glauben, ein Mann, der kühne Wahrheiten von der Kanzel spricht.

„Ich bin leer, schwatzte die Tasche.

„Ganz leer?"

Hier ist nichts, als ein Schnupftuch, um den Schweiß zu trocknen, der auf der Kanzel die Stirn des donnernden Redners befeuchtet."

„Gottlob! dem darf ich trauen," sagte Herrmann, und schloß sich näher an den Pater Hieronymus und vernahm aus dessen Munde die holdseligsten Sprüchlein. Am andern Morgen ging er in die Kirche und stellte sich nahe zur Kanzel, um kein Wort des Redners zu verlieren. Ha, welche Blitze schleuderte der heilige Mann auf die Ketzer herab! Wie gräßlich schilderte er den Schwefelpfuhl, in dem sie einst schmohren würden! Der gute Herrmann war gerührt, erschüttert — es fiel ihm gar nicht ein, sich um die Tasche des from-

men Paters zu bekümmern; aber Puttli, der Schalk, saß darin und lachte.

„Schäme dich Puttli! warum lachst du?"

„Ich lese eine Schrift, die von Ketzereyen wimmelt."

„Vermuthlich wird er sie widerlegen. Du hörst, wie er so eben für den wahren Glauben eifert."

„Nicht doch, sie ist von ihm selber verfaßt. Die auf der Kanzel am frömmsten reden, sind oft im Herzen die ärgsten Ketzer."

Seufzend verließ Herrmann die Kirche. „Ich mag mit den Männern nichts mehr zu schaffen haben," sagte er unwillig. „Zu den Weibern will ich mich wenden. Vielleicht find' ich unter diesen noch ein redliches Gemüth."

Er wurde nun, was man damahls einen Jungfernknecht nannte. Ueberall, wo Frauen und Jungfrauen sich versammelten, war der schöne Ritter von der Runenburg nicht fern, und Puttli schlüpfte aus Einer Tasche in die Andere. Al-

lein auch hier waren die Erfahrungen selten erfreulich.

Schüchtern hörte die schöne Hedwig ihn an, sittsam schlug sie die Augen nieder, und wenn er von Liebe sprach, so waren es ihr böhmische Dörfer. Aber die Tasche verrieth: „Ich berge ein Zettelchen, in dem für die folgende Nacht Ritter Ulrich seinen Besuch verspricht.“

Mit blitzenden Augen schalt die brave Hildegard über die sittenlosen Zeiten. Noch vor zehn Jahren, als sie in ihrer ersten Jugend blühte, da war es ganz anders, da herrschten noch Tugend und Keuschheit. Aber in ihrer Tasche klagte ein Mahnbrief einer armen Bäuerin, daß sie, für das heimlich geborne Kindlein, das Kostgeld so saumselig zahle.

Seufzend verdammte Kunigunde die Eitelkeit der Welt, den sündlichen Schmuck des Körpers; aber in ihrer Tasche klapperten durcheinander ein Schminkbüchschen, ein Kamm, ein Spiegel; und in einer Falte hauste ein Recept zu Waschwasser.

Eine Mutter sprach mit Salbung von der christlichen Erziehung ihrer Kinder, und wie sie ihre ganze Zeit auf dieß wichtigste Geschäft verwende; indessen der Schalk Puttli ihre ganze Tasche voller Lieder fand, die sie, mit Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Veldeck, jenen berühmten Minnesingern, um die Wette dichtete.

Eine Ehefrau trauerte um den abwesenden Gatten als eine züchtige Strohwittwe; aber die verrätherische Tasche barg eine seidne Strickleiter, die sie jeden Abend für ihren Buhlen vom Balcon herab zu lassen pflegte.

„Ich werde dich nächstens zum Teufel jagen!“ sagte Herrmann zu dem kleinen Teufel, du zertrittst auch noch den letzten Funken meines Vertrauens zu den Menschen, und raubst mir die letzte Hoffnung, jemahls am Busen eines zuverläßigen Weibes meiner Thaten Lohn, meines Lebens Glück zu finden.“

Schon wollte er dem Doctor Faust berichten, daß Puttli's Plaudereyen ihm unerträglich wurden; denn er begriff nun endlich, daß, um die Menschen zu lieben, man nicht in ihre Taschen sehen muß; da erblickte er Amalbergen, ein

schönes Mädchen von achtzehn Jahren, über dessen himmlischen Antlitz gewöhnlich eine trübe Wolke schwebte. Sie war eine arme Waise, die Tochter eines berühmten Ritters, der aber sterbend mit seinem Vermögen das Fegfeuer abkaufte, und seinem Kinde nichts hinterließ, als Spindel und Webestuhl, und den frommen Rath, eine Nonne zu werden. Zum Kloster spürt Amalberge keinen Beruf in ihrer Schwanenbrust. Sie wollte wenigstens versuchen, ob sie im Stillen durch eignen Fleiß genug erwerben könne, um so in der Welt zu leben, als ihrem Stande geziemte; und es gelang ihr, weise sparend, nur ihre Kräfte bey nächtlicher Arbeit oft verschwendend. Sie nährte sich meistens mit Brot und Wasser, aber wenn die edlen Jungfrauen am bischöflichen Hofe erschienen, so trat sie, wenn auch minder kostbar, doch eben so zierlich geschmückt, unter ihnen auf, und alle Blicke flogen dem holden Fräulein zu. Ihr alter Oheim, der Ritter Kunz, pflegte scherzend zu sagen, wenn er die schöne Nichte so edel geschmückt sah: „Mädchen, du hast eine Amme, die dir Schätze zuträgt, und wäre deine Sittsamkeit mir nicht zur Genüge bekannt, so würde ich meinen, Gott verzeih mirs! die Buhlerey füllte dir den Säckel.“

Das meinte ihr Bruder auch wirklich. Er war ein lustiger Edelknappe, der alle Weiber schmähte und sich oft verlauten ließ: die weibliche Tugend und den Vogel Greif habe noch Niemand mit Augen gesehen. Er brauchte immer Geld. Die gute Schwester gab ihm, was sie entbehren konnte; das bestärkte ihn in seinem Argwohn, denn wo nahm sie es her? — Das Fleiß um die Horen, wie eine Biene um die Blumen schwebt, und von jeder Hore mit reicher Beute beladen wird, dafür hatte der ausschweifende Gesell keinen Sinn. Er suchte andere Mittel, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und diese Mittel waren selten löblich.

Amalbergens holde Gestalt fesselte Herrmanns Augen, welche sie dem Herzen treulich überlieferten.

Er zitterte bey dem Gedanken, auch ihre Taschen im Widerspruch mit ihren züchtigen Geberden zu finden, und lange wollte er seinen Puttli nicht einmal erlauben, das Heiligthum der Sittsamkeit durch seine Schalkheit zu entweihen. Endlich wagte er es doch. Die ersten Versuche liefen glücklich ab. In der Tasche fand sich nichts als ein Schnupftuch und ein Gebetbüchlein. Herrmann triumphirte: „Sie ist meine Erkohrene!“

„Juble nicht zu früh," warnte der boshafte Dämon, „die besten Weiber sind wandelbar; heute stehn sie schon mit Einem Fuße im Himmel, und morgen dulden wir sie kaum in der Hölle. Prüfe das Mägdlein zuvor eine Weile, ehe sie das Netz über deinem Kopfe zusammenzieht."

Herrmann fand, daß der Teufel bisweilen sehr vernünftig redet, und befolgte seinen Rath. Einige Wochen lang fuhr Putti täglich wie ein Visitator in Amalbergens Tasche, mußte aber täglich den Ersten Bericht wiederholen, und der Ritter lachte den Schadenfroh herzlich aus. Aber Eines Tages — eben umwölkte wieder eine sanfte, unwiderstehlich: Schwermuth des Fräuleins Stirn, und eben wollte Herrmann zu ihren Füßen sinken — da flüsterte plötzlich die Tasche: Ich verwahre einen falschen Wechsel."

„Du lügst!" sagte der Jüngling von Zorn entbrannt.

„Ich lüge nicht, der Wechsel ist falsch."

„So rede, welche Bewandtniß hat es damit?"

„Das weiß ich nicht.“

„Wie ist er in Ihre Tasche gekommen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie kann sehr unschuldig seyn.“

„Wohl möglich, aber der Wechsel ist falsch.“

Das wurmte den Ritter, und so fest er auch an ihre Tugend glaubte, so hielt er mit der Liebeserklärung doch fürs Erste zurück. Wie sollte er den bedenklichen Umstand aufklären? vergebens zerbrach er sich den Kopf. Am andern Tage war der Wechsel verschwunden, und das Gebetbüchlein hatte seine alte Stelle wieder eingenommen.

Unter andern Zauberkünsten besitzen die weiblichen Reize auch die, den Mann, der das Böse hinter ihnen klar genug erblickt, zu vermögen, das er lieber die Augen wegwendet und sich selbst überredet, er habe nichts gesehen. Herrmann vergaß den falschen Wechsel bald, oder, wenn er noch an ihn dachte, so tröstete er sich mit seinem wer weiß! und da vollends Amalberge zwey ganzer Wochen abwesend war, (Niemand wußte wo)

so

so fachte diese Entbehrung ihres Anblicks die Flamme nur noch heftiger an. Er schmachtete nach ihrer Gegenwart, und schmückte ihr Bild indessen durch seine Einbildungskraft mit allen Reizen des Körpers und der Seele. Endlich erschien sie wieder blaß, hinwelkend, schwermüthiger als jemals, aber auch reizender als jemals.

Herrmanns Lippen öffneten sich zum zweytenmale, um ein süßes Bekenntniß abzulegen, da schwatzte Puttli aus der Tasche: „Hier ist Gift.“

„Gift?“

„Ein starkes, wohlbereitetes Gift! ein Pülverchen, das einen lästigen Ehemann über Hals und Kopf in die Hölle senden würde.“

Der Ritter stutzte. Gift in der Tasche eines schönen Mädchens? — das war allzubedenklich! die Liebe machte schüchtern dem Argwohne Platz. Doch flüsterte sie aus ihrem Winkel hervor: „es wird eine Schminke seyn. Ein wenig Eitelkeit ist verzeihlich.“

„Nein, es ist Gift!“ Dabey blieb der unbarmherzige Puttli.

„Nun wenn auch! sie wird die Ratzen damit vertreiben wollen.“ .

„Schwerlich! wie käm' es denn in ihre Tasche?“

„Sie wird es eben heute von einer Freundin empfangen haben, und diesen Abend Gebrauch davon machen.“

Puttli schwieg, aber am andern Tage und noch an vielen folgenden, berichtete er lachend, das Gift sey immer noch da. Jetzt hing der Ritter sich an den alten Oheim, um vielleicht durch diesen das Räthsel zu lösen. Er hatte bisher wenig Vertrauen zu ihm gehabt, denn Ritter Kunz war als ein Spötter am ganzen Hofe bekannt, und hatte schon in seiner Jugend, durch Spottgedichte sich manche Händel zugezogen. Das mogte auch wohl die Ursache seyn, warum er nie vorwärts kam, trotz seiner Biederkeit und Tapferkeit. Er war zu stolz, um zu klagen; lieber litt er die drückendste Noth und blieb dabey so guter Laune, als lebe er herrlich und in Freuden. „Man muß doch hören, welch' ein Zeugniß seine Tasche für ihn ablegt,“ raunte Herrmann dem dienstfertigen Puttli zu. Ehe noch ausgeredet, saß der schon in der Tasche.

„Hier ist ein Schächtelchen mit Knochensplittern; Ueberreste von den Knochen, die der Ritter in mancher Fehde für den Bischof zu Markte getragen. — Hier ist eine harte Brodrinde; vermuthlich der Lohn für seine ritterlichen Thaten. — Hier ist auch ein Zettelchen von einem alten Kämmerling."

„Lies."

„Hütet Euch, Herr Ritter, vor dem Zorne des Comthurs. Eure edelmüthige Weigerung hat ihn zur Wuth entflammt. Er schwört, sich an Euch zu rächen, und seinen bösen Zweck dennoch zu erreichen."

„Ist das Alles?"

„Alles."

„Was hat der Ritter dem Chomthur verweigert?"

„Das weiß ich nicht."

„Welchen bösen Zweck verfolgt der Comthur?"

„Das weiß ich nicht."

„Gleichviel, ich weiß genug, um den alten Kunz für einen edlen Mann zu halten.“

Nun gab sich Herrmann alle Mühe, ihn seiner Nichte wegen auszuholen, und ließ ihm sogar merken, daß er redliche Absichten hege, wenn nur gewisse räthselhafte Dunkelheiten mit des Oheims Hülfe mögten aufzuhellen seyn. Allein er brachte nichs weiter von ihm heraus, als die Versicherung auf Ritterwort und Ehre, daß seine Nichte ein braves Mädchen sey, und daß er ihrem Bruder nur eine Ader von ihr wünsche. Dies Zeugniß war freylich ermunternd, aber der falsche Wechsel — das Gift —

„Ey zum Henker!“ rief Herrmann ungeduldig, „das mag sie mir als Braut erklären. Ich bringe meine Worte bey ihr an.“ — Und hin ging er zum drittenmale, des festen Willens, der holden Amalberge zu bekennen, was sie schon längst errathen hatte.

Doch plötzlich rief Puttli wiederum: halt!

„Was gibts schon wieder? du unbarmherziger Dämon!“

„Hier ist ein Briefchen neben dem Gifte.“

„Von wem?“

„Ohne Unterschrift.“

„Lies.“

Und Puttli las: „Es hat mich geschmerzt, liebe Amalberge, daß du mein Kind ohne alle Barmherzigkeit ermordet hast. Doch nach kurzem Besinnen muß ich deine Vorsicht loben. Meine Vaterschaft wäre mir theuer zu stehen gekommen und dein guter Ruf hätte gelitten. Was besser verborgen bleibt, wäre ein Stadtmährlein geworden. Du hast durch Klugheit den Mann beschämt. Habe Dank! Du bist mein liebes, zuverlässiges Mädchen.“

„Himmel und Hölle!“ rief der Jüngling, „was ist das!“

„Habt Ihrs nicht gehört?“ wiederholte Puttli mit kalter Bosheit, „sie hat ein Kind ermordet. Nun ist es klar, wozu sie das Gift gebraucht.“

Herrmann schauderte. Er wollte das Bild der Heuchlerin auf ewig aus seinem Herzen reißen! Aber wie konnte das gelingen, wenn er sie täglich sah? — Er wollte fort und einen Kreuzzug gegen die heidnischen Litthauer unternehmen, dort Ruhe oder Tod finden.

„Satle mein Roß!" rief er spät am Abend seinem Knappen zu. „Mir soll die Morgensonne fern von Bamberg aufgehen." Das Roß wurde gesattelt, er schwang sich darauf.

„Soll ich dir folgen?" fragte Puttli,

„Geh zum Teufel!" antwortete Herrmann, und husch! verschwand der kleine Dämon, mit schadenfrohem Gelächter.

Langsam, mit gesenktem Haupte ritt der Jüngling zum Thore hinaus, von einem getreuen Knappen begleitet. Ein schwacher Mondstrahl beleuchtete seinen Pfad. Die Nacht war kühl und regenhaft, doch nirgend so kalt und düster als in seiner Brust. Eben war er am Hochgericht vorüber geritten, wo der Knappe sich dreymal bekreuzte, da vernahm er hinter sich den Galopp eines Pferdes und die kreischende Stimme eines

Weibes. Entführungen waren in jenen Zeiten so gewöhnlich, als etwa Schlittenfahrten in den unsrigen. Herrmann errieth sogleich, hier gelte es einer Entführung. Seiner Ritterpflicht eingedenk, wandte er das Roß, setzte in den Steigbügeln sich fest, und donnerte dem Ansprengenden ein Halt! entgegen. Zugleich blitzte sein Schwert im Mondenschimmer, und der wackere Knappe, der seine Lanze trug, schwang sie über dem Haupte, daß die Luft zischte.

Das Pferd des Fremden prallte zurück, und schnaubte, als es auf seinem Rennwege plötzlich ein Hinderniß fand. Der schwarze Reiter fluchte und die weiße Gestalt hinter ihm jammerte um Hülfe. „Platz da!“ rief Jener: „wer Ihr auch seyn mögt, laßt mich vorüber. Die Dirne ist meine Schwester, ich führe sie ins Kloster.“

„Er lügt!“ schrie die Entführte: „Erbarmt Euch einer Waise!“ und mit Entsetzen erkannte Herrmann Amalbergens Stimme. Ohne weitere Ueberlegung hieb er auf den Reiter ein, der jedoch sein Schwert auch zu führen wußte, die hageldichten Hiebe auffing und wiedergab. Wer mag wissen, wie der zweifelhafte Kampf in der Dunkelheit geendet haben würde, hätte nicht Herr-

manns Knappe den Gegner mit dem Speere vom Rosse gerannt. Er stürzte zu Boden und lag betäubt.

„Ihr seyd gerettet, schöne Amalberge,“ sagte Herrmann mit zitternder Stimme: „wohin befehlt Ihr, daß ich Euch führen soll?“

„Großer Gott!“ rief das bebende Mädchen: „Ihr seyd der Ritter von der Runenburg!“

„Der bin ich.“

„O so verdank' ich Euch die Rettung meiner Ehre, meines Lebens!“

Bey dem Worte Ehre fuhr Herrmann zusammen, doch enthielt er sich einer spitzen Antwort. „Wollt Ihr zurück nach Bamberg?“ fragte er kalt. Sie bejahte es. Er befahl seinem Knappen, ihr Pferd am Zügel zu leiten, und ritt langsam und schweigend voraus, bis zu ihrer Wohnung. Hier sagte er ihr ein kühles Lebewohl und wandte sein Roß, ohne einmahl zu fragen: wie ging es zu? —

Aber Amalberge umfaßte sein Knie mit jungfräulicher Sittsamkeit: „Nein, Ritter, so laß'

ich Euch nicht! tretet herein in meine Kammer, auf daß ich mit einem Becher Wein Euch erquicke, und Ihr bey Kerzenlicht meine dankbaren Thränen seht.“ — Reite fort! reite still fort! sagte Herrmanns Kopf; bleibe! flüsterte sein Herz, und Er blieb; und ein seltsames Wohlbehagen beschlich ihn sanft, als er Amalbergens reinliches Gemach betrat. Da lag die Spindel, da stand der Webestuhl. Die heilige Theresia hing an der Wand.

Das Fräulein löste, nach alter Sitte, ihm das Helmband, nahm den schweren Helm mit zarten Händen ihm selber ab, und als er den eisernen Handschuh auf den Tisch warf, wollte sie weinend die Hand ihm küssen. Aus einem Schränkchen holte sie eine Flasche Wein und kredenzte ihm den Becher und eine Thräne fiel hinein. Herrmann trank und würde getrunken haben, wenn er auch gewußt hätte, daß das Giftpulver auf dem Boden des Bechers läge. Bald dünkte ihm fürwahr, es sey dieser Wein ein Zaubertrank, denn es lief eine Glut durch alle seine Adern; allein es war die Liebe, deren Flammen aus der Asche hervorbrachen. O warum ist Puttli nicht hier!“ dachte er bey sich selber, „möcht' ich sie schuldlos finden!“ — Sie sah ihm so fromm, so herzlich fromm in die Augen — nein, sie konnte nicht strafbar seyn!

Er forschte nun nach dem Namen ihres Räubers. „Hat er sich doch selber genannt,“ antwortete Amalberge mit einem tiefen Seufzer: „Ach! mein Bruder!“

„Euer Bruder!? — wie? — warum?“ —

„Verzeiht, Herr Ritter, laßt mich einen Schleyer über dieses unselige Geheimniß ziehen.“

„Fräulein!“ rief Herrmann mit wundersam bewegter Stimme, „der Augenblick ist da, in dem ich Alles erfahren, beschämt zu Euren Füßen stürzen, oder mit verzweifelndem Herzen fort prengen muß, um mich in die Säbel der Heiden zu stürzen!“

Amalberge erschrack und sah ihn schüchtern an.

„Fräulein!“ fuhr er fort, „daß ich Euch liebe, müßt Ihr längst errathen haben.“

Plötzlich deckten bey diesen Worten die langen Wimpern ihre schönen Augen und das Blut stieg in die blassen Wangen.

„Längst schon hätte ich als ein Biedermann um Eure Hand geworben, denn Ihr schient mir fromm und gut; aber es begaben sich so wunderbare Dinge, daß ich irre an Euch werden mußte. Haltet Ihr es der Mühe werth, mir den Irrthum zu benehmen, so antwortet mir jetzt auf meine Fragen, und wenn Ihr diese Hand nicht verschmäht, so verhehlet mir nichts.“

Amalberge hub die Augen wieder auf, und sagte: „Ich will Euch nichts verhehlen.“

„Aber forscht auch nicht, wenn Ihr erstaunen müßt, daß ich Dinge weiß, die Ihr vor aller Welt tief verborgen glaubtet.“

„Ich will nicht forschen,“ sagte Amalberge.

„Wohlan! — Ihr trugt vor einiger Zeit einen falschen Wechsel in Eurer Tasche —“ Sie stutzte. — „Ihr stutzt?“

„Wie sollt' ich nicht? — woher könnt Ihr wissen? — “

„Ihr habt versprochen nicht zu forschen. Was hatte dieser Wechsel zu bedeuten?“

„Es sollte nie über meine Lippen kommen. Der heiligen Theresia hatte ich es geschworen. Doch sie ist Zeuge unsers Gesprächs und wird, um meiner gefährdeten Unschuld willen, mich meines Schwurs entbinden. — Es war ein reicher Handelsmann in Nürnberg, in dessen Namen fälschlich der Wechsel geschrieben worden; zum Glück ein alter Freund meines Vaters. Er forschte bald den Thäter aus — mein unglücklicher Bruder, der in die Netze einer eigennützigen Buhlerin verstrickt, kein anderes Mittel sich Geld zu verschaffen gewußt. Aus Achtung für meines Vaters Andenken ließ der Nürnberger den bösen Handel noch nicht laut werden, forderte bloß Ersatz im Stillen, wurde zum Dank gescholten und verhöhnt, kam zu mir und klagte, daß er den Namen seines edeln verstorbenen Freundes beschimpfen und zugleich mir weh thun müsse. Ich erschrack heftig. Eben damals hatte ich ein köstliches Gewand gestickt. Zwey Jahre bedurfte ich, um es zu vollenden, weil ich nur in Nebenstunden, der Spindel und dem Webestuhl geraubt, daran arbeiten konnte. Hingegen wollte ich nun beym nächsten Turnier damit prunken. Ihr wißt ja, Herr Ritter, wie eitel wir Mädchen sind. Doch dürft Ihr mir glauben, daß ich keinen Augenblick wankte, als es darauf ankam, die Ehre meines verblendeten Bruders zu retten, den Ra-

nien und das Wappen meines uralten Geschlechts vor Schimpf zu bewahren. Ich zeigte meiner Hände Werk dem Nürnberger, es gefiel seinen Augen wohl. Ich fragte, wie hoch er es schätze? ach! kaum den halben Werth seiner Forderung! — Als er aber hörte, wie lange ich daran gearbeitet, um mir auch einmal eine mädchenhafte Freude zu gewinnen, und daß ich es nun opfern wolle, um die Schuld zu tilgen; da schien er gerührt, gab mir den falschen Wechsel zurück und nahm mein Gewand."

„Er nahm es?" unterbrach Herrmann sie mit Unwillen.

„Es sollte seiner Tochter Brautkleid werden," sagte er. „Ich steckte den falschen Wechsel in meine Tasche, um ihn meinen Oheim zu übergeben, so bald ich ihn sehen würde. Das geschah am andern Tage. Meinem Bruder sagt' ich nichts, um die Beschämung ihm zu ersparen. Nun wißt Ihr Alles. Der Handelsmann in Nürnberg und Ritter Kunz mögen Euch bezeugen, daß ich wahr gesprochen."

„Ha!" rief Herrmann, „und dieser Bruder, den Ihr so edelmüthig gerettet, wollte heute mit Gewalt Euch entführen?"

„Derselbe."

„Ich bitt' Euch, holdes Fräulein, löst mir auch dieses Räthsel."

„Wort und Handschlag."

„Wohlan, so wisset, daß schon lange der heuchlerische Comthur meiner Unschuld nachgestellt."

„Der Comthur?"

„Es mochte ihm scheinen, daß meine Armuth sein böses Spiel begünstige. Er verfolgte mich mit Anträgen, die mit verdientem Abscheu verworfen wurden. Er wollte meinen Oheim durch glänzende Versprechungen gewinnen. Doch der wackere alte Mann, so arm als ich, verhöhnte den Comthur. Da verbarg er seinen Grimm und rühmte meine Tugend, und nannte mich seine Tochter. Ich Thörin ließ mich täuschen. Vor einigen Monden — vielleicht gedenkt Ihr noch der Zeit, wo ich zwey ganzer Wochen abwesend war?"

„Wohl gedenk' ich ihrer noch," erwiederte Herrmann seufzend.

„Damals hatte die Aebtissin zu Frauenthal mich in ihr Kloster geladen. In der Freystätte der Tugend sollt' ich dem Comthur durch Bestochene ausgeliefert werden. Ich war eine Gefangene. Bald erschien er selbst, bat und drohte. Ich hielt mich für verlohren, doch meine Schutzheilige wachte. Zu ihr betete ich mit Inbrunst. Sie rührte das Herz der Pförtnerin, die in dunkler Nacht mir die Klosterpforte öffnete. Ich floh in die Arme meines Oheims. Durch ihn erfuhr ich bald, der Comthur habe gewüthet, als er meine Entweichung vernommen, und geschworen, über lang oder kurz, meiner dennoch habhaft zu werden. Ich sollte auf meiner Huth seyn, warnte mein Oheim, ich sollte lieber dieses Land verlassen."

„Und warum thatet Ihr das nicht?" unterbrach sie Herrmann."

„Ich wollte," erwiederte Amalberge, und höhere Glut färbte ihre Wangen: „ich wollte, aber Ich schob es auf von Einem Tage zum andern. Muß ich Euch sagen warum?" — Sie hob bey den letzten Worten die Augen zu ihm auf, die ein schamhaftes Bekenntniß ablegten und sogleich sich wieder senkten. Verwirrt sprach Herrmann: „Welchen Gefahren habt Ihr getrotzt!"

„Ich meinte doch,“ fuhr Amalberge fort, „der Comthur werde nimmer wagen, mitten in der Stadt aus meiner Wohnung mich zu rauben. Auch wandte ich alle Vorsicht an, jede Nachstellung zu entkräften. Nur gegen Einen war ich nicht auf meiner Huth, gegen meinen leiblichen Bruder! Mein Herz verwarf mit Abscheu den Gedanken, daß er fähig seyn könne, zu seiner Schwester Schande die verruchte Faust zu bieten. Und doch geschah es! — Ihn, den stets Geldbedürftigen, hatte der Comthur nur allzuleicht gewonnen, ihm Eine seiner Nichten zur Gemahlin versprochen. Gestern überredete er mich, eine alte blinde Muhme zu besuchen, die, nicht fern von Bamberg, in der Einsamkeit lebt. Ohne das mindeste Bedenken setzte ich mich hinter ihm auf sein Roß. Die Alte nahm uns freundlich auf und bewirthete uns nach Vermögen. Als es zu dämmern begann, erinnerte ich meinen Bruder, daß es Zeit sey heim zu kehren. Er wußte es zu verzögern unter allerley Vorwand. Erst gegen Mitternacht bestiegen wir das Roß. Doch, statt den Zügel nach Bamberg zu lenken, sprengte er mit mir fort, und drohte mich zu ermorden, wenn ich mein Glück, wie er es nannte, muthwillig von mir stieße. Das Uebrige ist Euch bekannt. Ich war ein Kind des Todes, wenn nicht der Engel Gottes mir einen großmüthigen Beschützer herbey führte.“

„Schlim-

„Schlimmer als Tod,“ murmelte Herrmann.

„Nein, nicht schlimmer als Tod,“ erwiederte Amalberge, „denn ich hatte längst mich auf den schlimmsten Fall gesichert. Seit jener Begebenheit im Kloster trug ich Gift in meiner Tasche. Wenn jede andere Hoffnung schwand, so sollte das mich retten.“

„Ha! darum?“ rief Herrmann entzückt, und wollte schon zu ihren Füßen stürzen, als er plötzlich Puttlis Stimme wieder zu vernehmen glaubte, die ihm das Brieflein vorlas, dessen schrecklicher Inhalt ihn aus Bamberg vertrieb.

„Fräulein,“ stotterte er, „ich muß noch Eins von meinem Herzen wälzen. Eure Aufrichtigkeit macht mir Muth. Werdet Ihr auch das Gräßlichste bekennen?“

„Das Gräßlichste?“ wiederholte Amalberge mit Erstaunen: „ich habe nichts mehr zu bekennen.“

„Ihr habt ein Kind ermordet —“

Sie schauderte. „Seyd Ihr von Sinnen?"

„Mögt Ihr leugnen, daß vor wenigen Tagen, ein Brieflein sich in Eurer Tasche befand, ein Brieflein ohne Unterschrift, doch sonder Zweifel von einem glücklichen Buhlen, der Euch dankte, daß Ihr sein Kind ermordet, und Euern guten Ruf dadurch in Sicherheit gestellt?" — Herrmann stutzte nicht wenig, als Amalberge plötzlich in ein lautes Gelächter ausbrach. Sie eilte zu ihrem Webestuhl, nahm einen Garnknauel, und wickelte hastig das Garn von einem zusammengefalteten Papier, welches sie ihm hinreichte. „Meint Ihr dieses Brieflein?"

„Ja."

„Es ist von meinem alten Oheim. Ihr kennt seinen Hang zu Spöttereyen. Als ich mein Abentheuer im Kloster ihm erzählte, wüthete er anfangs, und wollte sein Schwerdt dem Comthur durch den Leib jagen. Ich führte ihm unsere Armuth, unsere Ohnmacht zu Gemüthe, und daß es besser sey, von dem mißlungenen Bubenstück zu schweigen, als böser Zungen Spiel zu werden und die Rache des Mächtigen auf uns zu laden. Es gelang mir, ihn zu besänftigen. Doch konnte er wenige Ta-

ge nachher dem Kitzel nicht widerstehen, ein langes, beissendes Spottgedicht auf den Comthur zu verfertigen, das er am Hofe verstreuen wollte. Ich zitterte vor den Folgen, bat um das Gedicht, als ob ich es lesen und abschreiben wollte, warf es aber ins Feuer. Das nennt er nun in diesem Brieflein scherzend, den Mord seines Kindes."

Wer mag schildern, wie dem Jüngling zu Muthe war, als er die Geliebte rein und makellos vor sich stehen sah? — Liebe und Beschämung beugten seine Kniee, und ihm verzieh die Liebe den häßlichen Argwohn. Am andern Tage stellte er Amalbergen als seine Braut dem Hofe vor. Der alte Ritter Kung besang das Hochzeitfest in schönen Reimen, und ein glückliches Paar bestieg das hochzeitliche Lager.

Täglich entdeckte Herrmann an seiner Gattin neue Vorzüge. Nur Einen Fehler hatte sie gemein mit allen ihren Schwestern, die Neubegier. Sie rastete nicht eher, bis sie, in einer traulichen Stunde, dem Gatten das Bekenntniß abgelockt, wie er den Inhalt ihrer Tasche so genau kennen gelernt. Zwar mußte sie ihm eidlich geloben, das Geheimniß treu zu bewahren, und hielt auch ihr Gelübde viele Jahre lang. Doch als ihre schönen Töch-

ter heran wuchsen, konnte sie doch dem Drange nicht widerstehen, es diesen mitzutheilen. So ging es im Stillen von Munde zu Munde, und gelangte endlich bis in unser Jahrhundert, in dem die Damen, mehr als vor alten Zeiten, trifftige Gründe haben mogten, ihre Taschen nicht umzukehren. Denn siehe da, um der Gefahr auszuweichen, durch einen boshaften Puttli verrathen zu werden, faßten sie plötzlich und einmüthig den Entschluß — künftig keine Taschen mehr zu tragen.

Sisiphus.

In Verzweiflung stürzte der junge Wilhelm zu seinem alten Oheim ins Zimmer.

„Was hast du? warum so wild?"

„Können Sie sich das Abscheulichste denken! Vorige Woche seh' ich ein armes Mädchen, dem die Füße erfroren waren, an der Straße liegen. Ich führe sie zu meiner Mutter, die sich ihrer erbarmt, sie heilt und kleidet, und, weil sie fleißig und gutmüthig ist, sie endlich gar in ihren Diensten behält. Da kommt heute der Pastor Brumm, der immer in den Spiegel guckt, um zu sehen ob noch kein Heiligenschein um seinen Kopf strahlt, zieht meine Mutter geheimnißvoll bey Seite, zuckt die Achseln, und fragt, ob es wahr sey, was die ganze Stadt behaupte: daß sie meine Maitresse ins Haus genommen? — „Ist das nicht zum Rasendwerden? für eine gute That wird mir ein böser Ruf."

„Hm!“ sagte der Oheim, „als du vor einigen Monaten den dummen Streich machtest, dich, um eines Vortanzes willen, zu duelliren, da hieß es in der ganzen Stadt, du hättest dich für einen Greis geschlagen, der von deinem Gegner beleidigt worden, und Jedermann rühmte dich. Es war auch nicht wahr, so wenig als das, worüber du heute klagst. Hebe nun Eins gegen das Andere auf.“

„Aber mein Gott!“ erwiederte Wilhelm, „so ist es doch wahrlich um den Ruf eine erbärmliche Sache! Der gute wie der böse sind immer nur halb wahr.“

„Oft nicht einmal halb,“ versetzte der Oheim, „mit jedem Tage wird er ungewisser. Ein paar Jahrhunderte nach dem Tode des Berufenen weiß man gar nicht mehr, was man daraus machen soll. Das müssen die gekrönten Helden sich gefallen lassen, so gut als du, und dennoch trachten sie mit so rasender Begier nach einem Dinge, das alle Augenblicke eine andere Gestalt annimmt, wie die Wolke aus meiner Tobackspfeife. Sieh, da lese ich eben vom Sisiphus, der mag dir zum Beyspiel dienen. Er herrschte in Corinth. Viele Dichter versetzen ihn in die Hölle, und messen ihm da ein saures Stück Arbeit zu. Er muß immer-

fort ein gewaltiges Felsenstück auf einen Berg hinaufwälzen, und wenn er meint, er habe die Spitze erreicht, so rollt es wieder herunter. — Warum erleidet er diese verdammte Strafe? — Der Eine sagt, er habe die Geheimnisse der Götter verrathen. Jupiter hatte die Egina, Tochter des Asopus, entführt. Der trauernde Vater bat den Sisiphus, der um die Entführung wußte, ihm zu entdecken, wo seine Tochter geblieben. Das that Sisiphus unter der Bedingung, daß seine Burg vom Asopus mit Wasser versorgt werde. Dafür stürzte ihn Jupiter in die Hölle. — Ein Anderer behauptet, es sey geschehen, weil er seine Nichte Tyro verführt. — Ein Dritter schöpft aus dem Demetrius, einem alten Ausleger des Pindar über die olympischen Spiele. Diesem zufolge hat Sisiphus sterbend seiner Gemahlin befohlen, seinen Leichnam nicht zu begraben, sondern ihn mitten auf den Markt zu werfen. Sie gehorchte pünktlich, allein das nahm der Geist des Sisiphus übel, denn er hatte nur ihre Liebe prüfen wollen. Er bat den Pluto um Erlaubniß, die Unterwelt auf einige Stunden zu verlassen, um seine Wittwe zu züchtigen. Es wurde ihm zugestanden, unter der Bedingung, zur bestimmten Zeit unfehlbar sich wieder einzufinden. Aber es gefiel dem Sisiphus in der Oberwelt so wohl, daß er seine Zusage vergaß, und erst nach

vielen Jahren von Mercur mit Gewalt wieder hinabgeschleypt wurde, wo er denn auf die angezeigte Weise büßen mußte. — Noch Andere sagen, er sey wie ein Räuber in das attische Gebiet eingebrochen, und habe alle Fremde, die in seine Hände fielen, unter den grausamsten Martern hinrichten lassen, bis Theseus, der König von Athen, ihn überwunden und getödtet. — Was meinst du Wilhelm? kann man einen elendern Ruf hinterlassen, als dieser Sisyphus? denn es mögte nun von den mancherley Angaben wahr seyn, welche du willst, so war er entweder ein Verräther, oder ein Wollüstling, oder ein Narr, oder ein Räuber. — Nun höre aber dagegen, was Homer von ihm sagt: Sisyphus hatte den Tod gefesselt, und hielt ihn viele Jahre gefangen, bis endlich Mars, auf Pluto's Bitten, ihn befreyte; denn die Unterwelt blieb leer, weil die Menschen nicht mehr starben. Und wie erklärt das Homer? wodurch hatte Sisyphus den Tod gefesselt? Durch den Frieden. Er war der weiseste Sterbliche. Er lebte nicht nur selber in Eintracht mit allen seinen Nachbarn, sondern es war auch sein stetes Bemühen, sie unter sich in Frieden zu erhalten. Dadurch führte er Glück und Ueberfluß in seine Staaten, und die Menschen starben nicht mehr. — Wie viele Könige gibt es, oder gab es auf der Welt, denen

man dies Höchste nachrühmen dürfte? und doch muß Sisyphus den Stein wälzen? und doch ist sein Ruf so zweydeutig?

Darum tröste dich, mein lieber Neffe. Meide das Böse, thue das Gute, ohne dich um den Ruf zu bekümmern; denn wenn du auch in alle vier Winde schreyst, er plaudert doch was ihm beliebt.

Sendschreiben eines Garkochs in Krähwinkel an einen Restaurateur in Berlin,

ein Appendix zu dem Sendschreiben des Herrn Doctor Garlieb Merkel an den Herrn Professor Heeren.

Motto: Ich kenne wenig so zeitverderbendes, als das Prüfen gewisser Prüfungen.

Merkels Sendschreiben, S. 8.

Mein Herr!

Die erste Ihrer Pasteten, welche ich gespeist, hat mich auf immer zu Einem Ihrer aufmerksamsten Gäste gemacht, und jedes neue Ragout von Ihnen erhöht meine Hochachtung. (Verzeihen Sie mir die Phrase. Mein Sohn, der in Secunda geht, spricht: man sage nicht gern, eine Hochachtung erhöhen, weil eine Achtung ohnehin schon für erhöht zu halten, so bald sie hoch sey; aber der Herr Doctor Merkel muß es doch besser verstehen als mein Secundaner.)

Ich merke schon, daß, seit ich meine Küchenzeitung herausgebe, Sie mich öfter als zuvor mit Ihren Briefen beehren. Man hatte es mir wohl vorher gesagt: „schreibe der Herr nur eine Zeitung, so darf er sich eben so gut einbilden, als Herr Kuhn, daß er ein großer Mann geworden. Auf den Inhalt kommt es eben nicht an, wenn er nur beißig ist. Denn wer von ferne einen vierbeinigten Hauswächter sieht, dem nicht zu trauen ist, der kommt ihm entweder nicht zu nahe, oder er zieht ein Stücklein Brot aus der Tasche, und wirft es dem Knurrenden hin, damit er ihn vorübergehen lasse, ohne ihm das Kleid vom Leibe zu reissen.

Liebwerthester Herr Collega! meine Küchenzeitung hat guten Fortgang. Ich bereiche und verkoste jede Schüssel, die dem Publikum vorgesetzt wird. Die Schüssel meiner Freunde finde ich jederzeit trefflich gewürzt, an denen meiner Feinde hingegen kein Körnchen Salz; woraus Sie denn schließen mögen, daß es kein Spaß ist, mit mir zu spaßen; denn ich blase meine Backen so künstlich auf, das Jedermann glaubt, ich hätte etwas im Munde. Sie haben daher sehr wohl gethan, an mich zu schreiben und mir die herkömmlichen Komplimente zu machen, wofür Sie schon ein-

mal an Einer Ihrer Schüsseln den Pfeffer vergessen dürfen.

Mein hochgeehrter Herr Collega verlangen, daß ich Ihnen meine Meinung über das Sendschreiben des Herrn Doctor Garlieb Merkel an den Herrn Professor Heeren eröffnen soll, weil dieses Sendschreiben für die edle Kochkunst von großer Wichtigkeit sey; denn — sagen Sie mit Recht — wenn die ganze Menschheit im steten Fortschreiten begriffen ist, so muß auch die Kochkunst, diese Blüthe der Menschheit, sich immer mehr vervollkommen, weil sonst alles übrige Fortschreiten von gar keiner Bedeutung wäre, sintemal der Magen gleichsam die Seele der Menschheit ist.

Vor allen Dingen erlauben Sie mir zu bemerken, daß es doch ein trefflicher, obgleich von Ihnen belächelter, Einfall von mir war, in meiner Garküche eine Lesebibliothek anzulegen, denn man kann durchaus die Menschen auf keine andere Weise zum Lesen bringen, als wenn man ihnen etwas zu essen dabey vorsetzt, und ich würde nicht einmahl die Ehre haben, jenes berühmte Sendschreiben zu kennen, wenn ich es nicht, im Vertrauen auf den Nahmen des Verfassers, mit

dem letzten Caviartransport für meine Lesebibliothek verschrieben hätte. Ich selbst habe es nun wohl eigentlich nicht gelesen, (denn ich habe mehr zu thun, wie man zu sagen pflegt, wenn man nichts zu thun hat), aber meine Gäste, wenn sie satt waren, hab' ich viel darüber schwatzen hören, besonders unsern Stadtphilosophen, der, weil er eine vortreffliche Lunge hat, zugleich Stadtthürmer und Mitarbeiter an meiner Küchenzeitung ist. Nun, der hat beym Schluß der Mahlzeit immer das große Wort geführt, und ich habe ihm mit Verwunderung zugehört, und habe ihn willig gemacht, seine Gedanken aufzuschreiben. Es kostet mich eine Bouteille Naumburger und zwey Flaschen Köstrizer. Diese Gedanken gebe ich mir die Ehre — (ein Ausdruck, den ich auch vom Herrn Doctor Merkel gelernt, der alle Ehre sich selber gibt) hier beyzulegen, und wünsche richtigen Empfang.

Es ist kürzlich eine Frage aufgeworfen worden — so hebt der Stadtphilosoph und respective Stadtthürmer an — nicht um zu fragen, sondern um zu antworten, denn gewisse Philosophen fragen nur dann, wenn sie die Antwort schon im Sacke haben. Jene Frage lautet wie folgt:

Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn?

(Da kommt der Secundaner schon wieder, und spricht: das wäre kein Deutsch. Wie? der Herr Doctor hätte schon auf dem Titelblatte ein Böcklein geschossen? — ist der Glaube an das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn, oder ist es ein Wahn, daß die Menschheit fortschreitet? so müßte es heißen, spricht der Secundaner. Man könnt zum Beyspiel wohl sagen: ist es ein Wahn, daß ich das Regiment marschiren sehe? aber nicht: ist das Marschiren selber ein Wahn? — Die Frage, wie Herr Merkel sie gestellt, setze, was noch erwiesen werden soll, bereits als existirend voraus. — Doch das sind Minima, um die ein Philosoph sich nicht bekümmert. Genug, wir wissen, was der Herr Doctor hat sagen wollen.)

Und die Antwort? — Nein! das stete Fortschreiten der Menschheit ist kein Wahn. Wir schreiten tapfer darauf los, und werden nächstens die Siebnmeilen-Stiefeln anziehen.

Da diese Schrift auch für meinen Gönner, den Herrn Garkoch in Krähwinkel, von großer Wichtigkeit ist — sintemal die Menschheit, wenn

sie immer fortschreiten soll, bisweilen restaurirt werden muß) — so habe nicht ermangeln wollen, hie und da ein Blättchen derselben in Betrachtung zu ziehen, bevor er seine Bonbons oder Diavolini's hinein wickelt.

Da stoße ich zuerst auf das schöne Bild, S. 5. Die Geschichtforschung ist eine Wurzel, das Talent des Geschichtschreibers erzieht daraus eine Pflanze, die aber nicht blühen kann, wenn nicht die pragmatisirende Philosophie die Blüthe entwickelt. Nun kann zwar nimmermehr dieselbe Kraft, welche die Blüthe entwickelt, sie auch befruchten, hier ist aber eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, denn die Philosophie befruchtet auch die Blüthe, welche sie selber entwickelt hat, und nun erst kann der praktische Verstand Nutzen von ihrerndten, und dieser Nutzen ist am Ende doch der Werth des Ganzen.

Sehen Sie, mein werther Herr, Sie haben wohl bisher geglaubt, eine Geschichte sey ein Kunstwerk, welches zwar nebenher auch Nutzen bringen könne, aber, so wie jedes andere mit den Musen erzeugte Kind, nicht mit dem kurzen Maßstabe der Nutzanwendung gemessen werden dürfe.

Hingegen erfahren Sie nun, daß am Ende doch der Werth des Ganzen (Tacitus zum Exempel) bloß im Nutzen besteht.

Schon daraus können Sie das erfreuliche Fortschreiten der Menschheit ersehen, daß wir den schaalen Kunstansichten jetzt entsagt, und Alles auf den Nutzen zurückgeführt haben.

Um Ihnen noch mehr Vertrauen zu dem Verfasser einzuflößen, muß ich Ihnen sagen, daß sein Tempel der philosophischen Wahrheit auf keiner Bergspitze, sondern nur auf einem mäßigen Hügel steht, (S. 8.) und daß er nicht, wie andere Leute, langsam hinein spaziert, sondern ihn queer durch die Hecken erstürmt. Nun steht er aber drinn, mitten drinn und blickt erhaben um sich. Zwar ist, was er vorträgt, nicht neu — das gesteht er selber — aber das Alte ist neu von ihm gedacht, und, wie er sehr bescheiden hinzu fügt, noch nie mit so entsprechender Klarheit und Kraft vorgetragen worden.

So wollen wir denn einige dieser klaren Kraftsätze näher beleuchten; denn es ist nichts auf der Welt so klar, die liebe Sonne nicht einmal

mal ausgenommen, daß es nicht noch ein wenig beleuchtet werden könnte.

„Das bleibende Lebensgeschäft aller, zur Thätigkeit organisirten Wesen, ist, sich von ihren Umgebungen Fortdauer und Wohlseyn zu gewinnen.“ (S. 9.)

Mein Gönner bemerke, daß der Verfasser hier besonders auf dessen edle Kunst zielt. Wenn die Herren Garköche, Traiteurs, Restaurateurs u. s. w. aus ihren Umgebungen, den Rebhünern und Kapaunen, eine schmackhafte Pastete bereiten, so befördern sie dadurch die Fortdauer und das Wohlseyn der Menschen; folglich sind sie weit über den Homer erhaben, der, als er die Iliade dichtete, Alles von seinem Genie, nichts von seinen Umgebungen gewann; auch weit über Lalande und seines gleichen, die schwerlich die Berechnung einer Kometenbahn zu ihren Umgebungen zählten. Sie sehen, daß das, was unwissende Leute bisher den gröbern Egoismus nannten, eigentlich unser bleibendes Lebensgeschäft ist, wenigstens das des Verfassers, der sich hier — wie man zu sagen pflegt — rein ausgesprochen hat. Von moralischer Veredlung ist keine Rede; wenn uns nur wohl

und behaglich ist. Das Wort Fortdauer bezeichnet hier nicht etwa einen Zustand nach dem Tode, sondern bloß die Verlängerung unserer irdischen Existenz.

Es hat Leute gegeben, und gibt deren noch, die sich von dem bleibenden Lebensgeschäfte des Menschen einen ganz andern Begriff machten. Sind wir bestimmt über das Grab hinaus zu schreiten — so raisonniren solche Schwärmer — so müssen wir leben um sterben zu lernen, das heißt, wir müssen als moralische Wesen uns vervollkommnen, sonst ist alles Fortschreiten der Menschheit nicht einen Pfifferling werth.

Von dem geistigen Vermögen des Menschen hatten wir bisher (nach des Herrn Doctors Angabe S. 40.) zwanzig Namen und sinnreiche Definitionen, allein ihm war es vorbehalten, sie Allein Eine Erschöpfende zusammen zu drängen. Es besteht nämlich darin: angefesselt vom Instinkt Erfahrungen zu machen, und diese zu Erfindungen zu benutzen, denn benutzt muß Alles werden.

Diese erschöpfende Definition erzeugt die Besorgniß, daß die Geisteskraft des Herrn Doctors sich in dem, von seinen Umgebungen gewonnenen, Wohlseyn ein wenig erschöpft habe. Was ist denn Instinkt? — Der Naturtrieb der Erhaltung, der in keinem Augenblicke des Lebens von dem Menschen weicht. Er ist eine köstliche Mitgabe des Schöpfers als er mit der Erde uns vermählte, keine Sklavenkette. Man kann eben so wenig vom Instinkt als von der Denkkraft sagen: man werde durch ihn gefesselt. Er ist unser getreuer Begleiter durch das ganze Leben, und ohne ihn könnten wir geradezu gar keine Erfahrungen machen. Darin haben wir vor den Thieren nichts voraus: die Mutter aller Erfahrungen ist der Instinct. Das ist so wahr, daß sogar der Herr Doctor Garlieb Merkel seine erschöpfende Definition auf der nemlichen Seite wieder vergißt und demüthig bekennt: „Vom Bedürfniß gespornt beobachtet der Mensch und gelangt zu Erfahrungen. „Wer hat denn aber dem Bedürfniß die Sporen angelegt? Doch wohl der Instinkt? der sie dann dem geistigen Vermögen mittheilt, gleichwie die Netzhaut im Auge das empfangene Bild durch den Sehnerv dem Gehirne überliefert.

Und was macht nun das geistige Vermögen mit der Erfahrung? Es benutzt sie zu Erfindungen, das ist klar. Denn als Copernikus die Erfahrung machte, das die Sonne still stehe, so benutzte er selbe sogleich zu der artigen Erfindung, die Erde um sie herum spatzieren zu lassen.

„Es gibt nur zwey Verhältnisse," so fährt der berühmte Verfasser S. 11 fort, „aus welchen alle Erfahrungen herfließen, und auf die sich alle Erfindungen beziehen; das Erste ist das der Menschheit zur übrigen Natur;" (das heißt eines Theils zum Ganzen). „Das zweyte das ihrer Glieder oder Glieder-Massen zu einander." (Es gibt Leute, die noch ein drittes Verhältniß, und zwar das Wichtigste, anerkennen: das der Menschheit zur Gottheit! aber freylich existirt es für keinen, der sein eigner Gott ist. Es scheint jedoch, daß, wenn wir dieß dritte ganz aus dem Spiele lassen, wir in eine etwas bedenkliche Brüderschaft mit den Affen und Bibern gerathen; denn die beyden Ersten sind uns mit ihnen gemein. Doch weiter)

„Wornach strebt der Mensch? — Die Natur immer allgemeiner kennen zu lernen und tiefer

zu ergründen. Warum? — um desto mehr Nutzen aus ihr zu ziehen, und sie um desto vollkommner zu beherrschen." Und darin soll er denn auch schon so weit gekommen seyn, daß, bey der Uebersicht dessen, was er erreicht hat, nur Stupidität (auf deutsch Dummheit) vor Bewunderung und stolzem Selbstgefühl sichern könne. Herr Garlieb Merkel ist aber gar nicht stupid, sondern er empfindet wirklich jenes stolze Selbstgefühl, so oft er sich betrachtet.

Also wäre die Menschheit eine Schmarutzerpflanze, die Allem, woran sie klebt, den Lebenssaft aussaugt? — Es scheint, daß, wenn ein Theil aus dem Ganzen immerfort und immer mehr Nutzen zöge, das Ganze endlich darunter leiden würde, so wie ein Körper leidet, wenn aller Nahrungssaft Eins seiner Glieder anschwellt. Es scheint auch, daß, wenn ein Theil das Ganze vollkommen beherrschte, das letztere sich eben nicht wohl dabey befinden würde, indem es die ewigen, ihm aufgestempelten Gesetze nicht mehr befolgen dürfte; denn so lange es diese befolgte, würde es ja nicht beherrscht. Es scheint ferner, die Natur sey so organisirt, daß sie allen ihren Theilen nur so viel einräumt, als geschehen kann, ohne das Verhältniß zu dem Gan-

zen zu stören. Denn die Vervollkommnung dieses Ganzen mögte wohl des Schöpfers verborgener Zweck seyn, nicht eines Theils desselben; und wenn man annehmen wollte, die ganze Natur sey nur um des Menschen willen geschaffen, so klänge das wohl mehr theologisch. Man sieht wohl, daß der Wahrheitstempel des Herrn Merkel auf einem mässigen Hügel steht, denn in dem eigentlichen Wahrheitstempel auf einer hohen Bergspitze eröffnet sich eine viel weitere Aussicht. Da verschwindet der Mensch als ein winziger Theil des Ganzen, und sein stolzes Selbstgefühl erlöscht, ohne daß er darum stupide zu werden braucht. Sein Streben, die Natur zu kennen und zu beherrschen, kann man immerhin zugeben; es ist eine Kraftäußerung seines geistigen Vermögens; aber mit dem Fortschreiten sieht es bedenklich aus, trotz aller der erhabenen Beyspiele, die der Herr Verfasser anführt. Denn Erstens hat es vor mehreren tausend Jahren Zeiten und Völker gegeben, in und bey welchen alle diese gerühmten Erfindungen schon existirten, zu Einer Zeit etwas vollkommner; und vielleicht — ja gewiß — waren die Genossen jener Zeiten wiederum einer noch älteren Vorzeit auf der Spur, die sich einer noch größeren Vollkommenheit der Erfindungen rühmen durfte.

Wenn man aber auch das nicht annehmen will, so ist, zweytens, das was der Mensch jetzt weiß und kennt, im Verhältniß zu der übrigen Natur, die er noch nicht kennt, so unendlich wenig, daß es, von einem höhern Standpuncte betrachtet, als ein papierner Drache erscheint, durch den ein Knabe mit dem Monde in nähere Bekanntschaft zu gerathen hofft. Wenn eine Saite weniger als zwanzig und mehr als 4000 Schwingungen macht, so hören wir den Ton nicht mehr, und mit solchen armseligen Sinnen wollen wir die Natur beherrschen? — Noch sind wir nicht einmal tiefer als eine Viertelmeile in den Boden gedrungen, auf dem wir herum wandeln, und haben also noch 859 3/4 Meilen tief zu graben, ehe wir bis zum Mittelpunkte gelangen, und ehe das nicht geschieht, werden wir Millionen Erscheinungen doch nie erklären können.

Es scheint überhaupt, als nähme die Natur (ich meine die sichtbare Schöpfung) auf unsere Vervollkommnung nicht mehr und nicht weniger Rücksicht, als auf die Vervollkommnung einer Brennnessel. Diese wächst in üppigem Boden bisweilen außerordentlich stark und hoch, wenn sie sich aber deswegen einbilden wollte, sie habe sich vervollkommt, und werde sich künftig noch immer mehr

vervollkommnen, so würde ihr stolzes Selbstgefühl Stupidität zu nennen seyn. Denn wenn Herr Merkel fragt: „ob es eine Grenze gebe? oder ob die Natur in ihrer Benutzung unerschöpflich sey?" so darf man ohne Vermessenheit antworten. Es gibt eine Grenze, wenn wir gleich nicht wissen wo. Nur so viel lehrt uns die Erfahrung: weit entfernt ist sie nicht, wir stehen sehr nahe daran.

Noch Einmal: Die Natur ist ein großer Körper, der, nach ewigen Gesetzen, jeden seiner einzelnen Theile ausbildet. Aber eben so wenig als unser kleiner Körper irgend Eins seiner Glieder ungestraft auf Kosten des Ganzen allzüppig ausbilden kann, eben so wenig kann die Natur Einem ihrer Theile die Kraft verleihen, sie, das Ganze, vollkommen zu beherrschen. Dazu ist auch das geistige Vermögen — (der Herr Doctor nimmt sich außerordentlich in Acht das Wort Seele auszusprechen) — uns keineswegs verliehen worden. Um Fortdauer und Wohlseyn von unsern Umgebungen zu gewinnen, bedürfen wir nur des Instinkts, so wie alle andere Thiere. Was uns über diese erhebt, steht mit der sichtbaren Schöpfung in keiner Art von Verhältniß, oder sollte wenigstens in keinem zu ihr stehen; man sollte nie die Wachskerze vom Altare nehmen, um in der Schen-

ke dabey zu würfeln. Es geschieht aber freylich oft genug, und dieser Mißbrauch ist es eben, der uns verleitet, auch dann, wenn bloß von unsern Verhältnissen zu der Natur die Rede ist, uns als von ihr abgesondert, als ein, über sie erhabenes, Wesen zu betrachten, welches wir doch nur in dem dritten, von Herrn Merkel unberührten Verhältnisse der Menschheit zur Gottheit sind. Jener Dünkel also ist unsere Stupidität, und folglich auch die des Herrn Verfassers. Der thierische Körper, durch den wir an die Natur gefesselt sind, hindert uns auch sogar am Fortschreiten in unserm dritten Verhältnisse, welches uns bloß die süße Ahnung gewährt, daß wir einst darin fortschreiten werden.

Das zweyte, von dem Herrn Doctor S. 14 aufgestellte Verhältniß, „das der Cultur unsers Geschlechts zum Grunde liegt, und in dessen Veredlung das Fortschreiten der Menschheit besteht, ist das der Glieder oder Glieder-Massen zu einander."

Das unsere Cultur diesem Verhältniß ihren Ursprung verdankt, ist freylich ein wahrer, aber ein sehr alter Gedanke. Es ließe sich viel dar-

über plaudern, was aber doch auch nur alt seyn würde.

Ein paar Bemerkungen mögen doch nicht überflüssig seyn. Der Herr Doctor sagt S. 15: „Das Menschengeschlecht erringe die Herrschaft über die materielle Natur und ihre Kräfte durch die ihr fremde Kraft des Geistes." Er beweist aber nicht, daß diese Kraft ihr fremd ist. Was er hier Geist zu nennen beliebt, ist bloß Instinkt. Der Mensch hat keinen Geist, nemlich im Verhältniß zu der materiellen Natur. Auch der Biber hat die Herrschaft über die Natur errungen, sie muß ihm die Materialien zu seiner Hütte liefern. Daß der Mensch seinen Instinkt vervollkommnet hat, und vielleicht noch mehr vervollkommen wird, beweist nichts weiter, als daß diese seine Kraft noch im Wachsen ist, nicht aber daß sie immer fort wachsen werde. Die Ephemere lebt bekanntlich nur Einen Tag und hat in der Mitte dieses Tages ihr höchstes Wachsthum erreicht. Wie, wenn nun ein Jüngling von zwanzig Jahren zu ihr spräche: ich wachse schon zwanzig Jahre länger als du, und folglich werde ich ewig wachsen? — Dasselbe Verhältniß findet zwischen dem Instinkt der Thiere und der Menschen Statt. Auch Jener ist gewachsen, er

ist jetzt ausgebildeter als am Schöpfungstage. Das Affengeschlecht zum Beyspiel hat sicher lange gelebt, ehe es die Erfahrung machte, daß der Mensch seine Früchte durch die Affen nicht wolle stehlen lassen, und nun erst lehrte es der Instinkt, beym Stehlen Wachen auszustellen. Dürfte aber deswegen ein Affen-Philosoph die Frage aufwerfen: „Ist das stete Fortschreiten der Affenheit ein Wahn?"

Die Menschen sind ein neues Geschlecht, ihr Instinkt wird noch immer durch mancherley Erfahrungen geschärft, und deswegen bilden sie sich ein, ihres Fortschreitens werde kein Ende seyn. Eben so würde ein Kind auf einer wüsten Insel, wenn es merkte, daß es mit jedem Jahre größer werde, sich einbilden, daß es sich einst werde in Acht nehmen müssen, mit dem Kopfe nicht an den Mond zu stoßen.

Die materielle Natur beherrscht der Geist nur im Geiste, und so entstand die Iliade, und so entstand die Wahrnehmung einer Kometenbahn, ohne daß Homer auf die Belagerung von Troja, oder Lalande auf die Kometenbahn selber den mindesten Einfluß hatte.

Seite 15 heißt es ferner: „die Menschheit habe ihren Gefühlen ein Sittengesetz abgelauscht.“ Heiliger Kant! bitte für uns!

Hier hätte Herr Garlieb Merkel durchaus eine Definition von dem Gefühle geben sollen, welches er zur Quelle des Sittengesetzes macht; da würde sich gefunden haben, daß Gefühl hier bloß ein anderer Name für sein geistiges Vermögen ist, eben so wie Phantasie, aus der er die Religion, und Verstand, aus dem er die Gesetze herleitet. Wenn aber das Ringen aller dieser Kräfte (wie der Verfasser zugesteht) bis jetzt vergebens war, „um den Geist in seinen Neigungen bleibend zu bändigen ohne ihn zu lähmen,“ wie mag er denn fortschreiten im Guten? —

Ja so! im Guten soll er auch nicht fortschreiten, sondern nur in der Kunst, immer mehr und mehr Nutzen aus der Natur zu ziehen, sie zu beherrschen, und mit Einem Worte, eine Schlaraffenwelt aus ihr zu machen. Wenn das ist — freylich, so könnte man ihm das Fortschreiten zugeben, wenn nur etwas dabey gewonnen wäre. Das wäre aber blos ein Fortschreiten, wie das der Küchenjungen meines Gönners, die jetzt eine Sauce über ihr Fleisch zu machen verstehen, da sie es vor-

her aus dem Salze aßen. O wie tief würdigt Herr Merkel die Menschheit, und folglich auch sich selber herab!

Es gibt nur einen einzigen Maßstab für unser gerühmtes Fortschreiten, nemlich den: ob das dem Gefühl abgelauschte Sittengesetz nun wirklich unter uns herrsche? oder ob Hoffnung vorhanden sey, daß es künftig mehr als bisher herrschen werde? Zwey Fragen, die ich aus der Erfahrung aller Zeiten beantworte, und daraus die Erfindung ziehe, daß nichts zu hoffen sey. Wir müssen nicht bloß mit Kant den Satz aufstellen:

„Handle immer so, daß das Motiv deiner Handlung zum allgemeinen Gesetz werden könnte;"

sondern wir müssen wirklich sagen und behaupten können:

„Die Motive aller unserer Handlungen sind allgemeine Gesetze."

Dann Triumph! dann ist die Menschheit vorwärts geschritten!

So lange aber ein Doctor der Philosophie in der Menschheit nur den Egoismus personifizirt; so lange ihr ganzes Fortschreiten nur in das elende, wenn auch gelingende, Bestreben setzt, der Natur mehr Genüsse abzugewinnen; so lange führt er gerade dadurch den Beweis, daß das Menschengeschlecht sich nicht vervollkommt.

Freylich declamirt er: „Im Guten, wie im Bösen, wächst die Menschheit über die Schranken hinweg, welche sie selber sich stellte — (sie hat sich deren nie gestellt) — „sie werden erweitert, vervollkommt, fester, auf einsichtsvollere, edlere Motive gegründet" — (das sollte eben bewiesen werden, aber es läßt sich nicht beweisen.)

Er sagt S. 17: „Je schneller und kräftiger die Bildung eines Volkes steigt, desto näher ist sie ihrem Wendepuncte." —

Er setze statt Volk, Menschheit, so hat er eben so wahr gesprochen.

In einer Welt, wo, nach seinem Bekenntniß S. 18 „das Heiligste ein Werkzeug der Verworfenheit, das Mächtigste kraftlos, das Heilsamste verderblich wird," da ist an keine Vervollkomm-

nung der Menschheit zu gedenken. Zwar meint er eben durch das stete Fortschreiten, und nur dadurch, werde das Heiligste verworfen und das Heilsamste verderblich; aber wozu denn das Fortschreiten? bloß um das Heiligste und Heilsamste zu zerstören? und wieder ein anderes Heiliges, ein anderes Heilsames an die Stelle zu setzen, was abermals zerstört werden soll?

Ihr armen Menschen! Alle die ihr gelebt habt und jetzt lebt! zu welchen elenden Werkzeugen würdigt man Euch herab? Was habt Ihr denn verbrochen, daß Ihr Euer Heiligstes verworfen, Euer Heilsamstes verderblich sehen müßt? — Wie niederschlagend für die Tugend, wenn sie sich sagen muß: sie werde über kurz oder lang nicht mehr Tugend seyn! sie habe diesen Namen nur für die kurze Spanne Zeit geführt, in welcher ihre Bekenner lebten! Künftig werde man sie verworfen und verderblich nennen! —

Zum Beweis dieses ungeheuren Satzes führt der Sophist S 58 an: „Umwandlungen zum Bessern und zum Schlechtern, aus dem wiederum ein höheres Gute entspringt, gehören zu dem Wesen der Menschheit, wie das Knospen, Entfalten,

Verwelken der Blüte, damit eine Frucht entstehen — das Wachsen, Reifen und Vergehen der Frucht, damit neue Bäume wachsen, zum Wesen des Pflanzenreichs." Aber der Vergleich hinkt gewaltig. Sind denn die neuen Bäume nun bessere Bäume? sind es nicht wieder dieselben? und beweist dieser ewige Wechsel nicht gerade umgekehrt, daß jede Vervollkommnung in der Natur ihre bestimmten Grenzen hat?

„Umwandlungen zum Schlechtern, aus welchen ein höheres Gute entspringt" — das ist die heutige Lieblingsphrase, durch die man Alles entschuldigt, der Satz hält aber in der Erfahrung nicht Probe. Etwas anderes entsteht, vielleicht auch wieder etwas Gutes, aber kein höheres Gutes, als schon tausendmal da gewesen ist. Und zwar liegt das nicht am Willen, sondern an der Kraft des Menschen, die nun Einmal nicht weiter reicht, und nie weiter reichen wird. Denn nur mit der ganzen Natur zugleich kann, im Verhältniß zu ihr, die Menschheit sich veredeln. Von physischer Umgestaltung der Organisation muß diese Veredlung ausgehen. Es muß zuvor kein Gehirn mehr auf der Welt geben, in dem der tolle Gedanke (S. 18) Raum fände: Das Sittengesetz (welches, wohl zu merken, zuvor dem

Ge-

Gefühl abgelauscht worden) zerzupft die schöne Blüthe des (nemlichen) Gefühls zu einem Wust dürrer Blätter u. s. w.

Die Klippe, an der das Schifflein der fortschreitenden Menschheit ewig scheitern wird, ist der Mißbrauch der physischen Gewalt, der als Thierheit ihr anklebt, und nie ganz von ihr geschieden werden kann. Alle Umwälzungen auf dem Erdboden entspringen aus diesem Mißbrauch, der folglich, nach Herrn Merkels Meinung, die Quelle des höhern Guten ist. Mögte er dessen lange genießen, aber ganz allein!

Auf den folgenden Seiten sind allerley, schon oft gesagte Dinge etwas unsanft bey den Haaren herbey gezogen, die in gar keiner nahen Beziehung mit der aufgestellten Frage stehn, sondern bloß einem politischen Glaubensbekenntniß zum Vehikel dienen, welches abzulegen der Verfasser einen Drang verspürte. Es ist nemlich von Universalmonarchie die Rede, und von all dem Verderblichen, was daraus entspringen kann oder muß; und von nun an verwechselt der gelehrte Herr Doctor, (dem es bloß an einer Kleinigkeit, nemlich an klaren Begriffen fehlt) die Cultur der Völker mit der Vervollkommnung der

Menschheit. Jene ist ganz etwas Anderes als diese. Ein Volk kann sehr kultivirt, und doch dabey in Vervollkommnung seiner Menschheit rückwärts geschritten seyn. Exempla sunt odiosa.

Das ganze Geschwätz von Weltkultur, die, wenn sie an einem Orte untergehe, am andern noch höher steige, ist kein Beweis für das Fortschreiten der Menschheit, welches einzig und allein in Vervollkommnung des moralischen Wesens bestehen kann. Freylich hat ein Egoist, der bloß der Natur Genüsse abgewinnen will, keinen Sinn für diese Behauptung.

Nach seiner beschränkten, gemeinen und ganz materiellen Ansicht entscheidet er auch keck: Daß unsere Bildung weit höherer Art sey, als die der Alten; denn Erstens, sagt er, benutzen wir die Natur besser, (dieses Benutzen ist nun einmal seine Lieblingsidee). Zweytens „sind die staatsgeselligen Verhältnisse des jetzigen Europa nach liberalern, edlern, gerechtern Grundsätzen geordnet als bey den Alten.“ Ja wahrhaftig, das steht S. 41. Ueber solche Sätze ein Wort verlieren, wäre Thorheit. Dem Herrn Doktor selbst hat bey dem zweyten das Gewissen ein wenig gekrickelt, denn es ist drollig zu sehen, wie er,

S. 45 sich windet und krümmt, um ihn durch eine Sophisterey zu stützen. Da aber diese morsche Stütze das Schaugerüst nicht tragen will, so wirft er, auf den folgenden Seiten, drey Fragen auf:

1) Was galt im Alterthum der Mensch als Solcher, wo sich keine staatsbürgerliche Rücksicht einmischt?

2) Was galt er den Staatsverfassungen der Alten?

3) Was galt er beym Conflict der Völker?

Natürlich beantwortet er sie alle drey zu Gunsten der Neuern, wohl wissend, daß man nicht Alles dagegen sagen darf, was man sagen könnte; und daß, wenn man es dürfte, das unwidersprechliche Resultat hervorgehen würde, daß die Neuern den Alten in keinem Stücke etwas vorzuwerfen haben.

Indessen, so beschränkt hier auch die Mittel sind, so mögte leicht auch das Wenige schon hin-

reichen, den Herrn Doctor Garlieb Merkel zu beschämen, so schwer das auch seyn mag.

Also bey der ersten Frage: was galt der Mensch als solcher den Alten? will ich nur an unsern abscheulichen Negersklavenhandel erinnern, diese Schande unserer Zeiten, wo wir auch eine Erfahrung zu einer Erfindung benutzt haben, aber großer Gott! welch' eine Erfindung! — Der Herr Doctor lese in Zimmermanns Taschenbuche die Beschreibung eines Sklavenschiffes, und schaudere (wenn er kann) und behaupte noch (wenn er kann) daß die Alten ärgere Grausamkeiten gegen Fremde verübt. In diesem Puncte sind wir also nicht vorwärts geschritten, ja, der Negersklavenhandel ist sogar ein Schritt rückwärts, und gehört zum Charakter der europäischen Cultur. Freylich macht man jetzt Versuche ihn aufzuheben, und, wenn sie gelingen, so wird man einem künftigen Merkel diesen Handel nicht mehr vorrücken können; allein vor der Hand ist schon dadurch erwiesen, daß wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Alten noch nicht vorausgeschritten waren.

Bey der zweyten Frage gesteht der Herr Doctor selbst, daß, in den kleinen Republiken der

Alten, die Rechte der Bürger sehr viel ausgedehnter waren, als in unsern Staatsverfassungen; hingegen habe es auch dort eine weit zahlreichere Menschenklasse gegeben, die gar keine Rechte hatte, und bloß der Willkühr jener überlassen wurde, zum Beyspiel die Helöten in Sparta. Nun solle man einen Blick auf die Gegenwart werfen. In allen europäischen Staaten stünden Mann, Weib und Kind unter der Obhut der Verfassung, selbst die Fremdlinge; Sklaven gäbe es nicht mehr u. s. w., folglich — sey die Menschheit vorwärts geschritten.

Hier hat der Verfasser ganz Recht; vorausgesetzt, daß nie die Willkühr von Einzelnen, zu Befriedigung einer ungezügelten Leidenschaft, mit dem Leben der Menschen spielen werde. Denn wenn das jemahls geschehen sollte, oder schon irgendwo geschehen wäre, so möchten alle die gerühmten Vorzüge unserer Verfassungen zerrinnen, und, wenn bey den Spartanern nur die Heloten der Willkühr Preis gegeben waren, so möchten, in einem solchen Falle, die meisten Europäer für Heloten zu achten seyn. Der Mann, mit allen seinen Rechten, würde alsdann seinem Heerde entführt, das Weib mit allen ihren Rechten, verzweifeln, und das Kind nur da-

durch bedeutend, daß es für ein ähnliches Schicksal aufgespart werden könnte. Man pflegt die Lämmer, die man schlachten will, in abgesonderte Ställe zu setzen.

Solche Ausartungen gibt es freylich in Europa nicht, aber wie lange ist es denn her, als die Hessen noch nach Amerika verkauft wurden? und wenn der Verfasser nicht leugnen kann, daß solche Ausartungen möglich sind, so wird er auch gestehen müssen, daß unsere Staatsverfassungen, ob wir gleich die Stabmen der Heloten und Gladiatoren nicht mehr kennen, doch keiner inneren Vorzüge vor denen der Alten sich zu erfreuen haben, und folglich ist die Menschheit nicht vorwärts geschritten.

Es ist überhaupt lächerlich, bey einer solchen Untersuchung (wenn sie doch Statt finden soll) nicht weiter als auf die Griechen zurück zu gehen, das heißt, ein paar Schritte. Warum sollte man nicht annehmen dürfen, daß, schon ehe die wilden Horden der Pelasger aus Asien herüber kamen, es in Indien Staatsverfassungen gab, die den unsrigen wenigstens nicht nachstanden? Was meint Herr Gotlieb Merkel, wie es in Indien aussah, als Kallidos seine Sakontala

schrieb? oder als die Pagoden von Mawelipuron noch nicht von den Wellen des Meeres bedeckt waren? Er hat Bailly's Geschichte der alten Astronomie wohl schwerlich gelesen. — Wenn wir doch nicht, wie vierjährige Buben, behaupten wollten, das Weihnachtsfest werde heute zum Erstenmale gefeyert, weil wir zum Erstenmale die Lichterchen auf einem Weihnachtsbaume brennen sehen.

Noch weniger möchte es dem Herrn Verfasser gelingen, uns, die lebende Generation, zu überreden, daß beym Conflict der Völker (wie er sich sehr undeutsch ausdrückt (der Mensch jetzt mehr gelte als vormahls, und daß die Ueberwundenen nur bey den Alten, „in den Sklavenstand hinabgetreten, in die Fremde hinausgeschleppt worden." Doch hier erfreut er sich des Vortheils, daß es scheint, als könne man ihm nicht antworten, weil man ihm nicht antwortet. Gesezt, wir wären in diesem Puncte hie und da menschlicher geworden, so bilde sich Herr Merkel doch nicht ein, das sey ein Fortschritt unserer Cultur. — Schon als der Gothen König Totilas Rom einnahm, stellte er ein Muster der Milde auf, welches in späteren Zeiten wahrlich nicht immer nachgeahmt worden.

Das Beyspiel, durch welches der Herr Doctor S. 50 das Andenken eines Mannes schänden will, der das herrliche Buch von den Pflichten geschrieben, ist so verkehrt dargestellt, daß es fürwahr der Mühe verlohnt, es ein wenig näher zu beleuchten, damit mein Gönner, der Garkoch, sehe, was ein Mann, dessen philosophisches und historisches Gewissen nicht allzuzart ist, sich erlaubt, wenn es darauf ankommt, eine taumelnde Hypothese zu unterstützen. Zuerst die Darstellung des Verfassers:

„Dem gebildetsten, talentvollsten Gelehrten der römischen Republik, demselben, welcher der bildenden Gewalt der Wissenschaften jenes Lob ertheilte, das durch seine Schönheit Gemeinspruch geworden ist, und der das Wort Humanität zuerst in dem zarten, die Menschheit ehrenden Sinn gebrauchte, den es bey uns hat — Cicero, war die einjährige Verwaltung einer unbedeutenden Provinz und das Kommando eines noch unbedeutenderen Heeres zugefallen. Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu senden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er sein Amt verwalte. In der Nähe seines Gouvernements lag aber eine kleine, noch-freye Stadt, deren Nahmen, Pindenissum, er vorher nie ge-

hört zu haben gesteht. Unter dem Vorwande, sie habe römische Flüchtlinge aufgenommen, griff er sie an, eroberte und plünderte sie, ließ ihre Einwohner als Sklaven verkaufen, und hielt es für sehr ungerecht, als man, bey seiner Rückkehr nach Rom, diesen ungeheissenen Räuberzug zu unbedeutend fand, um ihn durch einen Triumph zu belohnen."

Fast so viele Unwahrheiten als Worte. Und das wagt der Herr Doctor Gartlieb Merkel an Heeren zu schreiben! an einen Professor der Geschichte, der zugleich Einer unserer größten Geschichtschreiber ist! — Doch man soll beweisen. Wohlan! Erste Unwahrheit (oder soll ich es vielleicht Unwissenheit nennen? — Doch nein! hinter einem so vornehmen Tone darf man die nicht suchen.) „Eine unbedeutende Provinz." Es war Cilicien, eine Statthalterschaft, die zugleich Pisidien, Pamphilien, und drey Landschaften in Asien sammt der Insel Cypern in sich schloß, eine Statthalterschaft, die der letzte Consul Appius besessen hatte. Die nennt Herr Merkel unbedeutend.

„Ein noch unbedeutenderes Heer."

An römischen Truppen zwey Legionen, 12000 Mann Infanterie und 1600 Mann Cavallerie; dann die ganze Macht des Königs Dejotarus von Galatien; 30 Cohorten und 2000 Reiter: dann die Hülfstruppen aus den benachbarten Staaten. Das nennt Herr Merkel unbedeutend.

„Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu senden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er sein Amt verwalte.“ (In einer Note fügt Herr Merkel noch hinzu: sie habe am Ende doch nur darin bestanden, daß er fast jede Streitsache, durch deren gerechte Entscheidung er einem Mächtigen zu Rom wehe gethan hätte, seinem Nachfolger unentschieden zurück gelassen.)

Bericht auf Bericht! sollte man nicht glauben, Cicero habe dem Senat berichtet? — Keineswegs! es waren bloß freundschaftliche Briefe an Atticus, die Herr Merkel Berichte zu nennen beliebt.

Verschiedene Städte und Gegenden befreyte er von drückenden Schulden, mit welchen Geiz und Raubsucht der vorigen Statthalter sie belastet hatten. Nie duldete er, daß für ihn oder seine

Offiziere Kosten aufgewandt wurden. Einer seiner Legaten, L. Tullius, hatte auf einem Marsche Lebensmittel und Holz gefordert, wie es ihm von Rechtswegen zukam: nur Einmal hatte er es gefordert, nicht, wie seine Vorgänger, von jeder Stadt, von jedem Dorfe; dennoch beklagte sich Cicero, das sey ein Schandfleck seiner Regierung. Und solche Beyspiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neuern humaner verfahren! — Die Städte pflegten den Statthaltern große Summen zu zahlen, um die Winterquartiere der Armee in ihren Mauern damit abzukaufen; Cypern allein zahlte jährlich 100 Talente, (eine Summe, die leicht 300000 Thaler betragen mogte), allein Cicero nahm nichts und verwendete noch obendrein alle seine eigenen, rechtmäßigen Einkünfte auf die Unterstützung der bedrückten Provinz. Man wollte ihm Denkmäler, Statüen, Tempel, metallene Rosse und dergl. errichten; er verbat es als kostspielig, und begnügte sich mit dem Danke, der aus gerührten Herzen floß. Als er auf seiner Reise durch die asiatischen Landschaften Hungersnoth fand, sorgte er, dem Brauch zuwider, für sich und sein Gefolge auf eigene Kosten, und bewog die Kaufleute, dem Volke ihr Getreide für billige Preise zu verkaufen. Ungerechte Beamte zwang er, das dem Vol-

te geraubte Geld zurück zu geben. — Zu ihm durfte Jeder ungemeldet kommen. Mein Kammerdiener, sagte er, braucht Niemanden den Weg zu bahnen. Vor Tagesanbruch stand er auf, und ging bey offnen Thüren in seinem Saale auf und nieder. — Zuletzt legte er von seiner ganzen Verwaltung die strengste Rechenschaft ab, und lieferte eine ungeheure, ersparte Summe in die römische Schatzkammer. Mit Einem Worte: Cicero war der Mann, der, als er seinem Freunde, dem Aedilen Cälius, Panther aus Cilicien schickte, sagen durfte: diese Thiere hätten sich über ihn beschwert, weil in seiner Provinz keinem andern Geschöpfe als ihnen Schlingen gelegt worden. — Und solche Beyspiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neuern humaner verfahren?

Doch weiter. Man lese noch Einmal, was der Herr Doctor von Cicero's Kriegsthaten erdichtet; es ist mir ekelhaft zu wiederholen, und wenn man es gelesen, so vergleiche man es mit folgenden wahrhaften Bericht. Cicero rückte den Parthern entgegen. Als er vernahm, daß sie auf einem andern Wege in Syrien eingebrochen, und zu Antiochien den Cassius eingeschlossen hielten, ging er in starken Tagemärschen über das

Gebürge Taurus, nahm eine feste Stellung, und zwang die Parther zum Rückzug. Hierauf wandte er seine Waffen gegen die kühnen Räuber der Gebürge, die in Burgen, welche sie für unüberwindlich hielten, den Römern trezten. Durch einen wohl berechneten, nächtlichen Marsch überrumpelte Cicero sie, nahm sie gefangen, oder ließ sie niederhauen, eroberte sechs Burgen und schleifte deren noch mehrere; ein Sieg, der so glänzend war, daß die Armee ihn zum Imperator ausrief.

Nach kurzer Ruhe führte er sein Heer nach einer andern Seite des Hochlandes, wo ein freyes, kühnes Räubervolk wohnte, dessen Hauptstadt, Pindenissus, die auf einem steilen Hügel lag, durch Natur und Kunst befestigt war. Sie war die Freystatt aller Ueberläufer und die Herberge fremder Feinde, auch hatte sie, um eben diese Zeit, die Parther aufnehmen wollen. Cicero hatte also sehr triftige Gründe sie anzugreifen. Er belagerte sie sechs Wochen lang und eroberte sie endlich, machte die Räuber zu Sklaven, nahm selber von der Beute nichts, sondern überließ sie seinen Soldaten. Durch dieses Beyspiel geschreckt, unterwarf sich freywillig eine muthige, benachbarte Völkerschaft, die Tiburaner. So verhält sich die Sache, die dem Cicero ohne Zwei-

sel zu großem Ruhme gereicht, und die Herr Merkel einen ungeheissenen Räuberzug zu nennen beliebt.

Eine lächerliche Unwissenheit des gelehrten Herrn Doctors muß hiebey noch gerügt werden. Er sagt nähmlich: Cicero gestehe selber, daß er den Nahmen Pindenissus nie zuvor gehört. Davon sagt Cicero nicht ein Wort, sondern schreibt an Atticus folgendergestalt: „Die Einwohner von Pindenissus ergaben sich mir nach einer Belagerung von 47 Tagen. Aber was sind das für Menschen? wirst du fragen, ich hörte nie etwas von ihnen. — Dafür kann ich nicht."

Also die Frage, die Cicero seinem Freunde in den Mund legt, hat Herr Merkel für dessen eignes Bekenntniß genommen. Ey! ey! —

Nun noch die letzte gehässige Beschuldigung: Cicero habe es für sehr ungerecht gehalten, daß man ihm keinen Triumph zugestanden; welches nicht geschehen, weil der Senat den ungeheißenen Räuberzug für zu unbedeutend gehalten. — Nicht doch, Herr Doctor! der Senat hielt, was der Imperator Cicero gethan, für so bedeutend, daß er ihm ein Dankfest decre-

tirte. Den Triumph betreffend, schrieb Cicero an Atticus: „Ueberlege, was du mir wegen des Triumphes, zu dem mich meine Freunde auffordern, rathen sollst. Hätte nicht Bibulus einen Triumph gefordert. — Er, der so lange ein Parther in Syrien war, seinen Fuß nicht aus Antiochien setzte — so würde ich schweigen, aber jetzt wär es eine Schande ruhig zu bleiben.".

In einem andern Briefe schrieb er: „Ich dachte an keinen Triumph, ehe Bibulus seine unverschämten Briefe schrieb."

Nun frage ich: ob es wohl möglich sey, in vierzehn Zeilen mehr Unwahrheiten und Verdrehungen gegen einen der berühmtesten Männer des Alterthums zu häufen, als der Herr Doctor Gotlieb Merkel hier gethan hat? — und warum? — um zu beweisen, daß auch der Alte, der das Wort Humanität zuerst aussprach, sehr inhuman gehandelt habe, und daß, seit jener Zeit, die Menschheit fortgeschritten.

So benimmt sich Herr Merkel als Historiker, und sucht die Leser durch Vornehmthun von jeder Prüfung abzuschrecken.

Ich habe vielleicht länger als ich sollte, bey diesem Puncte verweilt, aber es kam Erstens darauf an, einen großen Mann zu rechtfertigen, dessen Ruhm auf eine so empörende Weise beschmutzt wurde; Zweytes, dem leicht geblendeten Publikum zu zeigen, welches Vertrauen die historischen Beweise des Herrn Doctors der Philosophie verdienen.

Am Ende wirft er sich noch Einmal in die Brust, und schließt mit folgenden Sätzen: „Versteht man unter dem stetenFortschreitender Menschheit, daß irgend eine Nation, oder eine Familie von Nationen, in einer ununterbrochenen nie endenden Folge zu immer höheren Stufen der Bildung emporsteigen könne, so hat die Geschichte diese Behauptung nicht nur schon oft widerlegt, sondern die Unmöglichkeit davon geht schon aus der Natur der Menschheit, und ihrer beyden Hauptverhältnisse hervor.“

„Versteht man hingegen darunter, daß statt der untergegangenen Völker, sich immer neue in die Laufbahn der Weltkultur werfen, und diese bey jedem neuen Aufschwunge einen höhern, edlern Charakter gewinne, so ist dieses eine eben so oft von der Geschichte bestätigte Wahrheit, (?!) eine so

entschiedene Natur-Nothwendigkeit, daß nur ein Wunder, welches alle Spuren und Erinnerungen der Vorzeit vertilgte, oder die Zerstörung unsers Planeten selbst, den ewig höher steigenden Flor zu hemmen vermögten."

Zuletzt spricht er noch ein vornehmes Anathema über diejenigen aus, die sich wohl gar einbilden mögten, das Menschengeschlecht könne sich zu höhern Verhältnissen aufschwingen, als die, welche es ihm festzusetzen beliebt hat. Der arme Stadtphilosoph von Krähwinkel gehört leider zu dieser Gattung, und glaubt steif und fest, daß man unter dem Fortschreiten der Menschheit weder das Eine noch das Andere, von dem Herrn Doctor Angeführte, verstehen müsse.

Ja, wenn es wahr wäre, daß, so oft neue Völker sich in die Laufbahn der Weltkultur werfen, diese, bey jedem neuen Aufschwunge, einen höhern edlern Charakter gewönne? so mögte man allenfalls einräumen, daß eben dieser höhere, edlere Charakter nach und nach die Vervollkommnung des moralischen Wesens herbeyführen würde, ohne welche (zwar ein Fortschreiten einzelner Menschen, aber) kein Fortschreiten der Menschheit denkbar ist; allein das ist nun einmal nicht wahr, und läßt

sich aus der Geschichte durchaus nicht beweisen, vielmehr das Gegentheil.

Unsere Cultur ist der Stein des Sisiphus. Wenn wir ihn Jahrhunderte lang den Berg hinaufgewälzt haben, so rollt er wieder herunter und so wird es gehn in alle Ewigkeit. Wir haben manches Neue erfunden, dagegen manche alte Erfindung eingebüßt. Vielleicht würden wir nicht wenig erstaunen, wenn wir alle die verlohrnen Erfindungen auch nur dem Namen nach kennten, und oft ist uns schon wiederfahren, daß wir eine neue Erfindung gemacht zu haben glaubten, die schon seit Jahrtausenden den Chinesern bekannt war, zum Beyspiel das Pulver und die Buchdruckerkunst. Mit dem Verlust alter Erfindungen gingen auch Genüsse verlohren, die wir jetzt durch andere Genüsse ersetzt haben, das ist Alles. Dem Menschen kommt es wahrlich nur darauf an, daß er genieße, selten was er genieße. Wir bilden uns ein, unsere Genüsse vervielfacht, verfeinert und veredelt zu haben. Wenn die alten Babylonier wieder aufstünden, würden sie uns das vielleicht nicht einräumen. Schöpfen wir doch noch immer den feinsten Genuß, den die Musen gewähren, größtentheils aus den Werken der Alten.

Wir gleichen bey dem ganzen Streite nur den Damen, welche diejenigen ihrer Mitschwestern bemitleiden, die nicht nach der neuesten Mode gekleidet sind.

Nachschrift des Garkochs.

Was meinen Sie dazu, Herr Collega? — Mein Stadtphilosoph möchte doch wohl Unrecht haben; denn wenn man nur eine spartanische Suppe mit einem Riz de veau à la tortue vergleicht, wie könnte man dann noch an dem Fortschreiten der Menschheit zweifeln!

Der Zettel in den Tuilerien.

(Eine Erzählung nach dem Französischen.)

Es war an einem schönen Herbstmorgen, als Linval, auf einem Spaziergange in den Tuilerien einen offenen Zettel fand, der folgende Zeilen enthielt: „Wenn derjenige, welcher diesen Zettel findet, eine gute That verrichten will, so frage er in der Straße Saintonge Nr. 340 nach Eugenia de Mirande. — Nachschrift: Wer dieser Einladung, einer unglücklichen Mutter beyzustehen, nicht Folge leisten mag, der hindere wenigstens keinen Andern daran, und werfe den Zettel wieder dahin, wo er ihn gefunden hat."

Linval, der beste Tänzer in Paris, trällerte eben eine neue Arie, trällernd las er auch den Zettel, schnellte ihn dann mit seinem Bambusrohre in die Luft und ging davon.

Der zweyte, der den Zettel bemerkte, war ein einfach gekleideter, ältlicher Mann, ein Beamter, der sich eilig zu seinen Berufsgeschäften verfügte, denn es war schon spät. Indessen bestahl er sich doch noch um so viel Zeit, als nöthig war, den Zettel zu lesen; aber gleich darauf sah er Achselzuckend gen Himmel, als wollt' er sagen: das ist nicht an mich geschrieben, und legte ihn ehrerbietig wieder auf den Boden.

Ihm folgte ein Pachter der Staatseinkünfte, Einer von jenen genügsamen Leuten, die schon zufrieden sind, wenn sie täglich 3000 Franken verdienen, die im Bewußtseyn ihres Reichthums so zuversichtlich auftreten, und von denen la Bruyère sagt: sie husten laut und spucken weit. Anfangs stieß er den Zettel mit dem Fuße fort, dann wurde er doch neugierig und hob ihn auf, las ihn flüchtig mit einem spöttischen Lächeln, und machte sich dann den Zeitvertreib, ihn in kleine Stücke zu zerreißen, wobey er in den Bart murmelte: das ist eine Schelmerey.

Am andern Morgen lag ein ganz ähnliches Billet wieder auf derselben Stelle. Der Erste, der es las, schrieb sich die Addresse in sein Taschenbuch und legte es wieder hin. Jezt kam ein

junges, erst seit kurzem verheirathetes Pärchen, und hob den Zettel auf. Julie, die Gattin, welche in drey Monathen ihre erste Niederkunft erwartete, sagte zu ihrem Manne: „Lieber! laß uns hingehen. Was wir anbiethen können ist wenig, aber oft kann ein weniges den Unglücklichen von Verzweiflung retten — komm! laß uns hingehn.“

Und sie gingen. Nachdem sie in der Straße Saintonge die angezeigte Nummer gefunden, erfuhren sie, das Haus werde von einem alten Arzt bewohnt, der seine Kunst nicht mehr ausübe, für reich gelte, und eine einzige, durch Geist und Talente ausgezeichnete Tochter habe. Sie stiegen eine schöne Treppe hinauf und wurden im ersten Stockwerk in ein Zimmer geführt, welches nicht prächtig aber mit vielem Geschmack möblirt war. Sie fragten nach Eugenie de Mirande, und ein junges Frauenzimmer erschien, von Anstand und Grazie umschwebt. Sie bat ihre Gäste, in einen Saal zu treten, den die Musen zu bewohnen schienen Bücher, Zeichnungen, musikalische Instrumente lagen und standen ringsumher und bildeten einen nicht unangenehmen Contrast mit der zierlichen Ordnung, die sonst überall herrschte. Daß man in einer solchen Wohnung Hülfsbe-

dürftige suchen müsse, begriff das junge Ehepaar noch nicht.

„Ich fürchte," hub Julie an, „daß wir im Irrthum sind. Wir haben auf einem hingeworfenen Zettel in den Tuilerien Ihre Addresse gelesen. Wir glaubten hier Nothleidende zu finden, denen wir helfen könnten, doch Alles, was wir sehen, scheint mehr zum Genuß als zur Wohlthätigkeit aufzufordern."

Ein wenig verlegen erklärte Eugenie, sie sey bloß die Dollmetscherin einer sehr unglücklichen Dame, die, aus einem Ueberrest von Stolz, verborgen bleiben wolle, aber sicher des Mitleids würdig sey.

Julie wünschte diese Dame kennen zu lernen. „Auch mir ist der Kummer nicht fremd," sagte sie, „vor mir darf sie nicht erröthen." — Eugenie wich dem Verlangen aus, unter dem Vorwand, das Unglück habe die Arme so schüchtern und mißtrauisch gemacht, daß es äußerst schwer sey ihr Vertrauen zu gewinnen.

„Hat sie Kinder?"

„Drey, und eben ist ihr Gatte, dessen Arbeit die Familie nothdürftig ernährte, nach einer langen, kostspieligen Krankheit gestorben.“

„Guter Gott! welche traurige Lage! — und wie alt sind die Kinder?“

„Sie sind alle noch sehr jung. Das älteste ein Mädchen von fünf Jahren.“

„Ich selbst werde bald Mutter werden,“ sagte Julie; „um so mehr geht mir das Schicksal der kleinen Unglücklichen zu Herzen. Gern nähm ich sie zu mir, aber mein eignes Kind wird meine ganze mütterliche Sorgfalt erheischen. Indessen erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für das kleine Mädchen ein Packet zusende, um es mit allerley Kleinigkeiten zu versorgen; denn ich kann mir nicht vorstellen, daß, von Ihnen unterstützt, die Familie an den ersten Bedürfnissen des Lebens Mangel leiden könnte.“

Eugenie dankte herzlich im Namen der Unbekannten, versprach das Geschenk zu empfangen und schrieb Juliens Namen und Wohnung auf.

Kaum hatte das Ehepaar sich entfernt, als derselbe Zweck einen jungen Mann herbey führte.

„Verzeihen Sie, sagte er zu Eugenien, ich suche nicht Sie, sondern Eugenien de Mirande“

„Die bin ich.“

Der junge Mann erstaunte nicht weniger als Julie und empfing dieselbe Erklärung. Gerührt bot er seine Hülfe an. „Ich bin nicht reich,“ sagte er, „aber wenn man unverheirathet und ein wenig sparsam ist, so behält man immer Geld genug übrig, um den Nothleidenden beyzustehn.“

„Mein Herr,“ antwortete Eugenie, „Geld gewährt nicht immer Hülfe. Bemühungen, den Unglücklichen zu vertreten, sind oft von weit höherem Werthe für ihn.“

„Sollte Ihre Freundin des letztern bedürfen? — Reden Sie. Auf Ihre Empfehlung werde ich willig unternehmen, was in meinen Kräften steht.“

„So verzeihen Sie eine unbescheidene Frage zu Gunsten einer guten Absicht. Sind Ihre Ver-

hältnisse von der Art, daß Sie dem Minister sich nähern dürfen?"

„Nein, Mademoiselle. Mein Vater besitzt ein kleines Gut in der Nähe von Paris, dessen Werth er durch seinen Fleiß verdoppelt hat; aber nie ist er in den Vorzimmern der Großen erschienen, und, Gott sey Dank! ich bedarf deren auch nicht. Genügsam werde ich einst mit fünf geliebten Schwestern und Brüdern das Erbe eines Vaters theilen, und hoffentlich soll der Minister nie von mir reden hören; es wäre denn, daß Ihre Freundin eines Stellvertreters bedürfte, der ihre Bitten vortrüge. In diesem Falle sehn Sie mich bereit. Wovon ist die Rede?"

„Von einem sehr gerechten Begehren," erwiederte Eugenie. „Eine Anlage, welche der Gatte meiner Freundin mit vielen Kosten gemacht hatte, mußte zerstört werden, weil die Sicherheit unserer Armee es erheischte. Sie bittet um Schadenersatz."

„Bedarf sie dazu einer Protection?"

„Das nicht, denn die Sache ist gerecht. Aber Sie wissen, wie oft dergleichen in den Büreaus in

die Länge gezogen oder gar vergessen wird. Es käme also nur darauf an, die Sache zu betreiben."

„Man müßte etwa dem Minister ein kurzes, bündiges Memoire vorlegen?"

„Ganz recht! aber ein solches Memoire zu machen —" hier erfolgte eine Pause. Wenn ich Sie darum ersuchen dürfte?" fuhr endlich Eugenie schüchtern fort.

„Sehr gern. Ich würde mich sogleich dazu erboten haben, wenn ich es nur verstünde."

„O gewiß!" sagte Eugenie.

„Aber ich bin noch zu unbekanut mit der Sache."

„Sie sollen Alles von mir erfahren."

Hier trat ihr Vater herein, den sie schnell von dem Gegenstande des Besuchs unterrichtete, und auf einen Wink von ihr, bat der Alte den jungen Mann zum Essen auf einen ihm beliebigen Tag. Dieser Tag wurde festgesetzt, und Dümont, (so hieß der Fremde) erschien pünctlich um die ver-

sprochene Instruction zu empfangen. Man speis-sie fröhlich und zwanglos. Man schwatzte von Allem, nur nicht von dem Geschäfte, welches den Gast hergeführt. Er fand Eugenien sehr geistreich, sehr herzlich, und — endlich auch sehr hübsch. Nach dem Essen erzählte sie ihm lang und breit die Bewandtniß der Sache, die er zu führen übernommen. Er hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu, versprach, in zwey Tagen das Memoire zu entwerfen, und hielt Wort. Es war gedrängt, klar und eindringlich. Eugenie las es mit sichtbarem Vergnügen. „Es ist sehr warm geschrieben," sagte sie selbst mit großer Wärme. „Wenn ich an des Ministers Stelle wäre, Sie würden sicher keine Fehlbitte thun."

Dümont erröthete und stammelte.

„Vollenden Sie Ihr Werk," fuhr Eugenie fort: „Sie wissen, wie sehr eine solche Schrift durch rührende Worte und Geberden des Bittenden unterstützt wird. Verschaffen Sie meiner Freundin eine Audienz bey dem Minister, damit sie das Memoire selbst überreichen könne.

Dümont ging, und nach acht Tagen, in welcher Zeit er unermüdet Alles in Bewegung gesetzt

hatte, trat er triumphirend in Eugeniens Zimmer. „Morgen," sagte er, wird Ihre Freundin vorgelassen werden. Sie darf nur diesen Zettel vorweisen, und alle Thüren werden ihr offen stehn."

Eugenie dankte ihm mit Wärme, „Aber," sagte sie, „ein schüchternes, vom Kummer belastetes Frauenzimmer würde sich schwerlich vortheilhaft darstellen, wenn es unbegleitet erschiene. Können Sie sich wohl entschließen, sie hinzuführen?"

Diese letzte Gefälligkeit war ein Opfer für Dumont, doch Eugenien konnte er schon nichts mehr abschlagen, auch mogte ein wenig Neubegier ihn spornen, die geheimnißvolle Unbekannte kennen zu lernen. Er versprach, am andern Morgen sich einzufinden, wo denn auch Eugeniens Freundin zum Erstenmale erscheinen sollte. Am Vorabende dieses merkwürdigen Tages stellte Eugenie folgende Betrachtungen an: Offenbar hat dieser junge Mensch einen sehr soliden, sanften Charakter. — Seine Gestalt ist gar nicht übel. — Anfangs freylich schien er mich nicht zu bemerken, aber hernach — o hernach hat er mich recht sehr bemerkt. — Mein Vater? — O der hat mir hundertmal

gesagt, das wäre meine Sache. Der wird nichts dagegen haben. — Allen eingezogenen Erkundigungen zufolge, hat der junge Mensch kein unwahres Wort gesagt. — Das sah man ohnehin auf den ersten Blick. Sein offenes, freymüthiges Betragen flößt Vertrauen ein. — Mir gefällt diese Offenheit. — Aber gefalle ich ihm? — Vielleicht ist sein Herz schon anderswo gefesselt? — o nein! o nein! dann würde er mich nicht so ansehn, so — ich weiß schon wie.

Eugenie schlief wenig, stand früh auf, kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich und war reizender als jemals. Dümont erschien zur bestimmten Stunde, sah sich um und sagte: „sie ist noch nicht da?"

Nein, antwortete Eugenie mit einiger Bewegung.

„So werd' ich warten." Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr an den Theetisch. Man fing an von allerley zu sprechen, allein der Faden riß immer wieder ab. Es entstanden lange Pausen, die durch redende Blicke ausgefüllt wurden. Dümont erröthete. Er fühlte es, und dies Gefühl

würde ihn sehr verwirrt haben, wenn nicht Eugenie auch erröthet wäre. Das schmeichelte seinem Herzen und gab ihm Muth.

„Ich muß den Zufall segnen," hub er endlich an — (Eugenie schlug die Augen so tief nieder, daß sie nichts weiter sah, als ihre zitternde Busenschleife.) „Ich muß den Zufall segnen, dem ich Ihre Bekanntschaft verdanke —"

„Ihr zartes Benehmen, mein Herr, hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und wird mir unvergeßlich seyn."

Jetzt schlug Er die Augen nieder und es erfolgte abermals ein peinliches Schweigen. Endlich faßte Dümont einen heroischen Entschluß. Ich weiß nicht, ob ich wohl thue," sagte er, „allein warhaftig, ich kann nicht länger verhehlen was in mir vorgeht, und — nicht wahr? — Sie haben es auch längst errathen?"

Freylich hatte sie es längst errathen, aber die Frauenzimmer sind in solchen Fällen nie so mitleidig, die Verlegenheit eines Bedrängten abzukürzen; man muß ihnen Alles noch einmal recht deutlich sagen, und so war denn endlich auch Dü-

mont genöthigt, das Wort Liebe ganz deutlich auszusprechen.

Sobald diese, von Schaam und Furchtsamkeit bewachte, Schranke einmal durchbrochen war, so ging die Unterredung den gewöhnlich schnellen Gang. Man fragte und antwortete; man erklärte, welchen Geschmack, welche Denkungsart man besitze, in welcher häuslichen Lage man sich befinde, und alles das mit einem so geschwätzigen Vertrauen, mit einer so süßen Hingebung, daß ganz unbemerkt zwey Stunden verflossen waren, und endlich Dümont doch wohl erinnern mußte, die Freunde sey noch immer nicht da.

„Sie wird auch nicht kommen," sagte Eugenie. Mit einem fragenden Blicke der Verwunderung sah Dümont sie an, und sie antwortete ihm durch einen halb zärtlichen, halb lächelnden Blick. „Würden Sie auf mich zürnen," hub sie an, und recht im Ernst böse werden, wenn meine ganze Geschichte von der unglücklichen Freundin nur ein Märchen wäre? erfunden, um meinem Herzen wo möglich die Bekanntschaft eines Mannes zu verschaffen, dessen Gefühl für mich aus keiner unreinen Quelle entspränge?"

Dü-

Dümont machte große Augen, allein erzürnt sah er nicht aus.

„Schon Mancher," so fuhr Eugenie fort, hat sich um meine Hand beworben, vielleicht weil ich ihm hübsch vorkam, oder weil ich reich bin. Keiner glich meinem Ideal. Meine Mutter hab' ich früh verlohren. Mein Vater wurde mein Freund. Seine Denkungsart ist unbefangen. Er erlaubte mir, die, freylich etwas kühne, Prüfung anzustellen, der ich am Ende doch immer eine beliebige Wendung geben konnte."

Fast versteinert sagte Dümont: „Also mein Memoire — ?"

„Das werde ich bewahren als ein schönes Denkmal Ihres Scharfsinns und der Güte Ihres Herzens."

„Und der Verfasser dieses Memoire's? was werden Sie aus ihm machen?"

„Meinen Gatten, wenn er will."

Da sank er zu ihren Füßen und sie hob ihn auf in ihre Arme, und beyde schlossen die glück-

lichste Verbindung, die Amor nicht angezettelt, doch freylich hinterher sich sehr ernstlich darein gemischt hatte. Als sie das Erstemahl zusammen ausfuhren, geschah es, um eine Wochenvisite bey Julien abzustatten.

Geographische Beschreibung des Reichs der Dichtkunst.

(Nach dem Englischen)

Das Reich der Dichtkunst ist groß und sehr bevölkert, besonders durch Knaben. In Osten wird es begrenzt durch die Beredsamket, in Süden durch Mahlerey und Bildhauerkunst, in Westen durch Musik, und in Norden durch den Ocean der Gelehrsamkeit. Es theilt sich, wie so viele andere Reiche, in Hochland und plattes Land. Das Hochland wird von sehr ernsten, mit imponirenden Geberden auftretenden Menschen bewohnt, deren Sprache, gegen die der übrigen Provinzen, wie spanisch gegen französisch klingt. Die Einwohner sind gewöhnlich Helden von Profession. Einen Riesen auf Einen Streich mitten von einander spalten, ist ihnen eine Kleinigkeit. Ihre Weiber, selbst die häßlichsten, überstrahlen die Sonne. Ihre Rosse, (denn Pferde haben sie nicht) laufen schneller als der Wind,

und die Gipfel ihrer Bäume ragen wenigstens bis in die Wolken. Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Heldengedicht. Sie soll größer seyn als weiland Ninive. So viel ist gewiß, daß jeder Reisende, der sie umgehen wollte, ermüdet sein Vorhaben aufgab. Aber sie ist auf einem sandigen, undankbaren Boden erbaut, den nur wenige, und selten mit Glück, zu kultiviren versucht haben.

Die Einwohner sind eben nicht sehr gewissenhaft in Betreff der Wahrheit, und darin gleichen sie sämmtlichen Bewohnern des Reichs. Sie unterhalten den Fremden mit Mährchen, die sie jedoch sehr ernsthaft und auch wohl interessant erzählen. Vor allen Dingen führen sie die Neugierigen zu den Grabmählern des Homer, Virgil, Milton und Kloystock.

Unangenehm ist übrigens in dieser Stadt, daß man fast bey jedem Schritte auf Zweykämpfe und Mordscenen stößt, und man eilt um sich zu zerstreuen, in die große Vorstadt der Romane. Da wohnen lauter schöne und auch sogar lauter moralisch-vollkommne Leutchen. Die meisten sind viel in der Welt herumgereist und entsetzlich verliebt. Da gibt es immerwährende Festlichkei-

ten, und selten darf ein Reisender sie verlassen, ohne vier bis fünf Vermählungen beygewohnt zu haben. Draußen vor dem Thore liegen Schlösser in Ruinen, wo Räuber und Gespenster ihr Wesen treiben.

In der Ferne erblickt man hohe, steile Gebirge, von Abgründen umgeben. Das sind die Gebirge des Trauerspiels, in welchen man noch hie und da schöne Trümmer alter Städte findet. Eine tiefe Schwermuth überfällt Jeden, der sich nähert. Die Bewohner sind grausam, blutdürstig, und sogar die Weiber klatschen in die Hände, wenn ein armer Teufel erdolcht wird, oder sich selbst vergiftet.

Es lag vormahls in derselben Provinz ein bezauberter Pallast. Oper genannt. Ihn hatte ein italiänischer Zauberer so erbaut, daß man ihn transportiren konnte, wohin man wollte. Jetzt ist er aber sehr herunter gekommen. Ein leichtes Völkchen auf dem platten Lande hat sich seiner bemächtigt und seinen Nahmen in komische Oper verwandelt.

Nicht weit von diesem Schlosse, in einer sehr schönen Gegend, erhebt sich die alte Stadt Co-

wöbie. Hier herrscht allgemein der Geschmack für Zeichnung nach der Natur, nur Schade, daß man auch bisweilen gefährliche, verführerische Gegenstände zeichnet. Jeder Einwohner macht sich lustig über die Thorheiten seines Nachbars, bekümmert sich aber wenig um seine eignen. Mit alle dem ist ihre Moral meistentheils nicht übel.

Die Stadt ist in fünf Stadtviertel getheilt. Am Eingang eines Jeden wird man von Musikanten, auch wohl von Tänzern empfangen. Vor dem Thore steht eine Schildwache, die in der Landessprache Prolog genannt wird Sie unterrichtet den Reisenden von allen Schönheiten, die er in der Stadt finden wird, und ersucht ihn, sich artig aufzuführen. Das geschieht besonders, um sich vor den Ueberfällen einer gewissen Horde in Sicherheit zu stellen, die sich Kritiker nennt, und einen ewigen Krieg gegen die Dichter-Staaten führt.

Auf dem Abhang eines Hügels liegt eine andere Stadt, Drama genannt. Man hat sie bis jetzt vergebens zur Nebenbuhlerin jener alten Stadt machen wollen.

Das Hochland und platte Land der Dichtkunst werden durch eine Art von Steppe geschieden, die den Nahmen Verstand führt, und wo man weder Stadt noch Burg, nur einzelne zerstreute Hütten findet. Es war sonst eine schöne Strecke Landes, die jede Lebens-Nothdurft reichlich hervorbrachte. Die Armuth der Einwohner kommt zum Theil daher, daß die Wege außerordentlich eng und rauh sind, man auch selten Wegweiser findet. Ihre Grenzen, die man Schimmergeist zu nennen pflegt, werden von einem leichten Völkchen bewohnt, das nach allerley artigen Kleinigkeiten hascht, oder im Arme der Wollust entschlummert, und sich selten in die einsamen Gefilde der Nachbarschaft verirren mag. Die Hauptstadt dieser gefährlichen Provinz heißt Elegie. Sie ist umringt von Höhlen und Quellen, von Felsen und Wäldern, denen die Einwohner unaufhörlich ihre Liebesgeschichten anvertrauen, sie aber um Gottes-willen bitten, sie nicht zu verrathen.

Zwey Ströme, Reim und Vernunft, fließen durch das Reich der Dichkunst. Allein der letztere nimmt seinen Lauf bloß durch die Provinz Verstand und wird folglich selten besucht. Der Erstere hingegen entspringt aus dem Traum-

geschöpft, und Jedermann schöpft aus ihm so gut er kann.

An den Grenzen zieht sich der große Wald der Dummheit hin, der so dicht ist, daß kein Sonnenstrahl hineindringt, und so alt, daß die Menschen, von heiliger Ehrfurcht ergriffen, ihn nicht zu berühren wagen. Er beschattet zum Theil die Provinz Nachahmung, die sehr groß und sehr unfruchtbar ist. Die Leute ernähren sich da mit Aehrenlesen auf den Feldern ihrer Nachbarn, und danken nicht einmahl dafür.

An der Nordseite ist das Reich der Dichtkunst sehr kalt, von kleinen, pedantischen Leutchen bewohnt, die gewöhnlich lateinisch reden, und über einen Mückenfuß gewaltig viel schwatzen können. Da findet man die Schlösser Anagramm, Chronodistichon, Scharade und mehrere andere, die zu sehn nicht der Mühe werth sind.

Hier kommen wir nun an den Ocean. Nicht fern von dessen Ufern liegt die Insel Satyre, die auch zum Reiche der Dichtkunst gehört. Die See ist da herum außerordentlich salzig, was vielleicht Schuld seyn mag, daß die Einwohner alle so gallichten Humors sind. Zu den Zeiten

der Römer war Juvenal Gouverneur daselbst, und es gibt noch hie und da Einige, die sein Andenken in Ehren halten.

Die kleine Halbinsel Epigramm soll auch nicht vergessen werden; sie erstreckt sich sehr spitz in die See hinaus. Kästner liegt dort begraben. Uebrigens haben mehrere Schriftsteller einen Guide des Voyageurs für das Reich der Dichtkunst geschrieben, doch von ihnen Allen ist kein Einziger selbst darin gewesen.

Die Zusammenkunft zweyer Könige.

Wir haben in unsern Tagen dergleichen Zusammenkünfte so oft erlebt, und die Zeitungen haben so treulich berichtet, wie es dabey zugegangen, daß es sonder Zweifel interessant ist, ein wenig in die Vorzeit zu schauen, um zu sehen, wie die gekrönten Häupter sich damals gegen einander benahmen. In den, sehr wenig bekannten, Memoiren des Marschalls von Fleuranges erzählt dieser Held als Augenzeuge von der Zusammenkunft der Könige von Frankreich und England, Franz des Ersten und Heinrich des Achten, im Jahre 1520, die man das Lager von Goldstück zu nennen pflegte, weil beyde Fürsten in Pracht wetteiferten. Ueber dem Zelte Franz des Ersten ragte ein großer, heiliger Michael ganz von Golde hervor, den man sehr weit sehen konnte; aber — fügt der Marschall naiv hinzu — er war hohl. Das Zelt Heinrich des Achten war von Holz, Leinwand und Glas zusammengesetzt, die Hälfte des Hauses bestand aus Glas. Man darf also wohl dem Mar-

Univ. Bibl. München

schall aufs Wort glauben, daß es inwendig sehr hell war. Vor der Thür ergossen sich aus Springbrunnen mit drey Röhren, Meth, Wein und Wasser. Jedermann durfte nach Belieben schöpfen.

Als der König von England den Friedenstraktat unterzeichnen und beschwören sollte, las er die Artikel selber laut, und hub also an:

„Ich, Heinrich, König von England und Frankreich" — unterbrach sich aber sogleich und sagte zu Franz: „das letztere mag wegbleiben, denn es wäre doch gelogen." Der Marschall fügt hinzu: der Tractat war sehr weise entworfen, und würde vortrefflich gewesen seyn, wenn er nur wäre gehalten worden.

Man hatte veranstaltet, daß die beyden Könige sich nur öffentlich sahen, umgeben von Leibwachen und Höflingen. Aber das wurde bald dem muntern, von jedem Argwohn entfernten Franz unerträglich. Eines Morgens in aller Frühe schwang er sich ungesattelt zu Pferde, in einem spanischen Oberrock, nahm einen Pagen mit, den Ersten, der ihm aufstieß, und sprengte nach dem Schlosse Guines, wo der König von England wohnte.

Auf der Zugbrücke fand er eine Menge Wachen. „Wo ist des Königs, meines Bruders, Schlafzimmer?“ fragte er hastig. Man zeigte es ihm an. Der Gouverneur des Schlosses erschien, und stellte demüthig vor, der König sey noch nicht erwacht. „Hat nichts zu bedeuten,“ sagte Franz und ging ohne Umstände hinein. Heinrich rieb sich die Augen und erstannte nicht wenig über den unerwarteten Besuch. „Herr Bruder,“ sagte er, Ihr habt mir einen köstlichen Streich gespielt. Ich erkenne daraus, wie ganz ich Euch vertrauen darf, und in diesem Augenblicke ergebe ich mich Euch zum Gefangenen.“

Bey diesen Worten löste er eine Kette vom Halse, 15000 Angelots an Werth, und überreichte sie dem Gaste als Freundschaftspfand. Alsobald beschenkte ihn Franz dagegen mit einem Armbande, dessen Werth der Marschall auf 30000 Angelots schätzt, bat ihn, es aus Liebe zu ihm zu tragen und band es ihm um den Arm.

Heinrich wollte aufstehen, Franz versicherte, er werde keinen andern Kammerdiener haben als ihn, und wärmte ihm wirklich das Hemd. Dann warf er sich wieder auf sein Roß und ritt zurück nach Arcres.

Am andern Morgen wurde er auf gleiche Weise vom Könige von England überrascht, und so lebten die beyden Monarchen über drey Wochen in Freundschaft und Einigkeit miteinander. (O mögten wir dies Schauspiel doch bald wiederholen sehen!) Am Zeitvertreibe fehlte es nicht. Nach dem Ringelrennen traten die französischen und englischen Faustkämpfer auf; es waren kraftvolle Kämpfer darunter, da aber Franz die seinigen nicht aus Bretagne hatte kommen lassen, so gewannen die Engländer den Preis. (Bretagne war also damals berühmt wegen seiner Faustkämpfe.)

Eines Tages zechten die beyden Könige miteinander und der von England nahm den von Frankreich beym Kragen, und sagte: „Mein Bruder, ich will mich mit Euch boxen.“ Sie boxten sich und Franz warf seinen Gegner zu Boden, daß es krachte. Heinrich wollte wieder anfangen, aber sie wurden zum Abendessen gerufen. (Der Kampf, in dem beyde Monarchen jetzt begriffen sind, ist ernstlicher O mögten sie doch auch zum Abendessen gerufen werden!)

Unhöfliche Spröddigkeit.

Nicht weit von der berühmten Hundsgrotte bey Neapel — so erzählt ein alter Reisender — steht eine Kirche der heiligen Maria del Panto, die der Dichter Sannazar gegründet hat, dessen Beyspiel heut zu Tage kein Dichter mehr nachahmt. In dieser Kirche soll sich ein merkwürdiges Gemählde befinden, der heilige Michael, wie er den Teufel überwindet. Aber dieser Teufel hat keine Hörner, und sieht überhaupt gar nicht so gräßlich aus, wie man ihn gewöhnlich mahlt, vielmehr trägt er auf seinem Rumpfe den Kopf einer reizenden Frau mit einem schönen Busen. So soll im Jahr 1550 ein Bischof von Ariano, Diomedes Caraffa, den Satan zu mahlen befohlen haben, und zwar aus folgender Ursache: Eine schöne, vornehme Dame hatte sich heftig in ihn verliebt. Um sie von dieser Leidenschaft zu heilen, ließ er ihren Kopf und Busen auf den Rumpf des Teufels setzen, und als sie eines Tages ihn wiederum mit sündlichen Lockungen verfolgte, stellte er

sich, als wolle er sie nach Hause begleiten, bat sie aber, da der Weg vor jener Kirche vorüber führte, einen Augenblick herein zu treten, um ein neues, treffliches Gemälde zu bewundern. Sie erkannte sich sogleich, und natürlich machte das Kompliment einen sehr widerlichen Eindruck auf sie. Beschämt lief sie davon, wie der Reisende versichert. Aber der Bischof — welcher stehen blieb — schämte er sich denn gar nicht?

Ein Gedanke Machiavells.

Viele meiner Leser wissen wohl nicht einmal, daß Machiavell, der verketzerte und doch so lehrreiche Verfasser des Fürsten, auch eine Kriegskunst geschrieben hat. Ob sie etwas taugt, kann ich nicht beurtheilen. Er war indessen der Erste welcher vorschlug, die verschiedenen Bewegungen der Truppen nach dem Schall der Trommeln und Pfeifen abzumessen. Unter andern wirft er folgenden Gedanken hin: „Seitdem Europa unter mehreren Mächten getheilt ist, die sämmtlich policiet kriegerisch sind, seitdem kann die Kriegskunst sich weit besser erhalten und vervollkommnen, als zu der Zeit, da Rom die Welt beherrschte, oder wenigstens da, wo Roms Scepter nicht hinreichte, nur Barbaren wohnten; denn jetzt eifern die Nationen einander nach und machen sich die Ehre streitig, die Geschicktesten in dieser Kunst zu seyn. Die Römer hingegen, unter den Kaisern, glaubten sich so überlegen, daß sie ihre alten strengen Grundsätze vernachlässigten, noch weniger um

neue

neue sich bekümmerten. Rom lieferte bald weder gute Feldherrn noch gute Soldaten mehr."

Was die Nacheiferung der europäischen Mächte betrifft, so hielt sie sich wohl großentheils nur an Nebendinge, die Kriegskunst selber ging verloren. Sie ist, zugleich mit der Wachsmahlerey der Alten, wieder entdeckt worden. Eine von diesen beyden Künsten hätten wir wohl entbehren können.

Das Gemählde, welches Machiavell von dem Untergange der römischen Kriegskunst aufstellt, wird sicher auch einmal wieder aufgefrischt werden.

Gewohnheit.

(Nach Segur.)

Der zuerst gesagt hat: Gewohnheit ist die andere Natur, der hat in wenigen Worten fast alles erschöpft, was sich darüber sagen ließ.

Leute, die sich sehr klug dünken, behaupten, man sollte sich an nichts gewöhnen, um sich manchen Kummer zu ersparen. Es scheint mir doch lächerlich, zu begehren, daß man tausend Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entsagen soll, bloß um deren Verlust nicht fürchten zu dürfen. —

Nichts ist süßer als die Gewohnheit! wenn der flatterhafteste Mensch sich recht prüfen wollte, so würde er in seinem Innern ein gewisses Bedürfniß der Beständigkeit spüren, das ihn, wo nicht an Menschen, doch wenigstens an Sachen fesselt. Diese Quelle des Glücks verdanken wir der Natur. Wir geben uns bisweilen alle Mühe, sie von un-

ferm Pfade abzuleiten, (so wie wir denn überhaupt kein Geschenk der Natur unverhunzt lassen können) allein es gelingt uns nicht ganz. Jedermann ist und bleibt mehr oder weniger der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen; am meisten der gute, sanfte Mensch, am wenigsten der Bösewicht, der sich gern isolirt, und der, in einem tumultuarischen Leben, selten eine andere Gewohnheit kennt, als den Hang zum Bösen. Die Liebe zum Guten hingegen umzieht das Leben des ehrlichen Mannes mit einem einförmigen Kreise; ein heimliches Dankgefühl fesselt ihn an Personen und Sachen, die ihm nützlich oder angenehm sind. Er liebt sein Vaterland, sein Haus, und das ist die Wirkung einer süßen Gewohnheit.

Gemeiniglich erfreuen wir uns dieses Genusses, ohne uns Rechenschaft zu geben; denn da er gerade nicht sehr lebhaft ist, so ahnden wir kaum, welche wichtige Rolle er in unserm Leben spielt; nur wenn man ihn verliert, dann erkennt man dessen Werth. Wahrlich! die Gewohnheit mischt sich in unsere Neigungen und selbst in unsere Gefühle. Die Treue zum Beyspiel ist nur eine süße Gewohnheit, denselben Gegenstand zu lieben. So lange die Liebe noch eine Leidenschaft ist, beherrscht sie mehr die Sinne als das Herz. Aber

wenn die Zeit diese Leidenschaft gereinigt und gemildert hat; wenn der längst beglückte Gatte doch nicht ohne die Gattin leben kann, weil die Gewohnheit ihr Immergrün um die Blumenketten der Liebe schlang — dann darf die Geliebte auf unwandelbare Treue zählen.

Durch zwey widersprechende Empfindungen werden alle lebende Wesen bewegt, durch Liebe und Haß. Jene zieht an, dieser stößt zurück. Der stärkste Widerwille wandelt sich doch bisweilen in Wohlwollen, und vor allen die Gewohnheit bewirkt dieses Wunder. Man gewöhnt sich an alles, sogar an die Sklaverey; auch diese kann man liebgewinnen. Als Lord Mazarin im Fort l'Evesque lange Zeit Schulden halber eingekerkert gewesen, wollte er es nicht verlassen, da seine Gläubiger befriedigt waren. Der einzige Mensch auf Erden vielleicht, der die Zerstörung der Bastille beweinte, war ein Greis, der in ihren Mauern sich an den Verlust der Freyheit gewöhnt hatte.

Je mehr sich der Mensch dem Ende seiner Laufbahn nähert, je mehr scheut er neue Gegenstände. Es scheint, er wolle das fliehende Leben fest halten, indem er sich an Alles anklammert, was ihn lange Zeit umgab.

Selbst in die Kunst zu gefallen schleicht sich die Gewohnheit. Warum wird ein immer fortgesetztes Bemühen fast immer durch Gunst vergolten? — weil der Gegenstand desselben sich daran gewöhnt. Will der Liebhaber seinen Bewerbungen einen höhern Werth geben, so lasse er sie nie vergebens zu derselben Stunde erwarten. Anfangs werden sie der Geliebten bloß angenehm, bald aber zum Bedürfniß werden, weniger noch durch ihren Reiz, als durch die beständige Gewohnheit sie zu empfangen. Das ist es, wodurch Manche, die sonst eben nicht liebenswürdig sind, ihre Hoffnung zu gefallen nähren; sie ersetzen den Mangel an Liebeswürdigkeit durch Beharrlichkeit.

Gewohnheit ist ein Instinkt, unabhängig von der Denkkraft; wir folgen ihm maschinenmäßig, selbst dann, wenn die Thätigkeit der Sinne unterbrochen ist; davon liefern die Nachtwandler den Beweis. Kurz, die Seele wie der Körper sind der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen. Ohne sie würden wir nur Augenblicke, nie Jahre des Genusses kennen; durch sie werden die Jahre der Leiden endlich zu Augenblicken. Unglückliche sterben nicht einmal gern, bloß weil sie sich an das Leben gewöhnt haben.

Es gibt Menschen, deren Unbeständigkeit in Freundschaft, Liebe und Geschmack seltsam mit den Fesseln der Gewohnheit contrastirt, die auch sie dennoch tragen. — Ein gewisser Ehemann — so wird erzählt — war gewohnt, jeden Abend Punct zehn Uhr zu Bett zu gehn. Der Liebhaber seiner Frau, ein Präsident, wurde täglich durch seine Amtsgeschäfte verhindert, sich früher als um zehn Uhr einzustellen; seine Ankunft war folglich immer das Signal für den Mann sich zu entfernen, da seine Gesundheit ihn mehr beschäftigte als seine Frau. Mit Einem Worte, es würde schwer gewesen seyn zu entscheiden, wer am pünctlichsten war: die Uhr im Schlagen; der Liebhaber im Kommen, oder der Mann im Weggehen? — Eines Tages traf es sich, daß der Präsident zu einer ungewöhnlichen Zeit, nehmlich um sechs Uhr erschien. Es war im Winter — die Lichter schon angezündet — die Uhr stehen geblieben. — Alles trug zur Täuschung des Gatten bey. „Wie?" sagte er, „ist es schon so spät? Ich spüre doch noch gar keine Lust zu schlafen. Gleichviel. Der Präsident ist pünctlich, er ist da, und folglich geh' ich schlafen."

Doch nie ist die Kraft dieser unserer zweyten Natur auffallender, als im Kampfe der Gewohn-

heit mit der Empfindung. Man wird jener so selten untreu, daß, wenn wirklich einmal die Empfindung über sie triumphirt, das der stärkste Beweis der Zärtlichkeit ist, den man zu geben vermag.

Hieher gehört die naive Antwort eines Neuvermählten. Seit zehn Jahren liebte er ein Frauenzimmer. Jeden Nachmittag Punct fünf Uhr besuchte er sie, und brachte seinen Abend bey ihr zu. An Schauspiel und dergleichen dachte er nicht, nur bey ihr war er glücklich. Plötzlich starb ihr Mann. Des Liebenden Ungeduld konnte kaum das Wittwenjahr abwarten, um die Geliebte nun auf ewig zu der seinigen zu machen. Das Hochzeitfest wurde fröhlich gefeyert. Die Gäste standen von der Tafel auf. Der Bräutigam schien niedergeschlagen. „Warum so finster?" fragte ihn Einer seiner Freunde, „siehst du nicht auf dem Gipfel des Glücks."

„O gewiß!" antwortete der junge Ehemann, „ich liebe meine Frau unaussprechlich! sie wird nun bey mir wohnen — welche frohe Aussicht! — Nur Eins beunruhigt mich, und ich gestehe, daß ich zuvor nicht daran gedacht hatte." — „Was denn?" — Wo werd' ich künftig meine Abende zubringen?"

Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen, über die Seemacht beyder Nationen.

(Ein Deutscher belauscht dieses Gespräch und redet dann und wann ein Wort bey Seite.)

Um allen Mißdeutungen vorzubeugen, werde vor allen Dingen erklärt: daß die Gedanken, welche in diesem Gespräche enthalten sind, schon vor dreyßig Jahren gedacht und ausgesprochen worden. In einer Parlamentsdebatte am 27. November 1781 behauptete Lord Mulgrave, damaliger Commissair der Admiralität, daß — als die Franzosen anfingen ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Marine zu richten — diese der englischen überlegen war. Natürlich brachte eine solche Ketzerey aus einem solchen Munde eine Menge Köpfe in Gährung, eine Menge Federn in Bewegung. John Sinclair schrieb ein Buch (Thougis of the naval strength of the British Empire etc.), in welchem er jene so niederschlagende Be-

hauptung widerlegt, als verderblich für das Streben einer Nation, deren ganze Existenz und politische Unabhängigkeit auf ihrer Seemacht beruhe. Er prüfte den Satz mit viel r Wahrheitsliebe, selbst nach französischen Schriftstellern, die darüber gesprochen und die er wohl zu kennen scheint. Da er diese Auszugsweise seinem Buche einverleibt hat, so wurden sie gleichsam Zwischenredner und bekräftigten nicht selten seine Meinung, die er freylich, bey der heutigen Lage der Dinge, wohl von selber zurücknehmen würde.

Der Engländer. Diejenige Nation, welche die ausgedehntesten Seeküsten besitzt, hat natürlich nach Verhältniß auch eine größere, an das Meer gewohnte Zahl von Einwohnern, und kann folglich am leichtesten zu einer überwiegenden Seemacht gelangen. Nun kann in dieser Hinsicht kein anderer europäischer Staat mit Großbrittanien verglichen werden; denn die Küsten von England, Schottland, Irland und den umliegenden Inseln, nehmen, nach der Berechnung des Ritters Petty, einen Raum von 3300 Meilen ein, während die Seeküsten Frankreichs kaum ein Drittel dieses Raums betragen. Ferner besitzt England eine weit überlegene Anzahl von sichern und bequemen Häfen, und zwar aus folgender Ursache: die heftigen

Westwinde, welche die holländischen Häfen mit Sand füllen, sind den englischen längst dem Canale vortheilhaft, und auch die wenigen sichern Häfen, deren Frankreich und Holland sich erfreuen, verdanken sie diesem Winde. Einen solchen, von der Natur geschenkten Vortheil können weder Kunst noch Aufwand der Nachbarn aufwiegen.

Der Franzose. Der Sand, welcher die Küsten von Deutschland, Holland und Frankreich bedeckt, wird von den vielen Strömen und Bächen herbeygeführt, die sich in den Rhein, die Mosel, die Seine, die Loire und die Garonne ergießen. Die Westwinde dämmen diesen Sand an den Küsten. England hat wenig große Ströme, und der wenige Sand, den sie mit sich fortwälzen, wird durch dieselben Westwinde in das Meer geführt.

Der Engländer. Großbrittanien kann seine Seemacht augenblicklich vereinigen, weil seine Häfen einander nahe liegen und nicht durch die Länder fremder Mächte von einander getrennt sind. Die große Entfernung Toulon's von Brest ist ein großes Hinderniß für die Vereinigung der französischen Seemacht.

Der Franzose. In allen großen Staaten ist die Seemacht vertheilt, und bedarf zu ihrer Vereinigung viel Zeit. Freylich hat diejenige Nation die vortheilhafteste Lage für Seerüstungen, deren Mittelpunct nicht zu weit von ihrem Umkreis entfernt ist, und England genießt dieses Vorzugs, weil es weit kleiner ist als Frankreich. Rußland hingegen, zum Beyspiel, kann unmöglich eine Flotte des schwarzen Meeres oder der Ostsee, mit einer Flotte aus Kamtschatka vereinigen.

Der Deutsche (bey Seite.) Rußland hat auch nie eine Flotte in Kamtschatka gehabt.

Der Franzose fortfahrend. Darum sollte auch nie eine Nation sich der großen Ausdehnung ihres Landes, der Verschiedenheit des Clima's und der Früchte rühmen. Es ist leichter, 590 Tonnen Waaren von Asoff durch das schwarze und mittelländische Meer, den Ocean und die Ostsee, nach Petersburg zu transportiren, als den Don herauf, obgleich die letztere Fahrt zehnmal kürzer seyn würde.

Der Deutsche (bey Seite.) Der Franzose kennt die Wassercommunicationen, die herrlichen

Kanäle in Rußland nicht; doch das muß man ihm verzeihen, da nun einmal Unwissenheit, Rußland betreffend, in Deutschland wie in Frankreich, in den bekanntesten Dingen herrscht. (Behauptete doch noch vor kurzem der Herausgeber der Zeiten*), eines Journals, welches Anspruch auf Gründlichkeit macht, der russische Regentenstamm erlösche mit dem jetzigen Kaiser und dessen Bruder Constantin, da doch jeder Kalender ihn hätte belehren können, daß Rußlands Hoffnungen noch in zwey fast erwachsenen Prinzen blühen.)

Der Franzose fortfahrend. Auch ist es leichter 1000 Tonnen von Portobello nach Panama um das Kap Horn zu führen, als zu Lande 20 oder 30 Meilen durch die Gebirge.

Der Deutsche (laut.) Wahr, doch unverzeihlich. Wenn Napoleon in jenen Gegenden herrschte, so wäre die Südsee mit dem Weltmeere längst durch einen Kanal vereinigt. Große Schwierigkeiten mag ein solches Unternehmen haben, doch unüberwindlich sind sie schwerlich.

---

*) November heft 1810.

Der Franzose. Die Holländer können sich schneller als die Engländer vereinigen, wenn es darauf ankommt, mit ihren kleinen Fahrzeugen von der Mosel bis zum Texel das Meer zu bedecken.

Der Engländer. Wenn England auch weniger Häfen hätte, so würden schon seine Bayen hinreichen für seine Kriegs- und Handelsschiffe; denn, so lange die Westwinde herrschen — welches gewöhnlich die Hälfte des Jahres hindurch der Fall ist — können die Schiffe sicher auf den Rheden ankern. Der Ankergrund ist an den englischen Küsten weit vorzüglicher, denn er besteht aus hartem Lehm, Kreide oder festem Kies; Frankreich und Holland hingegen haben nur Felsen oder ausweichenden Sand. — Schon der große de Witt hat die Bemerkung gemacht, daß Englands Local-Situation unermeßliche Vortheile gewähre. Dahin gehört auch die Fischerey, in der es von keiner andern Nation übertroffen wird. 10000 Menschen sind allein immerwährend mit dem Austernfang beschäftigt. — Ohne Zweifel ist auch der ausländische Handel eine reiche Quelle für die Seemacht; allein dauerhafter ist in dieser Hinsicht die Küstenfahrt, die von jeder Nebenbuhlerschaft unabhängig ist. Diese betrachte ich als die

Hauptstütze einer Seemacht. Man hat berechnet, daß der Küstenhandel 100000 Matrosen erzieht. Welch' eine Pflanzschule!

Der Deutsche (leise zu dem Franzosen.) Sollte diese Zahl nicht übertrieben seyn?

Der Franzose. Schwerlich, denn nach diesem Verhältniß wäre nur Ein Mann von 80 für das Seeleben zu rechnen, Irland nicht einmal mit einbegriffen. Schon der numerirten Fahrzeuge auf der Themse sind über 9000, ohne die ungeheure Anzahl derer in Anschlag zu bringen, die zum Fischen u.s.w. gebraucht werden. Es existirt in England nicht der kleinste Hafen, der nicht, zu seinem Privatgebrauch, eine Anzahl Schiffe und Fahrzeuge besäße.

Der Engländer. Großbrittanien bedarf keiner fremden Hülfe zur Erbauung seiner Schiffe; es erzeugt Alles, was dazu erforderlich ist.

Der Deutsche (bey Seite.) Oho!

Der Engländer fortfahrend. Ich weiß wohl, daß wir eine Menge Artikel aus der Fremde kommen lassen, allein daran ist bloß unsre Trägheit Schuld, oder der Mangel an Aufmunte-

rung von Seiten der Regierung. Englands Boden könnte Alles erzeugen.

Der Deutsche (bey Seite.) Ja das klingt anders.

Der Engländer. Wenigstens ist die englische Eiche an Stärke und Dauerhaftigkeit dem Bauholze unserer Nachbarn weit vorzuziehen.

Der Franzose. Nimmer würde sich England so hoch geschwungen haben, wenn es alle Materialien zum Bau der Schiffe und deren Ausrüstung selber hätte erzielen sollen. Man denke sich einmal die ganze Insel mit Schiffbauholz bedeckt, so bliebe für Getraide kein Plätzchen übrig. Das nöthige Land für Holz, Hanf, Pech u. s. w. würde mehr Raum einnehmen, als ganz Großbrittanien. Glücklich sind die Engländer, daß sie Producte besitzen, deren eine kleine Quantität hinreicht, um diejenigen dagegen einzutauschen, welche viel Land erfordern. Jene kleine, durch die fleißigen Einwohner veredelte Quantität, ist die wahre Ursache ihres Uebergewichts im Handel über alle andere Nationen.

Der Engländer. Großbrittanien besaß die ersten guten, und lange Zeit die besten Schiffs-

baumeister. Leider ist dieser Vortheil ihm nicht sehr ausschließlich eigen. Die verderbliche Freundschaft Carls des Zweyten für seinen ehrgeizigen Nachbar, verschaffte den Franzosen die Gelegenheit, eine Kunst zu erlernen, durch die sie vergebens ihre Lehrer zu stürzen versucht haben.

Der Franzose. Mit Erlaubniß, das scheint ein wenig parteyisch. Warum sollten wir nicht Schiffe bauen können, ohne es von den Engländern gelernt zu haben? Bauen nicht die Holländer solider als die Engländer? War den jemals diese Kunst der Stein der Weisen? — Als die Römer, im ersten punischen Kriege den Carthaginensern ein Ruderschiff wegnahmen, bauten sie deren gleich 200 nach diesem Muster.

Der Deutsche (bey Seite.) Dann waren ja aber auch die Carthaginenser die Lehrer der Römer in der Schiffsbaukunst?

Der Engländer. Eine Nation, deren Land und Clima nicht geeignet sind, ihren Matrosen auf der See Nahrung zu verschaffen, wird nie einen großen Handel, nie eine Seemacht haben Auch hierin ist England allen europäischen Nationen überlegen. Sein Boden, sein Clima liefern alle Arten von

Lebens-

Lebensmitteln für die Marine besser als Frankreich und Spanien. Ich sage besser und darum sind auch die englischen Seeleute stärker und tapferer.

Der Deutsche (halb laut.) Vielleicht werden sie besser genährt, daraus folgt aber noch nicht, daß andere Nationen die ihrigen nicht eben so gut nähren könnten.

Der Engländer. Die Geschicklichkeit und Erfahrung unserer Matrosen sind ohne gleichen. Die stürmischen Küsten unserer Insel müssen natürlich eine ganz andere Menschengattung erzeugen, als die ruhigen Ufer des mittelländischen Meeres. Wo Andere schon verzagen, da lachen unsre Matrosen noch.

Der Franzose. Wir lachen dafür zu Lande.

Der Engländer. Keine Lage ist glücklicher als die einer Insel. Das Meer ist die sicherste Grenze. „Athen," sagt Xenophon, herrscht über das Meer. Allein da das Gebiet von Attica mit dem festen Lande zusammenhängt, so wird es oft vom Feinde verwüstet. Die Großen schicken in solchen Fällen ihre Reichthümer nach irgend einer Insel. Das Volk

hat nichts zu verlieren. Aber wenn Athen auf einer Insel läge, so könnt es Andern schaden, ohne selbst dabey zu wagen." Sollte man nicht glauben, fügt Montesquien hinzu, Xenophon habe England gemeint? — In der That, wenn wir unsere insulanische Lage benutzten, unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Seewesen richteten, unsere Vertheidigung bloß unserer Miliz und unsern Flotten anvertrauten, so würde sich bald zeigen, daß unsere Seemacht noch nicht halb so groß ist, als sie werden kann. Fast alle unsere Einkünfte — oder wenigstens weit mehr als irgend eine andere Macht zu diesem Zwecke verwenden kann — stehen zu Vermehrung der Seemacht uns zu Gebote. Wer nur seinen Gegenstand fest im Auge behält, der kann für dessen Vervollkommnung thätiger wirken, als wenn mehrere Gegenstände ihn zerstreuen.

Noch ein Vortheil, den auch die Feinde uns einräumen, ist der, daß die Hauptstadt nicht, wie in Frankreich, im Mittelpuncte des Staates liegt. In London paaren sich höfische Geschliffenheit und ungeheure Thätigkeit, die gleichsam aus dem Meere entspringt. In Paris, sagt Deslandes, herrscht Indolenz, die höchstens nach Zeitvertreib hascht.

Der Deutsche. Das mogte gelten, so lange Paris nur der Mittelpunkt von Frankreich war.

Der Engländer. Der Charakter der englischen Nation ist fest und standhaft, kleine Hindernisse schlagen ihren Muth nicht nieder. Nur auf einen solchen Charakter kann eine Seemacht sich gründen, denn sie ist nicht das Werk eines Tages, und sie kann, ohne unermüdete Aufmerksamkeit, auch nicht erhalten werden. Die Engländer haben in dieser Hinsicht die Festigkeit ihres Charakters seit zwey Jahrhunderten bewiesen, da hingegen der See- oder Schiffs-Enthusiasmus der Franzosen nur ruckweise erschienen ist, und mit dem Genie der Nation unverträglich zu seyn scheint. Der Kardinal Richelieu sagte: Werke, die viel Anstrengung erfordern, taugen nicht für den Charakter der Franzosen.

Der Franzose. Da hätte der Herr Kardinal wohl etwas Klügeres sagen konnen, statt den Leichtsinn der Franzosen anzuklagen; Er, der bey dem mindesten Argwohn das Schwert über unsere Häupter zuckte. Sein Urtheil beweist, daß er das menschliche Herz nicht kannte. Er selbst war leichtsinnig und unbeständig, und die Franzosen verabscheuten seine Grundsäze. Festigkeit und

Beständigkeit sind zufällige, durch Umstände erzeugte Eigenschaften. Die Menschen sind dieselben von den Dardanellen bis in den finnischen Meerbusen. Wenn von Weisheit und Standhaftigkeit in öffentlichen Angelegenheiten die Rede ist, so entscheidet nicht das Local, sondern einzig und allein die Regierungsform. —

Der Deutsche (bey Seite.) Eigentlich kommt es wohl nur auf die an, die an der Spitze — gleichviel welcher Regierungsform stehen.

Der Engländer. Zu allen unsern Vortheilen gesellt sich noch der, einer freyen Verfassung, ohne welchen alle die übrigen wenig bedeuten würden. So lange England frey ist, und die übrigen Nationen es nicht sind, so lange wird auch seine Seemacht der seiner Nachbarn überlegen bleiben; was auch der Graf von Boulainvillers dagegen sagen mag.

Der Deutsche. Was sagt denn der Graf von Boulainvillers?

Der Engländer. Er behauptet, Frankreichs Lage sey günstig genug, um eine Seemacht zu errichten, die der englischen und holländischen

die Waage halten könne. Frankreich besitze mehr Häfen im mittelländischen Meere als England. (Gleichals ob dieser kleine Meerbusen der eigentliche Schauplatz des Handels und der Seemacht wäre?) Es liege auch den Küsten Spaniens, Portugalls und der Barbarey näher als England. — Immerhin! von solchen kleinlichen Umständen kann die Seemacht nicht abhängig seyn. Das mittelländische Meer ist nicht mehr das große Emporium von Europa, und gerade die Nationen, die dort am mächtigsten sind, gelten sonst überall wenig. — Der Herr Graf rühmt als Vortheil, was er gerade umgekehrt als Hinderniß anführen sollte. Man kann, sagt er, die französische Seemacht theilen und jedem Zweige eine besondere Bestimmung anweisen. Ganz recht! und was ist daraus entstanden? Das die Flotten von Brest und Toulon nur alliirt zu seyn, aber nicht Einem Herrn anzugehören scheinen.

Das milde Clima Frankreichs — auf welches der Herr Graf einen großen Werth legt — ist der Seemacht dieses Landes gar nicht günstig. Der starke, erfahrne Seemann bildet sich nicht im Säuseln der Zephyre, sondern in den Stürmen der nordischen Meere.

Frankreichs Handel soll hinreichen um die Mittel zu liefern, der vereinten Macht Englands und Hollands die Herrschaft zur See zu entreissen. Frankreich soll nur seinen Handel im mittelländischen Meere erweitern, und durch weise Gesetze den Getreidehandel begünstigen. Aber der Herr Graf vergißt, das der Handel mit den Ausländern, oder mit den Colonien, nie die Basis einer Seemacht werden kann. Dazu ist ein ausgebreiteter Handel im Innern erforderlich, der von den Nachbarn völlig unabhängig ist. Nun wird der Herr Graf gestehen müssen, daß, wenn Frankreich sich auf Küstenfahrt einschränken sollte, diese nicht beträchtlich seyn würde.

Viel thut er sich auch darauf zu gute, daß die französischen Waaren zum Transport eben so vieler Schiffe bedürften, als die Waaren Hollands und Englands zusammengenommen. Wenn es auch wahr wäre, was er behauptet: daß 150 Millionen Acres des französischen Bodens bearbeitet würden, so bliebe sein Problem doch immer schwer zu lösen. Er weiß nicht, oder will es nicht wissen, daß unser Steinkohlenhandel ganz allein mehr Matrosen beschäftigt, als Frankreichs ganzer Küstenhandel, und daß, wenn man nicht absurder Weise auf dieses erste Lebensbedürfniß einen Zoll ge-

legt hätte, dieser Handel allein hinreichen würde, uns Neptuns Dreyzack in die Hände zu geben. — Und wenn Er nun vollends von den Modewaaren seines Landes spricht, als von einer Hauptstütze der Seemacht! — o weh!

Der Franzose. Da mögen Sie Recht haben. Ein Schriftsteller muß sehr verlegen um Gründe seyn, wenn er sich einbilden kann, daß seine Bonbons und seine Hauben jährlich auch nur 400 Tonnen Fracht liefern.

Der Engländer. Grundlos behauptet er ferner: die französische Marine bedürfe keiner fremden Beyhülfe zu ihrer Ausrüstung. Alle die hauptsächlichsten Materialien muß sie aus der Fremde ziehen. Was Frankreichs Bevölkerung anlangt. —

Der Franzose. Nun wie da? wir haben 24 Millionen Einwohner, Sie nur acht.

Der Engländer. Dennoch haben wir mehr Matrosen. Ja, wenn Frankreichs Einwohner Alle längs den Küsten wohnten, wie die Engländer. Der Ritter Petty hat berechnet, daß alle Theile von Großbrittanien, Einen in den andern

gerechnet, nicht mehr als 12 Meilen vom Meere entfernt liegen, alle Theile Frankreichs hingegen 66 bis 70 Meilen. Ein großer Vortheil für uns!

Endlich zählt auch der Herr Graf zu den Vorzügen seines Vaterlandes die Sicherheit der französischen Küsten. Es ist wahr, wie auch schon Deslandes bemerkt, daß mehrere Descenten unglücklich abgelaufen sind; aber das rührt nicht von der Stärke der Küsten, sondern überhaupt von der Gefahr solcher Unternehmungen her. Uebrigens muß jeder Menschenfreund sich freuen, daß die Natur dieser empörenden Art Krieg zu führen, Schranken gesetzt hat.

Der Deutsche (bey Seite.) Man hört wohl, daß Herr John Sinclair nicht mit bey Copenhagen war.

Der Engländer. Nur Einen einzigen Vortheil muß England seinen Nachbarn beneiden: die herrliche Lage des Brester Hafens auf einer Halbinsel, die sich ins Meer erstreckt. Diese Lage ist sehr vortheilhaft für seine Flotten.

Der Franzose. Nur Schade, daß Brest so weit von der Hauptstadt liegt.

Der Deutsche. Herr John Sinclair ahndete wohl nicht, daß nach 30 Jahren die Seeküsten des französischen Reichs von Bayonne bis nach Hamburg sich erstrecken würden?

Notiz.

Im Michaelis Meßkatalog 1810 werden Kotzebue's Erhohlungen angekündigt, um eine Sammlung (sonder Zweifel nachgedruckter) Erzählungen an den Mann zu bringen, welche Kotzebue'n vielleicht wohl einmahl zur Erhohlung gedient haben, ohne daß er jemahls vermuthen konnte, daß sie, unter dem Aushängeschilde seines Nahmens, dem Beutel eines Nachdruckers würden zur Erhohlung dienen müssen.

In der Wiener Zeitung kündigt ein sogenannter Buchhändler, Anton Doll, Kotzebue's vollständiges Theater mit vieler Behaglichkeit an, und macht sich noch obendrein lustig über den wackern Buchhändler Kummer

in Leipzig, weil dieser die Stücke, die er nicht verlegt hat, auch nicht liefern kann, ohne Einen seiner Mitbrüder zu bestehlen. Es wäre überflüssig, hier zu wiederholen, was diesem Diebsgesindel schon so oft gesagt worden: die Mohren wäscht man nicht weiß. Dem Herrn Anton Doll werde hiemit bloß angekündigt, daß Kotzebue nächstens ein Stück liefern wird, das Kleeblatt betitelt, in welchem ein Nachdrucker, ein Rabe und Schinderhannes die Hauptrollen spielen, und welches, zu baldigem Nachdruck, ihm bestens empfohlen wird.

Antwort.

Ja wohl wäscht man Mohren nicht weiß! Herr v. Kotzebue kann dieß Sprichwort mit vollem Rechte auf sich anwenden. Er erinnere sich nur an eine von ihm bereut. boshafte Jugendarbeit, die er auf eine andere Art in seinen alten Tagen zu wiederholen doch nicht erröthete.

Nach solchen Vorarbeiten kann Herr v. Kotzebue getrost das Kleeblatt schreiben. Es soll seinem Wunsche gemäß ganz unverändert in meiner Ausgabe seines Theaters abgedruckt werden. Wie leicht ließe sich dazu, bloß aus Herrn v. Kotzebue's literarischem Thun, ein Seitenstück aufstellen! Aber die Schande fällt bey solchen Arbeiten (wie er selbst erfahren hat) nur immer auf den Urheber zurück — und diese gönne ich ihm gerne allein.

Wenn Männer wie Reimarus und Knigge schon vor mehrern Jahren die Zulässigkeit des Nachdrucks in vielen Fällen erkannten, so ist in unsern Tagen und für unsere Monarchie, wo der hohe Wechselkurs nur wenigen Auserwählten mehr das Anschaffen ausländischer Werke gestattet, die Nothwendigkeit desselben sonnenklar, und Herr v. Kotzebue wird durch grobe Ausfälle dagegen gewiß Niemanden vom Gegentheil überzeugen: um so weniger, da nun durch denselben auch dem ausländischen Verleger kein Schaden verursacht wird: weil Jene, welche den Nachdruck kaufen, sich das Orginal, des theueren Preises wegen, doch nie angeschafft hätten. Wie viele andere Gründe ließen sich noch zur Rechtfertigung des in unsern Staaten ohnehin

erlaubten Nachdruckes anführen, wenn hier Zeit und Ort dazu wäre!

Nach so vielen Aeußerungen des Herrn von Kotzebue sollte man glauben, als wäre ihm der Nachdruck ein Greuel; aber als Er den Geist der Journale redigirte, und in demselben die besten Aufsätze anderer Zeitschriften wörtlich nachdrucken ließ, war dieß ganz recht; denn es trug ihm — Geld! Eben so, daß Er viele Aufsätze zuerst in Journale einrücken und sich dafür bezahlen läßt, dann dieselben gleich wieder in die Sammlung seiner kleinen Erzählungen aufnimmt, und sich von einem andern Verleger zum zweyten Mahl bezahlen läßt, ist wieder ganz recht; denn es trägt ihm — doppeltes Geld!

Die Ursache übrigens, warum Herr v. Kotzebue gerade nur auf mich so bitterböse ist, da seine Schauspiele doch schon früher von Andern mehrere Mahle im Inlande nachgedruckt wurden, kann nur darin liegen, daß Er selbst manche Vorzüge meiner Ausgabe vor dem Original stillschweigend anerkennt, sich aber aus leicht erklärbaren Gründen dagegen durch öffentliches plattes Schimpfen rächen will. Er mag im-

merhin in dieser ihm so eignenen Kraftsprache fortfahren, ich fühle mich zu schwach, ihn je darin zu erreichen, und werde daher — ruhig schweigen.

Wien, im September 1811.

Anton Doll.

Inhalt.

Seite

Fromme Wünsche 3
Die chinesische Literatur-Polizey 9
Probe aus der chinesischen Geographie . . 13
Die redenden Taschen 15
Sisyphus 53
Sendschreiben eines Barfocks 88
Der Zettel in den Tuilerien 102
Geographische Beschreibung des Reichs der Dichtkunst 115
Die Zusammenkunft zweyer Könige . . 129
Unhöfische Sprödigkeit 136
Ein Gedanke Machiavells 148

Seite

Gewohnheit 130

Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen 136

Neid 154

Antwort 158

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von
August von Kotzebue.

Drittes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Grille.

Von

August von Kotzebue.

Drittes Bändchen.

Dummheit und Narrheit.

Mit Unrecht verwechselt man oft beyde. Ein Dummkopf ist mir lieber als ein Narr, und ein Narr ist nicht immer ein Dummkopf.

Ein beschränkter Verstand, eine lange Kindheit des Geistes, gänzlicher Mangel an Begriffen, oder an der Gabe sie zu ordnen, das nennen wir Dummheit.

Narrheit hingegen ist die Verkehrtheit eines Geistes, der sich klug dünkt, die Alfanzerey die für Grazie gelten, die Schwerfälligkeit die leicht seyn will, der Uebermuth der über Alles abspricht und doch nichts versteht. Narren belustigen, aber auf ihre Kosten: man demüthigt sie, man übersliefert sie der Geißel des Lächerlichen. Dummköpfe belustigen auch, sie werden aber weder gehaßt noch gedemüthigt, und man geräth eben so wenig in Versuchung, ihnen ihre Dummheit

vorzuwerfen, als einem Tauben oder Blinden, daß er taub oder blind ist.

Der Pater Bandory, ein geistreicher Jesuit, unterhielt sich oft zu seinem Vergnügen mit dem Thürsteher seines Collegiums, der seiner Dummheit wegen allgemein bekannt war. „Ich habe „nie einen Geist gefunden, der mich so angezo„gen hätte, als die Dummheit dieses Menschen," sagte er. — „Setzen Sie sich mir gegenüber," befahl Mirabeau Einem seiner Secretäre, „und „reden Sie, so brauche ich nicht zu denken."

Madame de Crequy pflegte von einem gewissen Baron zu sagen: „Ach er ist kein Dummkopf, „er ist nur ein Narr."

Es giebt Albernheiten, die eben so sehr belustigen als witzige Einfälle. „Wann eher wird „Ihre Frau in die Wochen kommen?" fragte Ludwig XIV. einen Höfling. „Sire, sobald es „Ew. Majestät gefällig seyn wird," antwortete dieser. — Das war dumm. — Eine fremde Fürstinn, der das Französische nicht geläufig war, fragte ob man naval oder naveau (zur See oder zum Schiffe gehörig) sagen müsse? — „Ich glau„be, Madame," erwiederte ein Höfling mit großer

Selbstgefälligkeit, „man sagt navets" (Rüben). — Das war närrisch.

Die meisten Dummköpfe sagen freylich nur gemeine Dummheiten, aber es gibt deren auch sehr pikante, die als witzige Einfälle aufbewahrt werden. Nach Racine's Tode sagte Jemand in einer Gesellschaft: er habe in seinem Testamente verordnet, im Port royal begraben zu werden. „Das würde er bey seinen Lebzeiten nie begehrt haben," ließ ein Dummkopf sich in allem Ernst vernehmen. Ein witziger Kopf hätte dasselbe sagen können, nur mit verschiedenem Accent.

In einem geistreichen Cirkel wurde die Frage aufgeworfen: welcher Unterschied zwischen einem Narren und einem Dummkopfe sey? — Ein Jeder sagte seine Meinung, doch keiner traf den rechten Punct. Eine reizende Dame nahm endlich das Wort, die unglücklicher Weise an einen ausgemachten Narren verheirathet war. „Ein „Dummkopf," sagte sie, „ist bisweilen erträglich, „ein Narr nie. Den Dummkopf bedauert man „bisweilen, über den Narren macht man sich lu„stig. Sie können mir aufs Wort glauben, denn „seit dem ich mit einem Narren lebe, weiß ich „was ein Dummkopf werth ist."

Die Narren ahnden gar nicht, wie viel Geist dazu gehört, um nie lächerlich zu erscheinen.

Ein Kennzeichen der Dummheit ist: Alles bewundern. Das schadet übrigens Niemanden, und ist vielen sehr willkommen.— Ein Kennzeichen der Narrheit ist: bewundern und tadeln, immer zur unrechten Zeit.

Ein Dummkopf gibt sich für das, was er ist, nicht so der Narr, der macht Ansprüche und zwar die lächerlichsten.

Was folgt aus allem diesen? — Man suche die Geistreichen, man ertrage die Dummköpfe, man vermeide die Narren.

Päbstliche Vorsicht.

Ich habe schon irgendwo erzählt, daß Se. päbstliche Heiligkeit vor länger als hundert Jahren ein strenges Gericht über die nackten Busen und Arme ergehen ließ; ein frommer Eifer, dessen Grund am Tage liegt. Aber wie soll man sich ein anderes Verboth des heiligen Vaters erklären, welches diesem folgte? — Am 6. May 1686 wurde auf allen öffentlichen Plätzen Roms ein Edict angeschlagen, welches allen Frauenzimmern ohne Ausnahme, Mädchen, Wittwen oder Ehefrauen, auf das schärfste untersagte, irgend ein musikalisches Instrument oder singen zu lernen, von welchem Lehrer es auch seyn möchte, weltlich oder geistlich, auch nicht einmahl von den nächsten Verwandten. Selbst die Nonnen, die ex officio singen müssen, sollten nur von andern Nonnen Unterricht empfangen. — Was soll man davon denken? — Haßte der Pabst die Musik so heftig? — oder hatte er erfahren, daß die Liebhaber, wie im

Barbier von Sevilla, sich überall als Musiklehrer einschlichen? — vermuthlich das letztere. Aber es muß doch auch sehr arg in Rom hergegangen seyn, da er nicht einmahl verheirathete Frauen — und nicht einmahl die Nonnen davon ausnahm.

Die Schlange im Paradiese.

Vor mehr als hundert Jahren erschien in Leipzig eine Abhandlung über diese berüchtigte Schlange, (Serpens iste antiquus seductor u. s. w. ist der Titel derselben) in welcher die Meinungen der jüdischen und christlichen Gelehrten vorgetragen werden. Das Buch ist freylich nicht für Philosophen geschrieben. Es zerfällt in drey große Kapitel, das erste handelt von dem Versucher, das zweyte von den Versuchten, das dritte von der Versuchung. Wer einen recht demüthigen Begriff vom menschlichen Geiste erlangen will, der lese, welchen Unsinn diese Schlange in dem Gehirn der Evenskinder erzeugt hat. Einige Ketzer — man nannte sie Ophiten — hielten in allem Ernst die Schlange für den Herrn Christus.

Wenn die ihr zu viel Ehre anthaten, so setzten hingegen einige Rabbiner sie gar zu tief herab, indem sie sie bloß für eine Schlange wie

alle andere Schlangen erklärten, die sämmtlich damahls noch gehen und schwatzen konnten wie Menschen, ein Vorzug, den sie durch ihre Bosheit eingebüßt haben.

Am drolligsten ist die Meinung des Rabbi Salomon Jarbi. Die Schlange nähmlich erblickte Adam und Eva nackend, und zwar indem sie sich die zärtlichsten Liebkosungen erwiesen. Da verliebte sie sich in Eva und bekam große Lust sie zu heirathen. Das konnte aber nicht anders geschehen, als wenn der Herr Gemahl zuvor aus dem Wege geräumt wurde. Deswegen unternahm sie die Versuchung, weil sie voraussetzte, daß Adam zuerst von der verbothenen Frucht essen, und sogleich sterben werde.

Uebrigens muß man bekennen, daß Moses selber mit keinem Worte sagt, der Teufel habe in der Schlange gesteckt.

Im zweyten Kapitel werden diejenigen verkehert, die nicht glauben wollen, daß unsere ersten Aeltern im Stande der Unschuld außerordentlich gelehrt waren, und, mit Einem Worte Alles wußten. Hat doch ein ehrlicher Cartheuser, Nahmens Heinrich de Hassia, nachdem er im

Lobe des Aristoteles sich ganz erschöpft hatte, dem Ruhme dieses Philosophen die Krone aufzusetzen geglaubt, indem er hinzufügte, er sey so gelehrt gewesen als der erste Mensch. Einige Rabbiner haben ganz ernsthaft behauptet, daß Adams Weisheit die der Engel weit übertraf. Hingegen meinten viele Andere, z. E. die Pelagianer, unsere ersten Aeltern wären sehr einfältig gewesen, und man muß gestehen, daß sie wenigstens gegen die Schlange sich sehr einfältig benommen haben.

Man sagt gewöhnlich, der Teufel habe sich zuerst an Even gewandt, weil sie, als ein Frauenzimmer, leichter zu verführen gewesen; allein der Verfasser (er heißt Rivinus) versichert, im Stande der Unschuld hätten beyde Geschlechter einen gleich hohen Grad von Einsichten und Tugenden besessen. (Sollte das nicht so ziemlich der Fall seyn auch im Stande der Schuld?)

Im letzten Kapitel wird nun die Versuchung selbst beleuchtet. Ein gewisser Abarbenel glaubte nicht, daß dabey gesprochen worden, sondern die Schlange sey auf den Baum geklettert, habe von dessen Frucht gegessen, sey dann frisch und gesund wie zuvor herum spaziert, und

habe folglich durch die That bewiesen, daß man ohne Gefahr zu sterben diese Frucht genießen könne. Rivinus ereifert sich über diese Meinung, und behauptet, es habe wirklich eine Unterredung Statt gefunden, und zwar eine weit längere als Moses angiebt. Ein gewisser Bischof, Alcimus Avitus, hat diese Unterredung sogar belauscht. „Allerschönste Schönheit!" hub der Teufel an, „du Zierde der Welt u. s. w.;" worauf Eva ganz verschämt antwortete: „Allerliebste Schlange! du süße Rednerinn." In der Folge nennt sie den Teufel gar Herr Doctor. Er war, wie manche sagen, so schlau, sich unsrer Ahnfrau als ein schöner Jüngling darzustellen, weshalb man auch noch in alten Bibeln die Schlange mit einem jugendlichen, schönen Gesichte abgebildet findet. — Lieber Gott! es steht zu glauben, daß alle diese frommen, gelehrten Männer, wenn sie nach solchen Untersuchungen ihren Schreibtisch verließen, sich einbildeten, etwas recht nützliches gethan zu haben.

Es giebt noch ein anderes Werk von einem gewissen Möbius über die eherne Schlange, welche Moses errichtete, (Exercitationes sacrae de aeneo serpente) ein würdiges Gegenstück zu dem Obigen. Wenn in jenem gewis-

ser Ketzer erwähnt wurde, welche die Schlange im Paradiese zum Herrn Christus machten, so lernen wir hier, daß Tertullian von noch weit schlimmern Ketzern spricht, welche sie sogar über den Messias setzten, weil wir durch sie die Kenntniß des Guten und Bösen erlangt hätten. Darum habe auch Moses die eherne Schlange gebildet, die eine so große Heilkraft bewies. Doch genug und vielleicht schon zu viel, von Schlangen und menschlichen Thorheiten.

Die Moral der Welt.

Ein Gegenstand, über den ein kluges, beobachtendes Frauenzimmer gewöhnlich schärfer denkt, zarter fühlt und besser spricht als ein Mann. Die, wohl mit Unrecht ganz vergessene Madeleine Scuderi hat zwey Bändchen unter obigem Titel geschrieben. Sie spricht darin — freylich etwas geschwätzig — über den Neid, die Faulheit, die Tyranney der Gewohnheit, den Zorn, die Ungleichheit des Betragens u. s. w. Lauter Gegenstände, die jetzt nicht minder, als zu der Zeit, in der sie schrieb, der Welt bekannt sind, auch wohl ihr ewig bekannt bleiben werden.

Die Verfasserin schont ihr Geschlecht eben so wenig als das unsrige und sie kennt beyde. Es ist ein altes, wahres Wort: wer die guten Eigenschaften eines Mannes will kennen lernen, der wird sie leichter von einem Frauenzimmer als von einem andern Manne erfahren; wer hingegen die Fehler einer Frau zu wis-

sen verlangt, der thut besser, sich an ein Frauenzimmer zu wenden.

Man findet hier unter andern, was man da nicht sucht, eine Maxime des Marschals Türenne: „Im Kriege täuscht man sich oft durch zu vieles „Klügeln, und indem man voraus sagt, der Feind „werde das thun, was er thun sollte.“

In der That soll Türenne sich oft in weit grösserer Verlegenheit befunden haben, wenn er einen ungeschickten, als wenn er einen geschickten General gegen sich hatte, weil jener oft alle seine Berechnungen und Vorkehrungen zu Schanden machte, ohne es zu wissen.

Den Geiz schildert die Verfasserin mit grellen, aber leider ächten Farben. Es gibt Quellen, die Alles, was man hinein legt, mit einer Rinde von Stein überziehen; eben so wird jede Empfindung in dem Herzen eines Geizigen mit einer Steinrinde überzogen. Ich erinnere mich dabey einer scharfsinnigen Bemerkung von Bayle. Man weiß, daß die Protestanten, zur Zeit der Dragonaden, lieber ihrem Vaterlande den Rücken kehren, als in die Messe gehen wollten. Unter den Flüchtlingen befanden sich manche Welt-

kinder von ausschweifender Lebensart, denen man so viel Anhänglichkeit an ihre Religion gar nicht zugetraut hatte; nur die Geizhälse konnten sich nicht entschliessen ihren Mammon zu verlassen, und opferten lieber dem neuen für besser erkannten Glauben.

Die Verfasserin führt das Beyspiel eines Mannes an, der sich ohne Bedenken dreymahl für einen Freund herumschlug, also dreymahl sein Leben wagte, aber sich weigerte, als der Freund in Noth war, ihm eine kleine Summe Geldes zu leihen.

Da, wo von der Verleumdung die Rede ist, bemerkt sie unter andern, daß Satyren selten denen Personen, gegen welche sie gerichtet sind, einen daurenden Nachtheil zufügen, und das ist sehr wahr, doch nicht immer erfreulich und löblich, nähmlich wenn Satyre und Schmeicheley einander gegenüber stehen. Leider gewinnt die Letztere fast immer die Oberhand über die Erstere. Von einer Satyre gegen die Götter der Erde findet man nach hundert Jahren kaum noch ein Exemplar, die Schmeicheleyen hingegen bleiben in Jedermanns Händen. Daraus entspringt das große Uebel, daß zum Beyspiel

ein

ein schlechter Fürst wegen seines Rufes ganz unbesorgt ist, denn er darf nur die Schmeichler gut bezahlen, so werden sie jede Satyre, wenn sie auch noch so wohl begründet wäre, schon in der Fluth ihrer Schmeicheleyen ersticken und nach hundert Jahren wird von den Verbrechen eines Tyrannen nicht mehr die Rede seyn.

Mademoiselle de Scuderi hat mehrere ähnliche Werke geschrieben, auch Romane, die zu ihrer Zeit viel gelesen und bewundert wurden. Zweyerley ist besonders merkwürdig an ihr. Erstens, daß sie so bescheiden war, einen ihrer berühmtesten Romane: Cirus und Clelie, unter dem Nahmen ihres Bruders drucken zu lassen; und zweytens, daß sie, trotz der Wärme, mit der sie so oft verliebte Abentheuer beschrieben, doch nie selbst geliebt hat. Wie war es möglich, daß eine Leidenschaft, die gleichsam in ihrer Einbildungskraft zu Hause war, nicht auch einmahl in das Herz hinabstieg! sie findet ja sonst wohl den Weg dahin aus viel weiterer Entfernung. Man könnte mit Horaz von der Verfasserin sagen:

Cum tu inter scabiem tantam, et contagia lucri
Nil parvum sapias, et adhuc sublimia cures.

Die Romane.

Es hat zu allen Zeiten gegen Einen Satyriker viele tausend Menschen gegeben, die bloß im Stande waren, Jenem den Stoff zu liefern und sich über die Verarbeitung desselben zu ärgern. Selbst die Götter der Erde, wenn sie gleich sich verstellen, als ob sie Mückenstiche verachteten, schlagen doch die stechende Mücke sehr gern todt, wenn sie können. In Frankreich brauchte man vormahls nicht zu dieser Extremität zu schreiten, man bediente sich eines mildern Mittels. Wenn man nähmlich die Schriften oder die Worte eines Satyrikers nicht vergessen machen konnte, so übergab man ihn selber der Vergessenheit — in der Bastille, wo er denn allenfalls seine Epigramme mit Kohlen an die Wände schreiben mochte.

Zu der Zahl der, auf diese Art siegreich widerlegten Epigrammatisten gehörte vor 80 Jahren auch ein Graf Gordon de Percel, den man

heut zu Tage nicht in die Bastille sperren würde, weil — sie nicht mehr da ist. Um sich die Langeweile zu vertreiben, schrieb er ein Buch über den Gebrauch und Nutzen der Romane, in dem er sich oft selber kitzeln mußte, um zu lachen. Er schlug auch wohl dem Publikum ein Schnippchen, und schnitzte, wie er sich selber ausdrückt, „Pfeile aus jedem Holze." — Aber es lassen sich in unserer Bücherfündfluth doch immer einige Gedankentrümmer erhaschen. Vor allen Dingen macht der Verfasser sich über die Romanen-Verbothe lustig, und gesteht, daß er nie auf den Einfall geratten seyn würde, Romane zu lesen, wenn er nicht davor gewarnt worden wäre. Die Kirchenväter haben die Romane verdammt, aber der heilige Johannes Damascenus hat doch selbst Einen geschrieben unter dem Titel Barlaam und Josaphat. Er nennt auch einen deutschen Jesuiten, Kentzen, als Verfasser eines Romans; ferner die Bischöfe du Belley, Fenelon, Huet als Romanenschreiber.

Die Alten ließen in ihren Romanen die Liebenden gar zu schnell glücklich werden und verschleierten dieses Glück zu wenig. Die Neueren verfahren weit schamhafter. Dennoch gibt man den Kindern Homer und Virgil in die

Hände und verbiethet ihnen Cleopatra und Pharamond.

Eine ganz besondere Idee stellt er von den Heldenromanen auf, behauptend, daß Alles, was auf Vermehrung des Menschengeschlechts abzwecke, weit heroischer sey, als, was dessen Zerstörung bewirke. „Folglich," sagt er, „sollte man denjenigen als einen Helden betrachten, und zwar als einen, der dreyfachen Unsterblichkeit würdigen Helden, der im „Stande wäre, vom fünfzehnten Jahre an bis „ins siebenzigste, 40000 Menschen zu erzeugen, „ungefähr zwey auf jeden Tag seines Lebens gerechnet. Ein solcher Held wäre, nach meiner „Ansicht, den Zerstörern der Menschheit vorzuziehen, die große Männer zu seyn glauben, weil „sie das Talent besitzen, anderthalb Millionen „Menschen umzubringen oder umbringen zu lassen, „wie Alexander und Cäsar gethan haben. (Wenigstens würde es sehr gut seyn, wenn man einem Alexander und Cäsar immer ein paar Helden des Verfassers zugesellen könnte, um den Wald wieder anzusäen, den Jene ausgerottet.)

Das zweyte Kapitel dieses Buches führt den Beweis, daß der Roman der Geschichte vor-

zuziehen ist. Es gebe keine Geschichte, in der nicht vieles falsch sey; der Leser werde also betrogen. Beym Lesen eines Romans hingegen wisse er schon vorher, daß Alles nur ein Spiel der Einbildungskraft sey. Die Geschichte liefere uns nicht die geheimen Triebfedern der Begebenheiten, das thue hingegen der Roman. In der Geschichte werde die Tugend oft unterdrückt, im Roman belohnt. Die Weiber wären bekanntlich die Triebfedern aller großen Begebenheiten, und doch spielten sie in der Geschichte selten eine große Rolle, der Roman hingegen setze sie in ihre Rechte wieder ein.

(Ein Körnchen Wahrheit möchte doch wohl in allen diesen Sophistereyen zu finden seyn. Es gibt Zeiten, wo alle Geschichtsbücher, klein und groß, die von der reinsten Geschichte handeln, eine Romanenbibliothek, und alle Zeitungen Mährchen sind. Unter solchen Umständen möchte es doch wohl besser für uns und die Nachwelt seyn, daß gar keine Geschichte geschrieben würde, sondern daß man sich lieber an Romane hielte, sollten es auch die Qualverwandtschaften seyn.)

Die Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern das Romanhafte so sehr geliebt,

daß sogar Hieronymus Xaver, als er das Leben Jesu Christi ins Persische übersetzte, für nöthig hielt, es mit einer Menge romantischer Zusätze auszuschmücken.

Dem Pater Daniel, dem berühmten Geschichtschreiber, wird hier eine Anekdote vorgeworfen, die, wenn sie wahr ist, ihm nicht zur Ehre gereicht. Man schlug ihm vor, einige große Sammlungen in der königlichen Bibliothek zu benutzen, die in vierzehnhundert Foliobänden die wichtigsten Urkunden und eine unzählige Menge von Orginalbriefen enthielten. Er blätterte zwey Stunden darinn, fand alles ganz vortrefflich, sagte aber nachher zu einem Freunde, er frage dem Henker nach diesem Papierwust. (Man kennt die Anekdote von Voltaire, der, als er die wichtigsten Papiere zu der Geschichte Peter des Großen erhielt, sagte, er könne sie nun nicht mehr brauchen, denn seine Geschichte sey schon fertig.)

Erinnerung an alte Freundschaft.

Ein Zug aus dem Leben Pabst Clemens XI., (in den geheimen Memoiren über die Bulle Unigenitus.)

Ein römischer Prälat, Signor Toti, lebte mit dem Pabste in vertrauter Freundschaft, als er noch Signor Albani, und auch dann noch, als er schon Cardinal war; doch nachdem er Pabst geworden, erkaltete diese Vertraulichkeit, und sie sahen sich nicht mehr. Indessen wurde, lange nachher, die Stelle eines Auditors der Rota erledigt, und Toti meinte, wenn er sich darum bewürbe, werde der Papst ihrer vormahligen Verhältnisse sich wohl erinnern. Er ließ sich also auf die Liste derer schreiben, die eine Audienz bey dem Pabste zu haben wünschten. Als man diesem die Liste brachte, um die Stunde der Audienz zu bestimmen, und er Totis Nahmen darauf erblickte, merkte er sogleich, was sein Begehren sey, und befahl, ihn herein zu führen, da er eben einen Kardinal erwartete. Es war gerade um die Zeit, als Prinz Eugen mit seinem

Heere ganz Italien in Schrecken setzte. — Sobald Toti hereintrat, fiel der heilige Vater ihm um den Hals, weinte Freudenthränen und war entzückt, daß er eben jetzt sein bekümmertes Herz in den Busen eines alten Freundes ausschütten könne. Und nun theilte er ihm mit der holdseligsten Gesprächigkeit alle die bösen Nachrichten mit, die er empfangen, bath ihn, seinen Schmerz zu theilen, ließ ihn aber gar nicht zum Worte kommen, sondern, so oft Jener zu sprechen anheben wollte, schloß er ihn wieder fest in seine Arme. Toti wurde außerordentlich gerührt durch so viele Gnade und Herablassung, und weinte nun mit seiner Heiligkeit um die Wette. Diese Farce spielte der Pabst so lange, bis der Kardinal gemeldet wurde. Nun war es Sitte am päbstlichen Hofe, daß, sobald ein Kardinal sich ansagen ließ, jede andere Audienz für geendigt galt. Clemens ertheilte daher in der größten Eile seinem alten Freunde den päbstlichen Segen und Toti wurde hinaus ins Vorzimmer geschoben, wo er die süßen Thränen trocknete und sich nun erst erinnerte, daß er von seinem Anliegen noch nicht ein Wort gesagt hatte. Es war aber auch nun überflüssig, denn so eben hatte der Pabst einen Andern zum Auditor der Rota ernannt. — Noch mehr! in einer vertrauten Abendgesellschaft

machten Seine Heiligkeit sich über den Vorfall lustig, und geruhten höchst selbst Ihren Gästen die ganze Scene noch einmahl vorzuspielen. Toti erfuhr es, wurde krank und starb. — Der gute Mann wußte nicht, das Verhältnisse auch die heiligsten Bande trennen, und daß auf die Freundschaft eines Großen, bey veränderten Verhältnissen, am wenigsten zu rechnen ist.

Kleine Gallerie von Albernheiten.

Als die Hexen noch in der Mode waren, erschien ein lateinischer Tractat über die Wasserprobe, welche man mit diesen Unglücklichen anzustellen pflegte, und der gelehrte Verfasser vertheidiget dieselben sehr ernsthaft, unter andern aus dem Grunde, weil man sonst nicht mit Gewißheit, selbst nicht von Augenzeugen erfahren könne, ob die Angeklagte wirklich mit auf dem Blocksberge gewesen oder nicht, denn die vornehmen Hexen erschienen dort nur maskirt. Uebrigens versicherte er, daß eine Hexe, und wenn sie auch noch so corpulent wäre, nicht mehr als fünfzehn Pfund wöge.

Nie hat es einen so wohl unterrichteten Geschichtschreiber gegeben, als einen gewissen O Flaharty, der eine Chronologie von Irland geliefert hat. Dieser Mann weiß ganz bestimmt, daß, vierzig Tage vor der Sündfluth, am 15ten des Monaths, und zwar an einem Sonn-

abend, drey Männer mit funfzig Weibern nach Irland kamen, um es zu bevölkern, allein die Sündfluth machte einen Strich durch ihre Rechnung. Hingegen landeten 312 Jahre nach der Sündfluth, am 14ten des Monats, und zwar an einem Dienstage, ein Mann mit seiner Frau und drey verheiratheten Söhnen, um eine neue Colonie zu gründen. Der Mann hieß Partholan. Vermuthlich hat er ein Archiv hinterlassen.

Derselbe scharfsinnige und behutsame Geschichtschreiber hat einen Stammbaum Carls II. verfertigt, in dem nicht weniger als sechs und siebenzig königliche Generationen prangen; und dann noch 48 bis zu Adam hinauf, lauter Patriarchen und Anführer von Colonien; so, daß Senecca in diesem Falle völlig Unrecht hat, wenn er irgendwo behauptet: es gebe keinen König, unter dessen Vorfahren nicht auch Knechte zu finden wären. — Ein spanischer Bischof, Fandoval, hat eine Genealogie des Hauses Oesterreich von 118 Generationen (von Adam bis auf Philipp III.) und ein anderer spanischer Schriftsteller, Pegeasiel Contreras, eine Genealogie des Hauses Lothringen von 121 Ge-

merationen verfertigt, aber beyde sind von Herrn O Flaharty übertroffen worden, denn keiner hat gewagt, von Adam herab, lauter Könige und Fürsten auftreten zu lassen.

Im Journal des Scavans, und sogar im Pariser Journal de Medicine, wurde vor hundert Jahren ganz ernsthaft behauptet, es lebe zu Bourv de Pressé eine schwangere Frau, deren Kind im Mutterleibe ganz vernehmlich schreye, und zwar hatte es am Charfreytag, als die Mutter zur Kirche ging, zum Erstenmahle geschrieen, (vermuthlich um den Tod Christi zu bejammern.) Seitdem schrie es täglich drey bis viermahl, auch bisweilen noch öfter, und so stark, daß der Magen der Frau aufschwoll als ob sie ersticken sollte. Es gab, wie immer bey solchen Gelegenheiten, viele Leute, die das Schreyen selbst mit angehört hatten.

Daß Steine vom Himmel fallen, ist heut zu Tage nichts neues mehr. Aber es sind bisweilen noch ganz andere Dinge vom Himmel gefallen, die jetzt nicht mehr herunter kommen. Es gibt eine purgirende Pflanze, Stinkschwertel

genannt, (den Linneeischen Nahmen weiß ich nicht) diese fiel einmahl in Indien, aber in Erz gebildet, 11 Unzen schwer, während eines Sturmes vom Himmel, und der Historiograph der holländischen Compagnie, Rumphirus, schickte sie, nebst andern ähnlichen Raritäten, an Herrn Menzel, Leibarzt des Churfürsten von Brandenburg, mit der Bemerkung, daß die Indianer aus dergleichen Metallen, welche der Himmel ihnen zusendet, Ringe verfertigen, die, am Finger getragen, Sieg gegen den Feind verleihen. Die Indianer würden von dieser Waare noch vor wenigen Jahren in Deutschland starken Absatz gefunden haben, denn es fehlte bloß an solchen Ringen.

In den frommen Erholungen des Pater Angelin steht auch eine merkwürdige Geschichte. Ein Abt Conrad legte beym Händewaschen seinen Ring bey Seite, und konnte ihn nachher nicht wieder finden. Nachdem er lange vergebens gesucht, vermuthete er, daß der Ring gestohlen worden, und excommunicirte den Dieb. Von Stund an wurde sein Rabe krank, blies die Federn auf und schien dem Tode nahe. Kein Wunder, denn man fand in seinem Neste den

gestohlenen Ring. — Es gibt heut zu Tage noch stehlende Raben genug, gefiederte und ungefiederte, aber das Excommuniciren will nicht mehr helfen.

In einem Buche, welches, sich sehr bescheiden meditationes methaphysicae betitelt, behauptet der Verfasser, (aus welchem Grunde, weiß ich nicht) Gott habe nur einen Engel von jeder Gattung erschaffen, doch ihm die Kraft verliehen, sich fortzupflanzen, wiewohl auf andere Weise als auf Erden zu geschehen pflegt. Zum Glück sey dieser eine Engel seinem Schöpfer treu geblieben; denn, wäre er abgefallen, bevor er Engelskinder erzeugt hatte, so würde sich Christus in der unangenehmen Nothwendigkeit befunden haben, auch eine Engelsnatur anzuziehen, um das ganze Engelsgeschlecht zu erlösen.

In den Büchern der Macabäer kommt ein Mann vor, der dreymahl auf drey verschiedene Arten gestorben ist, nähmlich König Antiochus, der Juden Verfolger. Das Erstemahl fiel er, brach sich alle Ribben entzwey und stank un-

erträglich. Das zweytemahl wurde er im Tempel von Nanea erschlagen, und das drittemahl starb er aus Kummer in Babylon. Man muß bekennen, daß er einer der unglücklichsten Monarchen war.

Wenn Chevreau in seiner Weltgeschichte die Größe der Stadt Rom beweisen will, so erzählt er, daß Heliogabalus durch seine Sclaven alle Spinneweben in ganz Rom sammeln ließ, und daß sie zehntausend Pfund wogen. Man sollte fast glauben, alle Häuser in Rom wären unbewohnt gewesen.

Der Dichter Malherbe bekannte, daß er ein Narr gewesen, weil er die schönste Zeit seines Lebens auf die Dichtkunst verwandt habe. Ist er, nach diesem Bekenntniß, freywillig ins Narrenhaus gegangen, in Hoffnung etwa den Homer dort anzutreffen, so hat er sich geirrt.— Einst klagte einer seiner Freunde, der auch ein Dichter war, daß der König nur diejenigen belohne und auszeichne, die ihm in Geschäften oder im Felde dienten. „Der König hat ganz Recht,“ sagte Malherbe, „denn ein guter Dichter nutzt

„dem Staate eben so wenig, als ein guter „Kegelschieber."

Im Jahr 1734 feyerte man zu Lyon das Jubiläum der Kirche des heil. Johannes, bey welcher Gelegenheit ein allgemeiner Ablaß und Vergebung aller Sünden Allen denjenigen zugesagt wurde, die an diesem Tage „nur so lange in der Kirche verweilen würden, „als nöthig sey, fünf Paternoster's, oder Ave„maria's, oder sonst ein kurzes Gebeth, nach der „liebiger Wahl, auszusprechen." — Wenn der Himmel so wohlfeil ist, so muß man sehr hartnäckig entschlossen seyn, verdammt zu werden, wenn man eine solche Gelegenheit ungenutzt läßt.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts addressirte ein französischer Gelehrter einen Brief an den Herrn Abt Melanué, Professor zu Ernest. Das sollte heißen: zu Rinteln, weil Rinteln Academia Ernestina von ihrem Stifter genannt wurde.

Die

Die verschiedenen Ansichten.

In Sachsen lebten zwey alte Freunde auf ihren Gütern, die nur eine halbe Stunde von einander entfernt lagen. Es war ein frohes, gemäthliches Leben. Sie hatten zwanzig Jahre lang unter einem Regimente gedient, Gutes und Böses mit einander erfahren, genossen und getragen; nun war ein Jeder gleichsam des Andern Tagebuch geworden, denn was der Major von Thau etwa vergessen hatte, dessen erinnerte sich der Hauptmann von Welling ganz gewiß; und umgekehrt. Selten verging ein Tag, an dem sie sich nicht besuchten, oder auf ihren Grenzen zusammen kamen, bald an der Spitze munterer Jagdhunde, bald im Geleite ihrer Familien. Denn was alte Freunde so oft nach und nach trennt — Kälte oder Abneigung ihrer Frauen gegen einander — das störte hier das trauliche Verhältniß nicht. Frau von Welling machte große Ansprüche und Frau von Thau gar keine, folglich vertrugen sie sich recht gut. Jene

hatte eine Tochter, Emma, diese einen Sohn, Eduard. Beyde hielten ihre Kinder, nach mütterlicher Gewohnheit, für Meisterwerke der Schöpfung, und beyde konnten das einander ohne Eifersucht zugestehen, weil es Kinder verschiedenes Geschlechts waren, und jeder Mutter unbenommen blieb, bey sich selbst zu denken: wäre mein Eduard ein Mädchen — wäre meine Emma ein Knabe geworden, er oder sie würde das Kindlein der Frau Nachbarin weit übertroffen haben. Jetzt kränkte keine Collision die mütterliche Eitelkeit und folglich den nachbarlichen Frieden, denn beyde Kinder sollten durch sehr verschiedene Eigenschaften glänzen.

Im Grunde glänzten sie beyde nicht. Ein paar hübsche, gut geartete Kinder, das war Alles, was ein Unbefangener von ihnen sagen konnte. Sie spielten gern mit einander und hatten sich recht lieb.

So verfloß beyden Familien manches Jahr still und friedlich, bis der neidische Tod den Trauerflor über die adelichen Wappen zog. Die alten Freunde starben in einer Woche und ein Denkmahl in der gemeinschaftlichen Pfarrkirche verkündet noch heute, daß den Männern, die unter

ihm ruhen, das seine Glück vergönnt war, eine Jugendfreundschaft bis zum späten Grabe fortzusetzen. Die Witwen trauerten, die Kinder weinten mit einander.

Frau von Welling fand nach ihres Gatten Tode, daß in ländlicher Einsamkeit ihr Kummer sich stets erneuere. Im Grunde hatte sie das Landleben nie geliebt, sondern nur in des Mannes Wunsch sich gefügt. Ihr Reichthum verstattete ihr eine glänzendere Lebensweise, darum beschloß sie, nach Berlin, ihrer Vaterstadt, zu ziehen. Sie thue es ungern, sagte sie, allein sie halte es für Pflicht, weil sie dort ihre Emma sorgfältiger erziehen könne. Frau von Thau hingegen, obschon sie auch sehr reich war, hielt, aus ähnlichen Ursachen, es für Pflicht auf dem Lande zu bleiben, um ihres Eduards Herz in kindlicher Unschuld zu erhalten; eigentlich weil sie lieber auf dem Lande war. Die menschlichen Neigungen verstecken sich gern hinter Pflichten.

Vor der Trennung beyder Familien wurde noch ein ewiger Freundschaftsbund beschworen und durch die Verabredung besiegelt, Emma einst mit Eduard zu vermählen. Jede Mutter vertraute der andern im Stillen, das sey doch der letzte

Wunsch ihres Gatten auf dem Sterbebette gewesen, und folglich sey man ihrem Andenken dieses Versprechen schuldig. Beyde erlaubten sich da einen frommen Betrug, denn die Sterbenden hatten nicht daran gedacht, und ihre Wittwen dachten eigentlich nur an das schöne Vermögen, durch welches sie, nach mütterlichen Brauch, ihre Kinder beglücken wollten.

Eduard war von Natur ein fröhlicher, leichtsinniger Knabe, der das Gute gern that, wenn es ihm Vergnügen machte, aber auch wohl das Böse, wenn er nur der langen Weile dadurch entrinnen konnte, die ihm die größte aller Martern dünkte. Als er heranwuchs, bekam er einen Hofmeister, einen Jünger aus der neuesten pietistischen Schule. Herr Senf, so hieß der Ehrenmann, studierte, wie er sich ausdrückte, den Charakter seines Zöglings, der noch gar keinen Charakter hatte, und beschloß, durch das Gemüth auf den Geist zu wirken, statt daß alle Erziehung eine Wirkung des Geistes auf das Gemüth seyn sollte, weil das letztere unmittelbar noch gar nicht erziehen läßt. Er führte den empfänglichen Eduard nach und nach in die Wälder und endlich in die Heiligthümer der mystischen Poesie. Da galten Worte für Gedanken,

Ahnungen für Gefühle; da dünkte man sich erhaben oder kindlich, je nachdem von Karfunkeln oder Lilien die Rede war; da wurde der geistliche Stolz der heutigen Poeten in dem jungen Gemüthe erweckt, und mit Wohlgefallen bemerkte Herr Seuf, daß Eduard schon in seinem sechszehnten Jahre die gemeine Vernunft verachtete, und Jeden, der bloß Sinn für Klarheit und Wahrheit hatte, vornehm bemitleidete.

So viel war indessen durch die Einimpfung des Karfunkelfiebers bewirkt worden, daß die Langeweile, die vielleicht auf manchen Abweg den Jüngling geführt hätte, ihm jetzt ein unbekanntes Leiden war. Denn so wenig der selige Nicolai unter seinen Phantasmen Langeweile empfinden konnte, so wenig Eduard unter den zarten Nebelgestalten, die, wie auf einer Jakobsleiter, in seinen wachenden Träumen ewig auf und nieder stiegen. Und als er vollends auf der Universität, seiner höhern Natur bewußt, von andern hohen Naturen sich bewundert sah, als der Trieb sich auszuzeichnen, der jeden kräftigen Jüngling beherrscht, auf diesem Wege die volle und leichte Befriedigung fand — weil die Narren, die auf ihren bunten Gondeln mit Janitscharen-Musik den Strom hinabschwimmen, laut jauchzen, die

Augen aber, die am Ufer wohnen, nur lächelnd zuschauen und schweigen — so hielt Eduard immer fester an dem, was er seinen hohen Beruf nannte.

Vergebens wollte Gustav von Mohr, sein armer lustiger Vetter, ihm die Uebersinnlichkeit wegspotten. Eduard versuchte einigemahl ihn zu sich hinauf zu ziehen, und, als es nicht gelingen wollte, nannte er ihn eine gutmüthige aber gemeine Natur.

Ein Naturkind hätte er sagen sollen, denn das war Gustav; wild aufgeschossen wie ein Rohr im Bache. Sein Vater hatte viele Jahre lang an einem Hofe gelebt, an dem die Geistesbildung Ton war. Von Schulen und Secten wußte man da nichts. Man genoß die Gaben der Musen und freute sich des Schönen, ohne von Kunstjängern die Belehrung einzuholen: ob es auch schön sey? warum es etwa nicht schön sey? wie es beschaffen seyn müßte, wenn es erlaubt werden könnte darüber zu lachen oder zu weinen? u. s. w. Diese Unbefangenheit des Geschmacks und Urtheils brachte der alte Mohr mit aufs Land, als Kränklichkeit und Verarmung, ihn nöthigten, die Einsamkeit zu suchen. Hier

that er, als Erzieher seines Sohnes, gerade das Gegentheil von dem, was Herr Senf gethan; er suchte ihm nähmlich klare Begriffe beyzubringen, und bildete seinen Geschmack aus ihm selbst heraus, nicht in ihn hinein. Eine glückliche Organisation, ohne welche alles Unterrichten so viel ist als einen Stein mit dem Pudermesser bearbeiten wollen, begünstigte seine väterlichen Bemühungen. Gustav wurde ein Jüngling von hellem Geiste und klarem Gefühl, dabey so gutmüthig, daß Eduard ihn wider Willen lieb gewann.

Nach geendigter academischer Laufbahn, die für Eduard nur eine Kletterschule bis in die Wolken gewesen war, begleitete Gustav seinen Vetter nach Hause, wo er die Liebe seiner Tante schnell gewann. Zwar bewundert Frau von Thau ihren Sohn außerordentlich, konnte sich aber bisweilen nicht recht in das Glück finden, die Mutter eines so erhabenen Wesens zu seyn. Sie war in seiner Gegenwart etwas gedrückt, da sie immer nur an ihm hinauf sehen mußte und er höchstens mit Güte auf sie herab sah. Hingegen verstand sie ihren Neffen wohl, für seine Empfindungen gab es einen Anklang in ihrem Busen und seine Gedanken schlugen Funken aus ihrem Geiste; darum war in seiner Gesellschaft ihr behaglicher zu Muthe.

Frau von Welling hatte unterdessen in Berlin die Erziehung der schönen Emma vollendet. Das Mädchen verband mit einer reizenden Gestalt eine holde Munterkeit, einen schlichten Sinn, ein reines Herz, viele Talente und ein wenig Kokketterie. Zu ihrer Gesellschaft hatte die Mutter eine arme Verwandte ins Haus genommen, Agnese von Veilgen, die, vormahls in einem Landstädtchen wohnend, durch eine Lesebibliothek und durch ihr eignes Herz zur Schwärmerin geworden war. Alle Rollen der Heldinnen in Schauspielen und Romanen hatte sie im Geiste durchgespielt und sich aus Allen ein Ideal zusammengesetzt, welches für kein Bild der Phantasie mehr gelten konnte, denn sie war es selbst.

Den größten Antheil an ihrer Verbildung hatte wohl der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen. Durch Schönheit konnte sie das nicht, obgleich ihr Spiegel sie versicherte, sie habe eine sehr angenehme, geistreiche Physiognomie; arm war sie oben drein, was blieb ihr also übrig, als ein weiblicher Sonderling zu werden? Darum that sie alles anders als ihre Gespielinnen; ob auch besser? Das mochte sie glauben. Im Grunde kam ihr wenig darauf an, wenn es nur anders war.

Frau von Welling und Frau von Thau hatten, seit ihrer Trennung, eine ziemlich lauliche Correspondenz unterhalten, so lange die Jugend ihrer Kinder den verabredeten Heirathsplan auszuführen hinderte; nun aber, da Eduard ein Mann geworden, und das Fräulein täglich eine Frau werden konnte, nun erkundigten sich die klugen Mütter unter der Hand, wie — seitdem sie entfernt von einander gelebt — mit dem beyderseitigen Vermögen geschaltet worden? und erfuhren mit Vergnügen, daß weiße Sparsam, seit es ansehnlich vermehrt habe. Das rüttelte die alte Freundschaft aus dem Schlummer. Die auf dem Todbette ausgesprochenen Wünsche der Verstorbenen kamen wieder zur Sprache; man hielt es für heilige Pflicht sie zu erfüllen, und die Zusagen wurden erneuert.

Eduard erinnerte sich gern der hübschen kleinen Emma mit der er einst im Garten so fröhlich herum gesprungen und über manchen Zaun geklettert. Es war ihm fast dabey zu Muthe, wie einem Emporkömmling, der sich wohl gern einmahl wieder unter seine alten fröhlichen Kameraden mischen möchte, wenn es mit der neuen Würde nur verträglich wäre. Ihm unbewußt drückten ihn die Fesseln, die er selbst sich angelegt.

Ohne Widerwillen ergab er sich in den Wunsch seiner Mutter, nur mit dem Vorbehalt, sich anständig zurück ziehen zu dürfen, wenn er Emma allzutief unter dem Ideale fände, welches, in Lilienduft gehüllt, ihm jenseits des Mondes vorschwebte.

Auch Emma hatte ihren muntern Spielkameraden nicht vergessen, der ihr zu Liebe so oft auf die Bäume kletterte, um ihr die schönsten Kirschen zu brechen. Sie dachte sich ihn als einen gefälligen, freundlichen Mann, an dessen Seite es sich wohl fröhlich durchs Leben hüpfen ließe, und so hatte auch sie nichts dagegen, ihn als Bräutigam zu erwarten, obgleich ihre Gespielinn, Agnese von Veilgen, über eine solche zwischen Müttern verabredete Verbindung die Nase gewaltig rümpfte.

Die Brautschau wurde beschlossen, und Eduard reisete ab, von seiner Mutter gesegnet, in Begleitung seines Vetters Gustav, der die schöne Gelegenheit nicht versäumen wollte, das schöne Berlin zu sehen. Ein treuer Bedienter, Lucas Bär, wurde den jungen Herren zugesellt, die beyde so oft als möglich der Frau von Thau zu schreiben und alle ihre Empfindungen unverstellt mitzutheilen versprachen. Auch der ehrliche Lucas

gelobte dem Kammermädchen ein Gleiches, denn er stand mit ihr schon seit zehn Jahren in einem ehrsamen Liebesbündniß, welches nach zehn Jahren, wenn es Gottes Wille wäre, in einen ehrsamen Ehestandsknoten verwandelt werden sollte.

Es war an einem Frühlingsabend als die Reisenden sich in und auf den Wagen setzten, und der Postillion durch den letzten hörbaren Peitschenknall die Thränen der Frau von Thau und ihrer Kammerjungfernoch einmahl reichlich hervorlockte. Die Reisenden fuhren die ganze Nacht hindurch und gelangten am andern Morgen nach Wittenberg, wo sie, um die Merkwürdigkeiten dieses Orts zu beschauen, einen ganzen Tag verweilten und Abends die ersten Briefe nach Hause schrieben, aus welchen wir Fragmente liefern wollen.

Eduard schrieb: „Es dämmerte in Osten. „Hellrothe Ordensbänder schmückten das Firma„ment. Bald begann es zu glühen in Purpur „verwandelt mit feurigen Rändern, und plötzlich „stieg die Sonnenscheibe aus zitternder Gluth her„auf. Es ward Licht! So hat es gedämmert „am Horizont der Menschheit bis die erhabene „Naturphilosophie den glänzenden Tag herauf „führte.“

Gustav schrieb: „Wir fuhren einem heitern „Morgen entgegen. Ich hatte mir vorgenommen „mich an dem herrlichen Schauspiel der aufgehenden Sonne zu laben, aber ich war in meiner „Wagenecke richtig eingeschlafen.“

Lucas schrieb: „Wir hatten eine verdammt „kühle Nacht und als vollends die Sonne auf„ging, da war es so kalt, daß ich meine Kappe „über den Kopf ziehen mußte.“

Eduard fuhr fort: „Als wir den Mauern „von Wittenberg uns näherten, da schien Luthers „hoher Geist über ihnen zu schweben und eine „Glorie herunter zu strahlen. Wittenberg ist die „Wiege der Aufklärung, hier sind die Geister „entfesselt worden.“

Gustav fügte hinzu: „Ein erhaben schauer„liches Gefühl ergreift uns; wenn wir einen Ort „betreten, wo ein großer Mann gelebt und ge„wirkt hat. Ja, Luther war gewiß ein großer „Mann! ob er uns aber durch die Reformation ei„ne dauerhafte Wohlthat erzeigt hat? darüber las„sen sich Zweifel erregen. Auch in der Religion gibt „es einen Gemeinsinn, den haben wir durch die „Spaltung verlohren, mit ihm die Herzenswär-

„me. Wir sind vor lauter Vernunft so unelektrisch „geworden, daß selbst die Gefahr, das Heiligste „zu verlieren, keinen Funken mehr aus unserer „kalten Brust lecken kann. Es sey ferne von mir „den päbstlichen Unfug zu vertheidigen, dem Lu„ther feuerte; doch das möchte ich wohl behaup„ten, so paradox es klingen mag, daß wir nicht „stehen, oder vielmehr liegen würden wo wir „jetzt liegen, wenn wir sammt und sonders katho„lisch geblieben wären."

Lucas erzählte: „Stell dir vor Lieschen, „hier hat Doctor Luther gelebt! und ist ordent„lich herumgegangen auf seinen Füssen und hat „gegessen und getrunken wie unser Einer. Ich „habe auch den grossen Dintenfleck an der Wand „gesehen, wo Doctor Luther dem Teufel das „Dintenfaß an den Kopf geworfen hat. Das „habe ich Alles gesehen und die Haare standen „mir zu Berge."

Nach einigen Tagen langten die Reisenden glücklich in Berlin an; weil es aber schon gegen Abend war, so versparten sie den ersten Besuch bey Frau von Welling bis auf den andern Morgen und gingen in die Comödie: ihren Lucas schickten sie auf die Galerie. Der deutsche

Hausvater wurde gegeben, und lieferte Stoff zu den nächsten Briefen.

Eduard schrieb: „Es ist ein ganz modernes, der Leerheit der Zeitgenossen schmeichelndes Stück. Nicht eine leise Ahnung von den Gebilden der Kunst. Nur Begebenheiten, die der Zufall aneinander reiht, in welchen kein Schicksal waltet. Auch in Iffland hab' ich die klare Tiefe und die tiefe Klarheit vermißt; er ist nur subjectif, nicht objectif."

Gustav hingegen: „Ich habe eines köstlichen Genusses mich erfreut! Der deutsche Hausvater ist ein schönes, dem Auge wie dem Herzen wohlthuendes Gemählde; es nimmt unsere heiligsten Gefühle in Anspruch, es rührt und bessert. Und was soll ich von dem herrlichen Iffland sagen! Ich kann sein Spiel nicht entwickeln; ich weiß nur, daß ich viel darum gegeben hätte, ihn umarmen zu dürfen, und hätte ich es gedurft, so würde auf seiner Wange die Spur meiner Thränen zurückgeblieben seyn."

Und Lucas: „Ich bin auch in der Comödie gewesen, aber das war langweilig. Die Leute wußten nicht recht was sie wollten, und am En-

de, was ging das mich an? Ein vornehmer Mann spielte mit. Mein Herr sagte, er hieße eigentlich Iffland, und wäre gar nicht so vornehm; aber das lasse ich mir nicht weiß machen, ich habe wohl gesehen, was er war."

Am andern Morgen ließen Eduard und Gustav bey Frau von Welling sich melden. Emma's Herz begann heftig zu klopfen, als der Lohnbediente die Nahmen der Fremdlinge aussprach. Mit ängstlicher Neubegier lauschte sie am Fenster dem Besuche entgegen, und als sie die beyden stattlichen Jünglinge die Straße heraufschreiten sah, flog sie, nach schneller Musterung vor dem Spiegel, an ihr Fortepiano und verschanzte sich hinter demselben gegen alle Verlegenheit.

Von dieser ersten Zusammenkunft schrieb Eduard: „Fern von dem hohen Ideale, daß meiner inneren Anschauung vorschwebt, fand ich Emma von Welling. Sie ist keine Prinzessinn Schirin, auch nicht einmahl eine Königin von Saba, deren Zunge ein süßer Papagey war in Gitterstäben von Demant. Was man hübsch nennt, mag sie seyn, doch ihren Reizen fehlt das Seelenentfesselnde, Hinüberziehende in das Lilienreich, wo himmlische

Düfte die Herzen schwängern. Sie war ganz weiß, ohne Karfunkeln, gekleidet, spielte und sang ein gemeines Lied aus einer gemeinen Oper, Fanchon genannt. Hingegen hat sie eine Cousine, Agnese von Veilgen, eine Mayenblume am Nebelgrauen Morgen, denn grau war ihr Gewand, von der Sittsamkeit bis unter das Kinn gewoben. Sie zeichnete eine orientalische Landschaft. Ihr stiller Geist flüsterte aus den Palmen.

Gustav schrieb: Emma ist ein allerliebstes Mädchen. Sehr einfach war sie gekleidet und doch sehr reizend. Ein feiner Mußelin schmiegte sich an ihre zarten Formen, und der jugendliche Busen hob in seiner Fülle sich blendend hervor. Ihre erste reitzende Verlegenheit machte bald der fröhlichen Unbefangenheit Platz, der Purpur auf ihren Wangen den Rosen. Sie spielte und sang mit bezaubernder Grazie ein Liedchen aus Fanchon, der niedlichen Oper. Sie hat auch eine Cousine, Agnese von Veilgen, und fast glaube ich, daß sie sich ihrer als einer Folie bedient. Was ich von dieser Cousine eigentlich denken soll, weiß ich noch nicht. Sie war gekleidet wie eine Nonne, ein grauer Taffet vermummte sie bis an den Hals. Ich möchte fast vermuthen, daß diese Hülle nicht

neidisch,

neidisch, sondern schlau ist. Sie würde wohl thun, in gleicher Absicht auch ihr Gesicht zu verschleyern. Zwar, im Grunde ist sie nicht häßlich, aber die große römische Nase senkt sich doch ein wenig zu tief gegen das Kinn herab, und ihre kleinen, blitzenden Augen stehen so nahe beysammen, als ob zu beyden Seiten der Raum gemangelt hätte. Sie zeichnete gerade eine Landschaft — recht hübsch, wie Eduard versichert — aber um den Frühling auszudrücken, ließ sie Blüthen aus den Wolken regnen. Das fand Eduard sublim. Mir gefiel es nicht."

Und Lucas schrieb: „Ich habe das Fräulein gesehen, das unsere gnädige Frau werden soll, und auch ihre Cousine. Alle Hagel! das sind ein paar gnädige Damen! sie haben mir Trinkgelder gegeben. Aber hübsch sind sie alle beyde nicht, da lob ich mir mein dickes Lieschen."

Und Emma schrieb an eine Freundinn in Königsberg: „Mein Bräutigam ist angekommen, eine hübsche Figur, aber ein Blick, der aus höhern Sphären auf die erbärmliche Unterwelt, und auch auf meine kleine Person flüchtig herabschweift. Von der liebenswürdigen Offenheit des Knaben Eduard ist keine Spur mehr vorhanden.

Er hat einen Vetter mitgebracht, Gustav von Mohr, ein behaglicher Mensch."

Und Agnese fügte hinzu: „Unsere Freundinn ist glücklich zu preisen! was Schirin von Kosru sagt, gilt auch vom Herrn von Thau.

„O sähest du die reichen Schönheitsgaben
„Und seines Anstands Majestät,
„Hoch über den Berg Kaf erhaben —"
Sein Vetter ist ein ganz gewöhnlicher Mensch."

So war die bedenkliche Stimmung, in welche die erste Zusammenkunft sämmtliche handelnde Personen versetzt hatte. Eduard übereilte sich mit dem zweyten Besuche nicht, den auch seine Bräut ohne Verlangen erwartete. Er wollte erst Berlin kennen lernen, und trieb sich einige Tage in der Stadt herum. Gustav hätte ihn doch lieber zur Frau von Welling begleitet, und Eduards Mutter hoffte auch im nächsten Briefe ganz an ere Dinge zu finden, als ein Urtheil über Berlin, wobey seine Braut nicht einmahl in einem Postscript erwähnt wurde. „Es ist ein abscheulicher Aufenthalt," schrieb er: unter den Linden erstickt man im Staube und im Thiergarten versinkt man im Sande. Das Menschenge-

wühl ist unerträglich! nirgends ein Plätzchen, wo man zu stiller Beschauung den Geist erheben kann. Dann treibt sich Alles so ökonomisch durcheinander und Jedem steht auf der Stirn geschrieben; heute muß ich so und so, und so viel ersparen, um Morgen unter den Zelten meinen Kaffeh zu trinken. Am besten gefallen mir noch einige Kraftäußerungen: das kühne Reiten mit verhängtem Zügel durch die Straßen — der freymüthige Lärm im Theater. Da ist doch noch Kraft, da springen doch die höhern Naturen noch aus der Gemeinheit hervor."

Gustav aber urtheilte: Berlin ist ein herrlicher Aufenthalt. Die Linden mit ihren fröhlichen Spaziergängen, der Thiergarten mit seinen mannichfaltigen Gruppen — es ist eine Freude, sich da herum zu treiben. Nur wird sie Einem bisweilen vergällt durch ungezogene Reiter, die sich Helden zu seyn einbilden, wenn sie die Fußgänger mit Koth bespritzen, oder gar ein spielendes Kind über den Haufen reiten.

Lucas schrieb: „Berlin ist eine prächtige Stadt, viel größer als Düben und Wurzen zusammen genommen. Ach Lieschen! was da für Kuchenbäcker wohnen! und ein Bier wird ge-

trynken, sie nennen es Mannheimer — ich sage dir, da muß das Merseburger einpacken. Man merkts aber auch, besonders im Theater, daß das Bier etwas stark seyn muß, denn recht hübsche Leute führen sich da mannichmahl ganz kurios auf."

Frau von Wesling liebte das Theater und hatte eine Loge, in welcher auch Eduard und sein Vetter Platz fanden. Eigentlich war es hier wo die zwey jungen Paare einander näher kennen lernten und die schönen Luftschlösser, an welchem die verständigen Mütter viele Jahre lang gebaut hatten, aus dem Grunde zerstörten. In dieser Loge nähmlich wollte Eduard, wie sichs gebührte, den Ton angeben, da niemand besser als Er wissen konnte und mußte, was zu gefallen würdig oder unwürdig war. Emma hingegen wollte genießen, was ihr behagte, und empfinden, was sie rührte; denn sie hielt das Nachempfinden noch für weit lächerlicher als das Nachschwahen. Wenn also Eduard zu ihrem Ohr sich neigte, um ihr begreiflich zu machen, daß dieses gemein und jenes erhaben sey, so ersuchte sie ihn um Stille. Er mußte sogar — welch ein Gräuel! — mit eigenen Augen sehen, daß sie in einem Schauspiel von Kotzebue weinte,

in der natürlichen Tochter von Göthe gähnte, und im Rochus Pumpernickel lachte.

In der Oper ging es nicht besser. „Eduard nähmlich glaubte mit Herrn Ernst Wagner: daß „noch Niemand weiß, was er mit der Tonkunst „eigentlich machen soll, und daß sie unter allen „Künsten die ungebildeteste ist.“ Emma ergötzte sich aber unendlich an Mozartscher Musik und Webers Deodata riß sie zur Bewunderung hin. Mit Achselzucken wandte er sich zu Agnese. Hier fand er ein offenes Ohr; ihre Augen hingen an seinen Lippen; wenn er spöttisch den Mund verzog, so schüttelte sie spöttisch den Kopf, und wenn er ein leises Bravo hören ließ, so verstärkte sie dasselbe durch ein leises Bravissimo!

Auch Gustav und Emma blickten einander oft verstohlen an, nicht um sich Raths zu erholen, was sie denken und empfinden sollten, sondern um das Vergnügen zu genießen, die eignen Gedanken und Empfindungen Einer auf des Andern Gesichte deutlich geschrieben zu lesen. Was auf solche Weise im Theater sich anspann, das wurde durch mehrere kleine Begebenheiten immer klarer entwickelt.

Eines Abends wollte man zum Balle fahren.

Emma hüpfte schon, niedlich geputzt, ohne Taschen, wie es sich versteht, die Treppe hinunter. Agnese schwebte hinter ihr her. An der Hausthür bettelte ein alter Mann um eine Gabe. „Ich habe keine Taschen, und folglich auch kein Geld," sagte Emma in den Wagen steigend, „komm er morgen zu mir, morgen um 11 Uhr." Agnese hingegen kehrte um, schwebte die Treppe wieder hinauf, verweilte lange, ohne sich an Emma's Ungeduld zu kehren, und kam endlich mit einigen Groschen zurück.

Diese edle Handlung erhob Eduard's in den Himmel. Nun, meinte er, sey es entschieden, daß Agnese eine hohe, Emma eine gemeine Natur sey. Gustav läugnete nicht, daß er es gern gesehen hätte, wenn die letztere, anspruchlos wie sie pflegte, dem Bettler einige Minuten von ihrem Vergnügen zu opfern bereit gewesen wäre, nur sprach er kein Verdammungsurtheil über sie aus, weil es nicht geschehen war. Daß ein junges Mädchen zum Ball fahrend einen Bettler auf den andern Morgen wieder bestellt, fand er sehr natürlich und meinte, sie könne darum doch wohlthätig und zartfühlend seyn. Dieser Glaube wurde ihm zur Gewißheit, als Frau von Welling in eine schwere Krankheit fiel. Die Tochter

wich nicht von ihrem Bette und wachte jede Nacht bey ihr, während Agnese nach einem ruhigen Schlafe, täglich dreymahl in die Messe ging (den sie war katholisch) um für ihre Wohlthäterinn — zu beten. Gustav fand diese Frömmigkeit unzeitig und die Pflege der Kranken weit verdienstlicher. Allein Eduard erblickte auch hier die höhere Natur, welche, die gemeinen Mittel verschmähend, sich im Leiden aufschwingt, und, kindlich vertrauend, im Glauben Trost und Hulfe sucht.

Endlich, nach der Mutter Genesung, führte ein Spaziergang die Entwickelung herbey, deren schon längst im Stillen die handelnden Personen mit Ungeduld harrten. Bis jetzt hatte Eduard immer noch halb und halb für Emma's Bräutigam gezolten, obgleich man eben keines scharfen Blicks bedurfte, um gewahr zu werden, daß er die Cousine und sie den Vetter vorzog. Wenn sie mit einander lustwandelten, so pflegte sichs auch immer von selbst zu fügen, daß er Agnesen führte und Gustav Emma den Arm bot. So schlenderten sie auch diesmahl einem Dörfchen zu. Ein Gewitter überraschte sie, ein Bauernhaus wurde ihr Zufluchtsort. Agnese floh in das enge Stübchen mit kleinen blinden Fensterscheiben; Emma

blieb draußen unter einem Schoppen, weil sie das erhabene Schauspiel eines Gewitters liebte. Hier erzählte ihr die Bäuerin eine wunderbare Geschichte, die sich vor einigen Jahren im Dorfe zugetragen. Eine hübsche, reiche Müllers Tochter, die mit einem reichen Pachtersohne versprochen war, wurde von einem armen jungen Bauer geliebt, und war ihm auch geneigter als ihrem Bräutigam. Der Tag rückte immer näher, der sie von ihm trennen sollte; es war nicht mehr zu ändern, schon am nächsten Sonntag wollte man die Hochzeit feyern. Der arme Peter hatte Suschen zwar von seiner Liebe nie etwas gesagt, aber seine Augen hatten gesprochen und die ihrigen geantwortet. Nun war es am letzten Freytage vor der Hochzeit, da begegneten sie einander auf der Wiese und die Herzen brachen. In wehmüthigen Abschiedsworten sagten sie einander tausendmahl dasselbe, und wurden nicht gewahr, daß ein Gewitter heraufzog, und hörten den Donner nicht und sahen die Blitze nicht, bis ein Platzregen herabstürzte, da eilten sie unter einen Baum im Felde, und drängten sich aneinander unter die dicken Zweige. Ein Blitz fuhr herab und erschlug sie beyde.

Die Bäuerin erzählte das so ungekünstelt,

die Erschlagenen glücklich preisend. Emma wandte sich, ihr Auge war feucht. Eben brüllte ein heftiger Donnerschlag. Gustav ergriff hastig ihre Hand zum Erstenmahle, und sagte mit herzlicher Innigkeit: „Ach! wenn ich doch mit ihnen unter dem Baume stünde!“ Emma sah ihn rührend freundlich an, und gab den Druck seiner Hand leise zurück. Gustav wurde kühn und entriß ihr das Geständniß, daß sie auch wohl mit ihm unter den Baum treten möchte, wenn nicht Eduard seine Ansprüche gutwillig aufgäbe. „Aber,“ seufzte sie, „unsere Mütter haben das so fest verabredet „ — er scheint entschlossen der seinigen zu gehorchen — was bleibt mir übrig!“

Gustav, der seines Vetters Gesinnungen kannte, sah den Stern der Hoffnung aufgehen. Unter dem Rollen des fernen Donners zog er Emma nach sich in das Stübchen, entschlossen, die Erklärung glimpflich einzuleiten. Doch als er die Thür öffnete, wurde er mit Entzücken gewahr, daß es einer solchen Einleitung nicht mehr bedurfte, denn Eduard lag zu Agnesens Füßen, sein Kopf ruhte in ihrem Schooße. Sie war nähmlich, beym Eintritt in die schmutzige Stube, von der holdseligsten Schwämerey ergriffen worden. Das triefende Butterfaß im Winkel, der

vorjährige Erntekranz an der Decke, die wackelnden Stühle, der lange Tisch mit eingeschnittenen Nahmen — Alles begeisterte sie und erregte eine hohe Wehmuth, die in eine prosaische Ode auf die Herrlichkeit des Landlebens ausbrach.

Hier zeigte Eduard vollkommen, daß er zu den ächten Kunstjüngern gehöre, die auch das Gemeinste und Albernste erhaben und schön finden, wenn Einer von ihnen es geschaffen hat. Er verglich ihre Lippen

„Mit Gefäßen von Korallen,
„Aus welchen Honigtropfen fallen."

Er bewunderte das transparente ihrer inneren Anschauung; er war entzückt bis in die Sphären, wo nur ein Hauch der Engel den Aeolsharfen Töne entlockt. Beyde waren darüber einig, daß man nur auf dem Lande den Staub der gemeinen Menschennatur ganz abschütteln, und in den Aether sich aufschwingen könne, um die Strahlenbrechung des ewigen Lichts zu belauschen. Die muntere Emma hat sich nie so warm für das Landleben erklärt, sogar bisweilen geäußert: „Wenn man jung sey, folglich der Ru„he noch nicht bedürfe, und wenn man kein an„deres Geschäft auf dem Lande habe, als zu le-

„ben, so könne man das gemüthlicher in Berlin „abthun.“ Dieser höchst gemeinen Ansicht des Lebens erinnerte sich Eduard in dem kritischen Augenblicke, wo die süßen Redensarten von Agnesens Munde trieften, wie die Rahmtropfen von dem im Winkel stehenden Butterfasse. Und hin stürzte er zu ihren Füssen, lösend das lästige Band des mütterlichen Wunsches, frey ausströmend die eigeren Wünsche gleich dem Champagner-Schaum aus einer entkorkten Flasche. Und ihr jungfräulich Herz that sich weit auf — und ihre beyden nahestehenden Augen sandten gewisse Blicke, die sich auf dem Rücken der römischen Nase vereinten, und sanft von der Nasenspitze hinab auf den knieenden Berg Kaf glitten — und Sphären erklangen und die Millionen Fliegen in der Bauernstube summten harmonisch.

In diesem seligen Momente traten Gustav und Emma herein. Mit holder Schaam schmiegte Agnese sich in sich selbst, in so weit die Größe ihrer Nase es zuließ; Eduard aber sprang auf und mit Wernerschem Pathos erklärte er laut, daß er fest entschlossen sey, diese Lilie mit seinen Karfunkeln zu vereinigen.

„Desto besser, Herr Bruder,“ sagte Gustav,

„so wirst du wohl nichts dagegen haben, wenn „Emma mich durch ihre Hand beglückt?“

Hoch erfreulich war diese Gegenrede dem entflammten Eduard, dessen Herz an Agnesens Augen wie ein Feuerrad am Nagel sich herum drehte; und Agnese, die sich einer großen Sorge dadurch enthoben sah, fiel entzückt in die Arme der Cousine. Beyde glückliche Paare — gingen heim? — mit nichten! nur Gustav und Emma gingen, Agnese und Eduard schwebten über ihnen, jene von sanfter Heiterkeit umstrahlt, diese in Thränen aufgelöst.

Was die verständigen Mütter zu dieser Verwandlung sagten? — sie machten anfangs saure, und zuletzt auf der Doppelhochzeit süßsaure Gesichter. Im Stillen vertrauten sie einander: am schmerzlichsten falle es ihnen, daß die Wünsche der verstorbenen Gatten unerfüllt blieben, und Jede glaubte, daß ihr die Andere Glauben beymesse.

Eduard zog mit seiner jungen Frau aufs Land, Gustav blieb mit der seinigen in Berlin. Beym Abschied gelobten die Cousinen einander, sich fleißig zu schreiben, und, so unglaublich es

scheinen mag, sie hielten ein ganzes Vierteljahr lang Wort. Agnese schilderte das Landleben, ihr Gut war ein Paradies, ihr Mann ein Gott! — Emma beschrieb mit der heitersten, oft muthwilligen Laune die Vergnügungen der Hauptstadt, und ihren Mann als den zärtlichsten, gefälligsten Gatten. Nach drey Monathen verstummten beyde, wie es mit solchen Briefwechseln gewöhnlich zu gehen pflegt, und es verstrichen einige Jahre, in welchen sie wenig von einander hörten. Emma war indessen zweymahl Mutter geworden; hatte die Häuslichkeit lieben gelernt, und sehnte sich hinweg aus dem Geräusch der Residenz. Gustav kaufte ein kleines Gut einige Meilen von Berlin und wurde jetzt mit Vergnügen ein Landmann, da ihm durch die Schriften des wackern Thaer ein schöner Beruf dazu geworden war. Aechten Lebensgenuß fanden beyde in den drey engen Kreisen, welche Natur, Liebe und Geschäftigkeit um sie gezogen hatten, und aus welchen die Langeweile, die Mörderin des häuslichen Glücks, verbannt war. Doch hatten sie deshalb mit dem guten Berlin sich nicht überworfen; sie fuhren gern bisweilen dahin, wenn der große Künstler Iffland ein neues Kunstwerk beseelte, oder sonst ein fröhlicher Wintertag sie lockte.

Bey einem dieser kurzen Besuche fanden sie zu ihrem größten Erstaunen Eduard und Agnesen, die eben angekommen waren, um sich in Berlin unhäuslich niederzulassen. Wie es zugegangen, daß die hochziehende Feuerkugel ihres poetischen Glücks endlich geplatzt war, und einen prosaischen Steinregen herabgeschleudert hatte, das konnten sie selbst nicht begreifen; aber Agnese hatte sich schon längst gestanden, daß ihr Mann doch nicht eigentlich ein Gott sey, und Eduard hatte schon längst die Bemerkung gemacht, daß die Nase seiner Frau zu groß wäre. Da Eins vor dem Andern sich schämte, das kühl gewordene Herz aufzudecken, so spielten sie ihre Rollen so lange fort, bis Langeweile und Ueberdruß ihnen mit Gewalt das Bekenntniß entrissen, die gequälte Brust dadurch erleichterten und sie noch einmahl mit gleichem Willen beseelten. Sie zogen nach Berlin, wo Eduard anfangs, nach alter Weise, durch sein Kunstgeschwätz sich auszuzeichnen hoffte; allein diese Mode war unterdessen dort untergegangen, und wo noch eine solche Schellenkappe klingelte, da horchte Niemand mehr hin. Da nun Bewunderung der Thoren die einzige Nahrung dieser Thorheit gewesen war, und nicht einmahl seine Frau ihn mehr bewundern wollte, so entstand dadurch eine Leere

im Kopf und Herzen, die ihn zur Verzweiflung brachte. Er wurde ein Spieler. Agnese ging von der poetischen Mystik zu der religiösen über, und besuchte Bülows Grab, weil sie Swedenborgs Grab nicht besuchen konnte.

* *
*

Tausend Ansichten des Lebens gehen an uns vorüber, viele derselben halten wir einen Augenblick fest, aber keine fesselt uns wirklich, bis wir der Jugend den Tribut gezollt, und in reiferen Jahren das Rechte, das Wahre stehen bleibt. Doch wer in der Jugend sich der Freude nicht offen hingibt, sondern dann schon, wenn auch ihm unbewußt, eine Rolle spielt, der wählt seine Lebensweise nach dieser Rolle, ohne zu bedenken, daß sie früher als das Leben ausgespielt seyn wird. Anfangs hält ein gewisser Stolz ihn fest dabey, er dünkt sich besser als andere Menschen, und lebt erträglich, so lange er sich von andern bewundert glaubt. Wenn aber die Leute sich nicht mehr um ihn bekümmern; und wenn nur Er selbst immer sich bewundern muß, so schreitet, wie Moliere's steinener Gast, die Langeweile herein. Der zu entfliehen, wählt er einen andern Weg, aber oft zu spät. Er bringt die

Unbefangenheit der Jugend nicht mehr mit in die Welt, daher haben auch die Freuden der Jugend keinen Reiz mehr für ihn. Er will sie nun durch andere ersetzen, und hat von Glück zu sagen, wenn er nur albern, nicht schlecht wird.

Wer hingegen, wie Gustav und Emma, ohne vornehmes Nasenrümpfen der Jugend und der Welt mit offenem Sinn genießt, und nichts besonderes vorstellen, den Geschmack nicht beherrschen, nicht verhöhnen mag, dem bahnt ein freundlicher Lebenspfad sich nach und nach von selbst. Und wenn er in die Einsamkeit entweicht, so findet er da nicht mehr noch weniger als er zu finden hofft: kein Gebilde der Phantasie, und darum nicht verschwindend, wenn diese aufhört zu träumen. Da er nicht aus Stolz noch Eitelkeit die Welt verlassen, so bleibt er auch gern mit ihr in zwar lockern, doch angenehmen Verhältnissen. Sie muß ihm dann und wann gewürzte Speisen liefern, doch immer kehrt er zu Milch und Früchten gern zurück.

Zweyfache

Zweyfache Reise nach Amerika der beyden russischen Seeofficiere Chrostoff und Dawidoff,

geschrieben von dem Letztern.

Das ist der Titel eines sehr interessanten Werkes, von welchem vor wenigen Monathen der erste Theil in russischer Sprache erschienen. Eine Vorrede — von einem der besten russischen Schriftsteller, dem Herrn Admiral Schischkoff — beschreibt die abenteuerlichen Schicksale der beyden kraftvollen, jungen Männer, und erzählt die Veranlassung zu ihrer kecken Unternehmung. Diese Vorrede ist es, die ich hier im Auszuge liefere. Sie wird sonder Zweifel das deutsche Publikum auf das Werk selbst aufmerksam machen, mit dessen interessantesten Bruchstücken ich vielleicht künftig die Leser unterhalten werde.

Der Druck dieser Reise wurde angefangen, als beyde Officiere noch lebten, doch leider war das zweyte Kapitel noch nicht einmahl beendigt

als ein unglücklicher Zufall beyde in Ein Grab stürzte.

Chrostoff war 34 Jahr alt, der Sohn eines Etatsrathes, im Seecadetten-Corps erzogen. Zuerst diente er gegen die Schweden als Gardemarin. Schon in seinem vierzehnten Jahre hatte er zwey heftigen Schlachten beygewohnt und eine goldene Verdienstmedaille empfangen. Nach dem mit Schweden 1791 geschlossenen Frieden wurde er Officier. In den Jahren 1795 — 98 befand er sich auf den Cécadren, welche sich damahls mit der englischen Seemacht gegen die Franzosen vereinten. Bey der englischen Expedition gegen die holländische Flotte waren auch zwey russische Schiffe, und Chrostoff als Lieutenant auf Einem derselben. Beyde geriethen auf den Grund. In diesem Augenblicke, den Tod vor Augen habend, schrieb er an einen Freund: „Unsere Lage ist „unerträglich. Wir sitzen auf dem Grunde und „alle Schiffe segeln uns vorbey. Die schöne Hoff„nung, Miteroberer der holländischen Flotte zu „werden, verschwindet. Wir fluchen über unsern „Lootsen, der ohnehin schon halb todt vor Schre„cken ist. Ein englisches Schiff, Amerika, ist „gleichfalls auf den Grund gesegelt und das lin„dert unsern Schmerz ein wenig. Es ist freylich

„nicht recht, sich über Andrer Unglück zu freuen, „wir möchten aber doch zu entschuldigen seyn, „denn nun werden wenigstens die Engländer nicht „sagen dürfen, nur ein russisches Schiff sey auf „die Sandbank gerathen. Vielleicht wird auch „Admiral Michel nicht wagen, ohne diese beyden „Schiffen eine Schlacht zu liefern; indessen gewin„nen wir Zeit uns wieder flott zu machen, und „kommen noch früh genug, um den Ruhm zu „theilen.“

In der That gelang es auch durch unbeschreibliche Anstrengung das Schiff zu retten, wobey Chrostoff außerordentlich thätig war. Am andern Morgen stand es schlachtfertig in der Linie. Diese einzige Anekdote möge beweisen, wie muthig der Jüngling nach Ruhm strebte.

Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland mußte er länger als ein Jahr auf dem Lande zubringen und erwartete mit großer Ungeduld eine Gelegenheit sich auszuzeichnen. Eine unbegrenzte Liebe zu seinen Aeltern hielt allein jener Ruhmbegier das Gleichgewicht. Sein Vater hatte durch einen zwanzigjährigen Proceß sein ganzes Vermögen verloren und befand sich mit zahlreicher Familie in einer bedauernswerthen Lage.

Rasch faßt der Sohn einen Entschluß, den er niemanden mittheilt. Er wirft sich dem Kaiser zu Füßen, und bittet für seine arme Aeltern. Der Monarch befiehlt ihm aufzustehen, sich zu beruhigen und schickt ihm ein Geschenk von tausend Rubeln. Er schlägt es ehrerbiethig aus. Ich kann von meinem Gehalte leben, sagt er; nur meine Aeltern sind es, für die ich bitte, die durch einen langwierigen Proceß Alles eingebüßt haben. Der Kaiser läßt sich die Sache unterlegen, befiehlt ihm das Geschenk zu behalten und gibt seinem Vater eine jährliche Pension von tausend Rubel. Der glückliche Sohn meldet seinen Aeltern die frohe Nachricht, und fügt dem Briefe an seine Mutter noch die tausend Rubel bey, die er selbst empfangen hatte.

Bald nachher wurde auch sein Wunsch nach Thätigkeit befriedigt. Der Kammerherr Resanoff, Eines der angesehensten Mitglieder der amerikanischen Compagnie, (derselbe, der nachher als Gesandter mit Krusenstern in Japan war) kannte ihn persönlich, hatte auch viel von seinem Muth und von seiner Geschicklichkeit gehört; daher that er ihm den Vorschlag, zu Lande nach Ochotsk, und von da auf Schiffen der Compagnie nach Amerika zu gehen. Mit Freuden nahm er diesen

Vorschlag an, und erbat sich nur noch eine Frist von funf Tagen, um zu seinen Aeltern aufs Land zu reisen und Abschied von ihnen zu nehmen. An demselben Tage trifft er von ungefähr den Midschipman Dawidoff, einen jungen aber sehr braven Officier, der, als er von Chrostoffs Unternehmen hört, große Lust bekommt mit zu reisen, obgleich er kaum achtzehn Jahre zählte. Dem ältern Freunde gefällt diese Entschlossenheit, er bringt den Jüngling zu Resanoff, und auch Dawidoff wird für den Dienst der amerikanischen Compagnie engagirt.

Die Trennung von seinen Aeltern war für Chrostoff äusserst schmerzlich, besonders die von seiner Mutter, die ihn sehr zärtlich liebte. Er verbarg seine Angst hinter erkünstelter Fröhlichkeit, als er sich aber endlich aus ihren Armen losgerissen hatte und der Wagen fortrollte, fiel er bewußtlos nieder. Dann erst erleichterte ein Thränenstrom sein Herz.

Beyde Freunde gingen nun nach Amerika. Ihre erste Reise ist in diesem Buche enthalten. Nach zwey Jahren kamen sie zurück. Sie hatten sich wacker herum getummelt, der amerikanischen Compagnie große Vortheile verschafft, für

sich selbst aber nichts erworben. Um Schätze zu sammeln, waren sie nicht ausgezogen. Alles, was sie zurückbrachten, konnten sie auf ihren Schultern forttragen. An Gelde hatte Chrostoff 800 Rubel erspart, die er seiner Mutter aufdringen wollte, allein sie nahm sie nicht an.

Die Aeltern beyder Freunde wünschten jetzt, daß ihre Söhne den Dienst der Compagnie verlassen und wieder zur Flotte übertreten möchten; allein die Compagnie hatte sie nun kennen gelernt, schätzte beyde hoch, und that ihnen zum zweyten Mahle den Vorschlag zu einer ähnlichen Reise, diesmahl mit verdoppeltem Gehalt, 4000 Rubel jährlich. Nach einer Bedenkzeit von einigen Monathen entschlossen sie sich dazu; doch empfand Chrostoff diesmahl eine Unruhe, die er nicht verbergen konnte. Einige Tage vor der Abreise brachte er seiner Mutter abermahls das Ersparte und ein Papier, welches die Aeltern mit Erstaunen und Rührung lasen. Es enthielt ein Versprechen der Compagnie, den beyden Alten jährlich die Hälfte von Chrostoffs Gehalt, nähmlich 2000 Rubel, auszuzahlen.

„Unsertwegen willst du dich aufopfern!“ schluchzte die Mutter, und wollte das Papier zer-

reissen. Er bath sie knieend und weinend, ihm diese Freude, diese Beruhigung nicht zu rauben. Sein Leben, sagte er, habe nur Werth für ihn, wenn es seinen Aeltern nähtlich sey. Diese Begebenheit, die leider einem Romane ähnlich sieht, ist Gott sey Dank die reine Wahrheit. Um seinen Aeltern ein bequemes Auskommen zu verschaffen, wagte der kindlich-fromme Jüngling zum zweyten Mahle die gefahrvolle Reise. Am 14. May 1804 trat er mit seinem Gefährten sie an.

Der Kammerherr Resanoff war indessen mit dem Weltumsegler Krusenstern nach Japan abgereist. Chrostoff und Dawidoff gingen wiederum zu Lande nach Ochotsk, bestiegen dort das Schiff Maria und segelten nach Amerika. Ein Leck zwang sie in Peter-Pauls Hafen einzulaufen, wo sie, der spätern Jahreszeit halber, überwintern mußten. Im folgenden Jahre kehrte Resanoff aus Japan von seiner mißlungenen Expedition zurück und übernahm das Commando der Maria. Unter ihm besuchten die beyden Freunde die Inseln St. Paul, Unalaschka und Codiack, zuletzt die Insel Sitka. Resanoff, der sich von den Japanesern beleidigt glaubte, schmiedete hier Pläne der Rache und wollte diesem Volke Ehrfurcht vor der russischen Flagge einflößen.

Durch Gewalt sollten die Japaner fühlen, daß es besser sey mit den Russen in Frieden als in Feindschaft zu leben; durch Gewalt wollte er sie zu einem Handelstraktakte zwingen. Während seines Aufenthaltes in Japan war ihm verrathen worden, daß das Volk in großer Gährung gegen seine Priesterbegriffen sey. Er hoffte, durch eine geringe Unterstützung dem Volke das Uebergewicht zu geben, und auf diese Hoffnung gründete er folgenden Plan.

Unweit Japan liegt eine fruchtbare Insel, Sachalin, deren Urbewohner (die Aino's) eine von den Japanern sehr verschiedene Menschenrace sind. (Man sehe Krusensterns Reise, wo die Aino's als eine der liebenswürdigsten Völkerschaften beschrieben werden.) Vor ungefähr 60 Jahren schickten die Russen eine Colonie dorthin, man weiß aber nicht was aus ihr geworden ist. Die Japaner eroberten die Insel, ließen sich dort nieder und behandelten die Einwohner als Sclaven. Dieser Insel wollte Resanoff sich bemächtigen, die Japaner vertreiben, alle ihre Niederlassungen verwüsten, alles mitnehmen was, fortzubringen sey, das übrige verbrennen oder den Aino's schenken. Dann wollte er silberne Medaillen vertheilen, die Sachaliner unter seinen

Schutz nehmen und sie für russische Unterthanen erklären. Ueberdieß sollten einige Japaner mit ihrem Priester gefangen nach Ochotsk geführt und dort aufs beste behandelt werden. Diese, meinte er, würden — wenn man sie nach Jahr und Tag in ihr Vaterland zurück brächte — viel Gutes von den Russen erzählen, und so wäre das Vertrauen der Japaner gewonnen.

Von der Ausführbarkeit eines so unreifen Planes völlig überzeugt, befahl er zwey Schiffe zu dieser Expedition auszurüsten, und schrieb an Chrostoff und Dawidoff Folgendes:

„Schon durch Ihre erste Reise nach Amerika „habe ich Sie als entschlossene Männer kennen „lernen. Ihre baldige Zurückkunft bewies Ihre „Geschicklichkeit, und Ihre abermahlige Bereit„willigkeit zu einer zweyten Reise bezeugt, von „welchen Empfindungen Sie beseelt werden, „und wie groß die Liebe zu Ihrem Vaterlande „ist. Die Zeit in der ich selbst Ihr Reisegefährte „war, wird mir unvergeßlich seyn. Und nun — „da ich im Begriffe stehe, eine wichtige Expedition „zu unternehmen, welche dieses Land in einen „blühenden Zustand versetzen soll — nun fühle „ich erst ganz welchen Schatz ich in Ihnen be-

„ste. Wir brauchen zwey bewaffnete Schiffe, „welche zu erbauen ich bereits befohlen habe. „Sie, meine Freunde, die jeden Augenblick bereit „sind für das allgemeine Wohl sich aufzuopfern, „bitte ich, das Commando dieser Schiffe zu über„nehmen und den Bau derselben unter Ihrer „Aufsicht zu beschleunigen. Ich hoffe, er werde „im April vollendet seyn und wir im May un„sere Reise antreten können. Ich weiß, daß Vie„les uns mangeln wird, aber wann wurde je „eine große That ohne Schwierigkeiten vollbracht? „Diese werden unsern Muth nicht schwächen, „hingegen unsern Ruhm vermehren. Noch scheint „mir unnöthig, Ihnen meinen Entwurf umständ„lich darzulegen, allein es soll zu rechter Zeit „geschehen. Die Güte der Schiffe betreffend, „verlasse ich mich auf die Geschicklichkeit des „Baumeisters, was aber die Reise anlangt, da „vertraue ich gänzlich Ihren Einsichten und Er„fahrung. Mit Ungeduld erwarte ich den Au„genblick, in dem ich Ihre Thaten bewundern „werde. Mit vereinten Kräften wollen wir zur „Ausführung des großen Unternehmens schrei„ten, und der Welt zeigen, was eine Hand voll „muthiger Russen zu vollbringen im Stande ist.“

Resanoff.

Nach getroffenen Vorbereitungen fertigte er auch, in Gegenwart der beyden Freunde, einen Rapport an den Kaiser und an den Commerzminister, Grafen Romanzoff, ab, in welchem er die, von der Expedition zu erwartenden Vortheile schilderte, und hinzufügte: er würde dergleichen nie unternommen haben, wenn er nicht zum Glück den Lieutenant Chrostoff unter seinem Commando hätte, einen der thätigsten, geschicktesten und tapfersten Officiere.

Während das Eine Schiff gebaut wurde, ergab sich eine Gelegenheit, das Andere zu kaufen, von einem amerikanischen Schiffer, Nahmens Wulf. Es hieß Juno und sollte von Chrostoff befehligt werden. Das andere, neuerbaute bekam Dawidoff, es wurde Vielleicht genannt.

Bis zum 25. Februar 1806 blieben sie auf der Insel Sitka. Es herrschte dort ein schrecklicher Brodmangel, welchem abzuhelfen Resanoff sich auf der Juno einschiffte und nach Californien ging. Die Reise währte einige Monathe. Er wurde von den Spaniern sehr wohl empfangen und kam am 9. Juny mit einer großen Ladung Getreide zurück, wodurch der Hungersnoth auf Sita ein Ende gemacht wurde.

Am 25. July begab er sich aufs neue mit beyden Schiffen in See, um der Ausführung des Unternehmens beyzuwohnen. Aber nach einigen Tagen änderte er plötzlich seinen Vorsatz; man weiß nicht warum. „Ich habe sehr gewünscht," sagte er, „den Kaiser Ihre Thaten „als Augenzeuge erzählen zu können; allein ich „muß nach Petersburg. Daher befehle ich dem „Midschipman Dawidoff, nach Sachalina und „Matmay zu segeln und dort in der Aniwabay „oder im Kanal von La Peyrouse die Juno abzuwarten. Der Lieutenant Chrostoff soll mich „nach Ochotsk bringen und dann sogleich zurückkehren, worauf Sie mit vereinten Kräften „meine Instruction befolgen werden." Diese Instruction — deren Hauptinhalt der schon oben mitgetheilte Brief geliefert hat — übergab er an Chrostoff und wünschte ihm Glück zur Ausführung. Die sämmtliche Schiffsmannschaft mußte schwören, daß sie die ganze Sache geheim halten wolle.

Die Schiffe trennten sich nun. Ressanoff kam glücklich nach Ochotsk, stieg ans Land, und befahl Chrostoff, jeden Augenblick zur Abreise bereit zu seyn. Aber unter dem Vorwand, seiner Instruction noch einen Zusatz beyzufügen, forderte

er ihm diese wieder ab und ohne allen Argwohn wurde sie ihm ausgeliefert. Nach einiger Zeit erhielt Chrestoff sie zurück. Er las den Zusatz — staunte und eilte an's Land, um sich mündlich Erläuterungen auszubitten; aber Resanoff war schon abgereist!

Der Zusatz lautete wie folgt: „Der schad„hafte Fockmast, der hier in Ochotsk nicht re„parirt werden kann, nöthiget Sie, wieder nach „Amerika zu gehen. Die Zeit, in der Sie mit „dem Vielleicht sich vereinigen sollten, ist „vorüber, und jenes Schiff muß, seiner Vor„schrift gemäß, ohnehin schon nach Amerika ge„gangen seyn. Auch ist dort, durch Ihre Abwe„senheit ein Mangel an Menschen entstanden, „die im Nothfall den Hafen vertheidigen könnten. „Mit einem Wort: ich halte für nöthig, meine „vorige Instruction zu vernichten, und befeh„le Ihnen jetzt, nach Amerika zu segeln. Sollte „aber der Wind Sie zwingen, doch die Aniwa„bay zu besuchen, und wenn es ohne Zeitver„lust geschehen könnte; so suchen Sie das Ver„trauen der Sachaliner durch Geschenke und „Medaillen zu gewinnen: und die eigentliche La„ge der Japaner auf dieser Insel zu erforschen. „Ich denke, auch das wird Ihnen Ehre ge-

„ung bringen, doch muß die Rückkehr nach „Amerika stets Ihr erstes Ziel bleiben. Sollten „Sie dem Vielleicht begegnen, so theilen „Sie ihm diese Vorschrift mit. Wenn übrigens „auf Ihrer Reise etwas vorfällt, was sich jetzt „nicht voraussehen läßt, so handeln Sie zum „Vortheil der Compagnie. In Erfüllung mei„ner letzten Instruction vertraue Ich Ihrer Ge„schicklichkeit und Erfahrung. Ich bedaure sehr, „daß Ihr Mast hier nicht umgetauscht werden „kann, und daß mehrere Gründe mich nöthigen, „den Plan zu ändern. Den 24. September 1806. „Resanoff."

Man denke sich Chrostoffs Erstaunen und Verwirrung bey diesem doppelsinnigen Zusatze. Wie sollte er sich das erklären? wie sich vor Fehlern hüten? — nicht ein Wort von seinem veränderten Entschluß hatte Resanoff ihm gesagt. Er widerrief seine Instruction und schickte sie ihm doch zurück. Warum? Doch wohl um darnach zu handeln? — Konnte er sie auch widerrufen, da sie dem Kaiser einmahl unterlegt war? — Gegenbefehle hatte er nicht erhalten — er handelte ganz nach eignem Gutdünken — er schob auch eigentlich nur die Expedition auf, wegen des schadhaften Mastes, und, weil er die Gegen-

wart der Schiffe in Amerika für nothwendig hielt. Er sagt nicht, daß er Gründe gefunden, die Vortheile derselben zu bezweifeln, vielmehr befiehlt er, wenn die Zeit es erlaube, doch nach Aniwabay zu gehen, u. s. w.

Natürlich mußte Chrostoff in der peinigendsten Ungewißheit bleiben, was er nun eigentlich zu thun habe. Eine für die Krone so wichtige und bereits so kostbare Expedition sollte wegen eines schadhaften Mastes aufgegeben werden? — das zweyte Schiff erwartete ihn, konnte verlohren gehen oder von den Japanern genommen werden. Der Zusatz befiehlt nach Amerika zu gehen, befiehlt aber auch nach Japan zu gehen, vernichtet die erste Instruction und muntert doch zu deren Ausführung auf, durch die Worte: das allein werde ihm schon Ehre genug bringen." Hieß das nicht so viel: die Ausführung des Ganzen würde ihm noch weit mehr Ehre gebracht haben? — Am Schluß bedauerte er diesen Befehl geben zu müssen, und gibt deut ich zu verstehen, daß er es nicht gethan haben würde, wenn nur im Hafen von Ochotsk ein anderer Mast zu haben wäre.

Freylich würde bey allen diesen Zweydeutig-

keiten ein Anderer als Chrostoff sich wohl gehüthet haben, sein Leben in Gefahr zu setzen, da er sich, im Fall er zur Verantwortung gezogen würde, immer durch den Zusatz rechtfertigen konnte; er aber überlegte: „die Expe„dition ist dadurch nicht aufgehoben, nur „aufgeschoben, und dieser Aufschub kann „sehr schädlich werden, kann den Verlust des „Schiffes Vielleicht nach sich ziehen. Warum „ist sie aufgehoben? bloß um des Mastes willen. „Es ist klar, daß Resanoff die Expedition wünscht, „aber an deren Ausführbarkeit jetzt nicht glaubt; „folglich ist meine Pflicht, seine Erwartung zu „übertreffen.“ Aus diesem Gesichtspuncte die Sache ansehend, lichtete Chrostoff die Anker und segelte nach Japan. Dort fand er seinen Gefährten nicht mehr, allein auch dieß neue Hinderniß setzte seinem Unternehmungsgeiste keine Schranken. Er landete und führte einen Theil der Instruction allein aus, nähmlich er eroberte die Japanischen Magazine und belud sein Schiff mit Korn, worauf er nach Kamtschatka ging, hoffend, daß er den Vielleicht im Peter-Pauls Hafen antreffen werde. Diese Hoffnung täuschte ihm auch nicht. Krankheiten und der üble Zustand des Schiffes hatten Dawidoff genöthiget, seinen Posten zu verlassen. Jetzt mußten beyde hier überwintern.

Im

Im folgenden Jahre 1807 war das Eis noch nicht aufgegangen, als sie schon sich mit Gewalt einen Weg aus dem Hafen bahnten, um das angefangene Werk zu vollenden. Wie sie nach der Aniwabay gekommen, und wie Alles, ihrer Instruction gemäß, vollbracht worden, wird in der Reisebeschreibung erzählt. Mit einer reichen Ladung von Getreide segelten sie nach Ochotsk, gesonnen, von dort aus der Regierung Bericht abzustatten, mehrere der amerikanischen Compagnie zugehörige Sachen einzuladen, und dann den letzten Theil der Instruction zu erfüllen, nähmlich nach Amerika zu gehen.

Mit dem frohen Bewußtseyn, ihre Pflicht gethan zu haben, landeten sie zu Ochotsk, mit Freude und Jubel hofften sie empfangen zu werden, aber ein ganz anderes Schicksal erwartete sie.

Resanoff war auf seiner Reise krank geworden und in Krasnojarsk gestorben. Der damahlige Befehlshaber vom Ochotskischen Hafen, Flottcapitain Bucharin — der bald nachher auf das Klaggeschrey des ganzen Landes abgesetzt wurde — bildete sich ein, die beyden Schiffe wären mit Gold und Silber geladen. Unter dem Vorwand, die Expedition sey ohne

Befehl unternommen, belegte er sie mit Arrest und ließ den Lieutenant Chrostoff sammt seinem Gefährten Dawidoff ins Gefängniß werfen. Man nahm ihnen Alles, man beraubte sie sogar ihrer Kleider, und behandelte sie einen ganzen Monath hindurch mit der größten, von Tage zu Tage steigenden Unmenschlichkeit. Sie waren von einander getrennt, konnten nicht einmahl ihr Elend durch gegenseitige Klagen erleichtern, und sahen in diesem feuchten, schmutzigen Kerker den Hungertod vor Augen.

In dieser schrecklichen Lage blieb ihnen keine andere Rettung als die Flucht. Allein wie sollten sie die zahlreiche Wache täuschen? wie ohne Geld, ohne Nahrungsmittel sich hinaus in die Wüste wagen? denn der nächste Ort, Jakutsk, war tausend Werst (150 deutsche Meilen) entfernt. — Ihr Schutzgeist wachte. Durch ihr gefälliges Betragen hatten sie die Liebe aller Einwohner gewonnen und sogar ihre Wache wurde durch ihre unverdienten Leiden gerührt. Sie fanden Gelegenheit, sich einander mitzutheilen, und, während ein Mann, der ihres gleichen war, sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit unterdrückte, nahmen sich rohe aber gute Menschen ihrer an. Die nächtliche Flucht wurde

verabredet. Freylich waren beyde in dem ungesunden Kerker kränklich geworden und durch Hunger entkräftet, aber sie wollten lieber in Freyheit sterben als hier lebendig verwesen. Die bestimmte Nacht brach herein. Jeder ließ in seinem Gefängniß eine Schrift zurück, erklärend: die Wache sey durch Opium betäubt worden. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens, als sie fessellos einander in die Arme sanken. Gutmüthige Einwohner von Ochotsk hatten sie mit zwey Flinten und Zwieback versehen. Sie traten sogleich ihre Wanderschaft an; da sie aber befürchten mußten, verfolgt zu werden, so nahmen sie den Weg durch Wälder und Moräste, welche nie zuvor ein menschlicher Fuß betreten hatte.

Anfangs schien es, die Halbkranken würden solche Beschwerden unmöglich ertragen können. Sie ermatteten so sehr, daß sie sich bereits eine Höhle zum Grabe suchten. Doch reine Luft und tägliche Bewegung — beydes hatten sie zwey Monathe lang entbehren müssen — wirkten, bey ihrer Jugend, so heilsam, daß sie sich ermannen konnten und muthig vorwärts drangen. Es ist nicht angegeben, wie lange sie auf dieser schrecklichen Flucht zubrachten. Ihre Nahrungsmittel gingen bald zu Ende, sie geriethen in den klag-

lichsten Zustand. Fast verhungert, krank und zerlumpt kamen sie doch endlich nach Jakutsk. Ein Befehl, sie zu arretiren, war von Ochotsk ihnen schon vorausgegangen. Dieser Befehl enthielt unter andern die merkwürdigen Worte: man solle untersuchen, ob sie Gold bey sich führten. Bucharin dürstete nach Gold, selbst in einem Lande, wo ein Stück Brod für weit kostbarer gehalten wird.

Der Commandant von Jakuts ließ die Flüchtlinge verhaften. Doch nun erfuhr es der General-Gouverneur und sandte Befehl, sie nach Irkutsk zu senden. Auch bis nach Petersburg war der Ruf dieser Begebenheit gedrungen; der Minister schrieb, man solle die beyden Officiere nirgends anhalten, und so erreichten sie endlich nach einer vierjährigen Abwesenheit die Residenz 1808.

Kaum hatten sie hier drey Monathe von den ausgestandenen Beschwerden geruhet, als der General Burhhöden, der die Armee in Finnland commandirte, ihre Zurückkunft erfuhr, und weil er schon früher von ihrem Muthe und ihrer Geschicklichkeit gehört hatte, sich diese beyden Officiere nahmentlich vom Seeminister ausbath. Sie waren augenblicklich zur Vertheidigung ihres

Vaterlandes bereit. Drey Tage nach ihrer Ankunft bey der Armee wurden ihnen zwanzig Kanonenböte anvertraut, mit welchen sie am 18. August bey der Insel Sudzolo dem Feinde ein hitziges Gefecht lieferten und ihn besiegten. Chrostoff brachte dem Grafen Burhöveden den Bericht von diesem Gefecht, in welchem er laut der officiellen Relation so tapfer gefochten. Der Graf empfand eine sehr lebhafte Freude darüber, und da sie eben an einer Wache vorüber gingen, welche dem General die Honneurs abgab, sagte er, auf Chrostoff zeigend: „Nicht mir, sondern dem Siezer.“ Er begab sich selbst ans Ufer zu den Böten, wo das ganze Schiffsvolk ihm jauchzend bekräftigte, daß allein Chrostoff den Sieg errungen habe. Viermahl war der junge Held in diesem Gefechte dem Tode nahe, denn vier Böte wurden unter ihm zerschmettert.

Noch zweymahl in diesem Feldzuge pflückte er Lorbern in zwey ähnlichen Gefechten, am 6. September bey der Insel Palvo und am 19. bey der Insel Tevsalo; wo der Vice-Admiral Mesajedoff ihm den Ruhm unglaublicher Tapferkeit beylegte. In allen diesen Gefahren war Dawidoff unzertrennlich von ihm, zeichnete sich aus und wurde leicht verwundet. Im Anfange

des Winters begaben sich beyde nach Petersburg, dort die Belohnung ihrer Thaten hoffend. Aber das unerforschliche Schicksal wollte es anders.

Jener amerikanische Schiffer Wulff, von welchen sie auf der Insel Sitka die Juno gekauft und mit dem sie eine herzliche Freundschaft errichtet hatten; kam am 4. October 1809 nach Petersburg, und, da er gleich am andern Morgen wieder abreisen mußte, so bath er seine alten Freunde, den Abend bey ihm zuzubringen. Er wohnte auf Wasiliostrow, bekanntlich eine Insel, die durch eine Schiffbrücke mit den übrigen Theilen der Stadt verbunden ist. Man trennte sich spät. Als Chrostoff und Dawidoff auf die Brücke kamen, fanden sie ein Joch derselben abgelöst, um eine Barke durchzuführen. Der Raum zwischen der Barke und der Brücke schien ihnen nicht groß. Ungeduldig ihren Weg fortzusetzen, wollten sie auf die Barke und von da wieder auf die andere Seite der Brücke springen — aber der Sprung mißlang — beyde fielen in die Newa und ertranken. Die stürmischsten, klippenreichsten Meere hatten sie muthig befahren, hundertmahl in Schlachten dem Tode getrotzt, allen Stürmen, Klippen und Geschossen waren sie glücklich entgangen, mitten in den sibi-

rischen Wäldern hatten sie ihr Leben gefristet, und mußten nun mitten in der Hauptstadt, von einem fröhlichen Gelage heimkehrend, den Tod finden. Ihre Körper wurden vergebens gesucht. Den Schmerz ihrer Aeltern und Freunde beschreibt keine Feder.

Der Selbstbeschauer.

Der Herr Doctor Garlieb Merkel in Riga schreibt eine politische Zeitung aus verschiedenen anderen Zeitungen ab und nennt sie den Zuschauer. Seit dem Anfange dieses Jahres verbindet er auch damit eine Zeitung für Litteratur und Kunst, die er eigentlich den Selbstbeschauer nennen sollte. Der bey weitem größte Theil derselben besteht aus kleinen Nachrichten, welche das Morgenblatt und die elegante Zeitung geliefert haben; das Wenige, auf eigenem Sandboden gewachsene, ist eine immerwährende Selbstbeschauung, ein ewiges vor dem Spiegel stehn, um sich selbst anzugrinsen. Würdigt er dann und wann irgend einen berühmten Mann, einen Seitenblick auf ihn zu werfen, so ist es natürlich nur ein schielender Blick, weil er sich keine Zeit vom Spiegel abmüßigen kann. Er guckt immer dazwischen wieder hinein, und so kommt es denn, daß sein geliebtes Ich neben jedem berühmten

Manne herwandelt, wie ein kleines Gespenst und, auf den Zehen trippelnd, an ihm hinauf sieht, um etwa eine Warze in seinem Gesichte zu erkennen. Hat es die gefunden, oder auch nur vermuthet, dann wird gekrähet aus Leibeskräften, dann wird mit den lahmen Flügeln geschlazen und sich eingebildet, die ganze Welt vernehme es mit Bewunderung, weil der Hahn sehr hoch auf einem — Düngerhaufen steht.

Ich zweifle nicht, daß es den Leser belustigen werde, ein Viertelständchen zuzusehen, wie der Mann Gesichter vor seinem Spiegel schneidet. — Eine Hauptmerkwürdigkeit ist dem Herrn Doctor gewöhnlich die Gestalt des Gelehrten, über den er etwas von sich geben will. Hier einige Beyspiele.

Den seligen Nicolai lernte der Herr Doctor nicht etwa im Jahre 1798 oder 1800 kennen, sondern 1799, welches ein sehr merkwürdiger Umstand ist, denn der künftige Biograph des Herrn Doctors kann daraus den Schluß ziehen, daß derselbe 1799 in Berlin gewesen, und die Nachwelt wird sich sehr freuen, etwas so wichtiges zu erfahren. — „Nicolai war „ein langer, magerer, in seinem Benehmen

„linkische Greis, mit matten Augen in einem ernsten und doch unbedeutenden Gesichte.“ Er mißfiel mir, sagt der Herr Doctor.

Den Dichter Gleim wollte er lange nicht kennen lernen, endlich entschloß er sich doch dazu aus Gefälligkeit für Herders Gattinn, und fand einen Mann „mit etwas gekrümmten Nacken, „trüben Augen und starken Gesichtszügen.“ — Den Dichter Weisse kennen zu lernen, konnte der Herr Doctor sich lange nicht entschließen, aber man fragte ihn so oft, ob er ihn noch nicht gesehen hätte? daß er doch endlich hinging. Da fand er denn „einen corpulenten Mann mit einem vollen, nichtssagenden Gesichte, in einer „eleganten Perücke und einem seidnen Schlafrocke, aus dessen Aermeln lange, steife Manschetten hervorragten.“ Ob jedoch der Schlafrock wirklich von Seide gewesen, kann der Herr Doctor nicht ganz gewiß behaupten. —

Den Kammerherrn von Suhm besuchte er in Coppenhagen, und zwar nicht etwa Nachmittags, wie sein künftiger Biograph vielleicht fälschlich vermuthen möchte, sondern Vormittags zu einer sonst nicht gebräuchlichen Stunde, wodurch denn auch dieser wichtige Umstand in

dem Leben des Herrn Doctors völlig ins Reine gebracht wird. Er fand in Suhm einen Mann von kleiner Gestalt. — Lafontaine sah „gut„müthig aus und war sehr corpulent.“ Mich dünkt, der Herr Doctor sollte bey der Gestalt der Schriftsteller, die er mit seinen Besuchen beehrt hat, bey ihren Perücken und Schlafröcken nicht so lange verweilen, aus Furcht, daß es einmahl Jemanden einfallen könne, auch des Herrn Doctors Gestalt zu beschreiben. Doch möge er aussehen wie er wolle. Laßt uns vernehmen, wie er in wenigen Zeilen die Verdienste der genannten Männer und noch einiger Anderer abfertigt. Zwar mischt er hier und da auch etwas Süßes in sein Tränkchen, aber es ist nur Meerzwiebelhonig.

Nicolai's Unterhaltung war trocken, weitschweifig und dem Herrn Doctor besonders auch deßhalb unangenehm, „weil er gewaltig zu spru„deln pflegte.“ (Auch diesen wichtigen Umstand hat der Beobachter nicht übersehn, nur vielleicht an sich selbst noch nicht bemerkt, daß er in der Litteratur gewaltig sprudelt und dadurch jedem rechtlichen Manne höchst unangenehm wird). Nicolai's besten Werken soll der Hauch des Genie's fehlen, der allein Unvergängliches schaffe.

In Gleim sah der Herr Doctor nur noch „den Verfasser gewisser Verseleyen und gewisser „Briefe voll übersüßer Freundschaftlichkeit.“

„In Weisse's Lust- und Trauerspielen krän„keln alle Leidenschaften und selbst der Witz an „Engbrüstigkeit. In seinen kritischen Abhand„lungen, die weder tief noch weitgreifend sind, „tritt er so vorsichtig und manierlich auf, daß es „fast bänglich ist, seinem Schleichen zuzusehen, „u. s. w.“ (Nun muß man dem Herrn Doctor die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er weder vorsichtig noch manierlich auftritt, und daher auch Niemanden bänglich dabey zu Muthe wird. Uebrigens ist das Wort bänglich nicht sehr gebräuchlich. Als einer meiner Freunde sah, daß der Herr Doctor Garlieb Merkel sich dessen bedient habe, so meinte er, es komme her von Bengel, das ist aber falsch, denn da müßte es mit einem e und nicht mit einem ä geschrieben werden). Engel hat in einem vertrauten Gespräche dem Herrn Doctor zu verstehen gegeben, Weisse sey versteckt und hämisch. Auch das läßt der Herr Doctor zur Freude von Weisse's nachgelassener Familie drucken.

Ueber den dänischen Geschichtschreiber Suhm

spöttelt er, daß er sich herausnehme, einen Roman zu schreiben und dabey in alten Manuscripten und Büchern zu blättern. — Lafontain's Romane nennt er hingebrudelte Bücher. — Jean Paul ist ihm ein Kanarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber kein lebensfähiges Ey zu legen vermag, weil das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. — Kotzebue, ein Schriftsteller, dessen dramatisches Talent verdorrt ist, der eine lächerliche Geschichte von Preußen geschrieben hat und weniger weiß als ein Tertianer. — Heeren ist ein Mann, der sich Recensionen in der Göttingischen gelehrten Zeitung abbetteln läßt. — Wiellers ist ein Mann, der sie abbettelt. — Der Geheimerath Delbrück in Berlin wird ein Buch schreiben, über dessen Ankündigung der Herr Doctor sich lustig macht und hinzufügt: wenn der erste Theil fertig sey, werde der Verfasser, von der Glorie desselben umglänzt, eine Reise antreten. (Also auch Bücher, die noch geschrieben werden sollen, tritt der Herr Doctor bereits in den Staub, den er selbst zuvor den Leuten in die Augen geworfen). — Von dem, was 2000 jetzt lebende Pariser Schriftsteller geschrieben haben, wird die Nachwelt schwerlich viel erfahren. — Engel hatte glänzende Ta-

lente, aber kein Genie. — Ueber Böttinger spöttelt der Herr Doctor bey jeder Gelegenheit. Er soll Herdern, durch immer neue Aufreizungen, immer höher gegen Kant erbittert haben. — Der deutsche Merkur soll unter seiner Redaction aufgehört haben: (er existirt aber noch) das Journal London und Paris soll oft ins Stocken gerathen und in vielen Gegenden ganz vergessen seyn: (es existirt aber noch) eine, von Böttinger beschriebene, antike Studierlampe soll der Mühe, sie zu beschreiben, nicht verlohnt haben u. s. w. — Man habe so viel davon geredet, daß der berühmte Schröder das Hamburger Theater wieder übernommen; das sey auch nur eine Kleinigkeit, von der man zu viel Aufhebens mache. — Die ganze norddeutsche Litteratur hat eine hippocratische Gesichtsgestalt. —

So haut der Herr Doctor ohne Gnade links und rechts um sich herum, freylich nur in der Luft, aber diese Luft riecht sehr übel. Bisweilen ist es komisch zu sehn, wenn er mit vornehmen Lächeln die Angriffe der Rutheria zurück weiset, einer in Riga erscheinenden Monathschrift; oder wenn er jedem Aufsatze, den sie enthält, irgend etwas anhängen möchte, wobey er denn

zuweilen selbst, aus lauter Begierde, die Leute über den Haufen zu rennen, ein wenig stolpert. So hatte z. B. Herr Albers in einem Epigramm gesagt: die Kunstbenne habe gegackelt — zeigt her, was ist's? ein leeres Ey. Sogleich besteigt der Herr Doctor den kritischen Leibstuhl, und läßt sich folgendergestalt vernehmen: „Aber es „werden nie leere Eyer gelegt. Wird Herr A. „denn niemahls lernen, daß jedem Einfall, jeder „Vergleichung, um wirklich witzig zu seyn, eine „Wahrheit zum Grunde liegen muß?" — Hätte der gelehrte Herr Doctor doch lieber seine Köchin befragt! sie würde ihm geantwortet haben: Allerdings, mein werther Herr Doctor, werden, auch außer ihrer Zeitung, leere Eyer gelegt und zwar recht viele, man nennt sie Windeyer; sie enthalten keine Dotter. Es mag immerhin verzeihlich seyn, daß ein so gelehrter Mann, indem er selbst Windeyer legt, gerade nicht weiß, daß auch Hennen deren legen; aber es ist unverzeihlich, wenn er sich das Ansehen gibt, Alles zu wissen, und gerade seinen Tadel auf die Unwissenheit gründet. Doch das kümmert ihn wenig. Dixit: Er ist ein Philosophus, der die minima non curat. Er hat keine Zeit zu denken oder zu fragen, er muß ja schreiben, abschreiben. Er selbst characterisirt seine Zeitung in

Nr. 6. S. 24 folgendergestalt: „Ich weiß in „meinem Alter nichts besseres anzufangen, als „aus guten und schlechten Zeitungen wahre und „falsche Anecdoten zusammen zu schaben und sie „in die Druckerey zu schicken."

Vor allen Dingen Anecdoten, die berühmten Männern etwa wehe thun können; denn fremder Ruhm blendet ihn, wie der Sonnenstrahl einen Kakerlaken, er blinzelt und schimpft auf die Sonne. Oft kennt er den Mann nicht einmahl, den er bezeifert, aber genug, das Verbrechen, berühmt zu seyn, lastet auf ihm, folglich muß er hinauf auf das literarische Schaffot, wo Herr Merkel seine Guillotine in steter Bewegung erhält. Er gleicht dem athenienſischen Bürger, den, beym Ostracismus, Aristides fragte: warum er dessen Nahmen auf die Scherbe schreibe? ob er ihn kenne? — „Nein," war die Antwort, „aber es ärgert mich, daß der „Mann so berühmt ist."

Nun noch einige von den wichtigen Lebensumständen des Herrn Doctors, welche wir, zu unserer großen Erbauung, aus dessen Zeitung für Litteratur und Kunst erfahren. In wie weit sie Litteratur und Kunst interressiren, möge der Leser beurtheilen.

1799 war, wie schon gesagt, der Herr Doctor in Berlin, aber auch in demselben Jahre scheint er in Hamburg gewesen zu seyn, denn dorthin schrieben an ihn der Satyrendichter Falk und ein Prediger Pramer aus Berlin. Der Erstere hatte in seinem Taschenbuche die Berliner Charité angegriffen, der Letztere es gut geheißen. Dagegen war der bekannte Gelehrte, Biester, aufgestanden, und einem so furchtbaren Gegner glaubten beyde sich nicht gewachsen. Was konnten sie Besseres thun, als sich an den Herrn Doctor wenden, der Jedermann gewachsen ist, und dem sie nun bathen, ihre Sache zu führen. Er kannte die Charité nicht, wie er selbst gesteht, aber er führte die Sache doch, und natürlich mußte nun alles schweigen. Die Charité wurde verbessert, weil Er, der sie nicht kannte, geschrieben hatte; Falk bekam für sein nächstes Taschenbuch 100 Ducaten mehr Honorar, die er dem Herrn Doctor verdankte, und der Prediger erhielt eine bessere Pfarre, gleichfalls durch die Feder des Herrn Doctors. (Da steht er leibhaftig vor dem Spiegel, der Selbstbeschauer. In Berlin weiß von Allem dem Niemand ein Wort.)

Im Jahre 1797 wurde dem Herrn Doctor

der Sommer in Weimar verdorben, durch eine Reihe von betrübenden Nachrichten aus — Da entschloß er sich schnell und kräftig, alle Bekümmernisse abzuschütteln und zu Fuße den Harz zu durchwandern, wobey bemerkt werden muß, daß er nur einen Bedienten mitnahm, der sein Felleisen trug, und dieses Felleisen war klein. In Halberstadt führte ihn Gleim in den umliegenden Gärten und Gegenden herum. Einige Wochen nachher ging der Herr Doctor nach Coppenhagen. Gleim ersuchte ihn, von dort aus ihm zu schreiben, der Herr Doctor that es aber nicht, hingegen schrieb Gleim ihm zuerst, welches man ja nicht übersehen wolle.

In Coppenhagen stand der Herr Doctor gleichfalls in großem Ansehen, denn er durfte den Kammerherrn von Suhm des Morgens zu einer nicht gebräuchlichen Stunde besuchen.

Mit Jean Paul lebte er einen Sommer hindurch in Weimar — (Schade, daß er die Jahrszahl nicht angeführt hat) und machte eine kleine Reise mit ihm nach Gotha, bey welcher Jean Paul oft aus den Wagen stieg um des Herrn Doctors unterrichtende Gespräche hinter dem Wagen aufzuschreiben. (Nun sieht man

doch, woher Jean Paul seine guten Einfälle genommen hat; die sind dem Herrn Doctor so im Reisewagen entschlüpft.)

Auf einer Reise, die ihn durch Halle führte, — (in welchem Jahre, ist leider wieder nicht angegeben.) — besuchte er Lafontaine und fragte ihn, warum er seine Werke nicht feile? worauf dieser, nach einigem Stocken, gestand, daß er selten wieder durchlese, was er geschrieben.

Im Winter des Jahres 1800 — 1801 war der Herr Doctor verstimmt (wie er sich ausdrückt) weil er sich den literarischen Unfug so sehr zu Herzen nahm, und deßhalb Briefe an ein Frauenzimmer schrieb. — Das erzählt der Herr Doctor, ohne dabey zu erinnern, daß diese Briefe an ein Frauenzimmer eine kleine periodische Schrift waren, welches ich hiermit anmerke, weil, sie längst vergessen ist, und der Leser leicht fälschlich vermuthen könnte, der Herr Doctor spreche von einer Liebesgeschichte. Wer etwa damahls mit jenen Briefen unzufrieden war, kann sich nun erklären, warum sie nichts taugten: der Herr Doctor war verstimmt, als er sie schrieb; so verstimmt — daß er zuweilen in

drey Tagen Niemanden sah, als die Bothen des Buchhändler und Buchdrucker, die ihm neue Bücher und Correcturen brachten. (Ein äußerst wichtiger Umstand.) Abends aber ging er zu Engel, und zwar betrug der Weg fast eine halbe Stunde. (Wieder eine Bemerkung von größter Wichtigkeit, denn welchen hohen Genuß würden die russischen Ostseeprovinzen entbehrt haben, wenn sie nicht erfahren hätten, daß der Herr Doctor Garlieb Merkel im Winter 1800 — 1801 sich täglich eine halbe Stunde auf dem Berliner-Straßenpflaster herum bewegt hat.)

Wenn er nun zu Engel kam, so sah er anfangs noch immer verdrießlich aus, aber sein jovialer Wirth zog ihn damit auf, und so wurde er lustig, blieb bis Mitternacht und — ihm verdanken wir den Lorenz Stark von Engel. Er hat Engel überredet, diesen trefflichen Roman aufzuschreiben, und erzählt uns das, mit „einigem Stolze." — Wenn das war ist, (Engel kann freylich nicht mehr darum befragt werden) so ist doch auffallend, daß ein Mann, der gewöhnlich am unrechten Orte sehr vielen Stolz zeigt, gerade dieß einzige Mahl, wo es sehr verzeihlich gewesen wäre, nur einigen Stolze empfindet.

Das, ungefähr, sind die äußerst interessanten biographischen Notizen, die der Herr Doctor in den ersten 18 Nummern seiner Zeitung der Lesewelt mitzutheilen beliebt. Es ist keine darunter, die ihn nicht vor dem Spiegel als freundlichen Selbstbeschauer zeigte. Er fühlte seinen Werth und ist überzeugt, daß nicht allein Alles was er thut und sagt, sondern auch sein Bedienter, sein Felleisen, sein halbstündiges Wandeln auf der Straße u. s. w., jedem Leser die anziehendste Unterhaltung gewährt. In einem Buche, welches er ankündigte, Charaktere und Ansichten, werden wir künftig wohl noch mehr dergleichen, ihm schmeichelhafte und Andere verhöhnende Persönlichkeiten zu lesen bekommen.

Daß er vor kurzem eine Ausforderung an den Herrn Professor Heeren ergehen lassen, ist bekannt. Dieser humane Mann hat auf die Zusendung des Cartells einen höflichen Brief geantwortet, und natürlich mußte auch dieser Brief sogleich abgedruckt werden. — Eben dieß Zartgefühl, welches ihn treibt, Alles abdrucken zu lassen, was auch nur ein Körnchen Weihrauch für ihn enthält, würde höchst wahrscheinlich ihn auch vermocht haben, uns einen anonymen

Brief zum Besten zu geben, dessen er in Nr. 7 erwähnt, der aber vermuthlich nie geschrieben und mit dem es folgende Bewandtniß haben mag: Trotz aller der kleinen, interessanten Bosheit, mit welcher der Herr Doctor seine Zeitung zu würzen strebt, findet sie doch sehr wenige Leser, trägt folglich sehr wenig ein. Natürlich wünscht er seinen gerechten Unwillen über die Kälte des Publicums mit guter Manier auslassen, und ihm (wie man im burlesken Styl zu sagen pflegt) unter die Nase reiben zu können, welchen Schatz es eigentlich an dieser Zeitung besitze. Das konnte nicht füglicher geschehen, als wenn er einen anonymen Brief an sich schreiben ließ. Mein Gott! ruft er aus, der Brief enthält zu viele Lobsprüche, ich kann ihn nicht abdrucken lassen. Aber schon in der nächsten Zeile reut ihn diese Bescheidenheit, und er liefert die Quintessenz jener Lobsprüche: „Sie „sagen, ich gäbe den Gelehrten Liflands durch „dieses Blatt Gelegenheit, das Publikum über „wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten — „mein Blatt werde zur Befriedigung des Be„dürfnisses beytragen, den Fortschritten der „Wissenschaften und Künste in Europa wenig„stens historisch folgen zu können — aber (hinc „illae lacrimae!) gibt es wirklich mehr als

„etwa ein halbes hundert Individuen in Liefland, „die ein solches Bedürfniß fühlen? Ich glaub's „nicht."

Das heißt: meine Zeitung hat sehr geringen Absatz. Daraus, mein werther Herr Doctor, folgt ja aber noch gar nicht, daß kaum 50 Individuen in Liefland sich um die Fortschritte der Wissenschaften und Künste bekümmern. Es kann ja deren wohl noch 50 andere und mehr geben, die das Morgenblatt halten, aus dem Sie Ihre Zeitung abschreiben, welches nicht theurer ist als diese, und dem Wißbegierigen wenigstens zweymahl mehr Befriedigung gewährt Wer Ihre Streitigkeiten mit den Herausgebern der Ruthenia, oder Ihre bis zum Ekel wiederholten Sticheleyen auf den verhaßten Kotzebue nicht lesen mag; wenn Ihre Recensionen von Ortwins Dichterweihe, Kammerers Vergangenheit und Gegenwart, Bronners Leben u. s. w. nicht interessiren; wer um die Witterungsbeobachtungen, die einen großen Theil jedes Blattes füllen, sich nicht bekümmert; der wäre doch wohl ein Thor, wenn er nicht lieber das Morgenblatt hielte, welches so mannigfaltige, vergnügende und lehrreiche Unterhaltung darbiethet.

Aber es ist in der That der Mühe werth,

den Selbstbeschauer vor seinem Spiegel sagen zu hören: „In Augenblicken des erhöhtern Selbst„gefühles (das heißt: In meinem ganzen Leben) „denke ich mit Stolz daran, daß eine solche Un„ternehmung (nähmlich meine abgeschriebene Zei„tung) mit den erhabenen Absichten unserer „weisen menschenfreundlichen Regierung übereinstimmt. (!) In demüthigeren Stimmungen „hingegen (das heißt: nie) befriediget es mich „schon, daß dieses Blatt vielleicht die erwähnten Funfzig unter den Lesern und mich selbst, „wider eine gewisse kurzathmende Lebensweisheit „bewahren helfe, die ich durchaus nicht die liefländische nennen will, sondern die fajakische.“ Im Grunde zielt er aber doch auf Liefland und erinnert dabey an das Gebeth:

Laß Garten, Feld und Heerden,
Denn Geist nur nicht, sonst Alles fetter werden!

Das mögen die braven Liefländer hinnehmen warum kaufen sie seine Zeitung nicht.

Es ekelt mir, bey diesem Selbstbeschauer, noch länger den Zuschauer zu spielen. Man sagt, es sey ein Schauspiel für Göt-

ter, zwey Liebende zu sehen. Das mag wohl seyn; aber nur einen Liebenden zu sehen, und zumahl einen, der bloß sich selbst liebt, das kann nicht einmahl ein interessantes Schauspiel für seine Frau seyn.

(Die Fortsetzung künftig.)

Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra.

(Dieser kleine Aufsatz hat ein doppeltes Interesse, denn erstens hat Franklin ihn selbst, und zwar in französischer Sprache, während seines Aufenthalts in Paris, geschrieben; zweytens erfähret man daraus die tägliche Lebensweise dieses merkwürdigen Mannes.)

Franklin.

O! — o! — o! — Lieber Gott, was habe ich verbrochen, daß ich so leiden muß! —

Das Podagra. Mancherley. Du hast zu viel gegessen, zu viel getrunken und deine Beine verhätschelt.

Franklin. Wer spricht mit mir?

Das Podagra. Ich selbst, das Podagra.

Franklin. Mein Feind in eigner Person?

Das Podagra. Dein Feind? ganz und gar nicht.

Franklin. Mein Todfeind! Denn du willst nicht bloß meinen Körper zerstören, sondern auch meinen guten Ruf vernichten, indem du zu verstehen gibst, ich wäre ein Leckermaul, ein Trunkenbold; und doch wissen alle meine Bekannten, daß ich nie zu viel gegessen oder getrunken habe.

Das Podagra. Deine Bekannten mögen immerhin ein Auge zudrücken, wenn sie über dich urtheilen, ich aber weiß, daß eine Mahlzeit, die für denjenigen, der sich viel Bewegung macht, sehr mäßig ist, doch für einen andern, der immer stille sitzt, sehr unmäßig seyn kann.

Franklin. Ich mache — o! o! — mir so viel Bewegung — o! o! o! als ich nur immer kann, meine werthe Madame Podagra. Sie kennen meine sitzende Lebensart, und ich dächte, meine theure Madame Podagra, Sie könnten mir deßhalb schon ein wenig durch die Finger sehen, da es doch nicht ganz meine Schuld ist.

, Das Podagra. Durch die Finger sehn? ganz und gar nicht. Spare deine höfliche Beredsamkeit, denn deine Entschuldigungen taugen nichts. Ist deine Lebensart sitzend, so sollten deine Erholungen um so thätiger seyn. Du solltest spazieren reiten oder zu Fuße gehn, und bey schlechtem Wetter Billard spielen. — Aber laß uns doch ein wenig deine Lebensweise untersuchen. Wenn die Morgen lang sind und du Zeit genug hättest herum zu spazieren, was thust du? statt durch eine heilsame Bewegung dir Appetit zum Frühstück zu holen, liesest du oder blätterst in Broschüren und Zeitungen, die oft der Mühe nicht verlohnen. Dennoch frühstückst du reichlich. Vier Tassen Thee mit Rahm mußt du haben, und noch ein paar Zwiebacke oder Butterschnitten dabey, mit geräuchertem Rindfleisch belegt, das doch wohl eben nicht gar leicht zu verdauen ist. Gleich nachher setzest du dich an deinen Schreibtisch, oder du redest mit Leuten, die in Geschäften kommen. Das dauert bis 1 Uhr Nachmittags ohne die mindeste körperliche Bewegung. Alles das wollte ich dir noch verzeihen, weil, wie du sagst, es nun einmahl mit deinem Stande verknüpft ist. Aber nach dem Mittagessen, was thust du? — statt in den schönen Gärten deiner Freunde, bey welchen du gespeist hast, spazieren

zu geben, wie alle vernünftige Leute thun, setzest du dich ans Schachbrett und da kann man dich zwey bis drey Stunden hintereinander finden. Das ist deine ewige Erholung, die, für einen Menschen von sitzender Lebensart, gerade am wenigsten geeignet ist, denn statt den Umlauf der flüssigen Theile zu beschleunigen, erfordert dieses Spiel eine so angestrengte Aufmerksamkeit, daß sie gerade dadurch verzögert wird. Die innerlichen Absonderungen werden gehemmt. — Was folgt nun aus einer solchen verkehrten Lebensart? ein Körper mit stockenden Säften, die sich verderben; ein Körper, dem alle Gattungen der gefährlichsten Krankheiten drohen würden, wenn ich, das Podagra, nicht bisweilen zu Hülfe käme, Alles durcheinander schüttelte, reinigte und zertheilte.

Wenn du in irgend einer kleinen Winkelstraße von Paris zu speisen pflegtest, so möchte das verdammte Schachspielen noch hingehen; aber du treibst es ja eben so in Passy, Auteuil, Montmache, Epinay und Sancy, wo die schönsten Gärten, die reizendsten Damen, die reinste Luft gefunden werden, und wo du, ganz gemächlich spazierend, die angenehmste, lehrreichste Unterhaltung genießen könntest. Pfuy, Monsieur Frank-

lin! — Aber ich vergesse ganz über mein Predigen die Züchtigungen, die ich dir noch zu geben habe. Da! nimm diesen Stich — und diesen — und noch Einen —

Franklin. O! — o! o! — meine vortreffliche Madame Podagra, so viele Predigten als Ihnen beliebt! aber verschonen Sie mich nur mit Ihren Züchtigungen.

Das Podagra. Mit nichten! ich erlasse dir nicht eine einzige. Sie sind zu deinem Besten. Da! — nimm!

Franklin. O! — o! Sie thun mir aber Unrecht, meine Allergnädigste! ich mache mir doch wirklich viel Bewegung im Wagen, wenn ich ausfahre und wieder nach Hause komme.

Das Podagra. Ja doch! in einem Wagen der in Federn hängt. Das ist unter allen nur ersinnlichen Bewegungen die aller unbedeutendste. Man darf nur den Grad der Wärme bemerken, den die verschiedenen Gattungen der Bewegung hervorbringen, so kann man die Wirkung einer jeden sehr leicht beurtheilen. Wenn du zum Beyspiel im Winter mit kalten Füßen

ausgehst, so werden, wenn du eine Stunde gegangen bist, sowohl deine Füße als dein ganzer Körper erwärmt seyn. Zu Pferde kannst du vier Stunden herum trottiren, ehe du dieselbe Wirkung hervorbringst. Und nun vollends in einem Wagen, der bequem in Federn hängt, kannst du einen ganzen Tag reisen und wenn du Abends in die Herberge kömmst, werden deine Füße noch immer eiskalt seyn. Wie magst du denn das Bewegung nennen, wenn du eine halbe Stunde ausgefahren bist? — Der liebe Gott hat nicht allen Menschen Kutschen gegeben, wohl aber zwey Beine, die weit bequemere und dienstfertigere Maschinen sind. Dafür sey dankbar und bediene dich der Deinigen wie sichs gebührt. — Willst du wissen, wie sie die Flüssigkeiten in deinem Körper herumtreiben, während du sie gemächlich wechselweise voreinander setzest? — Im Gehen wird das ganze Gewicht deines Körpers bald auf das rechte, bald auf das linke Bein geworfen; das drückt mit großer Kraft die Gefäße des Fußes, die das, was sie enthalten zurückfluthen, und während das Gewicht dem Einen Fuße abgenommen, dem andern wieder aufgelegt wird, haben die Gefäße Zeit sich wieder anzufüllen, und das geht immer so fort. So wird der Blutumlauf durch das Gehen beschleunigt, die Flüssigkeiten

werden bewegt, verdünnt, die Absonderungen erleichtert und Alles geht gut. Die Wangen färben sich, man ist gesund.

Betrachte einmahl deine Freundinn zu Antenil, eine Frau, die von der Natur mehr wahre Weisheit empfangen hat, als ein halbes Dutzend sogenannter Philosophen zusammen genommen aus ihren Büchern schöpfen mögen. Als sie dir die Ehre anthat, dich zu besuchen, kam sie nicht zu Fuße? Vom Morgen bis zum Abend spaziert sie herum, und alle Krankheiten, die aus Trägheit entstehen, läßt sie ihren Pferden. Aber sieh auch, wie sie ihre Gesundheit und selbst ihre Schönheit erhält. Du hingegen, wenn du nach Antenil willst, so muß angespannt werden. Es ist doch um keinen Schritt weiter von Passy nach Antenil als von Antenil nach Passy.

Franklin. Madame, Sie machen mir Langeweile durch ihr vieles raisonniren.

Das Podagra. Wohlan, so will ich schweigen und mein Amt verwalten. Da! — noch ein Stich — und wieder Einer —

Franklin. O! — o! — reden Sie lieber ich bitte.

Das

Das Podagra. Nein, nein, ich habe dir in dieser Nacht noch eine gewisse Anzahl von Stichen zu versetzen, die übrigen verspare ich auf Morgen.

Franklin. Lieber Gott! — nun gar das Fieber! — o! — o! — Will mir denn Niemand diese Schmerzen abnehmen?

Das Podagra. Das mußt du deine Pfer-de fragen. Sie haben dich der Mühe zu gehen überhoben.

Franklin. Wie können Sie so grausam seyn, mich um einer Lumperey willen so zu quälen?

Das Podagra. Lumperey? — Ich habe eine lange Liste von allen deinen Sünden, und kann dir Rechenschaft von jedem meiner Stiche geben.

Franklin. So lassen Sie hören.

Das Podagra. Sie ist zu lang. Ich werde dir nur die Summe anzeigen.

Franklin. Ich bin ganz Ohr.

Das Podagra. Erinnere dich, wie oft du dir vorgenommen hast: Morgen früh will ich im Gehölz von Boulogne oder im Garten von Muete spazieren gehn, oder doch in meinem eigenen Garten. Wenn nun der Morgen kam, da war das Wetter entweder zu kalt, oder zu warm; zu windig oder zu feucht; im Grunde warst du immer nur zu faul.

Franklin. Ich will bekennen: das ist vielleicht zehnmahl im Jahre geschehen.

Das Podagra. Viel zu wenig. Hundert und sieben und neunzigmahl ist es geschehen.

Franklin. Wäre es möglich?

Das Podagra. Sehr möglich, denn es ist gewiß. Du kennst die schönen Gärten der Madame B.? Du kennst die herrliche Treppe von 50 Stufen, die von der Terrasse in die Ebene führt? Zweymahl in der Woche hast du jene liebenswürdige Familie besucht. Du selbst hast ausfindig gemacht, daß, wenn man eine Meile lang Treppen steigt, das eben so viel Bewegung gibt, als ob man zehn Meilen in einer Ebene gegangen wäre. Da hattest du nun die schönste

Gelegenheit, aber hast du sie denn benutzt? Wie oft?

Franklin. Darauf kann ich gerade nicht bestimmt antworten.

Das Podagra. So will ich es thun an deiner Statt. Nicht ein einzigesmahl.

Franklin. Das wäre?

Das Podagra. Auf mein Wort, nicht ein einzigesmahl. Während des schönen verflossenen Sommers bist du immer um 6 Uhr hingekommen, hast die reizende Frau, die schönen Kinder und alle Hausfreunde bereit gefunden, dich auf dem Spaziergange zu begleiten und auf das angenehmste zu unterhalten. Aber was hast du denn gethan? Dich hingesetzt auf die Terrasse, die schöne Aussicht gelobt, den reizenden Garten zu deinen Füßen überschaut, aber nicht ein einzigesmahl diese Füße in Bewegung gesetzt, um hinabzusteigen, herum zu wandeln. Im Gegentheil, du hast Thee und ein Schachbrett verlangt, und dich bis 9 Uhr an den Stuhl geklebt, und das noch oben drein, nachdem du schon zwey Stunden nach dem Mittagessen gespielt hattest.

Wärst du dann nur noch zu Fuße heimgegangen, so möchtest du manches wieder in Ordnung gebracht haben; aber nein, der Wagen mußte vorfahren. Wie kann man, bey solcher Lebensart, gesund zu seyn verlangen?

Franklin. Jetzt überzeuge ich mich abermahls von der Richtigkeit des Sprüchleins: Unserer Sünden und unserer Schulden sind immer mehr als wir glauben.

Das Podagra. Ja ja, ihr Philosophen habt immer schöne Maximen im Munde, ihr führt euch aber auf wie unwissende Schulknaben.

Franklin. Aber ist es denn ein Verbrechen zu fahren?

Das Podagra. Für dich allerdings, denn du kannst nicht einwenden, daß du von der Arbeit des Tages ermüdet seyst; du bedarfst zu deiner Erleichterung keines Wagens.

Franklin. Was soll ich denn mit meinen Wagen anfangen?

Das Podagra. Verbrenne ihn, wenn du

willst, so wirst du wenigstens einmahl durch ihn erwärmt werden. Oder, wenn dir das nicht ansteht — betrachte die armen Bauern in den Feldern und Weinbergen bey Antenil, Passy, Chaillat u. s. w. Da findest du täglich vier oder fünf alte Männer oder Frauen, die unter der Last der Arbeit und Jahre seufzen, und, nach saurem Tagewerk, noch Eine oder zwey Meilen bis zu ihrer Hütte gehen müssen. Befiehl deinem Kutscher, daß er sie aufpacke und nach Hause bringe. Das wäre ein gutes Werk zum Heil deiner Seele, und — wenn du selber zu Fuße gehst — auch zum Heil deines Körpers.

Franklin. Madame, sie sind in der That sehr langweilig.

Das Podagra. Wohlan, frisch wieder an mein Handwerk. Du sollst wissen, daß ich dein Arzt bin. Da! —

Franklin. O! — o! — welch ein verdammter Arzt!

Das Podagra. Undankbarer! wärst du nicht schon längst an der Gicht, an der Wassersucht, am Schlage gestorben, wenn ich mich deiner nicht erbarmt hätte?

Franklin. Ja ja, das kann seyn, und ich bin Ihnen recht sehr dafür verbunden; aber wenn ich bitten darf — verlassen Sie mich nun für immer, denn es kommt mir vor, als wäre es besser zu sterben, als so schmerzhaft geheilt zu werden. Bedenken Sie auch, daß ich Ihnen gleichfalls manche Freundschaft erzeigt habe, indem ich es nie billigte, wenn man Sie bekämpfen wollte, es machten Aerzte oder Charlatans seyn. Folglich, wenn Sie mich nicht verlassen, so sind auch Sie eine Undankbare.

Das Podagra. Ich glaube nicht, daß ich dir große Verbindlichkeiten schuldig bin. Ich frage den Henker nach den Charlatans! sie können dich umbringen, aber mir nicht schaden. Und was die wahren Aerzte betrifft, die sind endlich überzeugt von der Wahrheit: daß Podagra keine Krankheit ist, sondern ein wahres Heilmittel, und daß man ein Heilmittel nicht heilen muß. — Doch gehen wir wieder an unsere Arbeit.

Franklin. O! — haben Sie die Güte sich zu entfernen. Ich verspreche Ihnen treulich daß ich künftig nicht mehr Schach spiele, mäßig leben und mir täglich Bewegung machen will.

Das Podagra. Ich kenne dich schon. Mit Versprechungen bist du freygebig; hast du aber dich einige Monathe lang wieder gesund gefühlt, so treibst du es wieder nach dem Alten. Darum wollen wir unsere Rechnung erst ordentlich schließen. Ich werde dich noch ein Weilchen bearbeiten und dann für dießmahl verlassen. Sey aber sicher, daß ich zu rechter Zeit mich wieder einfinden werde, denn ich bin und bleibe dir jederzeit gewogen.

Das Testament.

In Frankreich lebte einst ein alter Hagestolz, eben so reich als geizig, der konnte keinen einzigen Bedienten in seinen Diensten behalten; denn er forderte nicht allein eine untadelhafte Treue, sondern auch die seltene Gabe zu hungern. Hingegen versprach er, in der Zukunft für Sie zu sorgen, nur wußte niemand wie? Indessen meldeten sich doch, durch diese Hoffnung gelockt, alle herrenlose Diener, Einer nach dem Andern, konnten es aber nicht aushalten und gingen Einer nach dem Andern eben so schnell wieder davon.

Der Geizhals begriff endlich, das er sich selbst werde bedienen müssen, wenn er nicht einen andern Weg einschlage. Er machte ein Testament in welchem er demjenigen Bedienten, der ihm die Augen zudrücken würde, nicht allein eine Summe baaren Geldes, sondern auch

ein Landgut versprach. Kaum wurde bekannt, daß der Geizhals nach seinem Tode so freygebig seyn werde, als die Bedienten von allen Seiten herzuströmten, und sich auch endlich einer fand, der, in Hoffnung einer bessern Zukunft, Hunger und Durst heldenmüthig ertrug. Ob er es lange würde ausgehalten haben, ist zu bezweifeln, denn er war bereits ein Skelett, als, zu seinem Glücke, schon nach den ersten sechs Monathen, der alte Geizhals starb.

Die lachenden Erben eilten herbey. Die Erbschaft war unermeßlich, dennoch fanden die Habgierigen es sehr ärgerlich, daß dem abgezehrten Bedienten ein so ansehnliches Legat hinterlassen worden. Einer der Herren Vettern wollte das Testament sehen, es wurde ihm überreicht und als er die Worte las: Ich schenke und vermache demjenigen Bedienten, der mir die Augen zudrücken wird ꝛc., rief er plötzlich schadenfroh: „Die Schenkung ist null und nichtig!" —

„Wie, mein Herr?" stammelte der erschrockene Bediente.

„Null und nichtig!" wiederhohlte Jener,

„Mein Oheim war einäugig, folglich habt Ihr ihm die Augen nicht zudrücken können.“

Vergebens stellte der Bediente vor, der Wohlselige habe unter diesem Ausdruck nichts anders verstanden als seinen Tod, folglich das Legat demjenigen zugedacht, der bis an seinen Tod bey ihm bleiben würde. Der Herr Vetter hingegen behauptete, der Wohlselige habe sehr gut gewußt, daß er einäugig sey, und sich folglich bloß einen Spaß gemacht, indem er das Legat an eine, unmöglich zu erfüllende, Bedingung gebunden.

Die Sache wurde in allem Ernst klagbar und die ganze Provinz interessirte sich für den armen Bedienten, der natürlich den Proceß gewann, obgleich die Erben die Unverschämtheit so weit trieben, an das Parlament von Paris zu appelliren.

Folgende, gleichfalls wahre, Anecdote mag zum Seitenstück dienen. Lord F. war ein eben so reicher und geiziger Hagestolz als jener Einäugige. Er lebte sehr einsam auf dem Lande und hatte Niemanden um sich, als einen alten französischen Kammerdiener, der ihn seit fünfzig Jahren bediente, und in dessen Armen er auch end-

lich seinen Geist aufgab, doch ohne ein Testament zu dessen Vortheil zu hinterlassen.

Der nächste Erbe, den der Verstorbene nie hatte sehen wollen, war ein armer Edelmann in Schottland, dem der Kammerdiener sogleich eine Staffette sandte, mit der willkommenen Einladung, die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Er kam mit funkelnden Augen. Der Greis legte ihm die genaueste Rechnung von den Einkünften des Gutes ab, welches er lange Zeit verwaltet hatte, und am Ende dieser Rechnung überreichte er ihm noch 90000 Pfund Sterling in Banknoten, die er in der Schatulle seines seligen Herrn gefunden hatte. Er allein wußte um diesen gesammelten Schatz.

Der Erbe, ohne das mindeste Erstaunen über diese rechtschaffene Handlung zu äußern, durchlief das Taschenbuch mit gierigen Blicken und sagte weiter nichts als: „Ist das Alles?“

Da rollten dem braven Franzosen — er hieß Furant — die Thränen über die Wangen. „Ihr sollt nicht unbelohnt bleiben,“ sagte der Erbe, und blätterte so lange unter den Banknoten, bis er eine von zehn Pfund fand, die gab er ihm und schickte ihn fort.

„Der ehrliche Mann starb nachher zu London im Elend. Der berühmte Linquet erfuhr diese Begebenheit von dessen Arzte, machte sie öffentlich bekannt und warf dabey die Frage auf: „Worüber man am meisten erstaunen müsse? „über die Redlichkeit des Bedienten? oder die „Undankbarkeit des Erben?" Er meint, die Griechen und Römer hätten oft Nahmen verewigt, die es weit weniger verdient hätten als der Nahme Furant — und er hat recht.

Der tragbare Barometer.

Vor hundert Jahren gab ein Arzt zu London, Nahmens Parker, eine Monathsschrift heraus, betitelt: „Neue Nachrichten von Wind und Wet„ter, in welchen ein tragbarer Barometer anzeigt, „von welcher Seite Wind, Wolken und Regen „kommen werden, und ob die Witterung heiter „oder bedeckt, feucht oder trocken seyn wird.“ Der Verfasser erklärte zwar: er habe seine Erfahrungen noch nicht lange genug gesammelt, indessen sey er doch schon so weit gekommen, daß er einen Monath oder 6 Wochen voraus bestimmen könne, welcher Wind an jedem Tage in London wehen werde. Höchstens könne er sich unter zehnmahlen zweymahl irren. „Denn,“ fügte er hinzu, „mein Barometer lehrt mich nicht allein, „wann Regen und Wind; Gewitter, Frost „oder Schnee kommen werden, sondern auch

„wie sie entstehen, und mit der Zeit werden „noch ganz andere Dinge durch dasselbe ans Ta„geslicht kommen.“ Er ließ auch eine Beschreibung dieses wunderbaren Barometers drucken, und ein Bewohner der Gegend von London versicherte, daß, wenn man unter zehn Prophezeihungen ihm die Erfüllung von zweyen erließe, die übrigen so ziemlich einträfen. Man hat aber seitdem nichts weiter davon vernohmen.

Ein Wörtchen über das Trauerspiel.

Dieses Wörtchen, aus dem wohl einmahl gelegentlich ein ganzes Wort entspringen möchte, ist durch das Lesen einer Recension von Schlegels Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides veranlaßt worden, wo denn, wie gewöhnlich die Neuern gegen die Alten, nicht bloß im Schatten, sondern in ägyptischer Finsterniß stehen. Alles Zufällige, alles Willkührliche soll ein für alle Mahl aus den Trauerspielen der Alten verbannt seyn. Unter uns „wollte es noch Niemanden gelingen, „die ewige Nothwendigkeit auszumitteln, von „der durchdrungen sich alle die einzelnen Be„gebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe „ordnen und Ein Ganzes bilden. Dazu ist „erforderlich, daß die Auswahl und Verknü„pfung der Begebenheiten einer Idee unterge„ordnet werde, in dieser Idee ist die wahre „Einheit der Tragödie zu suchen," und die

Griechen hatten sie gefunden in — dem Schicksal.

Und was ist denn dieses Schicksal? — Wenn wir's beym Lichte besehen, eine oft nicht minder willkührliche Verkettung der Begebenheiten, als irgend ein Neuer sie sich erlaubt haben mag; eine oft unbestreitbare Herrschaft des Zufalls. Solche ketzerische Gedanken darf man wohl nicht ohne Beweis aufstellen, und ich will ihn liefern. Da Euripides durch Herrn Schlegel und Consorten ein wenig in Mißcredit gerathen ist, so will ich dazu nicht seiner, sondern des hochgefeyerten Sophocles mich bedienen. Ich wähle das Erste seiner Trauerspiele, das mir in die Hände fällt, Electra.

Merkwürdig ist, daß Sophocles gleich am Schluße der ersten Scene durch den Mund des Orest das Bekenntniß ablegt: „in menschlichen „Leben entscheiden die Umstände über die „wichtigsten Begebenheiten.“ Warum ließ er ihn nicht sagen: z. E. „so fordert es das „Schicksal?“ Scheint es doch fast, er habe selber nicht gewußt, daß man die Verknüpfung der Begebenheiten einer Idee unterordnen müsse.

In

In der vierten Scene fragte der Chor: ob Egisth in der Nähe sey? und Electra antwortet: nein, er sey nicht in Mycene, sonst würde sie den Pallast nicht haben verlassen dürfen. Warum Egisth nicht in Mycene ist, erfährt man im ganzen Stücke nicht. Er ist zufällig abwesend, und wäre dieser Zufall nicht eingetreten, so hätte auch das ganze Stück eine andere Wendung nehmen müssen. Keine Nothwendigkeit ordnet (nach des Recensenten Vorschrift) seine Abwesenheit zu einer innerlich verbundenen Reihe der Begebenheiten, und folglich können sie auch (nach seiner Ansicht) kein Ganzes bilden.

In der fünften Scene wird Clytemnestra's Traum erzählt. Wenn wir auch diesen Traum selbst für keinen Zufall wollten gelten lassen, sondern als von den Göttern gesandt betrachten, so ist es doch offenbar wieder ein bloßer Zufall, daß Chrysotemis ihn erfahren hat, denn er war von der Beschaffenheit, daß Clytemnestra sich wohl hüthete, ihn irgend Jemand zu vertrauen. Aber die Griechen glaubten, wenn sie einen Unglück weissagenden Traum der Sonne erzählten, so würde dessen Erfüllung dadurch vorgebeugt. Das that denn auch Clytem-

nestra, und ein Jemand beherchte sie, und erzählte es ihrer Tochter wieder. Wenn das nicht willkührlich ist, was soll man denn so nennen.

Nach Clytemnestra's eigner Angabe in der ersten Scene des zweyten Actes, ist sie zu dem Morde an ihrem Gemahl bloß durch das empörte Muttergefühl veranlaßt worden, da Agamemnon Iphigenien geopfert. Und warum hat er sie geopfert? — weil er einmahl in Dianens Hain einen Hirsch erlegte, und dabey einige unehrerbietige Worte fallen ließ. Wäre er also nicht zufällig auf die Jagd gegangen, hätte er nicht zufällig jene Worte ausgestossen, so lebte Iphigenie, Agamemnon lebte, und das Trauerspiel Electra konnte nicht geschrieben werden. Ich bin weit entfernt dem Sophocles einen Vorwurf aus dieser etwas armseligen Erfindung zu machen, ich will nur zeigen, daß die Griechen, so gut wie die Neuern, zufällige Begebenheiten in ihre Trauerspiele verweben und oft sie darauf gründen mußten.

In der ersten Scene des vierten Actes bedient er sich gar eines Zeichens, an dem Electra den Orest erkennt. Was für ein Zei-

chen das gewesen, darüber sind die Ausleger verschiedener Meinung. Der Scholiast versteht darunter ein Elfenbein (?) welches die Nachkommen des Pelops Alle an der Schulter hatten. Also eine Art von Muttermaal. Es war vor dreyßig oder vierzig Jahren auch noch sehr gebräuchlich unter uns, den Knoten eines Stückes durch ein Muttermaal zu lösen; eine bequeme und sehr willkührliche Erfindung, die man aber heut zu Tage schwerlich mehr zu Markte bringen dürfte, ohne ausgelacht zu werden.

In der zweyten Scene dieses Actes macht der Hofmeister den Geschwistern, die sich wieder gefunden, die heftigsten Vorwürfe, daß sie draußen vor der Pforte des Pallastes ihre Geheimnisse so laut abgehandelt. Alles wäre verrathen worden, wenn er es nicht zufällig bemerkt, und an der Pforte gewacht hätte. Offenbar ist diese Unterredung vor dem Pallaste eine große Unwahrscheinlichkeit, und, wenn man auch sagen wollte, es liege im Charakter der Electra, im Glücke eben so unvorsichtig zu seyn als im Unglücke, so mußte doch Orest den ganzen Erfolg seines gefährlichen Unternehmens nicht auf eine solche Spitze stellen. Da schaltet

wieder keine Nothwendigkeit, sondern bloße Willkühr.

Eben diese Willkühr ist auch die Mutter der Unwahrscheinlichkeit, daß keine Wache den Pallast schützt, und daß ein Fremdling ganz ungehindert hinein gehen und die Königinn ermorden kann.

In der vierten Scene des fünften Actes erscheint nun endlich Egisth. Woher er kömmt? erfährt man nicht, eben so wenig, als warum er gerade jetzt kömmt? — Ein Zufall führt ihn herbey, und durch einen noch merkwürdigern Zufall tritt auch Er, der argwöhnische Tyran, ohne Wache auf. Sophocles brauchte ihn eben jetzt, und zwar brauchte er ihn ohne Wache. Er kann freylich antworten: das Schicksal hat es so gewollt, aber dann ist das Schicksal doch wahrlich nichts anders als ein Zufall. Ich glaubte auch nicht, daß er so antworten würde, sondern er würde ganz ehrlich wiederholen, was er am Ende des ersten Actes sagte: die Umstände „entscheiden über die wichtigsten Begebenheiten."

Es ist unmöglich zu widersprechen, daß die

Bestrafung des Egisth ganz willkührlich vom Sophocles behandelt worden ist. „Götter!“ ruft Egisth aus, „in welche Fallstricke bin ich „gerathen!“ Man begreift aber nicht, warum er das sagte, denn es ist ihm kein einziger Fallstrick gelegt worden. Freylich hat das Orakel dem Orest befohlen, er solle durch List Rache an den Schuldigen üben, und er hat auch in so weit gehorcht, daß er durch eine ausgesprengte falsche Nachricht von seinem Tode die Mutter sicher zu machen gesucht; um Egisth aber hat er sich gar nicht bekümmert. Es kommt keine Stelle im ganzen Stücke vor, welche etwa andeutete, daß er ihn herbey gelockt. Indessen ist doch Egisth bereits von der Ankunft der Bothen unterrichtet, vermuthlich hat Clytemnestra ihm die frohe Nachricht mitgetheilt; wir wollen also einmahl annehmen, die Wirkung der List des Orest habe sich auch bis auf Egisth erstreckt, und er komme deswegen nach Hause; — wird er denn allein kommen? und wenn er allein kommt, wird er sich denn so ganz gutwillig hinrichten lassen, wie ein Schaf, das dem Schlächter folgt? ey dann war es ja gar nicht nöthig, List zu gebrauchen, dann hat das Orakel einen sehr überflüssigen Rath gegeben. Man urtheile selbst, hier ist ein Fragment aus der Scene:

Egisth. Götter! unter welche Menschen und in welche Fallstricke bin ich gerathen!

Hierauf witzelt Orest, er, der eben seine Mutter ermordet hat, er witzelt, merkst du nicht, du Lebendiger, daß du mit Todten redest?

Egisth (statt seine Wachen zu rufen.) Weh mir, ich verstehe den Spott. Es ist wohl gar Orest, der mit mir spricht.

Orest witzelt: ein unvergleichlicher Wahrsager, allein zu spät.

Egisth (statt sich in Vertheidigungsstand gegen einen einzelnen Mann zu setzen.) Ich bin verloren! ich Elender! erlaube mir nur einige Worte. —

Nun bittet aber Electra den Bruder, er soll ihm keinen Aufschub geben, sondern ihn sogleich erwürgen, und Orest herrscht ihm zu: fort, hinein in den Pallast, hier gilt's nicht Worte, sondern dein Leben.

Trotz dieser deutlichen Erklärung ruft Egisth

noch immer seine Wachen nicht, sondern sagt ganz gelassen: Warum im Pallaste? ist deine That löblich, warum scheut sie das Licht? warum ermordest du mich nicht öffentlich?

Orest. Kein Wort mehr! geh! Auf der Stelle, wo du meinen Vater erschlugst, sollst du sterben.

Egisth (statt sein Schwert zu ziehen, stellt eine fromme Betrachtung an.) So hätte das Verhängniß diese Wohnung erkohren, um Zeuge des jetzigen und künftigen Unglücks der Pelopiden zu seyn.

Orest. Des deinigen gewiß. Auf diese meine Weissagung darfst du bauen.

Egisth. Diese Kunst, deren du dich rühmest, hast du von deinem Vater nicht geerbt. (Ein leeres Einschiebsel. Man begreift nicht, warum er das in einem solchen Augenblicke sagt. Orest kehrt sich auch nicht daran, sondern befiehlt ihm zu schweigen.) Du zauderst zu lange, fort!

Nun sollte man meinen, Egisth werde sich

doch endlich ermahnen, aber nichts weniger, er fängt an mit Orest zu complimentiren, wer zuerst hinein gehen soll. Geh voran! sagt er.

Orest. Hinein! gehorche!

Und Egisth gehorcht. Warum? das erfährt man nicht. Seine Unterthanen haben sich nicht etwa empört. Er darf nur winken, so ist es um den kühnen Wagehals geschehen. Wenn alle diese Unwahrscheinlichkeiten auf Rechnung des Schicksals geschrieben werden, welches Egisths Kraft lähmt und ihn zum Opferthiere macht, nun, so muß man gestehen, daß die griechischen Trauerspieldichter ein weit leichteres Spiel hatten, als die Neuern; sie durften sich erlauben, was sie wollten, es mochte noch so unwahrscheinlich seyn, das Schicksal deckte alles mit seinem weiten Mantel zu. Ganz überflüssig die Warnung des Hofmeisters. Was lag daran, wenn der ganze Pallast den Plan des Orest erfuhr? Egisth war ja doch einmahl bestimmt, weder Hand noch Fuß zu rühren. —

Auf gleiche Weise könnte man alle die hoch-

gerühmten griechischen Trauerspiele zergliedern, und immer würde man finden, daß sie nichts weniger „als von einer ewigen Nothwendigkeit „durchdrungen sind, welche die einzelnen Begebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe „ordnet, und ein Ganzes bildet," es wäre denn, daß man bey jedem Zufall, bey jeder Willkühr, sich immer damit helfen wollte: das ist das Schicksal.

Wann wird doch endlich einmahl die erbärmlich, blinde Bewunderung der Griechen aufhören! sie mögen für ihr Zeitalter, für ihr Volk ganz vortreffliche Dichter gewesen seyn; sie mögen auch uns noch herrliche Bruchstücke liefern; aber sie uns im Ganzen als Muster aufstellen wollen — behaupten, wir hätten keine Tragödie, weil wir die Griechische nicht haben, — das ist lächerlich.

Ich kann mich nicht enthalten aus derselben Electra noch einige der derbsten Schönheiten anzuführen, die zu ihrer Zeit große Wirkung gethan haben mögen, die aber unserem Gaumen, und mich dünkt mit Recht, nicht mehr behagen. Dahin gehört der Ueberredungs-

grund, welchen Electra gegen ihre Schwester geltend macht, um sie zur Theilnahme an dem Morde des Egisth zu bewegen, sie werde sonst keinen Mann bekommen, sie werde unvermählt veralten. Psychologisch richtig mag Electra kalkulirt haben, wenn es nur etwas zarter eingekleidet wäre. Ein Neuer dürfte ein Mädchen zu dem Andern nicht so sprechen lassen. Dahin gehören die oft wiederholten, kräftigen Benennungen, durch welche Electra ihre Mutter bezeichnet, schändlich, scheußlich u. s. w., vor allen Dingen aber ihre wahrhaft gräßliche Freude, als sie die Mutter, die eben ermordet wird, schreyen hört. Der Chor ruft aus: „Ah! ich höre, was man ohne Schaudern nicht hören kann!“ Die Tochter hingegen ruft — da Clytemnestra wimmert: Wehe mir, ich bin verwundet! — O gib ihr noch Ein's, wenn du kannst! noch Ein's!

Wenn dieser scheußliche Zug dem griechischen Publikum behagt hat, welch ein Publikum muß das gewesen seyn! — Welches Herz empört sich nicht, wenn es eine Tochter, auch im gerechtesten Unwillen über eine verbrecherische Mutter, bey deren Ermordung ausrufen hört: O gib

ihr noch Ein's! und wenn sie gleich darauf mit Wohlgefallen die Hand betrachtet, die noch vom Blute der Mutter triefet. Wenn ich bey solchen Stellen Beyfall jauchzen hörte, so würde ich glauben, das ganze Publikum bestände aus einer Räuberbande.

Dahin gehört auch der Theater Coup (denn weiter ist es nichts) da Orest die bedeckte Leiche der von ihm selbst ermordeten Mutter dem Egisth vorführt, und bey deren Enthüllung keine andere Bewegung als Schadenfreude äußert. Freylich hat er geglaubt, indem er die Mutter opferte, einen Spruch der Götter zu erfüllen; aber nun ist dieser Spruch erfüllet, und alle seine folgenden Aeußerungen kommen nicht mehr auf Rechnung des Werkzeuges der Götter, sondern auf Rechnung des unnatürlichen Sohnes.

So fühlen wir. Die Griechen haben anders gefühlt, und mögen zu entschuldigen seyn; allein warum will man uns für Schönheiten aufdringen, was unser Innerstes empört? — Die Gräcomanen werden mich verketzern. Immerhin! ich weiß doch, daß Tausende von gebilde-

ten Menschen — unter ihnen war auch Gotter — mir gleich denken und fühlen. Gotters Electra und Orest sollte nicht vergessen werden. Nur in solchem Gewande kann Sophocles uns noch gefallen.

Trostgründe für Jeden, der eines Plagiats sich schuldig weiß.

Schon Porphyrius hat bemerkt, daß man bisweilen in den Werken des Ephorus 300 Zeilen hintereinander fände, die er Wort für Wort von andern abgeschrieben. — Dergleichen litterarische Diebstähle waren so gemein unter den Griechen, daß es gelehrte Spürhunde gab, die sich eine ernstliche Beschäftigung daraus machten, sie auszuspähen. Aristophanes der Grammatiker schrieb eine ganze Sammlung von Menanders Freybeutereyen, und ein Anderer sogar sechs Bücher, betitelt: Stellen von Menander, die nicht von ihm sind. Philostrat von Alexandrien erzeigte dem Sophocles denselben Liebesdienst. In einer Schrift, die Jäger benannt, wurden dem Theopomp die geraubten Federn ausgezogen. Kurz, es gibt in der Litteratur keine einzige böse Gewohnheit,

von der uns nicht die Griechen Beyspiele hinterlassen hätten.

Auch wir besitzen ein Werk von Thomasius de plagio literario. Aber müssen es denn immer Plagiate seyn, wenn man in verschiedenen Schriftstellern einerley Gedanken auf verschiedene Weise ausgedrückt findet? Les beaux esprits se rencontrent, sagt das französische Sprichwort; und auch davon würden wir aus dem Alterthume sehr viele Beyspiele anführen können, wenn wir das Buch eines gewissen Aretades besäßen, περὶ συνεμπτώσεως, Begegnung der Gedanken, genannt.

In der Preußischen Geschichte des Herausgebers soll ihm auch das Unglück wiederfahren seyn, einem Gedanken des Herrn Doctors Garlieb Merkel zu begegnen, weil er die Vermuthung geäußert hat, der alte preußische Held, Waidewut, möchte wohl nicht der Fabelwelt angehören, sondern wirklich existirt haben. Das soll ein gewaltiges Plagiat seyn, zumahl da man den gelehrten Herrn Doctor nicht dabey citirt hatte. Das beraubte Werk ist nähmlich die Vorzeit Liflands, ein vergessenes, aber einst vom seligen Schlözer als historis

scher Roman gewürdigtes Buch. In der That hat sich der Herr Doctor darin eben nicht als einen kritischen Geschichtsforscher gezeigt. Er bekennt, daß seine Nachrichten von Waidewut aus Rajalowicz entlehnt sind, einem Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts. Wenn ich keinen andern Gewährsmann hätte aufstellen können, so würde ich mich wohl gehüthet haben, Waidewut's Existenz in Schutz zu nehmen. Meine Nachrichten beruhen auf ganz anderen Zeugnissen, und darum kommt des Herrn Doctors pomphafter Vorwurf mir gerade so vor, als ob Feßler, der einen historischen Roman von Alexander dem Großen geschrieben hat, einen andern Biographen dieses Helden, der den Curtius benutzte, des Plagiats beschuldigen wollte. Mag in der schönen Litteratur der Herr Doctor sich immerhin auf dem Richterstuhle brüsten, was aber die Geschichte betrifft — taceant mulieres in ecclesia.

Der Eingang zu einer Recension.

Unter den vielen, durch Albernheit merkwürdigen Recensionen im Fache der schönen Wissenschaften, die in der Jenaischen Litteratur-Zeitung vorkommen, befindet sich auch eine in Nr. 173. des vorigen Jahrganges, deren Eingang für ein Muster gelten mag, mit vielen Worten eigentlich nichts zu sagen, und, einem guten Freund zu Liebe, die Begriffe dermaßen zu verwirren, daß der Teufel selber den Faden nicht herausfinden soll. Das recensirte Buch heißt: Reisen aus der Fremde in die Heimath, von Ernst Wagner. Ich kenne es nicht, lasse folglich auch dessen Werth gänzlich unangefochten. Aber der Recensent ist offenbar ein Kunstjünger aus der neuesten Schule, und aus seinem Berichte erhellet, daß die Reisen aus der Fremde nicht im Geiste dieser Schule geschrieben sind, ihm also auch nicht gefallen

fallen können. Indessen sollen sie doch nun einmahl gelobt werden. Wie fängt er das an?

Er steigt ganz gravitätisch herab von seiner Höhe, und läßt sich folgender Gestalt vernehmen: „Der grossen Lesewelt, welcher man, und „zwar nicht mit Unrecht, manches Unrühmliche „nach zu sagen pflegt, gereicht es zur Ehre, daß „sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Ro„mane von Ernst Wagner interessirt; und es ist „dieß ein erfreulicher Beweis, daß man endlich „anfängt, des Abenteuerlichen und Empfinde„seligen (sic!) überdrüßig zu werden, und „die Leere zu fühlen, welche das willkührliche „und einseitige (?) Spiel mit Begebenheiten „und Empfindungen im Gemüthe zurück läßt. „Da man sich im Ganzen nicht glücklich fühlte „(?) so suchte man, so zu sagen, wenigstens „sich im Einzelnen glücklich zu empfinden, oder „seinen unseligen Zustand über wunderliche Si„tuationen und Ereignisse auf Augenblicke zu „vergessen. Diese Scheinmittel konnten das „Uebel zwar eine Zeitlang lindern, aber nicht „heilen, und so mußten sie über kurz oder lang „verdächtig, und dem Romandichter der Vorzug „werden, der jene Leere auszufüllen im Stande „war. Daß Ernst Wagner den hierzu erforder-

„lichen Grad von Kraft und Fülle besitzt, wird „jeder inne werden, der seine Werke aufmerksam liest; vornähmlich ist es Innigkeit des Gefühls und ein bey aller Weisheit der Empfindung energischer, zuweilen derber Natursinn. „Was (sic!) aus ihm spricht, und gerade dieses „ist dem gegenwärtigen Bedürfnisse des Publikums „am angemessensten. (?) Dazu kommt, daß er „sich gern in Betrachtungen über das Leben, über „Wissenschaften und Kunst und in Schilderungen „ausbreitet, und alles Strebens zum Idealen und Höhern ungeachtet, dennoch immer in „der Sphäre verweilt, wo mehr das Gefühl „und der Verstand als die Phantasie sich wirksam zeigen. Auf diese Weise muß sich der Leser, „der nicht sowohl eigentlichen Kunstgenuß, als „mannigfaltige Erweiterung und Stärkung seiner Einsichten und Gefühle sucht, ganz befriedigt fühlen — und er kann vielleicht so am „leichtesten dem höhern Grad von Bildung entgegen geführt werden, welchen das reine „Wohlwollen am Schönen in der Kunst voraussetzt.“

Die Lesewelt weiß kein Wort davon, daß sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane des Herrn Ernst Wagner interessirt; sie

erfährt es wahrlich erst vom Recensenten, und das ist auch das Einzige, was sie von ihm erfährt, denn die Saalbaderey über das Buch selbst, gleicht einer grünen Donnerstags Suppe, die bekanntlich aus neunerley Grün dergestalt zusammengesetzt wird, daß keiner von den Gästen errathen kann, ob er etwas Spinat oder etwas Nesseln auf der Zunge hat. Die Lesewelt soll, zu ihrer Ehre, des Empfindseligen überdrüßig seyn, und um sie dafür zu entschädigen, wird ihr Herrn Wagners Weichheit der Empfindung empfohlen, und das Abenteuerliche wird durch dessen derben Natursinn ersetzt, unter dem ich mir auch nur etwas Abenteuerliches denken kann. Wenn dieser derbe Natursinn in Gefühlen abenteuerlich ist, so möchte das weit schlimmer seyn, als wenn Herr Wagner Mährchen erzählte. Aber Weichheit der Empfindung und derber Natursinn sollen gerade den gegenwärtigen Bedürfnissen des Publikums am angemessensten seyn,(!) und da nun der Leser Stärkung seiner Gefühle sucht, so wird er ganz befriedigt werden. Also durch Weichheit der Empfindung wird das Gefühl gestärkt. Nun trette noch Einer auf und spreche, es ließe sich nichts

Neues mehr sagen. Ein Recensent in der Klemme sagt sicher viel Neues.

Bisher haben wir geglaubt, ein guter Roman müsse ein Kunstwerk seyn; nun hören wir aber, daß Herr Wagner, der doch die erforderliche Kraft und Fülle besitzt, keine Kunstwerke liefert, (denn es heißt ausdrücklich: eigentlichen Kunstgenuß dürfe man nicht bey ihm suchen) daß er trotz alles Strebens zum Idealen und Höheren, doch in einer niederen Sphäre verweilt; folglich braucht ein Roman kein Kunstwerk zu seyn, denn sonst würde ja der Recensent diesen nicht loben.

Ich mag den Leser nicht länger in diesem Irrgarten spazieren führen. Der Recensent hat einen Knauel von hochtönenden Worten, den er abhaspelt und durch den er sich wieder heraus hilft. Man sieht, daß, wenn ein casus pro amico es erheischt, einem Recensenten kein Ding unmöglich ist, quod erat demonstrandum.

Fragen.

Ein alter Gelehrter, Bartius, hat auf der ersten Seite der Rede des Cicero gegen Vatinius, nicht weniger als 70 Verse gefunden, und geglaubt, er würde deren wohl 300 gefunden haben, wenn er die Rede in dieser Absicht ganz durchlaufen hätte. Vossius hat ein ganzes Distichon im Anfang des dritten Buches des Redners ausgespäht, und Quintilian bekennt, es sey fast unmöglich, etwas Lateinisches zu schreiben, das sich nicht unter irgend einer Gattung von Versen ordnen ließe. Warum wird es denn der deutschen Prose zum Vorwurf gemacht, wenn man bisweilen Jamben oder Alexandrinen darin antrifft, die sich doch auch, im erhabenen Styl, nicht immer vermeiden lassen? —

Seneca beschreibt sehr lebhaft den Widerwil-

len, mit dem ein Kranker bekennt, daß er das Podagra hat. Im 17. Jahrhunderte sagte ein witziger Kopf: Das Podagra gleiche den Fürstenkindern, die erst lange nach ihrer Geburt getauft würden. Warum schämt sich ein Podagrist? oder vielmehr, warum hat er sich geschämt und thut es jetzt nicht mehr?

Vor 30 Jahren ließ ein gewisser du Meure zu Paris ein Büchlein drucken, von der Wiederherstellung der lateinischen Sprache in ihrer ganzen Reinheit, wie sie zu den Zeiten des Augustus gewesen. Er behauptet darin, das Lateinische werde an vielen Orten durch die Aussprache jämmerlich verunstaltet: man sage unter andern in der Schweiz, statt bonus vir, ponus fix, und in Bayern, statt pater, poter, statt panem, ponem. Aber sagt man denn nicht in Frankreich statt judex, schüdex? und statt discipulus, dissipülüs? — würde überhaupt ein Römer aus jenen Zeiten irgend einen unserer Gelehrten verstehn?

Als der Herzog von Montausier, Gouverneur

des Dauphin, zu dessen Gebrauch die lateinischen Classiker commentiren ließ, empfingen die zu diesem Geschäfte auserwählten Gelehrten unter andern die Anweisung: sie sollten Register machen, in welchen pünktlich angezeigt wäre, wie oft jedes Wort in dem Buche vorkomme. — Welchen Nutzen versprach sich der Herzog von dieser Geist-tödtenden Arbeit?

Chevreau, in seiner Weltgeschichte, behauptet, es gebe mehr als fünfzig verschiedene Arten die Jahre der Welt bis auf Christi Geburt zu zählen. Nach der ersten derselben sey Christus im Jahr der Welt 3740 geboren, und nach der letzten im Jahr 6984. Der Unterschied beläuft sich also nur auf 3000 Jahre. Welche von diesen fünfzig Zeitrechnungen soll ein guter Christ als die wahre annehmen?

Lucan singt: Quinque bibunt tenera dulces ab arundine sucoos — und Statius: Et quas praecoquit Ebusita Cannas. Haben denn die Alten schon Zucker gehabt?

Im Jahr 1676 erschien zu Augsburg ein Buch: Felix Literatus, und 1680 ein anderes: Infelix Literatus. Das Erstere paßt nicht für unsere Tage; aber sollte von dem Letztern nicht eine neue Auflage zu veranstalten seyn?

Es ist weit über hundert Jahre, als die Dichterin Des-Houlières eine verdrüßliche Epistel schrieb, (epitre chagrine) in welcher sie von den jungen Herren ihrer Zeit sagt: sie scherzen über ihre Ausschweifungen; sie besuchen die Damen nur um zu erzählen, wie viel sie im Spiel gewonnen oder verloren haben, oder um sich Rendezvous zu geben. Verliebt sich Einer zufälligerweise im Ernst, so verspotten ihn die übrigen, und er darf es gar nicht wagen, dem schönen Geschlecht Ehrerbiethung zu bezeigen. Dann beseufzt die gute Dame, daß die schöne Zeit verschwunden sey, in welcher ein Nemours, ein Bassompierre, ein Unise die galanten Ritter gespielt, und wünscht, sie möchten wieder aufleben um durch ihr Beyspiel jene ehrerbiethige Zärtlichkeit aufs neue zu erwecken, die durch rohe Sitten und Hochdünkel verdrängt worden. — Sind sie wirklich wieder aufgelebt? oder gelten die Klagen der Dichterin noch heut zu Tage?

Es wohnte vor alten Zeiten in Nürnberg ein berühmter Färber, Krisel war sein Nahme; für dessen Meisterstück ein Tuch gehalten wurde, welches auf Einer Seite scharlachroth, auf der andern violet gefärbt war. Welche Kunst sollte wohl schwerer seyn — die eben erwähnte? oder die, von welcher Atheneus im neunten Buche Meldung thut? nähmlich, ein Spanferkel so zuzubereiten, daß es auf Einer Seite gekocht, auf der Andern gebraten erscheint? — ist es nicht bedauernswürdig, daß diese große, schöne Kunst verloren gegangen?

Theophrast hat irgendwo gesagt, daß, um weise zu seyn, man die Götter nicht fürchten müsse. Das klingt abscheulich, aber es klingt nur so. Die Alten nähmlich theilten, in Ansehung der Moralität, die Menschen in drey Classen. Zu der ersten zählten sie diejenigen, welchen es nur gelungen, manche Fehler abzulegen; zu der zweyten diejenigen, die alle ihre Laster und Leidenschaften bekämpft hatten, aber noch immer in Gefahr standen, wieder darin zu versinken; zu der dritten endlich die unerschütterlichen Tugendhaften, denen weder Leidenschaften noch

Glückswechsel mehr etwas anhaben konnten. Von diesen letztern sagt Seneca, daß sie die Götter nicht mehr fürchten. Wir sehen in unsern Tagen so Manchen, der die Furcht vor Gott glücklich überwunden hat; sollten diese hohen Naturen lauter Weise seyn?

In England erschien einmahl ein Buch betitelt: An Enquiry in to the life and Writings of Homer (Forschungen über Homers Leben und Werke) in welchem der Verfasser, Blackwell, die Frage aufwirft: Wie es doch zugeht, daß seit 2700 Jahren, nähmlich seit der Zeit, in welcher Homer schrieb, ihm noch Niemand gleich gekommen? und daß auch vor dieser Zeit, so viel wir wissen, ihn Niemand übertroffen? — Diese Art von Wunder schreibt er dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu, denen wir nach seiner Meinung, Homers Gedichte verdanken; dem Clima, dem Zeitraume, in welchem er lebte, den damahligen Sitten und Gewohnheiten, der Religion, der Erziehung des Dichters, seinen Reisen, seinem Genie. — Mich dünkt, indem Blackwell das letztere nannte, hätte er sich die Aufzählung aller übrigen Umstände

so ziemlich ersparen können. Doch Einen merkwürdigen Umstand hat er ganz vergessen. Homer spricht in seiner Odyssee Lib. IX. v. 196 u. f. von einem berühmten thracischen Weine, der so stark war, daß man zwanzigmahl so viel Wasser dazu mischen konnte. Ein römischer Consul machte die Erfahrung an Ort und Stelle, behauptete aber, man könne achtzigmahl so viel Wasser beymischen. (Plinius) Folglich gossen andere Leute dreymahl mehr Wasser in ihren Wein als Homer. Ist es denn ein Wunder daß er dreymahl begeisterter war?

Baron Pöllnitz, der in seinen Briefen und Memoiren Haag das erste Dorf in Europa nennt, gibt folgende Beschreibung von den Holländern: Sie tragen ihre Hemden vierzehn Tage lang unter einem fetten, eckelhaften Camisol von Wolle, — sie bedienen sich gewöhnlich keiner andern Gabeln als ihrer Finger, mit welchen sie den Sallat aus dem Weinessig fischen u. s. w. — Wenn diese Beschreibung wahr ist, wie sind denn die Holländer zu dem Rufe übergroßer Reinlichkeit gelangt?

Scharaden.

Die über jeder Scharade stehenden Zahlen bedeuten die Anzahl der Sylben, z. E.: 1—2 bedeutet, daß das erste einsylbig, das letzte zweysylbig, das Ganze also dreysylbig ist.

1 — 2.

1. Mein Erstes wird für kostbar geachtet, und dennoch täglich verschwendet. Man nennt es theuer, es wird aber sehr wohlfeil verkauft. Mein Zweytes trägt wie mancher Dichter, eine Gattung von Waffen, die vormahls der Tod besaß, die ihm aber genommen worden. Mein Ganzes liebt mein Erstes sehr, und ist schon zufrieden, wenn es nur ein wenig davon bekommt. Aber trotz der täglichen Verschwendung meines Ersten, gibt man meinem Ganzen doch nur in der Noth etwas davon. Dafür wird es durch Menschen gerächt, die seinen Nahmen zu führen pflegen.

1 — 2.

2. Ein Mädchen kann mein Erstes, mein Zweytes und mein Ganzes zugleich seyn, aber mein Erstes nur bis zum Traualtar, mein Zweytes nur bis zur Hochzeit, und mein Ganzes nur einen Tag.

1 — 1.

3. Die Leute wollen von einer Begebenheit, außer dem Warum, immer auch mein Erstes wissen, besonders wenn mein Zweytes, welches die Nachricht lieferte, von Wichtigkeit ist. Die merkwürdigste Begebenheit hat mein ehrwürdiges Ganzes prophezeiht, und die Prophezeihung ist eingetroffen.

2 — 1.

4. Wenn mein Zweytes im Plurali den Mann verführt sich einem Mädchen als mein Erstes hinzugeben, so muß er nicht selten mein Ganzes ertragen.

1 — 2.

5. Wenn mein Erstes eine Beleidigung empfängt, so ist oft mein Ganzes die Rache derselben. Eine Schmeicheley hingegen ist meinem Ersten süß, wie mein Zweytes.

1 — 1.

6. So lange mein Zweytes mein Erstes ist, wird es von Unkundigen bisweilen für mein

Ganzes gehalten. Mein Zweytes ist auch wirklich einmahl mein Ganzes gewesen, kann es aber nie wieder werden. Mein Erstes ist für mein Ganzes sehr wünschenswerth, denn wenn mein Ganzes nicht mehr mein Erstes ist, so wird es schwerlich mein Zweytes werden. Viele wünschen mein Zweytes zu besitzen, viele wünschen es auch los zu werden. Mein Erstes ist sehr vergänglich, obgleich mein Zweytes und mein Ganzes alle Mühe anwenden, um es zu erhalten.

1 — 1.

7. O du mein Erstes! wenn wirst du wieder kommen mit einem bessern Ganzen versehen? — O du mein Zweytes! füge dich in mein Erstes, um mein Ganzes zu ertragen! —

2 — 2.

8. Wenn der Soldat sein Schwert vor meinem Zweyten bewahrt, so wird er mit Recht zu meinem Ersten gezählt, und verdient bloß eine Schöne, auf deren Lippen er mein Ganzes findet.

1 — 2.

9. Hätte mein Erstes im Paradiese die Schlange betasten dürfen, so würde es die Eva

gewiß vor meinem Zweyten gewärnt haben, und es wäre dann nicht nöthig gewesen, mit Hülfe meines Ganzen, so viel Geschwätz über die Erbsünde zu machen.

2 — 1.

10. Es gibt nur wenige Menschen, die berechtigt sind, mein Zweytes zuerst an den armen Teufel zu werfen, der wider Willen nach meinem Ganzen wandert, um eine Beute meines Ersten zu werden.

1 — 1.

11. Im Zweyten findet der Mensch in Gefahren das Erste und wird sich selbst das Ganze.

1 — 1.

12. Ein Mädchen, das keine Aeltern mehr hatte, sondern unter der Obhut eines ehrbaren Oheims stand, heirathete einen Schiffer, der eine Reise nach China machte, als seine Frau eben im Kindbette lag. Er kam zurück, ging zu meinem Zweyten, und fand seine Frau abermahls im Kindbette. Voll Verwunderung bediente er sich meines Ersten, und fragte mein Ganzes: wie geht das zu?

(Die Auflösung im nächsten Hefte.)

Inhalt.

	Seite.
Dummheit und Narrheit.	3
Höfliche Vorsicht	7
Die Schlange im Paradiese	9
Die Moral der Welt	14
Die Romane	18
Erinnerung an alte Freundschaft	23
Kleine Gallerie von Albernheiten	26
Die verschiedenen Ansichten	33
Zweyfache Reise nach Amerika	65
Der Selbstbeschauer	88
Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra	106
Das Testament	120
Der tragbare Barometer	125
Ein Wörtchen über das Trauerspiel	127
Trostgründe	141
Eingang zu einer Recension	144
Fragen	147
Scharaden	156

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von
August von Kotzebue.

Viertes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Die Grille.

Von

August von Kotzebue.

Vierter Bändchen

Der Hofmann.

Freylich sind die meisten Menschen Sklaven, aber doch nur ihrer eignen Leidenschaften und Thorheiten, der Höfling ist ein Sklave fremder Launen. Er genießt sein Brode (oder Confect) zwar nicht im Schweiß des Angesichts, und doch ist es das sauerste, das auf Erden genossen wird; seine Kunst eine der schwersten.

Man sollte glauben, nur ein alter, vollendeter Hofmann könne die Regeln dieser Kunst lehren, und eben weil Verstellung Eines ihrer Haupterfordernisse jederzeit gewesen, so könne auch kein Ungeweihter mit Kenntniß davon sprechen. Aber ein Spanier, Balthaser Gracian, hat das Gegentheil bewiesen, obgleich der Hof, an dem er lebte, nur ein Jesuitercollegium in Catalonien war. Durch ein tiefes Studium der menschlichen

Schwachheiten und der Art, wie sie am besten zu fangen sind, haben bekanntlich die Jesuiten ihre einst furchtbare Macht gegründet; sie mußten folglich vor allen Dingen auch Höflinge seyn, und es ist weniger zu verwundern, daß Gracian sich diese Kunst zu eigen gemacht, als daß er ihre Geheimnisse ausschwatzen durfte. Es sind nun 200 Jahre als er es that, und sein Buch heute wieder ans Licht gezogen, gleicht dem unverwesten Körper eines Großvaters, in dem der Enkel noch vollkommen die Familien-Aehnlichkeit erkennt. Man wirft dem Verfasser Dunkelheit vor, und als Amelot de la Houssaye, ein berühmter Schriftsteller unter Ludwig XIV., den Hofmann übersetzte, sagte eine damalige Literatur-Zeitung: das Original sey dunkel und die Uebersetzung finster

Aber Amelot bewies wenigstens schon in seiner Zueignungsschrift an den König, daß er einen ächten Beruf hatte, das Original nicht allein zu übersetzen, sondern auch mit Noten zu versehen, denn es ist nicht möglich, feiner und gröber zugleich einem Könige zu schmeicheln, als er in dieser merkwürdigen Dedication.

Sire, sagte er, ich zittere, wenn ich denke, was Sie sind und was ich bin. S

würde ich gewagt haben, vor Ihnen zu erscheinen, wenn nicht ein so geschickter Hofmann, als Gracian, mich bey Ihnen einführte. — Hätte er noch zwanzig Jahre gelebt und wäre Zeuge Ihrer Eroberungen gewesen, er würde nicht behauptet haben, daß seine Muttersprache die allgemeine und ein Schlüssel der Welt zu nennen sey. — Ich schweige von diesen Eroberungen, die selbst Augenzeugen besser bewundern als erzählen können. Sie sind der Achill von Europa, und ganz Europa ist Ihr Homer. Sie sind der Mann des Ruhms. In den Krieg ziehen, heißt bey Ihnen zu Triumphen ausziehn. — In 40 Jahren Ihrer Regierung haben Sie mehr gethan als 40 Könige, und Ihre Nachkommen werden einst sprechen wie Philipp II. bey Erblickung des Bildnisses Ferdinand des Katholischen: Diesem verdanken wir Alles! — Aber Sire, werden diese Nachkommen auch Ihr Andenken lieben können? — Die Unmöglichkeit Sie nachzuahmen, wird vielleicht mehr Neid als Dank erwecken, weil die Unterthanen von ihnen begehren werden, sie sollen Ludwig dem Großen gleichen. — Wenn es jemahls einen Meister-König gab, das heißt, einen Solchen, dessen Eigenschaften unter hundert Andere vertheilt, aus Jedem einen großen Mann gemacht hätten, so bekennt Europa, daß Sie es sind. — Ein Fürst gebohren werden,

sagt Tacitus, ist nur ein Geschenk des Glücks, aber ein gebohrner König seyn und es zu seyn wie Sie, das heißt sich selbst zum Könige erheben, das ist das non plus ultra des Königthums. — Viele Fürsten sind groß gewesen, weil sie glücklich waren, aber Sie sind glücklich, weil Sie groß sind. — Als ganz Europa sich gegen Sie verschwor, um den Strom Ihrer Eroberungen aufzuhalten, da verlohren Sie keine Zeit damit, den gordischen Knoten zu lösen, sondern Sie hieben ihn entzwey, Sie vernichteten durch einen Wink des Kopfes, durch Einen Streich des Schwerdtes, die lange gebrütete Tücke der Feinde Frankreichs. — Oft haben Sie diesen Feinden gezeigt, daß Sie mit dem Muthe Alexanders und Cäsars auch deren Schnelligkeit verbinden. Selbst mitten im Winter haben Sie oft Provinzen erobert, ehe man noch wußte, daß Sie im Feld gerückt waren. — (Sogar Ludwigs schändliche Intoleranz zu loben schämt sich der Schmeichler nicht; ein neuer Beweis, daß ein Machthaber, so lange er lebt, immer feile, niederträchtige Schriftsteller findet, die auch seine schlechtesten Handlungen preisen.) Sire, fährt Amelot fort, Sie haben die Hugenotten gedemüthigt oder vielmehr vernichtet, aber nicht durch gewaltsames Aderlassen, wie vormahls Carl IX. sondern durch eine lange Hungerkur, die ihr

nicht allein alles Fett, sondern auch alle Kräfte entzogen. Sie haben diese Ketzer von allen Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen, und sich dadurch eben so gut als gerecht bewiesen. (!) — Wenn es schon schwer ist, Ihren Ruhm theilweise zu verkünden, um wie viel schwerer wird es seyn, Ihre Geschichte zu schreiben, einen Universal-Fürsten darzustellen, ein Groß-Ganzes (ein Grand tout). — Wenn jemals die Monarchie unter Einem Ihrer Nachfolger sich zum Untergange neigte, so würde man nur Sie bedauern, nur Sie zurück wünschen, weil Sie der Einzige wären, der sie wieder herstellen könnte. — (Man sieht, die Schmeichler sind falsche Propheten.) — Viele Fürsten hat die Geschichte verewigt, aber keinen, der immer groß und in Allem groß gewesen wäre. — (Einen solchen wird es auch wohl nie auf der Welt geben.) — Salomo war zuletzt nicht, was er anfangs gewesen. Augustus fing schlecht an und endete gut, Tiber umgekehrt; Nero begann wie ein Phönix und endete wie ein Basilisk. Viele haben ihre ersten Jahre mit Lorbeern, ihre letzten mit den Blumen der Wollust gekrönt. Nur unter Ihrer Regierung, Sire, ist Alles schön und majestätisch, von gleicher Kraft und Fülle, und Sie können sagen wie Alfons, der König von Neapel

und Virtuosen, daß Sie keinen Tag Ihres Lebens übel angewendet. —

Es ekelt mir, diesem elenden Schmeichler länger nachzuschreiben, aber lächeln muß ich, wenn ich an die Verzweiflung denke, die manchen heutigen Schmeichler ergreifen wird, wenn er sieht, daß schon vor mehr als hundert Jahren Alles in dieser Kunst erschöpft worden, und es unmöglich ist, noch etwas Neues hervorzubringen.

Amelot hat Gracians Maximen mit Noten begleitet, die größtentheils aus den übrigen, nicht minder schlauen Schriften dieses Jesuiten geschöpft sind. Viele Gemeinsprüche laufen freylich mit unter; aber ein Auszug aus dem Ganzen verdient in der That das **Breviarium** der Höflinge zu bleiben, und gewährt über auch jedem Leser Genuß, den tiefe Blicke in das menschliche Herz erfinden.

1. Man bedarf jetzt mehr Eigenschaften, um Einen Weisen zu bilden, als vormahls deren sieben, und es ist in unsern Tagen mehr Geschicklichkeit vonnöthen, um mit Einem Menschen zu unterhandeln, als vormahls mit einem ganzen Volke. (Ein Satz, aus dem vielleicht Herr Merkel einen neuen, aber sehr zweydeuti-

gen Beweis ziehen würde, daß die Menschheit fortschreitet.)

2. Schweigen ist das Heiligthum der Klugheit. Es birgt nicht bloß Geheimnisse, sondern auch Fehler.

3. Der Kluge zieht abhängige Menschen den Dankbaren vor. Hoffen lassen ist schlau, auf Erkenntlichkeit lauern, einfältig; denn diese vergißt, Hoffnung erinnert Wer getrunken hat, kehrt dem Brunnen den Rücken. Mit der Abhängigkeit schwindet auch die Dankbarkeit. Darum muß man sich den Fürsten immer nothwendig machen.

4. Alle Ueberlegenheit ist gehässig, aber die eines Unterthanen über seinen Fürsten thörigt oder Unglück bringend. Der Schlaue birgt seine Vorzüge wie ein Frauenzimmer die Schönheit unter einem Negligee. Man mag wohl andern manche Ueberlegenheit einräumen, nur nicht die des Geistes, am wenigsten mögen das Fürsten. Eine solche ihnen zeigen ist ein Staatsverbrechen. Ein Höfling, der eines Tages Philipp dem Zweyten mehrere Schachpartien abgewann, kam betrübt nach Hause und sagte zu seinen Kindern: es ist aus mit uns! der König weiß, daß ich

besser Schach spiele als er. — Man muß nie Rath ertheilen, sondern nur gleichsam an das Vergessene erinnern.

5. Von ferne stehn ist bisweilen gut. Man hegt von Abwesenden immer eine höhere Meynung als von Gegenwärtigen.

6. Es giebt gewisse behagliche Menschen, die überall beliebt sind. Was sie dazu macht, lernt sich nicht aus Büchern oder in Schulen. Sie wissen Alles, was in der Welt vorgeht, kennen alle Gebräuche und beobachten sie; merken sich die schönsten Stellen aus Büchern, das Wichtigste aus den Zeitungen, das Pikanteste aus Satyren. Sie erzählen Anekdoten aus der galanten Welt, bringen bald ein Epigramm, bald den Spruch eines Weisen an und schonen immer dabey derer, mit welchen sie sich unterhalten. Was beleidigen könnte, verschweigen sie, und wenn ein Dritter tadelt, so entschuldigen sie. Wer diese Kunst besitzt, dem nutzt sie mehr, als wenn er Meister der sieben freyen Künste wäre.

7. Stelle dich bisweilen, als wüßtest du nichts, um andern das Vergnügen zu gönnen, dich zu unterrichten. Viele finden darin ein göttliches Vergnügen, und lieben dich, der es ihnen verschafft.

8. Hast du Fehler, so mache es wie Julius Cäsar: bedecke den Kahlkopf mit Lorbeern.

9. Das Unglück ist gewöhnlich ein Kind der Thorheit. Suche die Glücklichen, um sie zu nutzen, meide die Unglücklichen. Die größte Kunst im Piquetspiel ist das Wegwerfen, die kleinste Karte in Trumpf gilt mehr als die höchste in einer andern Farbe.

10. Rede wie das Volk, aber denke wie die Weisen im Volke. Der Weise vermeidet eben so sehr zu widersprechen, als widersprochen zu werden.

11. Sanftmuth schließt den Muth nicht aus. Honig trägt die Biene, aber auch einen Stachel zur Vertheidigung.

12. Lerne warten. Philipp II. sagte: Die Zeit und ich, wir sind so gut als zwey andere. Die Zeit mit ihrer Spindel bringt größere Dinge hervor, als Hercules mit seiner Keule. Der weise Bias pflegte zu sagen: Jupiter würde längst schon keine Blitze mehr haben, wenn er nicht Geduld hätte. Wer sich selbst beherrschen kann, wird bald auch andere beherrschen. Bedenke lange, thue schnell. Das kostbarste Metall reift am langsamsten.

12. Wer durch die Pforte des Vergnügens in den Tempel des Glücks steigt, der geht gewöhnlich durch die Pforte des Kummers wieder hinaus.

13. Es ist ein gewaltiger Vortheil, der Erste zu seyn, der in einer Sache sich auszeichnet. Das ist die Vorhand im Spiel; man gewinnt, ohne bessere Karten zu haben als der folgende. Mancher wäre ein Phönix in seiner Art geworden, wenn nicht schon andere vor ihm gewesen wären. Oft ist der Ruhm ein Majorat, das nur die ältesten Söhne erben.

14. Ersparе dir allen Verdruß. Diese Regel ist die Hebamme der Zufriedenheit. Es giebt Menschen, die täglich ein wenig Verdruß haben müssen, wie Mithridat ein wenig Gift. Hast du zu wählen zwischen dem Vergnügen eines Andern oder deinem eigenen Mißvergnügen, laß Jenen sich kümmern. Thue auch nie etwas dir Unangenehmes einem Rathgeber zu gefallen.

15. Lerne mit guter Manier abschlagen. Von Manchen hört man lieber ein Nein als von Andern ein Ja, weil ein höfliches Nein mehr vergnügt als ein brummisches Ja. Es giebt Leute, die immer ein Nein auf der Zunge be-

ten, und doch wohl hinterher alles zugesehen; aber dann weiß man es ihnen keinen Dank mehr, weil das ungewürzte Nein schon erbittert hat. Man muß auch nicht mit dem Nein so gerade ins Haus fallen, sondern es langsam zu verdolmetschen geben, immer noch einige Hoffnung durchschimmern lassen und immer mit Höflichkeit die Leere ausfüllen. Ja und Nein sind ein paar kurze Worte, doch ehe man sie ausspricht, sollte man lange darüber nachdenken.

17. Bleibe du immer gleich. Manche sind heute nie das, was sie gestern gewesen, haben täglich eine andere Meynung, einen andern Willen, ein anderes Vernehmen. Das ziemt der Klugheit nicht. Ein Höfling muß keine Launen haben. Nur wenn die Gestalt der Dinge um ihn her sich verwandelt, verwandelt er sich mit.

18. Unentschlossenheit ist schlimmer als schiefe Thätigkeit. Tacitus sagt: es giebt Dinge, die keinen Aufschub leiden, und wo Verwegenheit besser ist als guter Rath. Man darf nicht zaudern, wenn man voraussieht, daß nur das Geschehene gerühmt werden wird. Stehendes Wasser verdirbt. Manche thun nie etwas, ohne von andern dazu getrieben zu seyn.

19. Geistreiche Menschen finden sich schnell in das Mißlungene. Durch eine artige Wendung entschlüpfen sie jedem Labyrinth. Durch ein graziöses Lächeln vermeiden sie bisweilen drohenden Zorn. Widerspruch kleiden sie in eine höfliche Zweydeutigkeit. Es ist eine schöne Kunst, nie allzuverständlich zu werden.

20. Es nicht unzugänglich. Diesen Fehler haben nur diejenigen, die das Glück übermüthig gemacht hat. Man geht bey solchen Leuten zur Kundung mit Furcht und Vorsicht bewaffnet, als ob man ein wildes Thier bekämpfen müßte. Zuvor krochen sie vor aller Welt, um ihren jetzigen Stolz zu erschleichen, nun rächen sie sich an aller Welt durch ihren Uebermuth.

21. Ein großer Theil des Lebens verstreicht unter Nachfragen. Was wir sehen ist das wenigste. Wir leben auf Treu und Glauben anderer. Das Gehör ist öfter die Pforte der Lüge als der Wahrheit. Diese flieht man bisweilen, oder man hört sie selten, und am seltensten gelangt sie rein bis zu unsern Ohren, besonders wenn sie von weitem kommt; denn immer findet sie auf ihrem Wege Leidenschaften, von denen sie einige mitnimmt. Erforsche den, der lebt, noch mehr den, der todt ist und glaube ihm

nicht eher, bis du weißt, warum er einen Hieb versetzen will.

22. Weder das Gute noch das Böse muß man zu tief ergründen, selbst im Genuß nie zu weit gehn. Wer zu viel Milch haben will, der zieht endlich Blut aus dem Euter.

23. Der Neid ist eine Art von Blitz, der gewöhnlich nur die hohen Gegenstände trifft. Begehe bisweilen mit Fleiß kleine Fehler, damit der Neid etwas zu begeifern hat. Plinius sagte von einem geschickten Redner: er hat gar keinen Fehler, außer den, daß er keinen Fehler hat.

24. Benutze deine Feinde. Man muß kein Messer bey der Schneide fassen, sondern beym Griff. Der Weise zieht mehr Vortheil von seinen Feinden als der Narr von seinen Freunden. Jener macht aus dem Haß der Feinde einen Spiegel, in dem er sich beschaut.

25. Es ist erbärmlich, wenn man zu nichts taugt; aber eben so erbärmlich, wenn man Allen Alles seyn will. Verschwende dich nicht selbst an Jeden. Das Vortrefflichste wird gering geschätzt, wenn es häufig ist. Je heller eine Fackel leuchtet, je schneller verzehrt sie sich.

26. Es ist sehr leicht einen üblen Ruf zu erlangen, denn das Schlechte wird immer am liebsten geglaubt, und solche Eindrücke sind schwer zu verwischen. Hüte dich vor Verleumdung! sie ist leichter zu verhüten als zu bekämpfen.

27. Alle Handlungen, die zweifelnd unternommen werden, sind gefährlich, es wäre besser, sie zu unterlassen. Jeder Zweifel ist eine Art von Furcht, und Furcht schadet der Ausführung jedes Unternehmens.

28. Hast du einen gangbaren Furth durch den Strom gefunden, so laß Niemanden merken wie tief er ist. Alle Welt müsse dich kennen, aber Niemand ganz. Pittacus, der Weise von Mitylene, hatte wohl Recht zu sagen, die Hälfte sey mehr als das Ganze; nämlich eine Hälfte, die man geschickt verbirgt, gilt oft mehr als ein Ganze, vor Jedermanns Augen.

29. Unsere Leidenschaften sind die Ohnmachten unsers Rufes. Ist man nicht immer Herr darüber, so muß man es machen, wie die Königinn Isabelle von Spanien, die, wenn sie ihre Niederkunft erwartete, sich in das abgelegenste Zimmer begab, damit Niemand sie schreyen hören möchte

30. Ein

30. Ein Theil der Welt verspottet den andern, und beyde lachen über ihre gemeinschaftliche Thorheit. Der ist ein unerträglicher Narr, der da will, das Alles nach seiner Phantasie gehen soll. Der Geschmack der Menschen ist so verschieden als ihre Gesichtsform! Es giebt keinen Fehler, der nicht seinen Vertheidiger, keine Tugend, die nicht ihren Bekrittler fände. Laß den Muth nicht sinken, wenn Einer tadelt was du thust, denn sicher wird ein Anderer es loben.

31. Der Viel-Redner ist selten geschickt. Das Gute ist doppelt gut, wenn es kurz ist.

32. Prunke nicht mit deinem Glücke. Ist es denn nicht genug, daß du beneidet wirst? willst du auch gehaßt werden?

33. Zeige dich nicht unzufrieden mit dir selbst, das ist Schwachheit, aber auch nicht zufrieden, das ist Thorheit.

34. Es giebt widerhaarige Menschen, die, nicht aus Leidenschaft, sondern weil es ihnen so natürlich ist, Alles tadeln, Alles besser wissen. Bey dem Einen verdammen sie, was er gethan hat, bey dem Andern, was er thun will, übertreiben Alles, und machen Berge aus Sonnen-

gläubchen. Sie sind unausstehlich und könnten die elysäischen Felder in Galeeren verwandeln.

35. Warte nicht bis deine Sonne untergeht; oder ahme vielmehr die Sonne nach, die, untergehend, sich in eine Wolke zu verhüllen pflegt, so daß man nicht recht weiß, ob sie noch über dem Horizonte ist oder nicht. Ein guter Reiter läßt bisweilen seinem Rosse den Zügel schießen, damit es sich nicht bäume und ihn zum Gelächter mache. Eine Schöne zerbricht ihren Spiegel, ehe er ihr zeigt, daß sie altert.

36. Unser ganzer Lebensgenuß ist von Andern abhängig. (*) Das beste Mittel, Freunde zu haben, ist, sich deren zu machen. Aber Viele wurren, daß sie gehaßt werden, und thun doch nichts, um geliebt zu werden. Viele verlassen sich ganz auf ihre Verdienste, dadurch gewinnt man aber die Herzen nicht.

37. Im Glück bereite dich vor auf das Unglück. Sammle im Sommer deinen Wintervorrath. Vernachlässige im Glück keinen deiner vielen Freunde, denn im Unglück werden dir wenige bleiben, und da wirst vielleicht froh seyn, die Einen zu erhalten, den du jetzt gering achtest. Thoren haben nie Freunde, weder im Glück

weil sie dann Niemanden kennen, noch im Unglück, weil dann Niemand sie kennen will.

38. Füge dich in die Launen derer, mit welchen du lebst. Man gewöhnt sich ja an häßliche Gesichter, warum nicht auch an böse Launen?

39. Höflichkeit bezaubert Jedermann. Du hast viel gewonnen, wenn man dich für verbindlich hält. Grobheit ist entweder die Wirkung des Hochmuths — und dann verachtungswürdig — oder der Dummheit — und dann verächtlich. Höflichkeit kostet nichts und trägt doch hohe Zinsen. Wer andere ehrt, wird von Andern geehrt. Geschieht das letztere aber auch nicht, so muß man sprechen wie jener Philosoph, über den einer seiner Freunde sich wunderte, daß er einen Menschen grüße, der ihm den Gruß nicht zurück gebe: „ist es denn eine Schande für mich, höflicher zu seyn als Jener?" — Darum sey aber nicht gegen Jedermann auf gleiche Weise höflich, denn man schneidet nicht Zwiebeln mit demselben Messer, mit dem man das Brodt geschnitten.

40. Kenntnisse besitzen, ist nicht an jedem Hofe Mode, und in einem solchen Falle thust du sehr wohl, den Unwissenden zu spielen. Schick dich in Zeit und Geschmack. Füge dich in die

Gegenwart, wenn auch die Vergangenheit dich besser dünkte. Wenn der Weise man leben kann wie er will, so lebt er wie er kann.

41. Es ist ein Zeichen eines bösen Rufes, wenn man den Ruf Anderer gern beflecken möchte. Verzeihe Andern, als ob du selber täglich fehltest, und hüte dich vor Fehlern, als ob du Andern nie verziehest. Durch fremde Gebrechen sich für eigene zu trösten, ist Narrentrost. Solche Leute haben den übelriechendsten Athem.

42. Hast du eine Thorheit begangen, so bist du darum noch kein Thor, aber du wirst Einer, wenn du sie nicht zu verbergen weißt. Verständige Leute bemänteln ihre begangenen Thorheiten, Narren zeigen auch die, die sie noch begehen wollen. Selbst deinem Freunde, so sehr du ihn lieben magst, vertraue nie deine Fehler.

43. Es giebt ein ich weiß nicht was, welches größtentheils ein Geschenk der Natur ist. Man nennt es Zauber, weil es die Herzen bestricht; Feinheit, weil es fast unmerklich ist; Welton, wegen seiner Geschmeidigkeit: es ist aber unmöglich es zu definiren. Die Handlungen der Menschen haben ihre Hebamme, der sie es verdanken, wenn sie glücklich zur Welt

kommen; diese Hebamme ist ich weiß nicht was. Ohne sie werden sie meistens todtgebohren, ohne sie ist das Beste unschmackhaft. Man fühlt es wohl, aber man kennt es nicht.

44. Großherzigkeit ist die Tugend der Könige. Das Herz Alexanders war ein Erzherz, denn die ganze Welt hatte Platz in einem Winkel desselben, und es konnte noch sechs andere Welten beherbergen. Das Herz ist der Magen des Glücks.(!)

(Der Beschluß folgt.)

London und Paris.

Wir haben eine angenehme Zeitschrift, die denselben Titel führt, aber sich bloß mit der Gegenwart beschäftigt. Der Grillenfänger, der gute Ursachen hat, sich mit der Gegenwart nicht zu befassen, sucht Unterhaltung in der Vergangenheit, und da stößt ihm ein Büchlein auf, welches ein Ritter Petty vor mehr als hundert Jahren geschrieben hat. Es enthält Versuche in politischer Rechenkunst, betreffend die Städte und Herzogthümer von London und Paris, und giebt interessante Veranlassungen, das Gewesene mit dem, was ist, zu vergleichen. Petty will beweisen, daß London ansehnlicher sey, als Paris und Rouen zusammen genommen, und überhaupt als irgend eine Stadt in der Welt. Er gründet sich Erstens auf die Mittelzahl der, in den Jahren 1683, 84 und 85 in London Gestorbenen, wobey er bemerkt, daß keine außerordentlichen Krankheiten herrschten und daß die Gebohrnen im Ge-

wöhnlichen Verhältniß zu den Gestorbenen standen. Ein Jahr ins Andere gerechnet, wurden jährlich 22337 Menschen begraben, in Paris hingegen, wo die Sterblichkeit gerade sehr groß war, nur 19887, wovon noch ein großer Theil im Hotel dieu aus Mangel an guter Pflege gestorben seyn soll.

Zweytens bemerkt Petty, daß die 13000 Häuser, welche im Jahr 1666 in London abbrannten, nur den fünften Theil der Stadt ausmachten, die aus 87000 Häuser bestehe, da hingegen Moreri, der Paris zur größten Stadt in der Welt machen will, dort nur 50000 Häuser zählt. Da nun — so schließt er ferner — die Einwohner von Paris sich zu denen von London wie 6 zu 5 verhalten, und die Zahl ihrer Häuser wie 6 zu 9, so folgt, daß die Pariser sehr viel enger logirt seyn müssen, als die Londoner. Auch die englischen Hospitäler sollen besser seyn, weil in den französischen von 15 Personen 2 stürben, in den englischen nur von 16, 2, wobey noch zu bedenken sey, daß die Zahl der Engländer, die sich in die Hospitäler begeben, zu der Zahl der Franzosen, die ein gleiches thun, sich verhalte wie 1 zu 20, woraus sich klar ergelle, daß in Paris mehr Armuth herrsche als in London. Aus der größern Sterblichkeit in den

französischen Hospitälern leitet Petty auch noch den Schluß her, daß entweder die Luft in London gesunder, oder die Aerzte besser wären als in Paris.

Dann kommt er auf die übrigen großen Städte der Welt. Von Peking, Deli und Agra weiß er nichts zu sagen; aber daß in Konstantinopel täglich 1,500 Menschen an der Pest starben, und in Cairo 72,000 in zehn Wochen, macht ihm keine Sorgen, denn in London starben 1665 97,000 Menschen an der Pest, und das war doch nur der fünfte Theil der Bevölkerung. Was würde er aber gesagt haben, wenn er in Chardins Reisen gelesen hätte, daß die persischen Geschichtschreiber der Stadt Rey fast zwey Millionen Häuser oder öffentliche Gebäude zuschreiben? und daß vor 400 Jahren in einem einzigen Quartier der Stadt Tauris 40000 Menschen durch die Pest hingerafft wurden?

Vergessene Wunderdinge.

1.

Im Jahr 1664 wurde ein gewisser Isaac Heinrich Stiphont zu Harlem von einer bisweilen verrückten Mutter gebohren. Schon in seiner Kindheit liessen seine Melancholie und seine, oft sehr seltsamen, Reden und Handlungen vermuthen, daß er eben so verrückt werden würde, als seine Mutter. Auch hatte er eine Schwester, die es bereits geworden war. Indessen lernte er ein Handwerk, verheyrathete sich im zwanzigsten Jahre, und, ob er gleich bisweilen tolle Streiche machte, so arbeitete er doch stets, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, bis er im Winter des Jahres 1684 mit seinem Schwager in Streit gerieth und in der Hitze des Faustkampfs ihm ein Bein zerbrach. Die Furcht, in die Hände der Justiz zu fallen, verursachte ihm einen solchen Schrecken, daß er ganz wahnsinnig wurde. Man mußte ihn ins Zollhaus bringen.

Nach 6 oder 7 Monathen fiel es ihm ein, zu behaupten, er sey der Herr Christus, darum wolle er auch 40 Tage und 40 Nächte fasten. Und diesen Vorsatz führte er wirklich aus. Am 6. December 1684 fing er an zu fasten und hungerte bis zum 15. Januar 1685. Nur Tobak rauchte er wie gewöhnlich und trank etwas Wasser, doch das letztere mehr um sich den Mund zu spülen als um zu trinken. Uebrigens nahm er durchaus weder Speise noch Trank zu sich und litt auch nicht, daß man ihm etwas Fleischbrühe oder Branntwein in das Wasser mischte, denn er merkte es augenblicklich und schleuderte den Becher mit Abscheu von sich. Vergebens suchte man durch Drohungen oder gute Worte ihn zum Essen zu bewegen, vergebens ließ man ihm sogar einen Engel erscheinen, der im Namen Gottes ihm zu essen befehlen mußte. Er beharrte darauf, es sey der Wille des himmlischen Vaters, daß er fasten solle. Man untersuchte seine Kleider auf das genaueste, so wie jeden Winkel seines Kerkers, aber nie fand man versteckte Nahrungsmittel. Auch war es unmöglich, daß ihm etwa in der Nacht Jemand etwas zustecken konnte. Es war also kein Betrug dahinter, auch hörte jede Ausleerung schon in den ersten Tagen bey ihm auf. Und doch befand er sich, während der

40 Tage seiner Fasten immer ziemlich wohl, und schien am Ende fast nichts, weder von seiner Wohlbeleibtheit, noch von seinen Kräften verloren zu haben.

Als die Zeit abgelaufen war, foderte er zu essen. Man fürchtete, sein entwöhnter Magen werde nicht mehr verdauen, und wollte ihm zuvor Arzeney geben, um alles Zusammengeschrumpfte wieder zu öffnen; allein er nahm sie durchaus nicht, sondern versicherte, der himmlische Vater habe ihm befohlen, zuerst eine Wassersuppe mit Mehl von türkischem Korn zu essen, (eine Bahtung von Suppe, die, wenn sie kalt geworden, man in Stücken schneiden kann) und zwar sollte seine Frau sie zubereiten. Es geschah. Man führte ihn in ein anderes Zimmer, wo viele Zuschauer sich versammelt hatten. Er sprach ein langes verrücktes Gebeth, dann aß und trank er mit vielem Appetit. Aus Furcht, er möchte sich schaden, nahm man ihm die Schüssel weg. Das empfand er sehr übel, ergab sich nur der Gewalt, und sprach viel tolles Zeug.

Am andern Morgen hatte er starke Leibschmerzen, die ihm manchen Schrey auspreßten; vergebens machte er verschiedene Versuche zu Stuhle zu gehn. Indessen aß er doch wieder an diesem

Tage. Es währte einige Zeit, ehe die Absonderungen seines Körpers wieder in Ordnung kamen, allein es gelang doch endlich, nur sein Geist blieb unheilbar.

Man kann denken, daß die Geschichte großen Lärm machte. Die Leichtgläubigen schrieen Wunder! Die Vernünftigen erklärten sich das Wunder theils durch den Wahnsinn, theils durch den Taback. Man hat Beyspiele, sagten sie, daß Wahnsinnige die heftigste Kälte ertragen haben, in der jeder Andere erfroren wäre. Kann der Wahnsinn gegen Kälte unempfindlich machen, warum nicht auch gegen Hunger? — Der Taback kann den Reiz des Magens abgestumpft haben. Die Wilden in Canada sollen, bey Hungersnoth, sich oft Wochen lang bloß durch Wasser und Taback erhalten.

2.

Ein Mädchen, welches die gelbe Sucht hatte, theilte dem Gelde in ihrer Tasche eine Citronenfarbe mit; und ein Mensch, der täglich in seinem Getränke ein wenig Vitriolgeist zu sich nahm, bemerkte mit Erstaunen, daß einige sehr glatte und glänzende Schlüssel, die er bey sich trug, zu rosten anfingen, obgleich sie mit dem Vitriolgeist nie in Berührung kamen.

Boyle in seinen Erfahrungen von der Porosität der Körper hat verschiedene, auffallende Wirkungen der unmerklichen Ausdünstung angeführt. Er versichert unter andern, daß Einer seiner Bekannten mehrerenmale zu Stuhle gehen mußte, nachdem er nur die Hand eines Andern berührt, der sich dieselbe mit, ich weiß nicht welcher, Feuchtigkeit gerieben hatte. Schade, daß dieß Geheimniß nicht bekannt geworden. Es wäre sehr bequem, für Jeden, der nicht gern Arzney nehmen mag.

3.

Im Herbste 1684 regnete es bey Rochefort Morgens um 9 Uhr eine Viertelstunde. Dann trieb der Wind die Wolken in ein Thal und plötzlich erschien das herrlichste Schauspiel, ein Regenbogen von ganz neuer Gattung. Er war nicht zur Erde gekrümmt, wie gewöhnlich, noch aufwärts gerichtet, wie bisweilen, sondern er bestand aus langen Wolkensäulen, deren erste grün, die zweyte roth, die dritte orangenfarbig und die vierte blau war, also ganz gegen die gewöhnliche Ordnung, in der die Farben sich zeigen. Die Säulen waren ganz transparent, so daß man Wälder, Hügel und Schlösser dahinter sehen konnte. Zuerst verschwanden die rothen und orangenfarbenen. Dieser perpendiculäre Regenbogen,

der kein Bogen war und wohl eine halbe Viertelstunde anhielt, muß wohl eine große Seltenheit seyn, denn ich wüßte nicht, daß man seit 126 Jahren, die seitdem verflossen sind, dergleichen wieder gesehen hätte. 17 Jahre früher 1667, beschrieb ein gewisser Pater Pardies in den Pariser Journälen einen verkehrten Regenbogen, der die Schenkel aufwärts richtete.

Der Haarkräuselnde Künstler.

Als ich neulich in den Zeitungen las, daß ein Schneider in Dresden ein Buch über seine Kunst geschrieben, (denn es giebt keine Handwerke mehr unter der fortgeschrittenen Menschheit) da fiel mir ein gewisser Lefevre ein, Meister Coiffeur, der im Jahr 1778 zu Paris einen Tractat herausgab: „Von den „Grundsätzen der Kunst, die Damen zu coeffi„ren, wo gezeigt wird, daß mit ein wenig „Nachdenken man leicht lernen kann, sich und „Andere zu coeffiren" Das Büchlein enthält 168 Seiten. Kurz vorher war ein ähnliches erschienen: „Von der Kunst, die Nachtigallen „zu füttern." Der Verfasser desselben erhob in seiner Vorrede diese Kunst so hoch über alle andere, selbst die nothwendigsten, daß es schien, als ob er zum mindesten die Errichtung einer Ehrensäule von der Dankbarkeit seiner Mitbürger erwarte.

Der Haarkräusler Lefevre hat auch keine geringe Meynung von der Erhabenheit seiner Kunst. „Eigenliebe," sagt er, — „ist die „Schwachheit der Menschen. Wenn ich es „wage, mich in diesem Werke den Mahlern „und Bildhauern beyzugesellen, so thue ich „solches, weil auch sie, gleich mir, genöthigt „sind, bey Verzierung ihrer Köpfe sich nach „dem Costum ihrer Zeit zu richten. (?) Wenn „gleich berühmte Männer in diesen beyden Kün„sten sich verewigen, so bleiben sie doch Menschen, „folglich Brüder, und, was mehr ist, Mitbrüder „aller Stände." (Welch ein bündiger Schluß!)

„Unter allen Künsten sollte die zu coeffiren „eine der geachtetsten seyn. Mahlerey und „Bildhauerey erhalten zwar die Menschen le„bendig noch Jahrhunderte lang nach ihrem „Tode, aber sie können mir doch den Titel eines „Mitbruders nicht streitig machen, denn sie „können nicht leugnen, daß sie meiner Kunst „bedürfen, um ihre Werke zu vollenden. Sie „brauchen Muster, um ihre Hände und ihre „Einbildungskraft zu leiten, folglich können sie „meine Kunst nicht entbehren, folglich gehen „diese Künste Hand in Hand." (Die Mahler brauchen auch Pinsel, folglich gehn sie mit den Pinselmachern Hand in Hand.)

Ter-

Ferner sagt unser Pinsel: „Meine Kunst ist ohne Zweifel die glänzendste von allen, da sie den Künstler täglich mit Allem, was groß, schön und köstlich auf der Welt ist, in Berührung bringt. Ueberdieß muß er, beym Anblick einer Physiognomie, sogleich zu errathen im Stande seyn, welche Gattung von Haarschmuck sie am besten kleiden wird. Er muß, indem er der allgemeinen Mode sich unterwirft, sie doch gewissermaßen durch besondere Modificationen beherrschen. Eine Frau muß coeffirt scheinen wie alle andere, und doch eigentlich nur nach ihrem Gesichte coeffirt seyn. Folglich giebt es keine Toilette, wo der haarkräuselnde Künstler nicht täglich das schwerste Wunder der Natur erneuerte, nähmlich das: stets einförmig und doch mannigfaltig in seinen Schöpfungen zu seyn."

In dem Werke selbst ist nichts vergessen, was die erhabenste aller Künste betrifft. Man findet da sogar ein Kapitel über die Kunst, Haarwickeln im wahren Sinne des Papiers zu schneiden.

Wir lächeln. Giebt es denn aber nicht unter den deutschen Schriftstellern Viele, die nur Haarwickeln liefern und doch sich einbilden, große Männer zu seyn? — Man betrachte zum

Exempel den Herrn Doctor Gartlieb Merkel — er schreibt jeden Posttag einige Zeitungsartikel ab, würzt sie hie und da durch alberne Hohnsprechereyen, begeifert was ihm in den Weg kommt, und glaubt nun so berühmt zu seyn als irgend Einer. Fürwahr, er gleicht dem Haarkräusler, der sich den Mahlern und Bildhauern gleich stellt.

Auch ein Modeartikel, aber ein alter.

In den Zeiten Richard des Zweyten waren die Schnäbel an den Schuhen und Stiefeln so ungeheuer lang, daß man endlich durch ein Gesetz bestimmen mußte, sie sollten nicht länger als zwey Zoll seyn.

Unter Heinrich VIII. wechselten die Moden sehr häufig, weshalb auch ein Kupferstich erschien, betitelt: Introduction to Knowledge. Man erblickte darauf einen Engländer ganz nackend mit einem Stück Tuch und einer Scheere in der Hand. — Anna Boleyn trauerte damahls gelb um Catharinen von Arragonien. Der König und die Großen kleideten sich ungefähr wie noch heutiges Tages die Yeomons der Garde.

Seit dem Cardinal Polus war die Cardinalskleidung in England unbekannt, aber das ausgezeichneteste Stück derselben ging auf die Wei-

ber der niedrigsten Stände über und wurde ein
Cardinale genannt.

Unter der Königin Marie wurden die Reif
röcke aus Spanien nach England gebracht. Ho
well sagt in seinen Briefen, daß der spanisch
Nahme derselben buchstäblich Kinder versti
cken bedeute, als ob die Reifröcke erfunden wo
ren, um Schwangerschaften zu verbergen. E
Mädchen in der Jugendblüthe verhüllte ihre Re
ze damahls sorgfältiger, als jetzt eine runzlic
te Alte ihre entfleischten Knochen verbirgt. D
Brust war bedeckt, der Arm bis zum Knöc
der Hand. Man trug sehr lange Röcke, und
ein leichten Schleier, der den Rücken hinab we
te, mit dem man aber gelegentlich das Gesi
bedeckte.

Die alten Portraits zeigen, daß die Män
die langen Barte sehr liebten. Der Bischof G
dine hatte einen Bart, der mit einem Comet
schweif verglichen wurde.

Unter der Königin Elisabeth schnitten
die Engländer das Haar auf der Scheitel ab
ließen es nur an den Seiten wachsen. Die
sten Gewänder kamen nun aus der Mode, und
Frauenzimmerkleider glichen langen Camis

Die Reifröcke der Männer (denn auch diese trugen Reifröcke) beschränkten sich nun auf eine mäßige Größe und die Damen verkleinerten auch die ihrigen. Nur einige Windbeutel erschienen noch in Reifröcken so groß als der der Königin und mit sehr langen Degen. Elisabeth nahm das übel und bestellte Aufseher, die, bis auf ein gewisses Maß, den jungen Herren die Reifröcke beschneiden und die Degen abbrechen mußten. — Die Beinkleider gingen nicht bis über das Knie, wohl aber aufwärts die Strümpfe. — Ein Graf von Pembroke war der Erste in England, der gestrickte Strümpfe trug. Ein gewisser Rider hatte sie einem italiänischen Kaufmanne nachgemacht, der ein Paar aus Mantua brachte. — Aus Italien brachte auch ein Graf von Oxford die ersten gestickten und parfumirten Handschuh; er schenkte sie der Königin und sie ließ sich damit mahlen.

Damahls trug man Hüthe von sehr sonderbarer Form, gleich dem Geschirre eines Nachtstuhls, mit sehr breitem Rande. Nach dem Tode der Königin fand man in ihrer Garderobe nicht weniger als 3000 Kleider von allen ersinnlichen Moden. — Die Corsets wurden außerordentlich lang getragen.

Die Grafen von Oxford scheinen sich als Priester der Mode ausgezeichnet zu haben, denn unter Jacob dem Ersten trat wiederum Einer derselben zum Erstenmahle mit einem weißen Federbusche auf dem Hute auf. Die Gecken fingen an ihr Haar zu kräuseln, in Locken zu legen und Ohrringe zu tragen. — Der König pflegte im Reitrock auf die Jagd zu gehn. — Auf dem Lande gingen die Edelleute in gelben Strümpfen.

Ein seidnes Knieband wurde unter dem Knie in eine Schleife gebunden. Aehnliche Schleifen in Gestalt der Rosen schmückten die Schuh. — Die Gräfin von Essex, nachdem sie von ihrem Manne geschieden worden, erschien bey Hofe in jungfräulicher Kleidung mit flatternden Haaren, die ihr fast bis auf die Füße hingen. Eben so, aber mit mehr Recht, kleidete sich nachher die Princessin Elisabeth, als sie mit einem Prinzen aus dem Pfälzischen Hause sich vermählte. Die Gräfin von Essex trug einen reichen Kopfschmuck und entblößte ihren Busen mehr als bis dahin gewöhnlich gewesen.

Unter Jacob dem Ersten fingen die Damen an, Geschmack an fremden Spitzen zu finden. — Eine Mistriß Turner, die Wittwe eines Arztes, brachte die Mode der gelben Reifröcke aus Frank-

reich nach England. Sie wurde nachher wegen einer Vergiftung hingerichtet und bestieg sogar das Schaffot mit einem solchen Reifrocke, wodurch aber die Mode in Mißcredit kam. — Uebrigens gab es wenig Modenwechsel unter dieser Regierung, denn die Damen waren vom Hofe verbannt.

Unter Carl dem Ersten sah man Hüte in Form einer Krone, auch in Kegelgestalt. Die Haare wurden ins Gesicht gekämmt und nicht gelockt. Der König, und folglich auch die Höflinge, trugen an der linken Seite ein Favoritgen, eine Locke, die weit länger war als das übrige Haar. Ein gewisser Prynne, dem diese Mode lächerlich vorkam, schrieb ein Buch in Quarto gegen diese Favoritgen. — Der Bart schrumpfte nach und nach bis auf einen Schnurrbart zusammen, und auch dieser verschwand unter Jacob II., gleich als ob das Schicksal der Bärte mit dem des Hauses Stuart verknüpft gewesen wäre.

Nach einem sehr langen Regiment im Reiche der Mode, machten endlich die Reifröcke den großen Halskragen Platz, die Vandyk bey seiner Ankunft in England vorfand. — Spanische Stiefeln mit Sporn zog man an, wenn man auf den Ball ging. — Spitzentücher kamen sehr in die Mode unter den Damen, man nannte sie Vandyke's.

Busen und Arme wurden nun entblößt. Die Schuhabsätze waren so hoch, daß die Damen ungeleitet nicht gehen konnten, und die Schleppen so lang, daß sie ihnen nachgetragen werden mußten, wenn sie nur aus einem Zimmer ins andere gingen.

Beulowes, in seiner 1652 gedruckten Theosphila, beschreibt einen Mann nach der Mode während des Interregnums. Ein Federhut mit breitem Rande, tief gesetzt, als ob er fallen wolle, langes Haar, doppelte Manschetten, ein Halskragen, der bis auf die Beinkleider hängt, ein ungeheurer Degen an einem Wehrgehänge über der Schulter, weite Hosen, um das Knie gepuffte Bänder wie gefüllte Blasen, kurze Stiefeln mit Kranzen, und so weit als der Rand des Hutes, Schönpflästergen im Gesicht. — Im Winter trugen die Damen schwarze Larven bis über die Nase.

Unter Carl II. waren die Hüte à la Monmouth lange Zeit Mode. Frankreich lieferte die Perücken. Die Prediger auf der Kanzel sprachen mit Abscheu davon. Aber die Perücken schienen Ehrfurcht einzuflößen. Die Richter und Aerzte bemächtigten sich ihrer. Ein gewisser Landedelmann, der viele Gemälde von Vandyk besaß, ließ ihnen

allen durch einen Sudelmahler Perücken aufsetzen. — Zum Essenmahle wurden die Schuh mit Schnallen befestigt.

Ein Verzeichniß aller Moden wäre zwar die treuste, aber auch zugleich die langweiligste Geschichte der menschlichen Thorheit.

Shakespeare.

Das englische Universalmagazin lieferte vor dreyßig oder vierzig Jahren eine sonderbare Rhapsodie über das Genie und die Schriften Shakespears, die vorzüglich gegen Voltaire gerichtet war und die blind anbetende Verehrung bewies, welche die Engländer für diesen, eben so oft höchst gemeinen als höchst erhabenen Dichter hegen.

Shakespears Schöpfungen, sagt der Wortführer, sind so aus der Natur gegriffen, daß man nicht allein im Großen, sondern auch durch das Mikroskop sie mit Bewunderung betrachten kann. Ein fremder Schriftsteller (Voltaire) wirft uns einen übertriebenen Enthusiasmus für diesen Barbaren vor, der seinem Herausgebern freylich sehr wenig zu verdanken hat. Die meisten derselben waren berühmte Schriftsteller; allein sie besaßen entweder selbst zu große Domainen auf dem Parnaß, um ernstlich für fremden

Ruhm zu arbeiten, oder sie wollten, wie Warburton, nur durch sinnreiche Conjecturen glänzen. Ein anderer hat unsern großen Dichter sogar als einen wilden oder verrückten Menschen dargestellt und mit dem Schwert der Critik ihm jedesmahl die Flügel behauen, wenn er ihm nicht nachfliegen konnte.

Indessen giebt es doch immer noch Leute, welche fest überzeugt sind, daß dieser Wilde, dieser Barbar ohne Geschmack, ohne Bildung, noch nicht die Hälfte des verdienten Ruhms empfangen hat. Diese hoffen, daß einmahl ein neuer Aristoteles aufstehn werde, der, nicht zufrieden von der Oberfläche zu schöpfen, in den Geist des Dichters, in die Geheimnisse seines Genies eindringen und ihn von fremden Flecken reinigen wird. Wenn einst der Strom der Zeit alle seine Herausgeber und alle seine Ausleger verschlungen hat, wenn der Nahme Voltaire und die Sprache, in der Voltaire schrieb, längst aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden seyn werden, (!) so wird man noch am Ohio und auf den blauen Gebirgen die Zaubertöne dieses Barbaren vernehmen; die Zeit wird weder König Lears Schmerzen noch Rosalindens Reize vertilgen. Von ihm wird nichts untergehn.

Gelehrt war er freylich nicht, aber doch [illegible] zu gelehrt für sein Genie und für seinen Ruhm. (?) Milton und Er werden die [illegible] Lumpen der Mythologie der spätesten Nachwelt überliefern, wohin sie durch eigenen Werth nie gelangt seyn würden. Ovids Metamorphosen, der Unsterblichkeit unwürdig, werden sich durch Shakespeare und Milton dazu erheben.

Shakespeare ist und bleibt durchaus von allen andern Dichtern himmelweit verschieden. Wir begreifen seine Schönheiten weniger als wir sie fühlen, und man kann mit Wahrheit öfter sagen, daß er uns versteht, als daß wir ihn verstehn; denn er ist der Herrschaft über unsere Herzen so sicher, daß er sich um unser Urtheil wenig bekümmert. Wir können seinem Gange nicht folgen, den Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung nicht entdecken, aber wir werden von blinder Bewunderung hingerissen. Vieles scheint zufällig, und doch fühlen wir, daß alles mit Verstand geordnet ist. Seine Personen handeln und reden nicht allein der Natur, sondern auch uns am angemessensten. (?) Er macht mit uns was er will. Alles geht untereinander und doch steht Jedes einzeln; alles scheint zusammen gefügt, und doch ist

Alles einfach. Es ist erstaunenswürdig, daß eine bloße menschliche Creatur eine so vollkommene Kraft und Kunst besitzen konnte! deren Wirkung oft Weiber und Kinder fühlen, während die Ursach den geschicktesten Apelegern entschlüpft. Ein Scepter oder ein Strohhalm bringen in seinen Händen gleiche Wirkung hervor. Er braucht nicht zu wählen; was er berührt, wird kostbar. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu niedrig. Könige oder Bettler, Helden oder Wahnsinnige, Alle erregen, von jenem Geiste beseelt, gleiche Verwunderung.

Mit welcher Zauberkraft weiß er Begebenheiten vieler Jahre in Eine Stunde zusammen zudrängen. Er unterjocht die Vernunft; durch Kindermährchen blendet er das reife Alter; alle Ordnung ist vernichtet, alle Gesetze der Natur werden vergessen, und nur ein gewisser Schauder bleibt in den Gemüthern zurück. Wir bemerken weder die Verwechslung des Orts noch die Entfernung der Zeit, wir träumen bis der Vorhang fällt. (1)

Bisweilen erwacht wohl einmahl so ein Träumer, und macht dem Zauberer einen Proceß im Nahmen des Aristoteles; doch Aristoteles selbst, wenn er zurückkehren könnte, würde zu den Zu-

gen des großen Mannes fallen, und sprechen: „O du höchstes Muster der dramatischen Vollkommenheit! Lege nur die Unverschämtheit dieser albernen Menschen nicht zur Last. Die Griechen waren eingezwängt in die Fesseln des Chors und konnten nur treulich die Einzelnheiten der Natur copiren. Ich sah nicht voraus, daß es möglich sey, das Drama so weit auszudehnen, als der menschliche Geist reicht. Jetzt begreife ich erst, daß man sich eine weit einfachere Natur schaffen kann, — die wahre Poesie ist nicht die Natur, sondern eine Zauberey. Man sieht die Wirkung, allein die Ursachen bleiben verborgen oder unbekannt. Ich habe keine Regeln für Zauberer geschrieben, ihre Kraft ist ihr Gesetz, u. s. w."

Worauf deutet die Handschrift eines Menschen?

Es ist bekannt, daß Lavater über diesen Gegenstand mancherley geträumt und geschrieben hat, allein es möchte wenigst bekannt seyn, daß er auch hierin, wie in allen seinen physiognomischen Träumereyen, schon Vorgänger hatte. Hier ist z. B. ein Aufsatz, der im Jahr 1678 für eine Dame geschrieben wurde. Wenn — sagt der Verfasser — meine Conjecturen Ihrer Erwartung nicht entsprechen, so werden sie wenigstens durch den Reiz der Neuheit Sie interessiren. Er hätte noch hinzufügen können: auch durch den Reiz der Sonderbarkeit.

Ich setze erstens voraus — fährt er fort, daß die Hand der Bewegung des Herzens folgt. Zweytens, daß der Schreiber seine Handschrift gar nicht, oder doch nur zufällig verändert, nehmlich wenn Dinte und Federn nicht taugen,

oder dergleichen. Ich unterscheide drey Arten der Handschrift, die große, mittlere und kleine. Der großen gebe ich wieder eine Unterabtheilung. Sie ist entweder mit Dinte sehr überladen und unangenehm anzusehen, oder reinlich, leserlich, kühn. Ich sage kühn; denn wenn sie bloß zierlich und überall gleich ist, so ist das ein fast untrügliches Zeichen bey allen Gattungen von Handschriften (die der Schreibmeister ausgenommen), daß derjenige, der sie anfertigte, ein Schwachkopf ist. Denn gleich wie eine übermäßige Sorgfalt in der Kleidung, bey Männern noch mehr als bey Weibern, einen eingeschränkten Geist andeutet, so auch eine geschmeidige Handschrift.

Die von mittlerer Größe theile ich gleichfalls in solche, die viel, und solche, die wenig Dinte brauchen. Die letztere kann abermahls kühn, reinlich, wohl verbunden und leserlich seyn, oder ungleich, unverbunden, dünn und unleserlich.

Der kleinsten Handschrift gebe ich keine Unterabtheilung, weil sie fast immer schwarz aus Dintenreich ist. (Hier irrt der Herr Verfasser gar sehr.)

Nun

Nun zur Beurtheilung der Charactere, welche aus diesen verschiedenen Handschriften hervorleuchten. Wer große, mit Dinte überladene Buchstaben macht, denkt wenig an das, was er thut, ist sehr sinnlich, und liebt entweder eine leckere Tafel, oder den Wein, oder die Weiber. Wer liederlich lebt, der schreibt auch liederlich, und wer gewohnt ist, seine Finger in Brühen zu tunken, der gewöhnt sich auch unreinlich zu schreiben.

Sind die Buchstaben groß und reinlich, aber schlecht verbunden, so besitzt der Schreiber viel Eigenliebe, ist dabey blöde und vielleicht auch geizig. Sind sie wohl verbunden, so beweist das Eitelkeit, Ehrgeiz, Hang zum Luxus (Die drollige Erklärung erlasse ich dem Leser, weil sie eben so dunkel als albern ist.)

Die erste Gattung der mittlern Handschrift deutet auf Mißtrauen, Habgier und Arbeitsamkeit. Es ist die der Kaufleute und Geschäftsmänner, die gewöhnlich alle diese Eigenschaften besitzen. Sie muß aber sonst wohlgebildet seyn, denn wäre sie das nicht, und wären die Buchstaben zu weit auseinander gezogen, so würde es Schwermuth bedeuten und folglich (?) Liebe zu den schönen Künsten.

Die zweyte Gattung der mittlern Handschrift, nemlich die kühne, reinliche, wohl verbundene, bezeichnet Güte, Freyglichkeit, Liebe zu den Wissenschaften, und besonders Höflichkeit. Ist sie aber ungleich, dünn und unleserlich, so ist der Schreiber launenhaft, verdrüßlich, spitzbübisch und faul. Das letztere nemlich, wenn er sich nicht die Mühe geben wollte, besser zu schreiben, in welchem Falle er auch unreinlich ist und das Spiel liebt.

Die kleinste Handschrift endlich ist ein Zeichen des Mißtrauens und des Geizes. Gewöhnlich bedienen sich alte Leute derselben. Wer Papier und Dinte so gewaltig schont, der ist gewiß auch eben so sparsam in andern Dingen.

So weit der Verfasser. Der Herausgeber der Grille muß bekennen, daß seine Handschrift zu der letztern Gattung gehört und daß er von seinen Freunden oft, wegen seiner Papierersparniß, aufgezogen wird; doch ist das, dem Himmel sey Dank, der einzige Geiz, den er kennt, so wie der gänzliche Mangel an Mißtrauen ihm nur zu oft geschadet hat. Ueberhaupt findet er die Bedeutungen des Verfassers durch keine der vielen Handschriften seiner Correspondenten bestätigt.

Lavater stellte ganz andere Kennzeichen auf, die auch in der That etwas wahrscheinlichere Beweise lieferten. Z. B. die flüchtige, oder die schief nach der linken Hand liegende Schrift, u. s. w.

Kleine Gallerie von Albernheiten.

Als die Schweizer vor mehrern hundert Jahren gegen das Haus Oesterreich so erbittert waren, schlugen sie unter andern alle Pfauen in ihrem Lande todt, weil nebst dem österreichischen Wappen ein Pfauenschweif prangte. — Einst saß ein Schweizer bey Tische und hatte ein Glas Wein vor sich stehen, welches eben von der Sonne beschienen wurde. Dadurch zeigten sich auf dem Tischtuche die Regenbogenfarben. Aber Einer aus der Gesellschaft, ein hitziger Patriot, erblickte darin bloß einen Pfauenschweif, zog seinen Säbel, hieb das Glas in Stücken und war nun so vergnügt, als ob er einen Todfeind überwunden hätte.

Camus, Bischof von Bellay, galt zu seiner Zeit für einen großen Prediger. Einst behaup-

tete er auf der Kanzel, daß die Fleischeslust unter allen Verbrechen das schändlichste wäre, und um das zu beweisen, sagte er: die übrigen kleinern Verbrechen, als Gotteslästerung, Verläumdung, Diebstahl, Mord und dergleichen, könne Ein Mensch begehen, zur Fleischeslust aber gehörten immer zwey, folglich u. s. w.

Ein Vertheidiger der mystischen Theologie und ihrer seltsamen Redensarten, behauptet in einem Buche (La theologie reelle), man würde sich eben so lächerlich machen, wenn man diese Redensarten bespöttelte, weil man sie nicht verstehe, als ein der Geometrie Unkundiger, der die Kunstwörter Ellipse, Hyperbole, Trapezium u. s. w. verspotten wollte. (Als ob die wahre Theologie eine Wissenschaft seyn könnte!)

Ein Engländer, Radacus Dunton, hat ein Buch geschrieben von der Kunst incognito zu leben (the art of Living incognito) Es enthält hundert Briefe. Der neunte z. B. handelt von dem Gesang der Vögel; der zehnte, von der Art, wie man aus Liebe närrisch wird.

geschrieben bey der Gelegenheit, als der Doctor Creech sich aus Liebe zu einem hübschen Mädchen aufhing; der eilfte, von dem nicht Alleinschlafen in einem Hause wo es spukt; der vierzehnte, von der Verschiedenheit der Gesichter seit Erschaffung der Welt. Man kennt das Ganze, wenn man diese Ueberschriften kennt.

Es giebt ein altes Buch, Miscellanea curiosa, in dem erzählt wird: ein junger Mensch habe durch ein dreytägiges Fieber den Gebrauch der Sprache verlohren, doch jedesmahl zu Mittag, Punct 12 Uhr, eine Stunde lang gesprochen, und Punct 1 Uhr plötzlich wieder aufgehört. Vergebens habe man die Uhren verrückt, um ihn irre zu machen, seine Zunge sey die beste astronomische Uhr gewesen, und habe genau gewußt, wenn die Sonne culminire. — Dieses Wunder ist aber noch nichts gegen ein anderes, in demselben Buche Enthaltenes. Nemlich eine schwangere Müllersfrau, bey Naumburg, kam im Jahre 1[illegible] mit einer Tochter nieder, die nicht einmahl gleich nach ihrer Geburt fähig gewesen wäre, eine Vestalin zu werden, denn sie war auch bereits schwanger, bekam nach acht Tagen ordentliche Wehe, und gebar abermahls

ein Töchterlein, welches freylich nur so lang als ein Finger war, jedoch so lebendig, daß man keinen Anstand nahm, es zu taufen. Die Großmutter befand sich wohl, aber die kleine Mutter und die kleine Tochter starben Tags darauf.

Der Thee.

Diese kostbaren und doch so unnützigen Blätter sind nun schon längst bey uns einbürgert und ein Arzt, der dafür oder dawider schreiben wollte, würde etwas sehr Überflüssiges unternehmen; besonders im letztern Falle, da sogar Franklin täglich vier Tassen trank. Aber vor fünfviertel Jahrhunderten war es noch anders. Da schrieb ein gelehrter dänischer Arzt, Simon Pauli, ein Buch vom Mißbrauch des Tobacks und Thees, worin er besonders den letztern sehr geringschätzig behandelt. Noch jetzt glauben manche (und der Grillenfänger muß bekennen, daß er es auch glaubt) der Thee sey bloß ein ehrlicher Zeitvertreib, ein Kopfkissen für die Trägheit, ein Mittel, um die Langeweile in einem Cirkel von Damen zu verscheuchen. Schädlich mag er wohl nicht seyn, denn man hat nicht gehört, daß, seit er Mode geworden, mehr Menschen sterben als zuvor.

Ein anderer gelehrter Arzt, Nahmens Pechlin, ging etwas höflicher mit dem Thee um als Simon Pauli, in einem sogenannten Dialog, denen Theophilus Bibaculus betitelte. Den Theestrauch kannte er noch nicht, so wenig als Simon Pauli, der ihn für eine Gattung der Myrte hielt. Pechlin meinte, es sey die Pflanze, aus welcher die Troglodyten, nach Strabo's Zeugniß, ein Getränk brauten. Er kam aber auch von diesem Irrthum zurück. Heilsame Wirkungen schreibt er dem Thee schon deshalb zu, weil man ihn mit warmem Wasser trinke, und er spricht bey dieser Gelegenheit von dem Gebrauch des warmen Wassers bey verschiedenen alten und neuen Völkern. Den scorbutischen Krankheiten könne der Thee wohl vorbeugen, weil sein flüchtiges Salz sich dem Blute mittheile und das Gerinnen desselben verhüte.

Aus dieser Schrift erfährt man auch, daß der Thee anfangs nicht allein mit Milch, sondern auch mit Fleischbrühe getrunken wurde. Pechlin mißbilligte beydes, wie auch, daß man ihn gleich nach einer starken Mahlzeit nehme, oder nachdem man viel Wein getrunken.

Im Ganzen ist er doch dem Thee, als einer neuen Medearzeney, nicht günstig. Auch Er klagt

schon, daß sogar die Heilmittel der Mode unterworfen sind, bald angepriesen, bald verschrieen werden, bald im Strome ganz untergehen, bald wieder oben aufschwimmen. Er führt das Spießglas zum Beyspiel an. Vor dem zwölften Jahrhundert bediente man sich dessen bloß zum Verfertigen der Schminke. Dann erfand ein gewisser Mönch, Basilius Valentin, die Kunst, es so zu präpariren, daß es seine schädlichen Eigenschaften verlor. Nun schrieb er ein Buch: Currus Antimonii triumphalis, in welchem er das Spießglas als Universalarzney anpries. Es wurde viel in den Klöstern gebraucht und behauptete eine Zeit lang seinen Ruhm. Dann wurde es wieder vergessen, bis fast 300 Jahr nachher Paracelsus es wieder zum Vorschein brachte. Die Chymiker präparirten es auf allerley Weise, wandten es aber auch mit unter sehr zur Unzeit an, und so kam es abermahls in Mißcredit. Man schrieb so viel dagegen, daß endlich das Parlament von Paris im Jahr 1566 es ganz verbannte. Dieß Verboth bestand sehr lange. 160, wurde ein Arzt aus der Facultät ausgeschlossen, weil er sich des Spießglases bedient hatte. Freylich hatte er auch seine Patienten damit geheilt, aber wie durfte er sich unterstehen, sie, gegen den Willen des Parlaments, durch Spießglas gesund zu machen! — Nach und nach verschwand das Vorurtheil, und 1637 wurde

es endlich unter die abführenden Mittel förmlich aufgenommen. Weil aber das Parlament noch nichts dazu gesagt hatte, so währte der Zank fort bis 1650, wo das Verdammungsurtheil von 1566 endlich zurück genommen wurde. Gewiß hat seitdem das Spießglas noch manchen Glücks wechsel erlebt.

Eben so ging es mit der China. Sie wurde in der Mitte des 17ten Jahrhunderts nach Europa gebracht und machte großes Aufsehn. Ein Engländer kam nach Paris und verkündete an allen Straßenecken, daß er die Fieber unfehlbar heile. Er hatte großen Zulauf; wer das Fieber nicht hatte, bekam es um der Mode willen. Er heilte den Dauphin, wurde mit Geschenken überhäuft und mit einem Orden geziert. Das war den französischen Aerzten sehr verdrüßlich. Sie bedienten sich der China gar nicht mehr, und 15 Jahre lang war sie in Vergessenheit begraben, dann kam sie wieder empor. Das Pfund hatte 16 Thaler gekostet, nun kostete es 100, bis ein Apotheker aus der Provence, Nahmens Alari, durch ein neues Fiebermittel sie noch einmahl verdrängte.

Dasselbe Schicksal wird ihr auch in unsern Tagen durch die Spinnewebe angedroht.

Der Herausgeber der Grille hat damit auf dem Lande mehrere Versuche gemacht, die einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt haben.)

Ob wohl auch der Thee endlich aus der Mode kommen wird? — Ob wir Thoren wohl endlich aufhören werden, so viele Millionen jährlich zu verschwenden, um uns den Magen mit einem übelschmeckenden Decoct von chinesischen Blättern zu überschwemmen? — Haben wir denn nicht Schüsselblumen, die zehnmahl angenehmer schmecken? — aber freylich, sie kosten nichts. In China mögen sie vielleicht nicht zu haben seyn, und wenn das ist, so möchte ich fast wetten, daß, wenn man eine Ladung getrockneter Schüsselblumen nach China schickte, man dort den Thee verdrängen und große Summen gewinnen würde.

Das Glück der Dummen Vo mund,

oder

Leiden und Freuden des jungen Hans Strobleder.

Ein Schwank.

(Die gegebenen Worte, aus welchen der Verfasser jenen Satz beweisen und diese wahrhafte Geschichte zusammensetzen mußte, waren: Wappen — Spottgedicht — Schatz — Heyrath aus dem Steyereif — Luftschifferin. Die Aufgabe war diesmahl leicht, denn der uralte, hier wieder aufgewärmte Satz liefert den Gaukeleven der Phantasie einen so reichhaltigen Stoff, daß der Verfasser ohne Bedenken jedem Leser eine Wette anbieten darf, aus allen nur beliebigen Worten, die man ihm zusenden möchte, die Wahrheit desselben eben so gründlich zu erweisen, als hier geschehen ist.)

1. Das Wappen.

„Lieber Mann," sagte Madame Strobleder, „ich bitte dich ums Himmelswillen! was sollen wir mit den vielen Kindern anfangen?"

„Gottes Segen,“ antwortete er.

„Sieben Söhne!“ wehklagte sie. „Ja, wenn man sie in eine Höhle schicken könnte, wie die Siebenschläfer, daß sie den Hunger sieben Jahre lang verschliefen und dann zum Lobe Gottes wohl genährt hervor träten —“

Und wenn es ihrer vierzehn wären,“ meinte der Mann, „sie werden ihr Brot schon finden.“ —

„Suchen, willst du sagen.“

„Wer sucht, der findet.“

„Futter für Pulver, das werd' ich erleben.“

„Das Pulver muß auch sein Futter haben damit die Quadratmeilen nicht allzudevölkert werden.“

„Dub ist ein unmenschlicher Vater.“

„Nicht doch, Sibilchen, grämme dich nicht Ein paar Söhne müssen unter die Fahnen, das ist Bürgerpflicht. Max und Heinrich sind starke Buben. Die mögen Soldaten werden. Der

Fürchtegott suchen wir beym Zoll anzubringen. Garlieb soll studieren, er weiß immer alles besser. Traugott mag ein Kaufmann werden. Contrebande macht reich; und Siegfried ein Zuckerfabrikant aus Runkelrüben, das bringt schweres Geld."

Aber Hans, lieber Mann, was soll der anfangen?"

„Was ihm beliebt. Er ist schön, er ist dumm, was willst du mehr? Der ehrliche Gellert hat schon gesagt: Hans kommt durch seine Dummheit fort. Und kommt nun vollends die Schönheit dazu — o gewiß wir werden Freude an ihm erleben. Ganz ungeschickt ist er doch auch nicht; er schreibt eine herrliche Hand."

Madam Strohleder beruhigte sich, zumahl da wenige Wochen nach diesem Gespräch des Vaters Prophezeihung in Erfüllung zu gehn schien: denn das Glück, nach seiner Gewohnheit, fing schon an das Hänschen aufzusuchen, und sich zu dessen treuen Vormund aufzuwerfen. Von ungefähr wurde ihm eine Secretairstelle bey Sr. Excellenz dem Grafen Y angetragen.

Hier machte er sich durch seine schöne Handschrift sehr beliebt, denn Se. Excellenz waren gesonnen, zum Heil der Menschheit ein großes Werk zu unternehmen. Sie wollten nehmlich eine neue, vermehrte und verbesserte Auflage von Lünigs theatrum ceremoniale historicopoliticum herausgeben, ließen daher dieses dickleibige Werk auf gebrochenen Bogen sauber abschreiben und versahen es mit Dero Zusätzen und Anmerkungen. Bey dieser, den Kräften des jungen Strohleder angemessenen Arbeit hätte er mehrere Jahre hindurch sich sehr wohl befinden mögen, zumahl da im Hintergrunde ihm die Aussicht lächelte, einst Hofsourier zu werden, und es lag nicht an Fortunens redlicher Vormundschaft, daß er dieses glänzende Glück nicht erreichte. Aber sein dämischer Genius spielte ihm einen bösen Streich.

Die Frau Gräfin Y war eine sehr ehrwürdige Dame, die weder den Pyrmonter Brunnen trank, noch den Doctor Faust las, sondern, zur Vervollkommnung ihres Geistes, einen weit höhern Schwung genommen hatte. Sie sammelte nehmlich alle adeliche Wappen aus der ganzen Christenheit, und ihre Sammlung belief sich bereits auf viele tausende, die in einer Reihe von Folianten, mit lebendigen Farben gemahlt prangten.

ten. Es war ihre süßeste Herzenswonne, in diesen Folianten zu blättern, und sie wußte auf ein Haar die Punete und Striche, die Schilder und Helmzierrathe, die Hörner und Narrenköpfe zu deuten. So oft ein Fremder bey Hofe erschien, dessen Geschlechtswappen ihr noch unbekannt war, so ruhte sie nicht eher, bis sie ihn vermogt hatte, es für sie abbilden zu lassen.

Vor kurzem hatte sich ein vornehmer Portugiese am Hofe eingefunden, der weitläuftig mit der Familie Braganza verwandt war. Alsobald machte sie Jagd auf sein Wappen. Er versprach es ihr sehr höflich und sie erwartete es mit der edelsten Ungeduld. „Ich bin gezwungen," sagte sie zu dem Portugiesen, meinen Gemahl auf einige Tage auf seine Güter zu begleiten; haben Sie nur die Gewogenheit, das Wappen, sobald es fertig ist, unserm Secretär zuzuschicken, von dem ich es gleich nach meiner Zurückkunft erhalten werde."

Der Portugiese versicherte, sie solle es dann gewiß schon vorfinden. Hans wußte von dieser Verabredung nichts. Das Wappen wurde ihm auch nicht abgeliefert, da der Mahler nicht Wort gehalten hatte. Hingegen war der Gräfin erstes Wort

bey ihrer Heimkunft: „Bringen Sie mir noch diesen Abend das Wappen."

„Welches Wappen, meine Gnädigste?"

„Das von dem Portugiesen. Ich kenne es schon halb und halb aus seiner Erzählung, aber ich brenne vor Begierde es zu sehen. Auf dem Helme prangen zwey große Hirschgeweihe, im Mittelfelde steht ein Hahn. Ich bin sehr müde, ich werde mich schlafen legen, aber das thut nichts, bringen Sie mir es nur, daß ich wenigstens noch einen Blick darauf werfe."

„Erlauben Sie, wo soll ich das Wappen hernehmen?"

„Es liegt auf Ihrem Zimmer, ganz gewiß auf Ihrem Zimmer. Suchen Sie es dort nur, ich erwarte Sie." Mit diesen Worten schlüpfte sie in ihr Schlafgemach.

„Holla!" dachte Hans, „was hat das zu bedeuten? — Offenbar ist die Frau Gräfin Y in mich verliebt. Die vornehmen Damen drücken sich verblümt aus. Ich soll ein Wappen aus meinem Zimmer holen? ein Wappen mit einem Hahn und einem Hirschgeweih? Wenn das nicht

einen Habnrey bedeutet, so versteh' ich nichts von der Sache." — Zum Ueberfluß ging er noch auf sein Zimmer und suchte das Wappen sehr emsig, da es aber nirgend zu finden war, so wurde seine Vermuthung ihm zur Gewißheit; und mit siegreich bekämpfter Blödigkeit, die so leicht in Unverschämtheit ausartet, präsentirte er sich vor dem Schlafgemach der Gräfin.

„Sie hätten es nur meiner Kammerjungfer abgeben dürfen," sagte die halb Entkleidete unwillig, als er so keck die Thür öffnete; „doch geben Sie her, geschwind!"

Aber wie erstaunte sie, als Hans, statt der Antwort, sie plötzlich in seine Arme faßte und einen feurigen Kuß ihr aufdrang. Sie wollte schreyen, die Stimme versagte ihr: hingegen fand sie noch Kraft genug in ihrer rechten Hand, um mit einer derben Vorfeige die strohlederne Wange zu begrüßen. Im gleichen Augenblick stürzte die alte hagere Kammerjungfer herein, schlug ihre Nägel in des Jünglings lockigtes Haar, und — eine neue Delila — bewies sie, daß man auch ohne Scheere einen Simson seiner Locken berauben könne.

Wohl zerzaust gelangte Hans auf sein Zimmer, konnte wiederum nicht begreifen, warum solch Urtheil ihm widerfahren, und verfluchte alle Gräfinnen, und alle Warpen. Nur das Einzige wurde am andern Morgen ihm klar, daß er über Hals und Kopf aus dem Hause trollen mußte; denn der Herr Graf von Y ließen ihm vermelden, er möge die Thür suchen, wenn er nicht zum Fenster hinausspringen wolle.

„Du bist ein Esel!" sagte sein Vater, als er diesem die Geschichte trübselig erzählte. Fürwahr, das Glück meint es ehrlich mit dir, aber du tritt's mit Füßen."

2. Das Spottgedicht.

Fortuna ließ sich treten und wurde doch nicht müde, den widerspenstigen Liebling anzulächeln. Ein gewisser Hofrath, der, weil er ein Dichter war, bisweilen zu den Tafeln der Großen gezogen wurde, hatte bey dem Grafen von Y des jungen Strohleders Handschrift zu sehen Gelegenheit gehabt, denn Se. Excellenz pflegten Ihre Gäste immer zum Nachtisch mit Lünigs theatrum ceremoniale zu bewirthen. So ein Schreiber wäre dem Hofrath längst willkommen gewesen. Er hatte schon sieben bis acht Bände Verse zusam-

mengereimt, konnte aber, in diesen schwindsüchtigen Zeiten des Buchhandels, keinen Verleger finden, und wünschte sich wenigstens die Freude, seine Gedichte, sauber abgeschrieben, in Maroquin gebunden, in einem Mahagony-Glasschrank aufstellen zu können. Er war ein wohlhabender alter Hagestolz, der in seinem Testamente den Schreiber wohl bedenken konnte, zumal wenn dieser Geduld genug besaß, das Abgeschriebene sich täglich vorlesen zu lassen, denn unter den Bekannten des Hofraths war keiner mehr zu finden, der sein Ohr dazu herleihen mochte. Wenn er irgendwo in eine Gesellschaft trat, so sah man ihm nicht gleich ins Gesicht, sondern immer zuerst nach seiner Tasche, die gewöhnlich mit Geistesproducten hoch schwanger ging. Man wußte schon, wie leicht diese Tasche gebahr, wie schwer hingegen von ihrem Wochenbette los zu kommen sey, weshalb die Herren bey ihrem Erscheinen, sogleich nach Hut und Stock liefen, und die Damen sich flüsternd zusammenzogen. Der Hofrath selbst pflegte wohl zu behaupten, er lese nie vor ohne besondere Veranlassung, und das mußte man ihm zugestehen, denn was konnte Er dafür, daß jede Veranlassung ihm die besondere war? — Hatte er zum Beyspiel ein Gedicht an die Sonne in der Tasche, und Einer aus der Gesellschaft sprach von einer Perücke, so machte

er die Bemerkung, daß eine Perücke den Kahlkopf gegen die Sonnenstrahlen schütze. Was war nun natürlicher, als daß die Strahlen ihn zur Sonne führten?

„Ich habe sie auch besungen, die liebe Sonne," sagte er lächelnd, und ließ sie aus der Tasche herauf steigen.

Oder es war eine Sammlung anacreontischer Lieder, die er der Gesellschaft zum Besten geben wollte; man sprach aber eben von dem Elephanten in der Menagerie, und Eine der anwesenden Damen meinte, er sey doch ein plumpes Thier. „Um Verzeihung," unterbrach sie dann der Hofrath, „ich habe doch Elephanten gesehen, die mit ihrem Rüssel recht graziös eine Bouteille Wein ausschlürften; ja wahrhaftig, Anacreon selbst hätte seinen Wein nicht mit mehr Grazie trinken können. Apropos von Anacreon! ich muß Ihnen doch einige Liederchen mittheilen, die in seiner Manier gedichtet sind."

Dieser rüstige Dichter und Vorleser war es, der jetzt den jungen Hans Strohleder unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste nahm. „Du bist doch wahrlich ein Glückskind," sagte sein Vater, „bey dem kannst du leben wie in Abra-

hams Schoos und noch besser; denn in diesem berühmten und weitläuftigen Schoose würdest du von ferne das Geheul der Verdammten hören, welches immer eine fatale Musik seyn mag; beym Hofrath hingegen hörst du bloß Gedichte, die so kühl und wässerig sind, daß sie die Höllenglut dämpfen könnten. Aber das sage ich dir: höre sie stets mit Wohlgefallen, lobe sie mit Inbrunst, und vor allen Dingen, schlafe nicht ein." Nach dieser Ermahnung schenkte er ihm ein Riechfläschchen mit Eau de Cologne, empfahl ihm, solches immer bey sich zu tragen und, so oft er verspüre, daß der Schlaf ihm zu mächtig werde, sich unvermerkt mit dem Wasser die Augenlieder zu bestreichen.

So ausgerüstet trat Hans den neuen Dienst an und Alles ging vortrefflich. „Ich schreibe eine schlechte Hand," sagte der Hofrath gleich am ersten Tage, „Sie werden vielleicht Mühe haben sie zu entziffern, darum will ich lieber zuvor Ihnen jedesmahl das Gedicht vorlesen, und, wenn es abgeschrieben ist, lesen wir es noch einmahl mit einander durch."

„Das wird mich sehr glücklich machen," sagte Hans, reckte seine Ohren freundlich hin und befolgte gewissenhaft die erhaltene väterliche Ver-

struction, welche also lautete: „Sieh stets dem Vorleser ins Gesicht, und so oft er seine Augen zu dir aufsteht, so nike ihm freundlich zu. Fragt er am Ende um dein Urtheil, so bediene dich abwechselnd der Worte, die ich dir auf diesem Zettel geschrieben habe: sie sind die Quintessenz aller lobenden Recensionen, und bedeuten alle im Grunde nichts, kitzeln aber das Ohr."

Der Hofrath war außerordentlich mit seinem Schreiber zufrieden. Er liebte ihn wie seinen eignen Sohn, und erklärte in allen Gesellschaften: er besitze einen Schatz an dem jungen Manne, man wisse gar nicht, was alles in ihm stecke.

Das währte fast ein halbes Jahr, und schon hatte der Hofrath seinem Testamente ein Codicill beygefügt, welches dem ehelichen Haus eine sorgenfreye Zukunft verbürgte. Da begab es sich, daß ein junger Wizling ein Spottgedicht auf den wackern Dichter und Vorleser verfertigte, zwar ohne ihn zu nennen, aber so, daß er mit Händen zu greifen war. Schon eine Woche lang hatten alle Theeciricl sich daran ergötzt, nur der arme Hofrath wußte noch nichts davon. Aber in solchen Fällen giebt es immer dienstfertige Freunde, die mit unverhohlenem Bedauern den Gekränkten von dem unterrichten, was er besser gar nicht

erführe. Ein Solcher zeigte ihm eine Abschrift. Der Dichter wüthete, schwur, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wollte das Spottgedicht behalten, der gute Freund hingegen sich nicht davon trennen, weil er es noch einigen andern guten Freunden mitzutheilen hatte. Das nöthigte den Hofrath, es in der Geschwindigkeit selbst abzuschreiben.

Mit funkelnden Augen kam er nach Hause. „Herr Strohleder," sagte er, „lesen Sie einmal diese Verse, ich bitte, lesen Sie."

Hans nahm das Blatt, erkannte des Hofraths eigne Hand und fiel in den sehr verzeihlichen Irrthum, daß es ein Gedicht von seinem Gönner sey, zumahl da er ihn in derselben convulsivischen Bewegung sah, die jederzeit nach Geburtswehen ihn zu befallen pflegte. Freylich konnte Hans nicht begreifen, warum sein Gönner ihm diesesmahl die neue Geburt nicht selbst vorlas? Doch da ihm das Nichtbegreifen täglich wiederfuhr, so achtete er auch nicht weiter darauf, sondern las mit lauter Stimme und mit großem Pathos, wobey der Hofrath ihn drey oder viermahl mit einem derben Ha! unterbrach. Hans merkte sich sorgfältig die Stellen, bey welchen das Ha! erschallte, weil er meinte, der Ver-

fasser halte diese für die schönsten, und als nun Jener am Schluß vor ihn hintrat mit den Worten. „Nun? was sagen Sie dazu?" Da ergoß sich der ehrliche Hans, der keine Ahndung von der Tendenz des Gedichts hatte, in die wohleinstudierten Lobeserhebungen. Wie? sagte der Hofrath, mit weit aufgesperrten Augen und Lippen. „Ja, ja," erwiederte Hans, „es ist tief, hoch, klar, transparent und gemüthlich; es bewegt sich anmuthig in den Fesseln des Reimes."

Dieses Gedicht —?

„Ist Eins der gelungensten, die jemahls aus Ihrer Feder geflossen sind."

„So? und der Witz?"

„O der ist beissend, treffend und zermalmend."

Wirklich? Sie finden es also vortrefflich?

„Nur ein ausgemachter Dummkopf könnte es anders finden."

Herr! Sie sind ein Esel! packen Sie sich aus meinem Hause!

Mit diesem Bescheid entließ er den erstarrten Jüngling, der, abermahls brotlos, zu seinem Vater eilte, von diesem aber, statt des Trostes, nur ein Echo vernahm, welches, eben so vielfach als das beym Grabe der Metella, das Wort Esel wiederhallte.

3. Der Schatz.

Die Geschichte wurde laut und die ganze Stadt, in der eben eine Schnupfen-Epidemie herrschte, lachte sich gesund. Nur zwey Männer lachten nicht mit; der Eine war der getäuschte Hofrath, der Andere, Herr Krallfuß, ein liebenswürdiger Greis, der auf Pfänder lieh und das Seinige so zu Rathe hielt, daß er nicht einmahl, wenn er sich einer Sache erinnern wollte, einen Knoten in sein Schnupftuch machte, um es nicht abzunutzen. Das Einzige, was er ohne Bedenken abnutzte, waren seine Augen, die durch das viele Schreiben, Rechnen, Gold abwiegen, Ducaten feilen u. s. w. nach und nach sehr schwach geworden waren. Er kaufte sich eine wohlfeile Brille, die sehr vergrößerte und folglich seine Augen noch mehr verdarb. Mit schweren Seufzern mußte er

endlich den Entschluß fassen, sich nach einem Gehülfen umzusehn. Dieses Umsehn währte lange, weil es nichts kostete, und weil jedes brauchbare Subject ihm nicht dumm genug war; denn er wollte, aus guten Ursachen, den completesten Schafskopf in der ganzen Stadt zum Schreiber haben. Freylich fiel ihm der Gedanke schwer aufs Herz, daß dumme Menschen gewöhnlich am meisten essen, aber in jeder andern Rücksicht war für sein Gewerbe ein dummer Junge am tauglichsten.

Als daher die verschiedenen Abentheuer des jungen Hans Strohleder auch ihm zu Ohren kamen, klatschte er fröhlich in die Hände (nachdem er zuvor die Handschuh ausgezogen) und rief: ich habe meinen Mann gefunden! — Er schickte sogleich seine blinde Köchin zu Hans, die ihm den Antrag thun und nebenher sich erkundigen mußte, wie es mit seinem Appetit beschaffen sey? — Hans versicherte, daß er täglich mit zwey Pfund Fleisch, drey Pfund Brot und etwas Zugemüse sich eben behelfen würde. Das Brot wurde ihm zugestanden, aber in Ansehung des Fleisches wurde er nach Dännemark verwiesen, wo jetzt die Pferde geschlachtet würden, und, bey dem großen Fleischmangel, die Leute doch gesund blieben trotz den Tataren. Uebrigens gab man ihm zu verstehn, daß Herr Kraftfuß ein Siebenziger

sey und sein Testament ein Fleischtopf Egyptens für den treuen Schreiber werden könne.

Hans mußte sich entschließen, denn der Vater wollte ihm nicht einmahl Brot geben, vielweniger Fleisch, und er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Fortuna, seine Gönnerin, auch wohl in der morschen Hütte des Herrn Krallfuß ihn aufsuchen werde. „Thut sie es," sagte er zu sich selbst, „so will ich ein Dummkopf heißen ewiglich, wenn ich sie diesmahl nicht fest halte."

In dieser Stimmung trat er seinen neuen Dienst an und erwarb sich bald die Zufriedenheit des alten Herrn, denn Alles, wozu der Kopf nicht gebraucht wurde, that er flink und unverdrossen; Herr Krallfuß hütete sich aber wohl, seine tief schlummernden Geistieskräfte zu entwickeln, denn er hatte den Grundsatz erlauert, daß Dummköpfe am bequemsten zu beherrschen sind. Hans gefiel sich wohl in seiner neuen Lage und es blieb ihm in der That kein anderer Wunsch übrig, als daß sein Herr bald sterben möchte, weil Alles, was an baarer Münze ihm zufließen sollte, im Testamente stand. Allein in diesem Stücke vertraute er seinem Glücke zu wenig. Es wußte noch andere Mittel, den Liebling plötzlich reich zu machen.

Man lebte damahls in kriegerischer Zeit, man war keinen Tag vor Plünderung sicher, und diese Angst bewog Herrn Krallruß, einen großen Theil seines Goldes dem Schoos der Erde anzuvertrauen. Er wählte dazu seinen Garten. So nannte er ein Stückchen Land, auf welches er jährlich Cichorien säete, weil seine blinde Köchin durchaus darauf bestand, Kaffee zu trinken. Da er nun, als ein guter Patriot, alle Colonialwaaren aus seinem Hause verbannt hatte, so empfahl er dieses edle Surrogat, und meinte, sie könne, mit gehörigem Fleiß, auch wohl Zucker daraus ziehen, so gut als aus hundert andern Pflanzen, die jetzt zu diesem Behuf verarbeitet werden.

Außer diesen Cichorien stand in besagtem Garten nur noch ein alter Weidenbaum, den Herr Krallruß jährlich kappen ließ, um seinen Holzvorrath für den Winter zu sammeln. Unter dieser Weide grub er in einer regnigten Nacht ein tiefes Loch, scharrte seinen Mammon hinein und legte Steine darüber, als ob der Zufall sie dahin geworfen hätte. Aber die Nacht war nicht so dunkel, daß Hans aus seinem Dachfensterlein durch ein paar Mondblicke begünstigt, den Schatzgräber nicht bemerkt hätte. Der arme Hans konnte eben nicht schlafen, und das war freylich be

Herrn Krallfuß eigne Schuld, denn er hatte Tags zuvor, um doch auch einmahl seinen Hausgenossen einen Schmaus zu geben, verdorbenes Fleisch wohlfeil gekauft, ohne zu bedenken, daß ihre Verdauungskräfte dieser üppigen Nahrung nicht gewachsen waren. Hans empfand Uebelkeiten und hatte deswegen die Nase zum Fenster hinausgesteckt, denn den ganzen dicken Kopf hinauszuschieben, dazu war das Fenster nicht groß genug. Als er nun seinen werthen Principal so lange unter dem Weidenbaume keuchen hörte, wurde er neugierig, den Grund zu wissen. Er lauerte, bis Krallfuß wieder hinein geschlichen und die Gartenthür, nach seiner Gewohnheit, sorgfältig verschlossen hatte. Nun trippelte Hans leise hinunter, stieg durch das Küchenfenster in den Garten, fand zwischen den Steinen die lockere Erde und wühlte mit den Nägeln so lange, bis er den Schatz hervorzog. Es war ein schweres Kistchen, und Hans nicht so dumm zu vermuthen, daß es Steine enthalte. Nachdem er glücklich damit seine Bodenkammer erreicht und sein Gewissen durch die Vorstellung beschwichtigt hatte, daß er bloß einen Theil der künftigen Erbschaft anticipirt habe: so entstanden nunmehr zwey schwer zu lösende Fragen: wie sollte er das wohl verschlossene Kästchen öffnen? und wo es verbergen?

Das erstere schien unmöglich ohne Hülfe eines Schlossers, folglich ließ er vor der Hand es unerröffnet, zufrieden sich im Besitz eines schönen Nothpfennigs zu befinden. Das letztere fing er lustig genug an. Er trug seinen Schatz auf den Taubenschlag; denn Herr Krallfuß hielt gern Tauben, weil sie des Nachbars Gerste fraßen und weil er sie gewöhnt hatte, immer fremde Tauben mit nach Hause zu bringen. Hier versteckte der schlaue Hans das Kästchen unter ein Nest im Stroh und legte sich dann wohlgemuth schlafen.

Der andere Tag verging ruhig, Krallfuß ahndete nichts und Hans überhob sich seines Glückes nicht. Doch in der Nacht trieb eine gewisse bange Ahndung oder ein Zug des Herzens den Alten schon wieder in den Garten, wo sich, beym Anblick des offnen Loches, seine zwanzig Haare hoch empor sträubten und der Husten in seiner Brust verstummte. Anfangs wollte er Feuer schreyen, aber er bedachte klüglich, daß dann alle Nachbarn herben rennen und im Gewimmel sein Haus vollends plündern würden. Dann wollte er sich an die Weise hängen, aber der einzige Strick, den er im Hause hatte, war noch ganz neu, folglich Schade ihn abzunutzen. Endlich wankte er wieder in sein Kämmerlein und hat

auf

auf seinen Knieen den lieben Gott ihm den Dieb des Schatzes zu verrathen.

Als er seiner Besinnung wieder etwas mächtig wurde, stellte er die Betrachtung an, daß durchaus keine andern Fenster die Aussicht nach dem Garten hatten, als die der Küche und der Bodenkammer. Aus dem erstern konnte er nicht belauscht worden seyn, da die Köchin so blind war, daß sie bey Tage nicht sehen konnte, vielweniger bey Nacht. Es blieb also nur die Vermuthung übrig, daß sein Schreiber, der Pfiffikus, ihm auf die Spur gekommen. Sobald es Tag wurde, schickte er ihn unter irgend einem Vorwand aus dem Hause und kehrte indessen auf der Bodenkammer das unterste zu oberst, visitirte auch den Boden selbst und vergaß den Taubenschlag nicht; doch alles vergebens. Denn weil eine brütende Taube ganz ruhig auf ihrem Neste über dem Kästchen saß, so kam ihm gar nicht in den Sinn, sie zu verscheuchen, und Fortuna wachte über die Beute ihres Mündels.

„Der Räuber kann doch aber kein andrer gewesen seyn, als Musje Hans," dachte Krallfuß, „wer weiß wohin er mein Gold, meine Seele, so schnell auf die Seite geschafft hat. Auf den Kopf Schuld geben [illegible]

denn ich kann nichts beweisen. Wir müssen versuchen, den Fuchs zu überlisten."

Er berief den Schreiber auf sein Zimmer, setzte ihm ein Glas saures Bier vor und sagte: Mein lieber Strohleder, heute wollen wir uns einmahl etwas zu gute thun. Trink er! trink er frisch darauf los! und wenn er auch die halbe Kanne ausleeren sollte, es ist ihm vergönnt. Er ist ein ehrlicher junger Mensch, ich betrachte ihn als meinen Sohn, darum will ich ihm etwas wichtiges vertrauen. Wir leben in schweren Zeiten, der Feind steht in der Nähe, wer kann wissen, was uns heute oder morgen bevorsteht? Käme es zu einer Plünderung, so kann ich ihm wohl sagen, daß man in meinem Hause ein artiges Klümpgen Gold vorfinden würde. Das wäre mein Tod! Um dem vorzubeugen, was meynt er, was ich gethan habe? — ich habe ganz im Stillen ein Kästgen mit Dukaten unter dem Weidenbaume im Garten verscharrt. Außer ihm weiß niemand darum. Auf ihn kann ich mich verlassen, er wird ja doch mein Erbe. Nun geht mir heute Abend noch ein Posten von zweytausend Thaler in Gelde ein, den will ich in der künftigen Nacht auch noch dazu legen. Jetzt muß ich aber aufgehn, um das Geld zu heben. Vorehn aber werde ich schwerlich nach Hause kom-

men. Thu er mir den Gefallen, indessen fein wachsam herum zu schleichen, damit wir nicht bestohlen werden, es soll sein Schade nicht seyn." Mit diesen Worten nahm er den Filz, den er Hut nannte, und ging.

„Holla!" dachte Hans, „da kann ich meinen Schatz ansehnlich vermehren. Zweytausend Thaler sind nicht zu verachten." Flugs eilte er auf den Taubenschlag, holte das Kästgen, verschurrte es wieder, und als Herr Krallfuß um zehn Uhr heim kam, empfing er ihn mit freundlicher Geberde, übergab ihm den anvertrauten Hausschlüssel und stieg in seine Bodenkammer, wo er, an der Luke lauschend, sich herzinniglich freuete, als er um Mitternacht den Alten nach dem Weidenbaume schleichen sah. „Jetzt legt er noch zweytausend Thaler dazu," meynte Hans; aber Krallfuß meynte das nicht, sondern nahm das wiedergefundene Kästgen frohlockend unter den Arm und trug es unter sein Kopfkissen, auf dem er nun sanft schlummerte.

Hans suchte indessen noch einmahl den Weg durch das Küchenfenster, den er auch glücklich fand, aber nicht mehr den Schatz, nur das leere Nest. Ganz verwundert zog er ab, und seine Bewunderung stieg am andern Morgen noch

ieber, als Herr Krallfuß ihm ganz trocken sagte: er möchte sich zum Teufel packen.

Das konnte er nun vollends gar nicht begreifen. Mit hängenden Ohren schlich er zu seinem Vater und klagte dem, daß sein gewesener Principal mit dem Teufel im Bunde stehe. „Du bist ein Esel" sagte der Vater, „dich kann das Glück nicht reich machen, und wenn es dich im Pactolus schwemmte. Des alten Wucherers Dukaten auf diese Weise zu theilen, wäre ein verdienstliches Werk gewesen, aber wenn Fortuna sie dir in den Schoos werfen will, so fängst du sie mit einem Kornsiebe auf. Pack dich zum Teufel und komm mir nicht wieder vor die Augen!"

3. Die Heyrath aus dem Stegreife.

„Hm!" dachte Hans, „wenn es Fortunen Ernst ist, einen ganzen Kerl aus mir zu machen, so wird sie mich auch wohl in die Fremde begleiten. Der Prophet gilt ja ohnehin nicht in seinem Vaterlande." Er schnürte sein Bündel und ging wohlgemuth zum Thore hinaus. Kaum war er eine Stunde fortgewandert, als er an einem Wegweiser einen jungen Menschen sitzen sah, der fleißig die Löcher in seinen Strümpfen flickte

se. „Wohin Landsmann?“ fragte der kurze Gesell den Vorübergehenden.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Hans. „Also der Nase nach? Daran thust du wohl, mein Freund. Im Grunde weiß doch kein Mensch auf der Welt, wohin er geht, und wo er endlich stehen bleiben wird. Brauchst du einen Reisegefährten, so steh ich dir zu Diensten, denn ich gehe auch der Nase nach.“

Bey diesen Worten sprang er auf, warf den Mantelsack über die Schulter und gesellte sich zu Hans, dem er willkommen war. Freundliche Bekanntschaft wurde bald gemacht.

„Ich bin ein Student,“ sagte der Fremde, „ich habe Kammeralwissenschaften studiert und es fehlt mir bloß noch an einem Fürsten, der Vertrauen zu mir hätte, so wollt' ich ihn durch meine Finanzvorschläge bald auf's Reine bringen. Find' ich keinen, so bin ich entschlossen, unterdessen dem Kalbfelle zu folgen; das ist heut zu Tage die leichteste Manier, sein rohes Fell an den Mann zu bringen.“

Hans meinte doch, das sey ein gefährliches Stück Brot, er über de eine saubere Hand und

verlasse sich auf sein Glück. Der Student merkte wohl, ehe sie noch die erste Herberge erreichten, daß er einen Mensch vor sich habe, der sich allerdings auf das Glück verlassen dürfe; die strohdürne Einfalt belustigte ihn, und er schwur, er wollte lieber in seiner Gesellschaft zu Fuße gehn, als mit dem eitlen Reichardt mit Extrapost reisen. Alle seine Abentheuer hatte Hans in den ersten paar Stunden dem Unbekannten treulich berichtet, alle seine Familienverhältnisse ihm mitgetheilt, und der Student verdalt sein Vertrauen zwar nicht durch gleiche Offenheit, aber durch die munterste Laune von der Welt.

So wanderten sie schon zwey Tage miteinander, da führte sie ihr Weg an Weinbergen vorüber, in welchen reife Trauben schimmerten. Dieser Lockung konnte der bunarige Menschen nicht widerstehn, Hans aber äußerte Furcht vor den Knütteln der Wächter und bezähmte seine Lüsternheit.

„Eo!" sagte jener, „wer seine Haut nicht wagt, der bleibt hungrig sein Lebelang. Geh du nur fast voran und erwarte mich beym nächsten Dorfe!" Hans ging voran, und der Leser wird gebeten, auch etwas vorauszugehen, um das folgende Abentheuer gehörig zu begreifen.

Herr Türck war ein wohlhabender Förster, der eine sehr hübsche, sittsame Tochter von sechzehn Jahren hatte. Eines Tages jagte der Sohn seines hohen Gutsherrn in seinem Forste, nahm ein Frühstück bey ihm ein und verliebte sich in das Mädchen. Seit diesem Augenblicke verfolgte er das schöne Malchen mit aller Hitze eines ausschweifenden Jünglings. Es wurden glänzende Vorschläge gethan, die der ehrliche Türck mit Abscheu zurück wies. „Lieber,“ sagte er, „wollt ich sie dem ersten besten ehrlichen Manne geben, den ich auf der Straße anträfe;“ und das war ernstlich gemeint.

Als der künftige Stammhalter sah, daß auf diesem Wege nichts auszurichten sey, machte er den Entwurf, sie seinem verschmitzten und gefälligen Kammerdiener zur Quasi-Frau zu geben, und damit nicht auch das fehl schlüge, wollte er selbst als Freywerber auftreten, mit Recht voraussetzend, der Förster werde nicht wagen, dem Sohne seines Gebiethers eine so anständige Bitte abzuschlagen. In dieser Absicht ließ er ihn wissen, daß er, an dem und dem Tage, wiederum in seinem Forste jagen und bey ihm frühstücken werde. Es war dem ehrlichen Türck nicht recht, allein es blieb ihm nichts anders übrig, als die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Malchen sollte dem allzu gnädigen junger

Herrn nicht unter die Augen kommen, sondern diesen ganzen Tag auf dem Boden zubringen. Daß die Rede von einer Heyrath seyn werde, ahndete er nicht.

Doch der eitle Kammerdiener hatte sich dessen zu früh berühmt. Einer von des Försters alten Freunden in der Stadt erfuhr, was im Werke sey, und sandte eilig einen Bothen an Türck, damit er durch den Antrag nicht überrascht würde. Der Bothe kam den Tag vor der Jagd. Türck las und stand wie vom Blitz getroffen.

Eine halbe Stunde ging er mit krauser Stirn auf und nieder, dann ließ er Malchen rufen: „Höre, mein Kind!" hub er mit Ernst und Wehmuth an, „so und so stehn die Sachen. Hält der gnädige Herr für seinen Kammerdiener um dich an, so muß ich, hol mich der Teufel! ja sagen, und es ist so gut als ob ich dich ihm selbst auslieferte."

Malchen weinte.

„Hier ist nur Ein Mittel," fuhr der Vater fort, „um dich und unsere Ehre zu retten. Du mußt noch diesen Abend heyrathen."

„Ums Himmelswillen!" rief Mathen erschrocken, „wen soll ich heyrathen?"

„Ja, das weiß ich nicht. Kennst du nicht irgend einen ehrlichen braven Burschen, wenn er auch sonst nichts auf der Welt wäre, dem ich dich geben könnte?"

„Nein, mein Vater."

„Freylich, wir wohnen hier so mitten im Walde, haben nur wenige Nachbarn, und die sind alle verheyrathet. Wohlan, mein Kind, du hast mich oft sagen hören, daß ich dich lieber dem ersten besten Wanderer in die Arme werfen würde, der mir auf der Straße begegnete. Das war kein Wort in den Wind geredet. Hast du Muth, es wahr zu machen? Sieh, es ist doch möglich, daß du und ich auf diese Weise noch glücklich werden; auf jene, die unser künftige Herr im Sinne hat, bist du unwiederbringlich verlohren, wirst ein verworfenes Weib, und ich muß mein graues Haar mit Schande zur Grube schleppen."

„Um Gotteswillen, mein Vater! Thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Ich werde gehorchen."

„Nun wohl, so geh in deine Kammer, bete und dann schmücke dich bräutlich, so gut es in der Geschwindigkeit sich thun läßt. — He! Conrad! sattle mir den Braunen. Ich reite zu meinem Gevatter, dem Pfarrer, und dann auf die Landstraße. Wenn Gott einen alten Mann nicht verderben will, so wird er mir ja wohl einen leidlichen Menschen zuführen, den ich morgen dem vornehmen Wüstling als meinen Schwiegersohn vorstellen kann, und damit ist denn die ganze Sache glimpflich abgethan. Wie es weiter gehen möge, stelle ich in Gottes Hand. Aus zweyen Uebeln muß man das kleinste wählen."

Mit diesen Worten schwang er sich aufs Roß und ritt davon. Malchen aber ging in ihr Kämmerlein, betete und schmückte sich bräutlich mit großer Herzensangst, weil sie nicht wußte für wen.

Schon dämmerte der Abend stark. Fast hatte Hans das Dorf erreicht, wo er den Studenten erwarten sollte; da sprengte ein Reiter ihm entgegen, hielt an, als er ihn erblickte, sprang vom Gaule, trat ihm näher, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, so viel die Dämmerung verstattete, und knüpfte folgendes Gespräch mit ihm an:

„Um Vergebung, mein Herr, wer sind Sie?“

„Ich heiße Hans Strohfeder und bin ein Schreiber außer Dienst.

„Woher?“

„Aus der Residenz.“

„Und Ihre Eltern?“

„Die und die.“

(Sie waren dem Förster als ehrliche, mit vielen Kindern begabte Leute nicht unbekannt.)

„Darf ich fragen, warum Sie Ihre Vaterstadt verlassen haben?“

Hans, dem das Herz immer auf der Lippe saß, erzählte treuherzig seinen ganzen Lebenslauf. Der Förster merkte nun wohl, daß er ein dummer Teufel sey; aber, dachte er, darum kann er doch immer einen recht guten Ehemann abgeben. „Sie suchen Dienste?“ fuhr er fort.

„Ja, mein Herr.“

„Würden Sie auch wohl heyrathen?"

„Heyrathen?"

„Ein junges, schönes, sittsames, wohlhabendes Mädchen?"

„Ey warum nicht! lieber heute als morgen."

„Ja, morgen wäre es auch zu spät. Im Ernst, mein Herr, Sie sollten heut mein Schwiegersohn werden, wenn es Ihnen beliebt." Und nun erzählte er in der Kürze, in welcher Gefahr seine Tochter schwebe und daß er keine andere Rettung für sie wisse.

Hans begriff von Allem nur die Hälfte, denn alle diese Vorstellungen waren ihm noch zu neu, aber das begriff er sehr wohl, daß man ihm eine hübsche, reiche Frau geben und ein bequemes Leben verschaffen wollte. Ohne Bedenken sagte er ja.

„Nun so gehn Sie ins Dorf und kleiden sich im Wirthshause ein wenig um. Ich will Ihnen sogleich einen Jägerburschen schicken und den sanftmüthigsten Gaul aus meinem Stalle, die sollen in einigen Stunden Sie zur Trauung bringen."

Er schwang sich wieder auf sein Roß und sprengte fort. Hans stand noch ganz verdutzt, als der Student ihn einholte, mit einer Weintraube in der Hand, die er, selbst wohl gesättigt, dem Reisegefährten darbot. „Ey,“ sagte jener „hier ist nicht von Weintrauben die Rede,“ und erzählte haarklein, was ihm wiederfahren, wobey der Student anfangs ein Gesicht machte, wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen; aber nach und nach mischte sich der gewohnte Ausdruck der List wieder in seine Züge und er hörte dem Erzähler sehr aufmerksam bis ans Ende zu. „Ich gratulire,“ „sagte er dann, geschwind, laß uns eilen das Wirthshaus zu erreichen. Ich werde die Ehre haben, dem Herrn Bräutigam als Kammerdiener aufzuwarten.“

Sie gingen. Hans konnte nicht aufhören über sein Glück zu lachen, oder vielmehr zu schwören, daß es von allen Weinbergen widerhallte. „Siehst du wohl?“ sagte er, „Frau Fortuna ist noch immer mit mir.“

„Ja, ja,“ erwiederte der Student, „das seh' ich; halt sie nur fest.“

Als sie im Wirthshause anlangten, schnallte Hans den Mantelsack auf und holte sein bestes Kleid heraus, welches zugleich sein einziges war, denn auf der Wanderschaft trug er nur eine Weste. Dann machte er weitläufige Anstalten sich zu waschen, zu kämmen, zu frisiren, zu putzen, während der Student bey dem Wirth Erkundigung über den Fö ster einzog und lauter Gutes von ihm hörte.

„Ich habe nur noch Einen Gulden," sagte er jetzt zu Hans, „aber dein Glück erfreut mich so herzlich, daß ich heute mich spannen lassen und wenn ich morgen verdursten sollte. Heda! Herr Wirth! geb' er von seinem besten Weine."

Hans lachte gewaltig. Der Student trank ihm zu: „auf deine Gesundheit! auf die Gesundheit deiner Braut — deines Schwiegervaters — deiner ganzen Familie!" — tranken ein Glas nach dem andern — ehe eine halbe Stunde verging lag Hans unter dem Tische. Der Student zog nun das Bräutigamskleid wieder an, putzte sich selbst damit und erwartete mit Ungeduld den Jäzerbarischen. Der ließ nicht lange auf sich warten. Er fragte nach Herrn Strohieder. „Hier bin ich!" rief der Student, schwang sich aufs Roß und folgte jenem

Führer in den Wald beym Lichte des sternenhellen Himmels.

Nachdem sie etwa eine Stunde geritten waren, sahen sie von ferne Lichter durch die Bäume schimmern, und bald stand des Försters Wohnung hell erleuchtet vor ihnen, denn der Vater hatte in der Eile, so gut es gehn wollte, Anstalten zu dem Vermählungsfeste gemacht. Als der Student an der Pforte abstieg, empfing ihn der Förster mit einer herzlichen Umarmung und führte ihn ohne weitere Umstände zu seiner Tochter, die zitternd mit jungfräulicher Neugier immer nach der Thür schaute, um bey deren Eröffnung denjenigen zum Erstenmahle zu erblicken, mit dem sie in der nächsten Minute vor den Pfarrer treten sollte. Der Vater hatte ihr gesagt, sie würde zufrieden seyn, und als der Student nun erschien, war sie auch nicht unzufrieden: denn obgleich er an Schönheit sich mit Hans nicht messen konnte, so war er doch auch ein wohlgebauter, wohlgewachsener Jünglina, und sein Auge weit geistreicher, als das todte, strohtedene Auge.

Mit liebenswürdiger Bescheidenheit trat er zu dem hübschen Mädchen, welches glühend roth die Augen niederschlug, und sagte bittend: „Fassen Sie ein Herz zu mir. Ich bin ein armer

Teufel, aber eine ehrliche Haut. Solch ein Glück, als mir heute wiederfährt, hätte ich mir freylich nie träumen lassen; aber daß ich verdienen werde, was ich nicht verdient habe, das gelobe ich Ihnen feyerlich! — Sie haben freylich den Vortheil über mich, daß man Sie beym ersten Anblick lieben muß, und daß folglich mein Bestreben, mich Ihrer werth zu machen, doch nicht einmahl verdienstlich seyn wird."

Das schöne Malchen wußte nur durch einen verstohlnen, freundlichen Blick zu antworten, der Förster aber sperrte Maul und Nase auf über die feinen Redensarten, die er von dem Dummrian, den er vor ein paar Stunden gesprochen, gar nicht erwartet hatte. Es kam ihm auch wohl vor, als ob die Stimme anders klänge, Gestalt und Gesichtszüge hingegen hatte er nicht so genau in der Dämmerung aufgefaßt; sie schienen ihm dieselben, und so verscheuchte er alle Zweifel, fügte die Hand seiner Tochter in die des muntern Jünglings, und der Pfarrer sprach den Segen über die Ehe aus den Sprüchen. Bey der Hochzeittafel ließ der Student so viel Witz, Kenntnisse, frohe Laune und Gutmüthigkeit blicken, daß der Förster im Stillen sich Glück wünschte, seinen raschen Entschluß ausgeführt zu haben, und Malchen, die

ion oft von der Seite anschielte, sich ganz willig in ihr Schicksal ergab.

Indessen schnarchte Hans unter dem Tische der Wirthsstube. Sein lieber Reisegefährte hatte ihn dermaßen zugedeckt, daß er bis an den hellen lichten Morgen schlief. Endlich erwachte er, rieb sich die Augen, erinnerte sich des gestrigen Abentheuers, und fragte gähnend sich selbst noch ein Stündchen, ob es ein Traum gewesen? — Sobald er darüber, daß er nicht geträumt habe, mit sich einig war, rief er den Wirth herbey und fragte nach seinem Kameraden. Der, hieß es, sey schon gestern Abend davon geritten.

„Er war ja zu Fuße?"

„Das kann seyn, aber aus meinem Hose ist er geritten."

So? sagte Hans, und weil er nicht wußte, was er davon denken sollte, so dachte er weiter nichts. „Aber wo ist denn der Jägerbursche, der mich abholen soll?" — „Daß weiß ich nicht," sagte der Wirth. „Und wo ist denn mein Bräutigamskleid?" er suchte es überall, es war nicht mehr zu finden. „Da muß ich denn wohl in meiner

ungeschabten Weise Hochzeit machen," murmelte er in den Bart, zog sich an und harrte mit Ungeduld des Jägerburschen, der nicht kommen wollte. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, da meinte er, sein künftiger Schwiegervater könne es doch übel nehmen, wenn er so lange ausbliebe, darum wollte er lieber zu Fuße hinwandern. Er ließ sich den Weg in den Forst zeigen und stand im Begriff die Reise anzutreten, als der Wirth mit Ungestüm zuvor die Zeche von ihm begehrte. „Mein Reisegefährte," sagte Hans, hat einen Gulden springen lassen."

„Nichts hat er springen lassen," erwiederte der Wirth, „und ich lasse den Herrn nicht von der Stelle." — Hans sah sich genöthigt, seine silbernen Schuhschnallen zu verpfänden, und begab sich dennoch fröhlich auf den Weg, weil er meinte, die reiche Heyrath werde alles ersetzen.

In der Försterwohnung war man eben erst aufgestanden, als der unerwartete Bräutigam erschien. Der junge Ehemann saß in einem seidenen Schlafrock am Kaffeetisch mit der zufriedensten Miene vor der Welt; die junge Frau, mit dem Ausdruck glücklicher Liebe auf dem Gesichte, schenkte ihm ein, und der Vater schmauchte sein Pfeifchen mit großer Heiterkeit. Da meldete man Herrn Hans Stroh-

leder. „Was Teufel!“ sagte der Student, „wer untersteht sich meines Nahmens sich anzumaßen?“

Hans trat herein, sperrte lachend das Maul auf, sagte: Gott zum Gruß! schüttelte dem Förster die Hand und wollte sodann seine Braut ohne weitere Umstände umarmen!

„Der Mensch ist von Sinnen!“ rief der Student und schleuderte ihn zurück.

„Herr Bruder,“ sagte Hans, „kennst du mich nicht mehr?“

„Der Teufel ist dein Bruder!“ antwortete jener, „ich habe dich in meinem Leben nicht gesehen — was meinen Sie, Herr Schwiegervater? das ist gewiß ein Stückchen von des Gutsherrn Kammerdiener. Wer weiß, wie der Mensch Ihren Entschluß erfahren, und will nun durch eine Gegenlist sich der Beute versichern.

Der Förster merkte zwar, daß es hier nicht ganz mit rechten Dingen zugehe, und daß vermuthlich ein Schlaukopf über einen Dummkopf gerathen sey; aber was war zu thun? die Sache ließ sich nicht wieder in integrum restituiren, und da er überdieß mit seinem Schwiegersohne sehr zufrieden war,

so stellte er sich, als pflichte er dessen Vermuthung bey, warf den verwunderten Hans zur Thüre hinaus und befahl, die Jagdhunde auf ihn zu hetzen. Der arme Teufel mußte froh seyn, daß er mit ganzen Waden die Straße erreichte. Er ließ die Braut sammt den silbernen Schnallen im Stiche, und eilte sehr erleichtert (weil er auch den Bräutigamsrock nicht mehr zu tragen hatte) bis in das nächste Städchen, von wo aus er sein Abentheuer dem alten Herrn Strohleder weitläuftig berichtete, hinzufügend: er begreife von der ganzen Geschichte noch immer kein Wort, und bitte um etwas Geld zu einem neuen Rocke.

Der Vater hingegen begriff die ganze Geschichte sehr wohl, und schrieb: „mein lieber Sohn, du bist und bleibst ein Esel! folglich werde ich dir auch kein Geld schicken. Wenn Fortuna sich dir noch einmahl quer in den Weg wirft, so sey wenigstens so gescheit, es nicht gleich dem Ersten Besten auf die Nase zu binden, sonst wirst du abermahls gepreßt, und das von Rechtswegen."

5. Die Luftschifferin.

Die Lehre war gut, aber der Brief leer, und Hans hatte nichts zu beißen noch zu brocken. Hungrig und sehr betrübt setzte er seinen Wanderstab

fort, quer über eine Haide, den Blick zur Erde gesenkt. Da hörte er plötzlich in den Lüften über sich ein gewaltiges Rauschen. Er schaute empor und wäre vor Schrecken beynahe zu Boden gesunken, denn er hatte in seinem Leben noch keinen Luftballon gesehn und eben jetzt schwebte Einer ganz dicht über ihm.

Eine weiß gekleidete Nymphe, die in der Gondel saß, warf ihm schreyend einen Anker zu; das Thau gerieth ihm in die Hand, er wußte nicht wie: er hörte nur die Worte: halten Sie fest! und so hielt er denn fest ohne zu wissen warum. Einige Schritte weit wurde er mit fortgeschleppt, da er aber Riesenstärke besaß, und der Ballon schon sehr von brennbarer Luft entladen war, so blieb er Sieger. Die schöne Nymphe kam zur Erde. Der zitternde Hans hielt sie für einen Engel vom Himmel, und wunderte sich nur im Stillen, daß sie deutsch redete, da, nach seiner Meinung, die Engel hebräisch reden mußten. Sie dankte ihm freundlich für seine Hülfe und erzählte, daß sie in einer großen Stadt, zwey Meilen von da, unter lautem Zujauchzen aufgeflogen, nun aber großes Verlangen trage, dahin zurückzukehren, um noch diesen Abend im Theater ihren Triumph zu feyern.

Von alle dem begriff Hans kein Wort. Er stammelte und gaffte sie an. Sie belustigte sich an seiner Einfalt, bemerkte zugleich als eine Kennerin, daß er ein wunderschöner Jüngling sey, und daß die Natur ihm nur das Entbehrlichste, nehmlich den Verstand, versagt habe. Sie forschte ihn aus und in wenigen Minuten wußte sie seinen ganzen Lebenslauf.

Während sie so miteinander schwatzten und Er mit aller Anstrengung den widerspenstigen Ballon fest hielt, keuchten mehrere Reiter herzu von schnaubenden Rossen getragen. Sie waren von fern der Aeronautin gefolgt und priesen sich nun glücklich, auf die Gefahr den Hals zu brechen, sie erreicht zu haben. Es schienen lauter besonders gute Freunde und Bekannte zu seyn. Bald kam auch ein Wagen mit vier Pferden bespannt, der die Heldin aufnahm. Um den Ballon fortzubringen, waren in der Eile einige Bauern aufgebothen worden.

Die schöne Luftschifferin bog sich noch einmahl aus dem Wagen und sagte mit holder Freundlichkeit zu dem gaffenden Hans: „Kommen Sie morgen früh zu mir, ich muß Ihnen meine Dankbarkeit beweisen."

Fort flog der Wagen und der reitende Haufe rannte hinterher, und die ganze Erscheinung verlor sich in einer Staubwolke. So viel begriff Hans endlich, daß es kein Engel gewesen, sondern vielleicht Frau Fortuna in eigner Person, die, weil sie auf der Erde ihn nicht finden können, den Weg zu ihm durch die Lüfte gesucht. Er ermangelte nicht, sich nach der Stadt zu begeben, deren Thürme seitwärts lagen, und wohin die Staubwolke vor ihm her wirbelte. Daß die berühmte Luftschifferin in dem berühmtesten Wirthshause der Stadt wohnte, erfuhr er bald, und stellte sich, befohlnermaßen, am andern Morgen schon um sieben Uhr ein. Doch da sie Abends zuvor auf dem Theater gekrönt, nach dem Schauspiel tractirt, und erst gegen Morgen von zwanzig jungen Herren nach Hause begleitet worden war, so schlief sie bis Mittag, ohne zu ahnden, daß ein Hungriger an ihrer Schwelle harre. Endlich wurde es Tag bey ihr. So bald Hans gemeldet worden, ließ sie ihn hereinkommen, zog die Vorhänge ihres Bettes mit schneeweißen Armen zurück, hieß ihn willkommen, und sagte: sie wolle sein Glück machen, wenn er dessen würdig sey.

Er versicherte ganz ernsthaft, er sey dessen würdig. Lachend fuhr sie fort: „Es ist beschwer-

lich für eine Dame, so ganz allein in der Welt herum zu reisen. Sie glauben nicht, wie oft ich schon betrogen worden. Ich brauche einen ehrlichen Cassirer und im Nothfall auch einen guten, stillen Mann, der mir seinen Nahmen leiht. Unter gewissen Bedingungen könnte ich mich wohl entschließen, Ihnen meine Hand zu reichen. Ich würde Sie dann zum Professor der Physik machen, Sie würden an der Casse stehn, die Billete einnehmen, den Ballon zeigen, das Geld verwahren, auf Reisen für das Vorspannen sorgen, und, an Orten, wo ich mich aufhalte, in meinem Vorzimmer sitzen, wenn ich Besuche empfange, welche Besuche übrigens Ihnen ganz gleichgültig seyn müßten. Sind Sie ein Philosoph und besitzen Sie die Gabe der Folgsamkeit, so biete ich Ihnen diese Hand, die, wie Sie sehen, gar nicht häßlich und überdies mit Gold gefüllt ist."

Hans fiel auf beyde Kniee und dankte Gott mit heißen Thränen für dieses überschwengliche Glück. Er gestand zwar, daß er kein Philosoph sey, aber was die Folgsamkeit betreffe, da meinte er keck, es mit jedem Pudel aufnehmen zu können. Man reichte ihm lächelnd den schneeweißen Arm zum Kuß, er drückte mit seinen Lippen blaue Flecken darauf. Die Kammerjungfer wurde gerufen und ihr aufgetragen, gegenwärtigen jungen

Mann anständig auszustaffiren, auch sonst mit Allem zu versehn, was er bedürfen möchte. Er folgte der Zofe taumelnd vor Entzücken. Man schickte zu einem Schneider, der alle Gattungen von Männern machte, weil er fertige Kleider verkaufte, und in weniger als einer Viertelstunde sah sich Hans in einen respectabeln Professor der Physik verwandelt. Das Kammermädchen warf doch fast mitleidige Blicke auf den schönen Jüngling und raunte ihm in die Ohren: „haben Sie denn keinen Freund, mit dem Sie sich zuvor berathen könnten?"

„Ja Prost die Mahlzeit!" dachte Hans, „mein Vater hat mir geschrieben, ich soll kein Esel seyn, und dem Ersten Besten mein Glück auf die Nase binden. Da käme mir wieder so ein verdammter Student und fischte mir die Beute vor dem Maule weg. Nein, diesmahl will ich so verschwiegen seyn, als meine selige Großmutter im Grabe."

Er hielt Wort. Auch seinem Vater meldete er keine Zeile von dem bevorstehenden Glückswechsel; er wollte ihn damit überraschen, und in acht Tagen war die schöne Luftschifferin eine Madame Pailleeuir; denn den unsonoren Nahmen Strohlede:

übersetzte sie ins französische, wodurch er [illegible] freylich etwas wohlklingender wurde.

„Ey!“ sagte Hans „wie wird mein Vater jubeln, wenn er mich so plötzlich als Professor der Physik und den Gemahl einer wunderschönen Aeronautin erblickt! Kein Sterbenswörtchen hab' ich von der Physik verstanden, und bin doch Professor. Wird er nun noch sagen — ich sey ein Esel?“ — Der Gedanke, wie er über seinen Vater triumphiren wollte, war ihm so kitzelnd, daß er seiner Frau dringend anlag, ihre hundert und siebente Luftfahrt in seiner Vaterstadt zu halten. Sie bat ihn, sich nur so lange zu gedulden, bis der junge Graf, der eben in sie verliebt war, kein Geld mehr haben würde, und sie eilte in der That, ihrem schönen Hans zu gefallen, diesen Zeitpunct zu beschleunigen: ja, um seinen Triumpo noch vollkommener zu machen, beglückte sie ihn sechs Wochen nach der Hochzeit mit einem muntern gesunden Knaben, den er mit Freudenthränen an sein Herz drückte, obgleich er, wie gewöhnlich, nichts davon begriff.

Sobald Madame Paisseuir das Wochenbett verlassen hatte, wurde die gewünschte Reise angetreten. Wie ganz anders erschien Hans Strohlede-

vor den Thoren seiner Vaterstadt, als da er sie verließ! — Damahls ein hungriger Schreiber zu Fuß, mit silbernen Schuhschnallen und wenigen Groschen; jetzt ein Professor der Physik in einem eleganten Reisewagen mit vier Pferden bespannt, unter seinen Füßen eine mit Ducaten gefüllte Cassette, hinter seinem Rücken ein herrliches Schmuckkästlein, an seiner Seite eine holde, getreue Gattin, in seinem Arm ein schönes Knäblein — kurz, ein Mann, den schon mancher Lohnlaquay Ew. Gnaden genannt hatte. Nein, diesmahl hatte er Frau Fortuna doch warlich beym Schopf gefaßt.

Zwar wollte dann und wann ein dunkles Gefühl ihm verständigen, daß ihm dennoch, als einem wandernden Schreiber, gewissermaßen leichter zu Muthe gewesen, indem die Cassette ihn zwang mit krummen Beinen zu sitzen, das Schmuckkästlein ihm das Heiligenbein empfindlich drückte, die holde Gattin an seiner Seite brummte, das schöne Knäblein auf seinen Armen gewaltig schrie; aber die Vorstellung des Glanzes, der nun bald seinen Landsleuten die Nasen und Mäuler aufsperren sollte, erleichterte jede Beschwerde, und laut lachend fuhr er zum Thore hinein.

Auch der alte Herr Strohleder lachte herzlich mit, als er vernahm, welch' ein stattlicher Mann sein ehrlicher Hans geworden. Er legte sich auf Kundschaft, und nachdem er herausgebracht, daß seine Frau Schwiegertochter ein entlaufenes Berliner Freudenmädchen sey, wiederholte er seinen alten Spruch: mein Sohn, du bist ein Esel. Aber diesmahl versagte Hans ihm gänzlich den Glauben. „Ein Freudenmädchen? desto besser! hätten Sie denn gewünscht, daß ich ein Trauermädchen heyrathen möchte? Ja, herrlich und in Freuden geht es bey uns her. Warten Sie nur bis die hundert und siebente Luftfahrt vor sich geht, dann sollen Sie Wunderdinge erleben!"

Er hatte Recht. Kaum war sie angekündigt, als neue Goldquellen in die Casse strömten. Hans, der im Glücke keinen Groll mehr kannte, überschickte dem Herrn Krallfuß ein Freybillet, der es dankbar annahm und sogleich um den halben Preis wieder verkaufte.

Der große Tag erschien. Der Platz, von dem die Auffahrt vor sich gehen sollte, war mit vielen tausend eleganten Zuschauern angefüllt, unter welchen Hans, zu seinem großen Vergnü-

gen, die Frau Gräfin Y und den poetischen Hofrath erblickte. Der Ballon erhob sich majestätisch. Die Luftschifferin begrüßte die Versammlung mit vieler Grazie durch das Schwenken eines Fähnleins; ihr weißer Unterrock flatterte in den Lüften zu Jedermanns Wohlgefallen; und nach wenigen Minuten sah man in schwindelnder Höhe nur noch einen schwarzen Punct. Der Herr Professor der Physik empfing indessen Geld und Glückwünsche. Das Geld behielt er, aber die Glückwünsche verwandelten sich in Condolenzen, denn seine theuere Ehehälfte brach diesmahl den Hals.

Jetzt zeigte sichs, daß Frau Fortuna recht eigentlich in ihn vernarrt seyn mußte, denn es war ein schönes Sümmchen, welches die Schaulust der ehrlichen Deutschen ihm zugeworfen hatte. Er konnte ein Haus, einen Garten, eine zweyte Frau, und sogar den Ruf eines braven, verständigen Mannes dafür kaufen. Das that er auch, und, da es nicht gewöhnlich ist, einem reichen Manne nachzurechnen, wie er zu seinem Gelde gelangte, so wurde Hans Strohleder hinfort zu den Honoratioren seiner Vaterstadt gezählt, auch bis an seinen Tod Herr Professor titulirt; denn er führte eine gute Tafel und sein

Keller barg guten Wein. An jedem Sonntage speisten seine Aeltern bey ihm, und, wenn es da recht lustig herging, so pflegte der alte Strohleder, mit dem Glase in der Hand, seiner Frau zuzuflüstern: „Habe ich dir nicht gesagt, wir werden Freude an ihm erleben?“

Amerikanische Anecdoten.

Unter diesem Titel erschien in französischer Sprache eine Geschichte der neuen Welt, die in der That manche interessante Anecdoten enthält. Ein Paar davon mögen hier Platz finden.

Im Jahre 1651 nahmen die Franzosen Besitz von den Inseln von Grenada oder den sogenannten Grenadillen, die jetzt den Engländern zugehören. Das Eigenthumsrecht glaubten sie von den Eingebohrnen durch einige Beile und Messer und durch etwas Branntwein erkauft zu haben. Sehr bald nahmen sie gegen diese unglücklichen Wilden (die Caraiben) den Herrscherton an. Da die Unterdrückten durch offene Gewalt nicht Rache üben konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu Verstellung und Hinterlist, und meuchelmordeten alle Franzosen, die sie einzeln fanden. Nun schickte man Truppen hin, um die aufstehende Colonie zu beschützen, und diese wußten kein leichteres Mittel dazu, als die Einge-

Söhnen gänzlich auszurotten. Es geschah mit gräßlichem Erfolg. Ein elender Ueberrest der Caraiben flüchtete auf einen steilen Felsen, wo er umzingelt wurde. Als die Wilden keine Rettung sahen, wollten sie lieber in den Abgrund springen, als den Franzosen in die Hände fallen So stürzte Einer nach dem Andern sich hinab, und die zuschauenden Franzosen nannten jenen Felsen scherzend le mont des sauteurs, ein Nahme, den er beybehalten hat. Der französische Verfasser macht bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung über seine Landsleute, die der Deutsche Uebersetzer ihm jetzt nicht nachschreiben dürfte, denn man muß den Deutschen zum Ruhme nachsagen, daß sie mit besonderm Eifer über die Ehre ihrer Nachbarn wachen.

Die Caraiben wurden bald gerächt, und zwar durch einen französischen Gouverneur der Colonie, einen habgierigen, hochfahrenden Mann, der die Colonisten sehr grausam behandelte. Ein großer Theil derselben flüchtete nach Martinique. Die übrigen schafften sich endlich selbst Recht. Sie verhafteten den Tyrannen und verdammten ihn zum Tode. Bey diesem Blutgericht befand sich nur ein Einziger, Nahmens Archangeli, der zu schreiben verstand. Eine Hauptperson war ein Grobschmidt, Labrie, der seinen Nahmen

nicht

nicht schreiben konnte und statt dessen ein Hufeisen unter die Acten setzte, um welches dann Archangeli, als Secretär, die Worte schrieb: „dies ist das Zeichen des Herrn von Labrie, Bericht erstattenden Rathes.“ (Conseiller rapporteur.)

Indessen mochte dieser ehrwürdige Richterstuhl doch wohl fürchten, daß man weder seinen Spruch noch seine Verfahrungsart in Frankreich genehmigen würde, denn Richter und Zeugen nahmen bald darauf die Flucht und verschwanden von der Insel.

Neuengland war lange Zeit der Schauplatz theologischer Streitigkeiten über die Prädestination, die Gnade, und mehr dergleichen Albernheiten. Dazu gesellten sich, wie gewöhnlich, Heuchelei und eine vorgespiegelte Sittenstrenge. Ein hübsches Mädchen, Polly Baker, wurde einst zum fünftenmahle vor Gericht gefodert, wegen eines fünften Kindes der Liebe, dem sie das Daseyn gegeben. Ehe ihr Verdammungsurtheil gesprochen wurde, bat sie um Erlaubniß zu reden. Sie wurde ihr zugestanden und Polly hub an: „Ich bin arm und nicht im Stande einen Advocaten zu belohnen. Zweymahl hab' ich schon die Geldbuße erlegt, und zweymahl bin ich schmerzhaft gezüchtigt worden, weil ich nicht zahlen konnte. D. Gesetz begimmt es so, ich weiß

es, aber dieß Gesetz ist hart in Rücksicht meiner. Den Fehler ausgenommen, um dessen willen ich hier stehe, hab' ich stets untadelhaft gelebt. Fünf Kinder verdanken mir ihr Daseyn. Meine Milch und die Arbeit meiner Hände haben sie ernährt. Ich bilde sie für das Vaterland und für die Tugend, sie werden beyde sie lieben gleich ihrer Mutter. Ich habe keinen Gatten verführt. Die Natur, die mich mit Fruchtbarkeit, Fleiß und Genügsamkeit begabte, hatte mich zu einer guten, rechtlichen Ehefrau bestimmt. Hier unter Ihnen, meine Herren, sitzt der Mann als mein Richter, der durch den Schwur, mich zu ehelichen, mir meine Unschuld raubte -- und mich straft man? mich beschimpft man? -- Ich bin schwach gewesen, ich habe den Trieben der Natur gehorcht, doch war ich nie eine Verworfene, die sich Jedem Preis gab. Hab' ich die Vorschriften der Religion verletzt, so ist es an ihr mich zu strafen. Hab' ich die Hölle verdient, warum will man Gott vorgreifen? — aber ich glaube nicht, daß Gott, der meine Kinder so gesund an Leib und Seele schuf, diejenige verdammen wird, die, mit Gefahr ihres eignen Lebens, fünf guten Menschen das Leben gab. An ihn appellire ich von Ihrem Spruche. Sie leiten ein Gesetz, das Sie verfügen, nicht verdammen, sondern belügen."

Die Richter flatzten, und derjenige unter ihnen, der Vollys Unschuld auf seinem Gewissen hatte, erhob sich plötzlich und reichte ihr die Hand, sie vom Richterstuhle zum Altare führend.

Eine Heldin anderer Art war ein Mädchen Nahmens Bard, aus Burgund gebürtig, die, durch den Verlust eines Prozesses in Armuth gerathen, Mannskleider anzog, und eine Zeitlang in Paris einem Grafen diente. Zufällig befand sie sich zu Rochefort, als eben der Weltumsegler Bougainville sich einschiffte. Sie bot einem seiner Reisegefährten, Commerson, ihre Dienste an, wagte sich kühn mit auf das Meer, folgte ihrem Herrn unermüdet auf seinen botanischen Excursionen, es mochte unter einer brennenden Sonne oder auf den Eisgefilden der Magellanischen Meerenge seyn, erwarb sich Kenntnisse, trug den Mundvorrath, die Waffen, das Gepäck ohne jemahls zu murren, und wurde endlich in Otaheite von den Insulanern für ein Mädchen erkannt (Wie und bey welcher Gelegenheit? ist nicht angemerkt, und nur gesagt, daß gerade die Vorsichtsmaßregeln, die sie anwendete, um ihr Geschlecht zu verbergen, sie verrathen hätten.) Nach der Abfahrt von Otaheite entdeckte sie sich Bougainville, der sie

als brav und sittsam rühmt. Sie war das erste Weib, welches die Reise um die Welt gemacht hat. Das zweyte unternahm diese Reise aus edleren Bewegungsgründen: die Gattin des unglücklichen la Peyrouse schiffte sich ein, um den verlornen Gatten zu suchen und vielleicht zu retten. Leider vergebens!

Stradella und Thomas Britton.

In einer englischen Geschichte der Musik von John Hawkins steht folgende Erzählung:

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts lebte der berühmte venetianische Sänger und Componist, Stradella, der lange Zeit ganz Venedig entzückte. In den angesehensten Häusern dieser Stadt war sein Besuch willkommen, und wer Musik lernen wollte, buhlte um das Glück, von ihm Unterricht zu empfangen. Auch eine junge Dame aus einer alten römischen Familie, Nahmens Hortensia, zählte er unter seine Schülerinnen. Sie hatte damahls einen kleinen Liebeshandel mit einem venetianischen Nobile. Stradella verliebte sich auch in sie, und es wurde ihm nicht schwer, seinen steifen Nebenbuhler auszustechen. Er entführte sie und ging mit ihr nach Rom, wo sie für Eheleute galten. Der Venetianer wüthete, und nahm sogleich, nach lieb-

licher italiänischer Gewohnheit, ein paar Banditen in Sold, die den Flüchtlingen nachspüren mußten, sie auch wirklich endeckten.

Aber zu Stradella's Glück kamen die Meuchelmörder nach Rom gerade an einem Abend, wo er in der Kirche St. Johannes vom Lateran ein Oratorium sang. Sie traten in die Kirche, um ihn zu beobachten, damit er ihnen, beym Ausgang aus derselben, nicht entwischen möchte. Doch kaum hatten sie Stradella's schmelzende Stimme gehört, als sie, bezaubert und gerührt, ihren Mordanschlag vergaßen und nur selbst auf seine Rettung dachten.

Sie erwarteten ihn an der Kirchthüre. Er kam mit Hortensien am Arme. Sie näherten sich bescheiden und höflich, dankten ihm für das Vergnügen, welches er ihnen gemacht, gestanden, daß er seiner Stimme das Leben verdanke, und riethen ihm, Rom sogleich zu verlassen, damit sie dem, der sie abgesandt, vorspiegeln könnten, daß sie um einen Tag zu spät nach Rom gekommen wären. (Vermuthlich sind nur italiänische Banditen einer solchen Rührung durch Mangel fähig, deutsche hätten zugepackt.)

Stradella befolgte ihren Rath und begab sich mit Hortensien nach Turin. Der venetianische Nobile gab seine Rache nicht auf. Er überredete nun auch Hortensiens Vater, daß dieser Schimpf nur im Blute abgewaschen werden könne. Der Alte meinte in der That, daß, seiner Tochter verzeihen, eine größere Schande sey, als wenn er selbst mit zwey Banditen ihr nachsezte. Er ließ sich Empfehlungsschreiben an den französischen Gesandten, damahls der Marquis von Villars, geben, und reiste nach Savoyen.

Indessen hatte die Herzogin Regentin von Savoyen die beyden Liebenden in Schutz genommen, und Hortensien, um sie der Rache des verschmähten Liebhabers zu entziehen, in ein Kloster gebracht, den Stradella aber zu ihrem ersten Musikus ernannt und ihm eine Wohnung in ihrem Pallaste gegeben. Diese Maßregeln schienen hinreichend für Beyder Sicherheit, auch verflossen einige Monathe ganz ruhig. Stradella glaubte, er habe nichts mehr zu befürchten. Aber eines Abends, als er auf den Wällen der Stadt spazieren ging, wurde er plötzlich von drey Meuchelmördern überfallen, empfing einen Dolchstich in die Brust und blieb für todt auf dem Platze. Die Thäter flohen zu dem französischen Gesandte

der die Gefälligkeit hatte, sie eine Zeitlang zu verbergen und dann entwischen zu lassen.

Stradella's Wunde war nicht tödtlich. Er wurde geheilt. Der Venetianer knirschte, als er erfuhr, daß seine Rache zum zweytenmahle vereitelt worden. Statt abzulassen, wurde er nur noch erbitterter, beschloß jedoch, vor der Hand den verhaßten Nebenbuhler bloß beobachten zu lassen, um seinen Rachedurst desto sicherer zu kühlen. So verstrich ein Jahr. Die Herzogin vermählte die beyden Liebenden förmlich und sie wähnten sich am sichern Ziele. Auch wären sie vermuthlich in Turin unangetastet geblieben. Aber sie waren zu sicher. Hortensien wandelte die Lust an, Genua zu sehn. Sie reisten dahin, und am Morgen nach ihrer Ankunft wurden sie beyde ermordet in ihrem Bette gefunden.

Diese Geschichte konnte sich nur in Italien zutragen; eine andere, die Hawkins erzählt, nur in England. Thomas Britton, der zu Anfang des 18ten Jahrhunderts lebte, war seines Gewerbes ein ehrlicher Kohlenhändler, und verband damit eine naive Leidenschaft für Musik und — Chemie. Er bewohnte ein kleines, dunkles Haus, welches zuvor ein Pferdestall gewesen war. Hier versammelte er an jedem Abend

eine Reage von Künstlern und Musikliebhabern vom ersten Range; ein Platz in seinem langen niedrigen Kohlenmagazine war sein Concertsaal, doch immer angefüllt mit vornehmen Leuten, die sowohl durch ihre Liebhaberey als durch das Seltene des Schauspiels hingelockt wurden.

Bey ihm fand man auch eine Sammlung der kostbarsten und seltensten Schriften über die Musik. Der Geschmack an solchen alten Büchern war damahls allgemein. Viele der vornehmsten Herren der Insel, die Grafen Oxford, Pembroke, u. s. w. sammelten alte Bücher und Handschriften. Am Sonnabend Vormittag, wo das Parlament nicht zusammen kam, liefen die Lords von einem Buchhändler zum andern; gegen Mittag kamen sie bey dem Buchhändler Christoph Batemann in der Paternosterstraße zusammen, um einander ihre Entdeckungen mitzutheilen. Da fand sich denn auch Thomas Britton regelmäßig ein, in einem groben blauen Mantel mit einem Kohlensack auf der Schulter, aber gewöhnlich hatte er die kostbarsten Schriften den Lords weggefischt. Zu Mittag gingen alle zusammen nach einer Taverne, wo die Herren des Oberhauses mit ihrem guten Freunde, dem Kohlenhändler, sehr vergnügt speisten.

Der arme Thomas Britton nahm ein traurigeß Ende. Er hatte einen Nachbar, Nahmens Rode, auch ein Mitglied seiner Concerte, der, um sich einen Spaß mit ihm zu machen, einen Londner Schmidt, Samuel Honeymann, zu ihm führte. Dieser Schmidt war ein Bauchredner, wovon Britton nichts wußte. Plötzlich ließ eine Stimme sich vernehmen: „Thomas Britton! in einer Stunde mußt du sterben, wenn du nicht sogleich auf deine Kniee fällst und ein Vaterunser betest.“

Der heftig erschrokene Kohlenhändler that sogleich wie ihm befohlen war, aber die Folgen des Schreckens brachten ihn wenige Tage nachher ins Grab. Sein Freund, der geschickte Mahler Wootaston, hat ihn gemahlt in seinem groben, blauen Mantel mit dem Kohlensacke auf der Schulter, und dem Maaßstock in der Hand. Dieses Gemälde wird im brittischen Museum aufbewahrt, und so hat Hawkins, vor seiner Biographie, den Sonderling in Kupfer stechen lassen.

Univ. Bibl.
München

Die Gebrüder Bernoulli.

Nicht in unsern Tagen allein zanken sich berühmte Schriftsteller, und nicht allein die Dichter sind es, die durch Neid und Rechthaberey auf einen Kampfplatz gelockt werden, wo wenig Ehre und viel Spott zu erwerben ist: schon vor hundert Jahren gaben zwey große Mathematiker und Brüder sogar, ein solches Scandal. Ich entlehne diesen Artikel aus Bossut's Geschichte der Mathematik, die schwerlich irgend ein Leser der Grille kennen und noch weniger lesen wird.

Schon lange hatten die Gebrüder Bernoulli in ihrer Wissenschaft rühmlich, aber auch neidisch gewetteifert, als Einer derselben, Namens Johann, allen damahls lebenden Geometern ein wichtiges Problem aufzurathen gab. In jener Zeit war es Mode, daß die Gelehrten untereinander sich auf diese Weise in Athem setzten, und solche Arbeiten brachten mehr Nutzen als das Necrolo-

ren in unsern Litteraturzeitungen. Der berühmte Leibnitz, der auch damahls lebte, löste das Problem gleich am ersten Tage, an dem er es empfing. Er meldete es dem Johann Bernoulli, und Beyde kamen überein, die Auflösung geheim zu halten, und den übrigen Geometern ein ganzes Jahr Zeit zu lassen, um ihre Kräfte auch daran zu versuchen. Noch war das Jahr nicht verflossen, als drey andere Auflösungen erschienen, von Newton, dem Marquis de l'Hopital und Jacob Bernoulli. Die von Newton, (an dem Göthe in unsern Tagen gern zum Ritter geworden wäre) erschien anonym, allein Johann Bernoulli errieth den Verfasser und sagte: **ex ungue leonem.**

Die Nebenbuhlerschaft des Ruhms, welche seit langer Zeit die Gebrüder Bernoulli entzweyte, brach bey dieser Gelegenheit heftig aus. Anfangs war sie durch die Gewohnheit, sich wenigstens bisweilen zu sehn, gemäßigt worden; als aber Jacob 1695 Professor der Mathematik zu Gröningen wurde, hoben sie allen Umgang miteinander auf, sprachen bloß in Journalen miteinander und auch dann nur, um durch die schwersten Probleme, die sie einander vorlegten, sich zu schikaniren. Johann Bernoulli war der angreifende Theil, aber es konnte auch nicht geleugnet

werden, daß sein Bruder in seinen Antworten etwas Uebermuth zeigte, denn er war Johanns Lehrer gewesen. Um sich für dessen Neckereyen recht glänzend zu rächen, fügte er jetzt der Auflösung des erwähnten Problems ein andres, noch weit schwereres, bey, und schloß seine Aufforderung mit den Worten: „Eine Person, für die ich mich verbürge, macht sich anheischig, meinem Bruder, außer den verdienten Lobsprüchen, noch fünfzig Gulden auszuzahlen, wenn er in drey Monathen das Problem löst."

Sobald Johann die verschiedenen Auflösungen seines eignen Problems erhielt, ermangelte er nicht, seine Meinung darüber zu verlautbaren. Er rühmte Leibnitz, den Marquis de l'Hopital und Newton; er gestand auch, daß sein Bruder es gelöst, aber eine viel zu lange Zeit darauf verwandt habe. Was nun die neue Ausfoderung betraf, so erklärte er, daß er sogleich ans Werk gegangen, und, statt dreyer Monathe, nicht mehr als drey Minuten dazu gebraucht habe. Er foderte daher die funfzig Gulden, die er den Armen geben wollte, weil sie ihm gar zu leicht zu verdienen geworden. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und sich selbst vielen Kummer bereitet, denn sein Bruder bewies ihm spottisch, daß seine Auflösung mangelhaft sey.

Johann erkannte das nun selbst, und meinte, er habe sich ein wenig übereilt, stimmte aber deshalb einen Ton nicht herunter, machte eine neue Auflösung bekannt und forderte spöttisch die fünfzig Gulden. Jacob antwortete ganz lakonisch: „Ich ersuche meinen Bruder, seine Berechnung noch einmahl aufmerksam durchzugehen und uns dann zu sagen, ob Alles so ist, wie es seyn sollte. Ich erkläre ihm übrigens, daß, wenn ich meine eigene Auflösung bekannt gemacht habe, der Vorwand der Uebereilung ferner nicht statt finden wird."

Johann, der noch immer weit entfernt war, die Grundfehler seiner Methode zu ahnden, erwiederte trotzig, er habe nicht nöthig, seine zweyte Auflösung noch einmahl durchzugehen, denn sie sey gut, und er könne seine Zeit besser anwenden.

„Ey, warum denn nicht!" antwortete Jacob spöttisch: „du hast ja nur drey Minuten gebraucht, um das ganze Geheimniß zu ergründen, also wird es dich ja noch weniger Zeit kosten, deine Arbeit noch einmahl durchzusehen. Und wären es auch sechs Minuten, das wird die Zahl deiner neuen Entdeckungen doch nicht vermindern."

Johann wurde wüthend, als er diese Antwort las und ergoß sich in grobe Schmähungen ohne allen Witz. Die Journale waren so gefällig sie drucken zu lassen (eine Gefälligkeit, die sie auch heut zu Tage sehr gern üben.) „Laßt uns sie vergessen, sagt Bossut, zu Gunsten des Genies." (Ein tröstliches Wort für alle Genies, die sich dann und wann vergessen haben und bey ihren Zeitgenossen ein eisernes Gedächtniß finden.)

Es gab nun kein anderes Mittel mehr den Streit zu schlichten, als von beyden Seiten die gebrauchten Methoden bekannt zu machen, und sie dem Urtheil der geschicktesten Geometer von Europa zu unterwerfen. Johann foderte Leibnitz zum Schiedsrichter. Er hatte ihm seine Auflösung zugesandt, und Leibnitz, der sie wahrscheinlich nur flüchtig untersuchte, hatte sie gebilligt. Jacob willigte darein, Leibnitz für seinen Richter zu erkennen, aber er foderte auch Newton, den Marquis de l'Hospital und alle die berühmten Geometer seiner Zeit dazu auf, nur müsse man ihm Freyheit lassen zu schreiben und die Wahrheit in ihr ganzes Licht zu stellen.

In dieser Lage blieben die Sachen zwey Jahre lang. Zu Ende 1700 bey Jacob zu Basel ein Schreiben an seinen Bruder [illegible], in

dem er, zwar mit großer Mäßigung, doch in einem Tone der Superiorität, ihn aufforderte, seine Methode bekannt zu machen. Zugleich gab er selbst die Formeln des Problems.

Nun begriff Johann, daß er in den Resultaten von seinem Bruder abweiche; da er aber die Grundsätze der wahren Auflösung nicht darin entdeckte, und noch immer von der Richtigkeit seiner Methode überzeugt war, so entwickelte er sie in einem Memoire, welches er versiegelt der Academie der Wissenschaften in Paris zusandte, bedingend, daß es nicht eher geöffnet werde, als nachdem Jacob seine Analyse bekannt gemacht. Das that nun Jacob, im May 1701. Sie wurde als ein Wunder von Erfindungskraft und Scharfsinn betrachtet. Der Marquis de l' Hopital schrieb an Leibnitz, daß er sie mit großer Begierde gelesen und sehr richtig befunden habe, ein Urtheil, welches Leibnitz dem Johann Bernoulli mittheilte, so sehr er auch sonst für ihn eingenommen war.

Man erwartete nunmehr mit Recht, daß, nach so vielem Aufsehn, Johann seines Bruders Auflösung entweder bekänpfen oder deren Richtigkeit öffentlich eingestehen wurde; aber es geschah keine

von

von beyden; er beobachtete fünf Jahre lang ein tiefes Schweigen und ließ seine zuvor so sehr gepriesene Methode in der Academie gleichsam begraben liegen, bis Jacob im Jahr 1705 starb, worauf sie gleich im nächsten Jahre gedruckt erschien, vermuthlich weil er nun seines Bruders Critik nicht mehr zu fürchten hatte, und hoffte, es werde sonst Niemand so tief in die Sache eingehn. Ganz hat er sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht, denn Fontanelle, in seiner Lobrede auf Jacob Bernoulli, und Fouchi, dreyundvierzig Jahr später, in seiner Lobrede auf Johann Bernoulli, sprachen von den Methoden beyder Brüder, als ob sie gleich richtig und allgemein wären. — Aber trotz aller Künste, die Johann anwandte, um seine Methode geltend zu machen — wurde von den besten Geometern doch seinem Bruder die Palme des Sieges zuerkannt. Mehr als dreyzehn Jahr nach Jacobs Tode gestand endlich Johann selbst, er habe gefehlt, und auch dieses späte Bekenntniß würde ihm Ehre gebracht haben, wenn er nur nicht zugleich eine neue Auflösung bekannt gemacht hätte, die im Grunde ganz die seines Bruders, nur in einer andern Form war, welche die Rechnung sehr abkürzte, und wenn er nicht dabey, mit einer Art von Affectation, einige unbedeuten-

de Ueberflüssigkeiten in der seines Bruders gezügt hätte.

So weit Bossut. Es ist allerdings betrübt, wenn man sehen muß, wie zwey große Gelehrte, zwey leibliche Brüder, weniger aus Eifer für die Wahrheit als aus Rechthaberey und Erbitterung, einander Jahre lang bekämpfen und nicht den Sieg der Wahrheit über Irrthum, sondern den Sieg der Leidenschaften über die Vernunft dem Publikum darstellen: aber die Resultate waren am Ende doch ergiebig für die Wissenschaft, die durch sie bereichert wurde. Hundert Jahre nachher beseufzen wir den Bruderzwist und freuen uns des Gelehrtenzwistes. Denn diese Gelehrten begnügten sich nicht, einander beständig mit empörender Unart zuzurufen: du hast Unrecht! sondern ein Jeder suchte es besser zu machen als der Andere, und dadurch gewann die Wissenschaft. Aber — lieber Gott! — was wird man nach hundert Jahren von den elenden Federkämpfen sagen, in welchen die heutigen schönen Geister ihre kleinen Leidenschaften zur Schau tragen? was wird man von einem Merkel sagen, der immer tadelt und nie besser macht? oder auch nur besser zu machen versucht? —

Fürwahr, ich fühle mich gedrungen, um wenigstens, so viel an mir liegt, das Urtheil der Welt über mich zu mildern, den Wegder Bäder einzuschlagen, und den Herrn Doctor Merkel gleichfalls einzuladen, mit mir gemeinschaftlich irgend ein moralisches Problem aufzulösen. Wie wäre es, wenn wir beyde einen Roman, etwa über die unseligen Folgen des Egoismus, oder der Eitelkeit, schrieben? Oder wenn wir beyde ein Stück aus der Geschichte bearbeiteten? so würde das Publikum am Ende vielleicht doch einen guten Roman oder eine gute Geschichte mehr besitzen. Wohlan, Herr Doctor, ich fodere Sie dazu auf, und wenn Sie mich beehren, so verspreche ich Ihnen, wie Jacob Bernoulli, nicht nur die verdienten Lobeserhebungen, sondern auch noch funfzig Gulden obendrein. Genehmigen Sie diesen Vorschlag, so belieben Sie nur durch Ihre Zeitung den Gegenstand bekannt zu machen, den Sie bearbeiten wollen, (denn auch den Vortheil der Wahl überlasse ich Ihnen) und bestimmen Sie selbst die Frist, in der Sie damit hervortreten wollen, nur nicht drey Minuten, wie der eitle Johann Bernoulli. Entscheidet das Publikum für Sie, so werden Sie nicht allein das Vergnügen ha-

ben, mich wirklich gedemüthigt zu sehen, sondern auch das größere, endlich einmahl von sich sagen zu hören: „er tadelt nicht bloß, er macht auch besser."

Vorwürfe, der französischen Litteratur, von einem alten französischen Edelmanne gemacht.

Die Verwandtschaft der Materien weist diesem Aufsatze den nächsten Platz neben dem vorigen an. Es sind nun 34 Jahre, als er im Journal für Damen erschien, und — seltsam! — er paßt so ganz auf unsere heutige deutsche Litteratur, als ob er gestern für sie geschrieben wäre. Der Briefsteller hebt an:

Mein ganzes Leben lang habe ich Grillen und Launen gehabt, und noch jetzt entsage ich beyden nicht. Lange wohnte ich in Paris, jenem geräuschvollen Aufenthalt, der so sehr dazu geeignet ist, Grillen und Launen zu erwecken und zu nähren. Ueber die Menschen fluchend erwachte ich des Morgens und sie beklagend entschlummerte ich am Abend. Selbst meine Träume waren nicht friedlich. Ich murrte im Schlaf, und diese ewige

Gährung störte meine Ruhe. — Das bestimmte mich endlich, mein Vaterland gegen die Schweiz zu vertauschen, die Schweiz, wo Freymüthigkeit herrscht, wo der Muth die Freyheit schützt und die Freyheit wiederum der Schutzengel aller Tugenden ist. Hier hoffte ich ungestraft so viel Gutes [illegible] können, als mir beliebte, und auch nebenher auf die ganze übrige Welt nach Belieben zu fluchen; denn man flucht in der Schweiz [illegible] ganz artig, und das war vielleicht mit eine Ursach meiner Vorliebe.

Jetzt bewohne ich hier eine Hütte ohne allen Prunk, aber bequem, und habe mit meinen lieben Landsleuten nichts mehr zu schaffen, nur daß ich ihre Bücher noch immer lese und über die meisten derselben [illegible] — Anfangs wollte ich nur die alten guten Schriftsteller lesen, Labrayere, der den Menschen so viel Böses nachgesagt, Montaigne, der sie gemahlt, Pascal, der sie verleumdet hat; aber die Gewohnheit, den Fortschritten des Geistes meiner Nation zu folgen, und der noch immer sich regende Wunsch für ihre Ehre, führten mich doch wieder zu der verdammten Litteratur zurück, die ich in sehr üblem Zustande hinterlassen und in noch üblerem wiederfand. Ich konnte wüthend werden, wenn ich, im Lauf eines Jahres, kaum [illegible]

Werk auf einer Fluth von armseligen Broschüren schwimmen sah, hingegen in einem halben Jahre ein paar hundert Flugblätter zählen mußte, die in der edlen Impertinenz miteinander wetteiferten.

Ich weiß, daß zu allen Zeiten der Hoch- und Uebermuth (die dummste unter den Leidenschaften) im Rahmen der Ehre sein erbärmliches Wesen getrieben hat: ich weiß, daß kriegführende Mächte nicht so erbittert gegeneinander sind als eitle Schriftsteller.

Im vorigen Jahrhundert gab es auch fünf oder sechs Pedanten, die sich miteinander balgten und durch Moliere gezüchtigt wurden. Ich weiß auch, daß die edle Zunft der Recensenten jederzeit partheyisch gewesen, und daß sie sich nicht begnügt, in dem Werke eines von ihr gehaßten Schriftstellers bloß das wirklich Tadelnswerthe aufzusuchen, sondern es lieber durch ein paar hochtönende Redensarten gerade zu vernichten. So schrieb einst Scaliger gegen Cardanus. Wenn der letztere sagte: ein Papagey sey doch ein schöner Vogel, so behauptete Scaliger, ein Papagey sey ein Ungeheuer.

Was mußte nicht Racine von der Wuth der Aristarchen erdulden! — In der Vorrede zu seinem Brittanicus erzählt er selbst: „Ich habe dieses Trauerspiel mit großem Fleiß bearbeitet, aber es scheint, je mehr ich mich bestrebt habe, es gut zu machen, je mehr suchen gewisse Leute es zu verschreyen. Es giebt keine Kabale, die sie nicht angestiftet, keine Art von Critik, mit der sie mich nicht begeifert hätten; Einige haben sogar den Weg des Nero gegen mich eingeschlagen."

An einem andern Orte sagt er: „Alle diese Critiken rühren von vier oder fünf unglücklichen, kleinen Schriftstellern her, denen es nie gelingen wollte, durch ihre eigenen werthen Personen Aufmerksamkeit beym Publikum zu erwecken. Da lauern sie denn immer auf irgend ein Werk, das Beyfall erhält, um sogleich darüber herzufallen; nicht aus Eifersucht, (denn was könnte sie berechtigen, eifersüchtig zu seyn?) sondern in der Hoffnung, daß man sich die Mühe geben wird, ihnen zu antworten, und sie dadurch aus der Dunkelheit hervorgehoben werden, in welcher sie, durch ihre eigenen Werke, ihr ganzes Leben lang zu schmachten bestimmt waren."

Was versuchte nicht der kleine Haß des kleinen Scuderi gegen den großen Corneille? —

ein Insect im Ohr eines Löwen. — Selbst Fenelon, dieser sanfte erhabene Weise, dessen Tugend man hätte respectiren sollen wie sein Genie, blieb nicht unangetastet, nicht unbeschimpft, und irgend ein Flugblättler schrieb von ihm: „Fenelon ist ein armseliger Theolog, der mehr die profanen Scribenten als die Kirchenväter studiert hat; er ist versteckt und geschmeidig, ein Schmeichler und Heuchler, wie es je einen gab, und der, selbst durch ein Weib verführt, nur darauf sinnt, überall Verführung zu verbreiten."

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Beyspiele citiren wollte, wo jene zügellosen Menschen sich an den guten Ruf eines Schriftstellers klammerten, wie eine Fledermaus an das Gesims einer Marmorsäule, oder darüber hin krochen wie eine Schnecke, die ihren ekelhaften Schleim auf einer reifen Frucht zurücklässt. Aber mir scheint, diese Pest habe nie so arg gewüthet als jetzt. Welch' ein Vergessen alles Wohlstandes! welch' eine verächtliche Animosität! welch' ein Strom von Schimpfwörtern, die man nicht lesen kann, ohne gegen die Elenden empört zu werden, die, um die Eitelkeit des Schriftstellers zu kitzeln, die Würde des Menschen mit Füßen treten. Eure

Schriftsteller hassen sich wie Weiber und schimpfen sich wie Mönche. Die Alten hatten wohl Recht, ihre Pallas bewaffnet abzubilden. Diese Göttin, die über das Reich der Wissenschaften herrscht, muß dasselbe in einen kriegerischen Tummelplatz der wildesten Leidenschaften verwandelt sehen, die nicht bloß die Schriften eines Mannes, sondern auch ihn selbst, seinen Ruf, seine Ehre zerreißen, und jeden Tag verlohren zu haben glauben, an dem es ihnen nicht gelungen, einen ehrlichen Nahmen an den Pranger ihrer Flugblätter zu heften. — — (O du! dessen Nahmen ich nicht zu nennen brauche! weil Jedermann ihn erräth, tritt her und spiegle dich!)

Die sieben Weisen Griechenlands.

Es ist merkwürdig, daß gerade diejenigen Männer, die wir als die Weisesten verehren; die sieben Weisen Griechenlands, keine Bücher geschrieben haben. Sie verdanken ihren Ruhm bloß einzelnen Sprüchen, die sie zum Theil vielleicht nicht einmahl sagten, und die auch nicht immer so vortrefflich sind, daß sie heut zu Tage den Nahmen eines Mannes verewigen würden.

Zum Beyspiel: Thales soll gesagt haben: „Jüngling! bedenke, ob es nicht zu früh ist zu heyrathen? Greis! bedenke, ob es nicht zu spät ist?“ — Sehr gut, aber wer hat dergleichen nicht auch einmahl in seinem Leben gesagt, ohne deshalb Anspruch auf den Titel eines Weisen zu machen? — Ein anderer Spruch von ihm ist um nichts besser: „Der Weise ist immer reich genug, aber der Reiche ist nicht immer weise genug.“

Solon antwortete, als man ihn fragte: welcher Fürst der beste sey? „Derjenige, der sich selbst zu beherrschen weiß; denn es ist eben so schwer ein Volk zu bessern, dessen Fürst nichts taugt, als den Schatten eines Stabes gerade zu machen, wenn der Stab selbst krumm ist."

Nun, diese Sentenz würde heut zu Tage auch sehr kühl aufgenommen werden, zumahl da Selbstbeherrschung so ziemlich das letzte ist, woran die meisten unserer Fürsten denken.

Solon hat auch gesagt: „Anerkannte Rechtschaffenheit ist der sicherste aller Eydschwüre." Besser gefällt mir folgender Spruch: „Macht keinen König, wenn ihr nicht gelernt habt Einen zu machen." Es ist eine treffliche Warnung, nur Schade, daß der Unterricht im Königmachen sehr kostbar ist wegen der theuren Experimente.

Chilon, der dritte Weise Griechenlands und Freund Aesops, war ein Spartaner. Er soll die Ephoren eingeführt haben und selbst Einer gewesen seyn. Sterbend bekannte er, daß er in seiner Amtsverwaltung nur Einmahl gefehlt, als er nemlich einem Verbrecher, seinem besten Freunde, das Leben rettete. Er war kalt und

wortkarg, auch in seinen Sentenzen: „Hüte dich vor dir selbst." — Verlange nicht das Unmögliche und betrachte alles Ungerechte als unmöglich." — Was ist am schwersten? fragte man ihn einst. Er antwortete: „Ein Geheimniß bewahren, seine Zeit gut anwenden und Beleidigungen ertragen."

Die Beobachtung des folgenden Spruches, die leider nicht üblich ist, würde die Welt sehr glücklich machen: „Sey Herr in deinem Hause, oder in deinem Reiche, strebe aber nicht darnach, es bey Andern zu seyn."

Pittacus von Mitylene, der vierte Weise, sprach folgende Warnung aus: „Wenn deine Freunde hadern, mische dich nicht darein, denn du verdirbst es dann gewiß mit Einem, vielleicht mit Beyden." Das mag sehr wahr seyn, aber der Grundsatz ist sehr egoistisch, denn ein Freund, der, aus Furcht sich selbst zu schaden, seinen Freunden zu dienen unterläßt und immer zuvor berechnet, was Er dabey gewinnen oder verlieren kann, der weiß nicht was wahre Freundschaft ist.

Bias, der fünfte Weise, war Fürst und Feldherr einer kleinen Stadt, die er, als ge

vom Cyrus erobert und geplündert wurde, fast nackend verließ, sprechend: „Ich trage Alles bey mir.“ Er meynte nemlich seine Weisheit, und bewies zugleich dadurch, daß er auch seine Eitelkeit bey sich trug. Sein Tod ist merkwürdiger als sein Leben. Er wurde gebethen, als er schon sehr alt war, einen Freund vor Gericht zu vertheidigen. Er that es mit Beredsamkeit und Jugendfeuer. Nach Endigung seiner Rede, und während der Sachwalter des Gegners sprach, setzte er sich etwas erschöpft, lehnte sich an seinen Enkel und entschlummerte. Das Urtheil wurde gesprochen. Sein Freund gewann den Proceß. Man wollte mit dieser Nachricht ihn wecken, allein er war, im Arm seines Enkels, hinübergeschlummert. Ein schöner Tod in einem schönen Augenblicke.

Von Bias haben wir auch noch folgenden wahren Spruch: „Der Weise tugt Niemanden Böses zu, auch wenn er es konnte, der Thor hingegen will immer schaden, auch wenn er es nicht vermag.“

Cleobul, der sechste Weise, ist minder bekannt als Bias. Er lebte still und glücklich in seiner Vaterstadt, an Körper und Geist unbedeutend, einen einzigen Fehler ausgenommen; er

war bisweilen hitzig. Nur seine schöne Tochter, Cleobuline, die er außerordentlich liebte, soll die Kunst verstanden haben, ihn zu besänftigen. Der Sage nach erfand sie noch eine andere Kunst, die manchem Deutschen manchen Schweißtropfen gekostet hat, nemlich den Hexameter, und kleidete die Sentenzen ihres Vaters in dies neue Gewand.

„Gehe niemahls aus dem Hause,“ pflegte er zu sagen, „ohne an das zu denken, was du thun willst, und kehre niemahls heim, ohne an das zu denken, was du gethan hast.“

„In Gegenwart fremder Leute mußt du deine Frau niemahls weder liebkosen, noch rühmen, noch schelten.“ (Was das Schelten, und allenfalls auch das Liebkosen betrifft, mag er Recht haben, aber warum ein Mann seine Frau gelegentlich nicht rühmen soll, wenn sie ruhmwürdig ist? das begreife ich nicht.)

Einer von Cleobuls Sprüchen ist in ein französisches Lädchen übergegangen, und wohl oft von Lippen gesungen worden, die den Nahmen des Weisen nie ausgesprochen hatten:

Tout consiste dans la manière
Et dans le gout.
C'est la façon de le faire
Qui fait tout.

Von dem siebenten Weisen, Miso, ist uns kein einziger Spruch übrig geblieben, hingegen eine Handlung, die ihn vielleicht als den Weisesten unter Allen caracterisirt. Sein Vater war Tyrann irgend einer kleinen Stadt seines Vaterlandes. Nach dessen Tode konnte Miso in der Herrschaft ihm folgen, verschmähte es aber und zog sich in die Einsamkeit zurück. Es hat mir immer erschienen, als ob das freywillige Verzichtleisten auf Herrschaft, selbst auf eine ungerechte, die größte Stärke des menschlichen Geistes erfodere.

Manche zählen den Periander, den Tyrann von Corinth, unter die sieben Weisen, der aber keinen andern Anspruch auf diesen Ehrentitel hatte, als den, daß er die Weisen, Miso ausgenommen, bisweilen an seiner Tafel köstlich bewirthete. Dadurch ist freylich auch in neuern Zeiten mancher Fürst zu großem Rufe gelangt.

Ueberhaupt kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß wir entweder von den sie-

ben

den Weisen Griechenlands nur das wenigste und unbedeutendste wissen, oder daß es damahls sehr leicht war, den Titel eines Weisen zu erhalten; und, wenn das letztere der Fall ist, so möchte man daraus schließen, daß es überhaupt mit der Weisheit in jenen Zeiten sehr schlecht bestellt war. Eben so wie vor hundert Jahren in Deutschland jeder Reimer für einen Dichter galt, weil es der Dichter so wenige gab, eben so galt in Griechenland Jeder für einen Weisen, der ein paar gute Lebensregeln als Sentenzen aufzupuzen wußte.

Scharaden.

2 — 1.

1. Mein Zweytes schon ist eine Geißel für mein Erstes, mein Ganzes noch mehr. Mein Erstes muß mein Zweytes ertragen, mein Ganzes vermeiden. Eine Würde ist mein Erstes, die von meinem Zweyten selten respectirt wird, obgleich es nie gegen mein Erstes gerichtet seyn sollte. Bisweilen haben gewisse Stände mein Erstes verachtet, sind aber durch mein Ganzes fürchterlich dafür bestraft worden.

1 — 1.

2. Kein Sklave kennt mein Erstes, die Nacht mein Zweytes nicht. Immer ist den Türken mein Ganzes heilig, den Christen nur Einmahl im Jahre.

2 — 2.

3. Wehe meinem Ersten! es wird zur berüchtigten Wohnung des Zweyten, wenn die Eifersucht mein Ganzes wird. — Ach! leider hat schon im Paradiese mein Zweytes die Freuden meines Ersten gestört, und die Schlange zu meinem Ganzen gemacht.

1 — 1.

4. Einer schönen Jägerin, die in Amors Revieren nach meinem Ersten trachtet, und ihre Netze für mein Zweytes ausspannt, möchte es doch schwer werden, mein Ganzes zu erhaschen.

1 — 1.

5. Mein Zweytes ist in der Ehe selten mein Erstes, wenn es auch so tapfer wäre, als mein Ganzes war.

2 — 2.

6. Neubelebt wird die Natur, wenn mein Ganzes durch mein Zweytes mein Erstes verkündet. Schön ist das Leben in meinem

Ersten, schöner noch, wenn mein Zweytes die erste Liebe verräth. Doch auch dem Greise verkündet mein Ganzes, jenseit des Grabes, mein ewig dauerndes Erstes.

Die Auflösung der Scharaden im vorigen Stück:

1. Blutigel. 2. Brautjungfer. 3. Wieland. 4. Eigensinn. 5. Ohrfeige. 6. Jungfrau. 7. Zeitgeist. 8. Hasenscharte. 9. Gallapfel. 10. Rabenstein. 11. Schutzgeist. 12. Oheim.

Inhalt
des vierten Bändchens.

Seite.

Der Hofmann. 3
London und Paris. 22
Vergessene Wanderdinge. 25
Der Haarkräuselnde Künstler. . . . 31
Auch ein Modeartikel, aber ein alter. . . 35
Shakespeare. 42
Worauf deutet die Handschrift eines Menschen? 47
Kleine Galerie von Albernheiten. . . . 52
Der Thee. 56
Das Glück der Dummen Vormund, oder Leiden und Freuden des jungen Hans Strohleder. Ein Schwank. 61
Amerikanische Anecdoten. 111
Stradella und Thomas Britton. . . . 117

Seite.

Die Gebrüder Bernoulli. 123

Vorwürfe, der französischen Litteratur, von einem alten französischen Edelmanne gemacht. 133

Die sieben Weisen Griechenlands. 139

Charaden. 146

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von

August von Kotzebue.

Fünftes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Grille.

Von

August von Kotzebue.

Fünftes Bändchen.

Die Entstehung des Freymüthigen.

Berichtigung einiger Dutzend Unwahrheiten.

Der Gegenstand ist fürwahr nicht sehr interessant, und wenn hier einige Blätter damit angefüllt werden, so muß man die Leser förmlich um Verzeihung bitten. Der Freymüthige ist in unsern Tagen so tief zu einer armseligen Buchhändler-Speculation herabgesunken, daß schwerlich noch irgend ein Mann von Geschmack ihn liest oder sich erinnern mag, was er einst gewesen; aber der Herr Doctor Gottlieb Merkel, dem einige Jahre hindurch die Redaction dieses Blattes anvertraut war, scheint zu glauben, daß jedes kleine litterarische Abentheuer, bey dem er jemahls eine kleine oder große Rolle gespielt, dem Publikum nie aus dem Gedächtnisse kommen werde. Ihm hat beliebt, in seiner Zeitung für Litteratur und Kunst, ein Fragment aus einem

größern seiner unsterblichen Werke, betitelt: Charactere und Ansichten, über diesen Gegenstand abdrucken zu lassen. Warum er das gethan? da, laut dem Meßcatalog, das Buch bereits in der Ostermesse erschienen ist, folglich am 27sten May schon in Jedermanns Händen seyn konnte? — Die Frage mögte schwer zu beantworten scheinen und kann doch sehr vernünftig beantwortet werden. Merkels Bücher nämlich kommen nicht in Jedermanns Hände (wie seine seufzenden Verleger wohl wissen) eine Zeitung hingegen, wenn gleich aus zehn andern zusammengeloppelt, wird in Kaffee- und Bierhäusern gelesen. Ihm lag besonders daran, daß die Artigkeiten, mit welchen er mich abermals beehren wollte, in den russisch-deutschen Provinzen, in deren einer ich wohne, so bald es möglich unter die Leute kamen, weil sie da vielleicht mir wie [illegible] dankten, und folglich wählte er ein zweckdienliches Mittel.

Freylich steckt der ganze hämische Aufsatz von Lügen und Verläumdungen, aber was schadet das? — der erste Eindruck, den sie machen, ist doch immer schwer zu vertilgen, zumal wenn dem Lügner eine Zeitung zu Gebote stand, der Verläumdete hingegen nur in einer selten erscheinenden Schrift sich vertheidigen kann

Doch immerhin! für meine Freunde kommt diese Berichtigung noch früh genug, und meinen Feinden die Freude zu verderben, bin ich keineswegs gesonnen.

Besagtes Fragment trägt die Ueberschrift: Entstehung der Zeitschrift der Freymüthige oder Ernst und Scherz. Ich werde mir das Vergnügen machen, dem Herrn Doctor auf seinem finstern Wege mit der Fackel der Wahrheit Schritt vor Schritt zu folgen, und wenn er vor dem Lichte derselben bisweilen hinzeln muß, so ist das nicht meine Schuld; tu l'as voulu George Dandin.

Es hat überhaupt nur zwey Epochen in dem Leben des Herrn Doctors gegeben, in welchen er sich einer Art von Celebrität erfreute: die Erste, als er seine Letten geschrieben hatte, durch welche er Aufsehn erregen wollte und erregte; die Zweyte, als ich ihm die Redaction des Freymüthigen übertrug. Da er seitdem wieder in das gebührende Dunkel zurückgetreten ist, so mag man sich nicht wundern, daß er von dem Rufe, den der Freymüthige unter meiner Leitung erworben hatte, sich so viel als möglich zuzueignen, und dadurch gewissermaßen seine Existenz zu verlängern strebt. Arme Leute gehn mit dem weni-

gen Ersparten wirthschaftlich um, und thun wohl daran. Don Raundo sp ist die ganze Woche Kartoffeln, Herr Merkel hält sich an den Freymüthigen. Warum er aber, bey diesem löblichen Bestreben, ein Bret aus dem Schiffbruch zu retten, gerade damit anfängt zu erzählen: er habe in seinen vergessenen Briefen an ein Frauenzimmer meine Octavia für eine Sterbliche erklärt? ist wohl völlig unbegreiflich, denn was hat Octavia mit der Entstehung des Freymüthigen zu schaffen? — es ist doch ein böses Ding um den Schmähkitzel! —

Indessen, da es dem Herrn Doctor beliebt hat, diesen Eingang zu wählen, so muß ich seinem Gedächtniß wohl ein wenig zu Hülfe kommen und zeigen, wie er sich hier schon gleichsam zum Titelkupfer, ausgestellt hat. Allerdings hat er irgendwo gesagt: Eulalia, Gurli und Octavia wären bloß interessante Sterbliche. Theils bin ich mit diesem Lobe sehr wohl zufrieden, und wünschte nur, daß es allgemein wäre; theils war es mir auch sehr gleichgültig, was der, für mich uninteressanteste, Sterbliche über meine Geschöpfe denken und sagen mögte. Als ich daher, im Herbst 1802, nach Berlin kam, bedankte ich mich scherzend für diese Stelle seiner Briefe, und fügte scherzend hinzu: er hätte doch wenig-

stens mit meiner Octavia eine Ausnahme machen sollen.

Nun war es eben damahls, als mancherley Verhältnisse den Herrn Doctor zu der Güte bewogen, sich vorläufig meinen Freund zu nennen. Und was that er in dieser Qualität? — er setzte sich flugs hin und schrieb eine lange, durch zwey Hefte seiner Briefe fortlaufende, Anzeige der Octavia, in der er die Gefälligkeit hatte, mir „ein ausgezeichnet großes dramatisches Genie" zuzuschreiben und zu erklären: daß „eben sowohl als er den Muth gehabt habe, Göthe zu tadeln, er jetzt auch den Muth haben werde, zu untersuchen, ob der Dichter, dem drey oder vier Nationen so unendlich viele genußreiche Stunden verdanken, nicht ein vortrefflicher Dichter sey?" — Ferner: „daß er kein deutsches Schauspiel kenne, das in vielen, eigentlich dramatischen Rücksichten, dieser Octavia an die Seite gesetzt werden könne." — Ferner: „der Stoff sey vielleicht der interessanteste, der je für die deutsche Bühne bearbeitet worden, und zwar nach einem meisterhaften Plane, der vollkommene Einheit des Interesse habe; dieses steige unaufhörlich; der Gang der Handlung sey kraftvoll und rasch, reich an erschütternden Situationen; die Cha-

racterе schön idealisirt, kurz das Ganze ein vortreffliches Kunstwerk."

Heute sagt er nun wieder: „als er Octavien eine Sterbliche genannt, sey das der treue Abdruck der Ansichten gewesen, die er immer von meinen Talenten und Schriften gehabt habe." — Auf welche Art er diese Widersprüche zusammen reimen will, ist nun seine Sorge. Wer ganz einfältiglich darüber nachdenkt, muß natürlich auf die Vermuthung gerathen: damals, als der Herr Doctor so lobpreisend in die Posaune stieß, war er des Dichters Freund; nun, da er das Gegentheil sagt, ist er sein Feind geworden; folglich werden seine Urtheile durch Freundschaft oder Feindschaft geleitet, folglich ist vermuthlich sein Tadel eben so wenig werth als sein Lob. So schien es mir auch damals schon. Ich hatte über die sterbliche Octavia gelächelt und lächelte nun über die himmlische.

Nach diesem ganz unnöthigen Seitensprunge, bey dem der Herr Doctor sich ein wenig den Fuß verstoßen hat, kommt er nun endlich auf den Freymüthigen. Es ist wahr, daß ich ihm die Mitherausgabe desselben angetragen habe. Den Plan zu diesem Blatte hatte ich längst ohne ihn schon in Weimar entworfen, und es ist folglich

ein Gedächtnißfehler, wenn er sagt: Wir entwarfen den Plan. Daß ich, so oft ich in Berlin mich aufhalten würde, die Redaction führen sollte, war ein ganz unbestrittener Punct. Weil ich aber damals noch nicht gesonnen war, länger als den nächsten Winter in Berlin zu verweilen, so wurde, auf den Fall meiner Abwesenheit, dem Herrn Doctor die Redaction übertragen. Daran stieß es sich also gar nicht, und alle die Bedenklichkeiten, die er gehabt haben will, sich in eine solche litterarische Verbindung mit mir einzulassen, sind bloß artige Spiele seiner Einbildungskraft, die ihm den Gewinn abwerfen, mir einige beißende Dinge zu sagen. Er ergriff vielmehr den Vorschlag mit großer Begierde. Doch bald hernach verlangte er nicht nur den ihm gebührender Antheil vom Ertrag des Blattes, sondern auch überdieß — der ersten Abrede schnurstracks zuwider — ein ansehnliches Honorar als Redactionsgebühren, und daran stieß es sich. Da ich selbst nichts dafür verlangte, so hatte ich keine Lust, und der Verleger, Herr Sander, noch weniger, ihm solches zuzugestehn.

Es trat aber auch noch ein anderer Umstand in den Weg. Es hatte sich nemlich zwischen dem Herrn Doctor und dem Verleger ein Groll entsponnen, der zu den heftigsten Scenen zwi-

schen beyden Veranlassung gab. Den Ursprung dieses Grolls kennt ohne Zweifel Herr Merkel noch recht gut; er datirte sich von Begebenheiten, die lange zuvor, ehe vom Freymüthigen die Rede war, vorgefallen, mir folglich ganz fremd waren. Die Sache ist zu delicat, um sie weiter zu berühren. Kurz, Herr Sander wurde so erbittert, daß er mit der ganzen Sache nichts zu thun haben wollte, wenn Herr Merkel als Theilhaber zugelassen würde. Da ich nun diesen Mann damals für den brauchbarsten in dieser Angelegenheit hielt, so schrieb ich ein Billet an Herrn Merkel, in welchem ich ihm höflich erklärte: daß man ihm das Honorar nicht zugestehen könne, und es mir folglich leid thue, den Freymüthigen ohne ihn anfangen zu müssen.

Man hätte glauben sollen, er würde herzlich froh gewesen seyn, von der so bedenklichen litterarischen Verbindung mit mir, vor welcher so mancher Freund ihn gewarnt hatte, sich mit guter Manier los sagen zu können, doch keineswegs! er trotzte den Gefahren, und erbot sich, in einer schriftlichen Antwort auf das Honorar Verzicht zu leisten, wenn man ihn nur als Theilhaber aufnehmen wolle. Nun war ich genöthiget, ihm gerade heraus zu sagen, daß Sander sich weigere, in Verbindung mit ihm zu treten. Er schlug mir

sogleich einen andern Verleger vor, allein ich hatte Vertrauen zu Sander und so blieb Herr Merkel ausgeschlossen.

Das konnte er mir nicht verzeihen. Ich suchte zwar mit ihm auf einem erträglichen Fuße zu bleiben; er sollte, als ein fleißiger Mitarbeiter geschätzt und bezahlt werden, und vielleicht wäre noch Alles ohne Ausbruch einer Fehde abgelaufen, wenn nur nicht der Freymüthe ein so seltenes Glück gemacht hätte. Das ertrug der Herr Doctor nicht. Er fühlte Kraft in sich, ein ähnliches, oder vielmehr ein besseres Blatt zu schreiben; er sagte mir mehreremale, daß er das thun könnte, aber nicht thun wolle; doch kaum war ein halbes Jahr verflossen, als er seinen Ernst und Scherz ankündigte. Damahls, als noch kein Blatt von dieser nun vergessenen Schrift erschienen war, speiste der Herr Doctor eines Tages bey mir in Gesellschaft eines meiner Freunde, der noch lebt. Bey Tische erwähnte ich seiner Ankündigung, und erinnerte ihn an sein oft wiederholtes Versprechen, durch kein ähnliches Unternehmen mir in den Weg zu treten; worauf er denn freylich nichts zu antworten wußte. Ich fügte hinzu: daß ich ihm aufrichtig Glück dazu wünschte, nur, sagte ich: „lassen Sie uns hier, in Gegenwart dieses Zeugen,

einander die Hände darauf reichen, daß wir in unsern Blättern einander nicht antasten, dem schadenfrohen Publicum kein Schauspiel geben wollen." Ich reichte ihm die Hand über den Tisch, er schlug ein, und — in seinem zweyten Blatte wurde der Freymüthige bereits angegriffen.

Da ich wohl einsah, warum er an mir zum Ritter werden wollte, und daß er bloß seinen komischen Ernst und traurigen Scherz durch eine Fehde mit mir zu heben hoffte, so that ich ihm nicht den Gefallen Notiz davon zu nehmen, eine Mäßigung, die mir leicht wurde, da sein Blatt ein so sehr kleines Publicum hatte, daß der Ernst wie der Scherz ungehört verhallten, und ohnehin mit dem Ende des Jahres zu Grabe gegangen wären. Das weiß ich aus dem Munde des Verlegers, der über den schlechten Absatz klagte, obgleich Herr Merkel — wie er jetzt anführt — in diesem Blatte „seine Idee eines litterarischen Tageblattes auszuführen suchte." Daß der Verleger die Wahrheit redete, bewies im folgenden Jahre so manches Bücher Packet, welches ich von ihm erhielt, und dem jederzeit Ernst und Scherz als Maculatur zur Enveloppe diente. Sollte der Herr Doctor an dieser Thatsache zweifeln, so darf er sich nur in

der Verlagshandlung erkundiget, wo sie aus den Handelsbüchern unbezweifelt hervor gehn wird.

Seine Idee schien also dem Publicum minder zu behagen als die meinige, und das war ein neues, unverzeihliches Verbrechen von mir, welches der Herr Doctor mich büßen ließ, so viel in seinen Kräften stand.

Plötzlich veränderte sich die Scene. Der Tod raubte mir eine vortreffliche Gattin. Die Redaction des Freymüthigen foderte täglich mehrere Stunden zu einer Zeit, wo es mir unmöglich war, auch nur eine Stunde lang meinen Schmerz durch solche Geschäfte zu zerstreuen. Diejenigen meiner Freunde, die mich damals sahen, wissen, wie mir zu Muthe war.

Indessen fragte das Publicum nicht nach diesem Schmerz, mit ihm hatte ich contrahirt, ihm wöchentlich fünf Blätter zu liefern. In dieser Noth erklärte ich dem Verleger, daß ich auf seinen Unwillen nicht länger Rücksicht nehmen könne, und wandte mich an den Herrn Doctor mit derjenigen Unbefangenheit, die ein gegen ihn völlig reines Gewissen mir einflößen mußte. Daß ich aber gesagt haben soll: ich sey durch Herrn Sander verleitet worden, ihn anfangs aus-

zuschließen, das ist abermals ein Irrthum seines liebreichen Gedächtnisses.

Seine Bedingungen waren hart. Das Blatt sollte künftig — außer dem Titel der Freymüthige — auch den nichts sagenden Ernst und Scherz führen. Ich mußte darein willigen — Die Foderung eines ansehnlichen Honorars für die Redaction wurde erneuert und — mußte zugestanden werden. — Ein neuer Verleger wurde mir aufgedrungen, der mich hernach um sehr namhafte Summen betrogen hat. Kurz, Herr Merkel konnte vorschreiben, was ihm beliebte: ich war gelähmt: ich stand da wie ein Schiffbrüchiger, mit dem der Besitzer des Ufers um das Bergerlohn handelt: ich mußte mich in Alles fügen. Man sieht hieraus, daß seine Großmuth wenigstens nicht ganz uneigennützig war. Ihm beliebt zu sagen: „offenbar hätte es mir jetzt nicht viel Mühe gekostet, den Freymüthigen ganz fallen zu machen, aber es wäre unedel gewesen, das Vertrauen, selbst eines Gegners, zurückzuweisen" (soll heißen mißbrauchen.) Ich muß gestehen, daß mir an seiner Stelle nicht einmal ein solcher Gedanke würde eingefallen seyn. Es wäre auch nicht sehr vortheilhaft für den Herrn Doctor gewesen, ein Blatt fallen zu machen, dessen Mitherausgeber er nach

einigen Monaten werden wollte, und er hatte folglich das Vergnügen, mit seinem Edelmuth auch den Nutzen zu verbinden. Ob nun durch diese Begebenheit der Freymüthige seinem Blatte, oder sein Blatt dem Freymüthigen einverleibt worden? lasse ich dahin gestellt seyn. Er glaubt das Erstere und thut sich viel darauf zu gute; das Publicum glaubt das Letztere, worauf ich mir nichts zu gute thue.

Nun kommen wieder Dinge, die ganz und gar nicht zur Sache gehören, die aber herbey gezerrt und mit Erdichtungen ausstoffirt werden, bloß in der süßen Hoffnung, mir wehe zu thun. Dahin gehört die aufgewärmte Sage, daß ich Verfasser der Flugschrift die Expectorationen sey, und daß der Verleger derselben, Quien, selbst versichert habe, daß er das Manuscript aus meiner Hand empfangen, da ich doch von eben diesem Buchhändler Quien noch ein schriftliches Bekenntniß besitze, daß er es nicht von mir erhalten. Uebrigens leiht die ganze Sache ihr gehässiges Ansehn nur von der geschickten Stellung, die der Herr Doctor ihr zu geben beliebte; denn die Expectorationen, deren sich schwerlich noch jemand erinnert (und darauf verläßt sich Herr Merkel) sind eine Posse, die durchaus keinen Menschen in seinen Privatverhältnissen an-

greift, sondern bloß litterarischen Unfug rügt, weshalb ich auch damals gedruckt erklärte, daß ich zwar nicht der Verfasser sey, daß ich aber die Meynung des Verfassers vollkommen theile, und es daher einem jeden frey stelle, mich für den Verfasser zu halten. Diese Erklärung machte dem Lärm ein Ende, nicht die scherzende Anzeige des Herrn Doctors, der er so großen Werth beylegt, daß er sogar behauptet, ich hätte bey einer andern Gelegenheit diese Wendung copirt. Der gute Mann sieht nun einmal in Allem, was ich schreibe, entweder Erbärmlichkeiten oder von ihm entlehnte Schönheiten. Nun, ich lasse mir das gern gefallen. Hat doch auch Engel seine Weisheit ihm zu verdanken, und Jean Paul sogar hinter dem Wagen aufgeschrieben, was er in demselben hatte fallen lassen. Uebrigens muß ich noch einmal fragen: was haben die Expectorationen mit dem Freymüthigen zu schaffen? Denn ich habe nie davon gehört, daß diese Kleinigkeit den Herrn Doctor „in unangenehme Verwicklung gesetzt habe" eben so wenig als die seltsame Begebenheit mit dem Herrn Fürsten von H**, die er auch ganz unnöthigerweise wieder aufwärmt, und die sich — mit wenigen Worten einfach erzählt — folgendergestalt verhält:

Wir

Mir war aus S** ein Artikel für den Freymüthigen zugesandt worden, in welchem ein „vormaliger Graf" H** getadelt wurde. Genannt war dieser Graf nicht, sondern nur durch das Wort vormalig bezeichnet, und ich dachte bey dem H. eben so wenig an den Fürsten H. als an den Hospodar der Wallachey; ich wußte nicht einmal, daß er vormals ein Graf gewesen, oder hatte es wenigstens längst vergessen. Das erklärte ich mit großem Befremden, als ich erfuhr, daß dieser unbedeutende Artikel, der die Censur passirt hatte und dessen Verfasser ich sogleich nannte, mir Verdruß machen sollte. Die Sache wurde ausgeglichen, ohne daß meine Ehre im geringsten dabey compromittirt worden wäre, wie solches in einem Stück der Minerva des Herrn von Archenholz des Jahrgangs 1804 zu lesen ist.

Aber nun bemerke man doch — und welcher rechtliche Leser wird es nicht mit Unwillen bemerken? — wie der Herr Doctor den Schluß seines Periodens stellt: „Die Wendung, welche die Sache, nach Herrn von Kotzebue's Rückkehr aus Paris nahm, gehört nicht hieher. Er verließ Berlin." Offenbar soll der Leser glauben, ich hätte Berlin deßwegen verlassen müssen. O wie schlau! wie gutmit-

thig und redlich! — Wenn die ganze Sache hieher gehörte, warum denn nicht auch die Wendung, die sie nahm? Aber mit dieser Wendung war freylich nichts anzufangen; sie konnte nicht so gestellt werden, daß ich dabey im Schatten erschien, und darum gehörte sie nicht hieher.

In einem seiner Briefe an mich klagt er ausdrücklich über „Weitläuftigkeiten," in die er mit dem damaligen Preußischen Herrn Staatsminister verwickelt worden sey, und daß dieser „böse" auf ihn gewesen. Weiter läßt er sich nicht heraus, allein auch dies wenige beweist, daß er die „unangenehmen Verwickelungen" nicht bloß von mir zu befürchten hatte, und das er diejenigen, in die er wirklich gerathen, einzig und allein sich selbst verdankte.

Es soll nunmehr von dem Zeitpunct geredet werden, in welchem der Herr Doctor die Redaction allein führte. Das mogte wohl schon längst sein Wunsch gewesen seyn; aber die Erfüllung dieses Wunsches als Bedingung aufzustellen, (wie er jetzt so keck behauptet) war ihm nie in den Sinn gekommen, sondern ich war es, der sich freywillig von der Redaction lossagte. Sollte er dem noch widerspre-

chen, (wie er im Grunde ihm schon widersprochen hat) so kann ich, aus seinen eigenen Briefen, ihm folgende Stellen zu Gemüthe führen: „Es war zwischen uns ausgemacht u. s. w., als Sie Mitredacteur waren; jetzt haben Sie sich öffentlich von der Redaction losgesagt — Sie wollen nicht mehr Redacteur seyn u. s. w.“ Ferner heißt es in einem andern Briefe: „habe ich je geäußert, daß ich mir als Redacteur mehr zutraue als Ihnen? habe ich nicht sogar, als Sie der Redaction entsagen wollten, meinen Verdruß darüber bezeigt?“ — Nun vergleiche man diese Aeußerungen aus Originalbriefen, die ich Jedermann vorzeigen kann, mit seinen jetzigen Behauptungen! er würde sich gar nicht in die gefährliche Verbindung mit mir eingelassen haben, wenn ihm nicht einzig und unbeschränkt die Redaction wäre zugestanden worden! — ich empfehle ihm Gedächtniß stärkende Mittel, und will gern das Meinige dazu beytragen, ihm das Vergessene in Erinnerung zu bringen.

Mit großer Selbstgefälligkeit spricht er von dem Wunderdinge, welches er aus dem Freymüthigen hat machen wollen, aber freylich nicht daraus gemacht hat. „Es sollte nun vorzüglich ein wissenschaftliches Blatt von wirklichem Gehalte werden und sogar Berlin zur Geistes-Sonne“

stadt in Deutschland erheben helfen." Ja wahrhaftig! so sagt er. Doch fügt er auch hinzu: „er habe ihm eine fortdauernde, steigende Wichtigkeit für alle Leserclassen in allen Theilen Deutschlands geben wollen," und jene hohe mit dieser niedern Ansicht zu verbinden, scheint seine Kraft überstiegen zu haben; denn der Absatz fiel, so bald ich ihm die Redaction übergab.

Er selbst gesteht, er habe die „anspruchsvollsten" (soll heißen die verdienstvollsten) Mitarbeiter entfernt, und schämt sich sogar nicht, Huber zu nennen. Ja, es ist wahr, er hat den wackern Huber entfernt. Das möge ihm Gott verzeihen, das Publicum hat es ihm nicht verziehen. Dagegen erhielten wir nun Aufsätze, wie Calonne's Reisewagen und dergleichen Gebärmlichkeiten mehrere, die ich längst zurück gewiesen hatte. Wer dem Herrn Doctor schmeichelte, der durfte seinen Unrath im Freymüthigen niederlegen, wer das nicht verstand, der wurde zurückgewiesen oder spöttisch verandgloßt.

Noch eine wichtige Veränderung machte der Herr Doctor nach seiner Meynung: was ich zuvor unter dem Titel Notizen bekannt machte, das gab er jetzt unter dem Titel: nicht poli-

tische Zeitung und ließ es mit kleinern Lettern drucken. Das ist der ganze Inbegriff seiner Verdienste. Der Wille war gut und erhaben, aber das Fleisch schwach. Man vergleiche den ersten Jahrgang des Freymüthigen mit dem zweyten, und man wird alle meine Angaben durchgehends bestätigt finden. Er selbst mag wohl wider Willen gefühlt haben, daß ein solcher angestellter Vergleich ihm eben nicht vortheilhaft seyn würde, denn um dem vorzubeugen, sagt er: „nur allmählig würde er seinen Plan haben ausführen können, und es würden vielleicht noch drey Jahre dazu erforderlich gewesen seyn" (nemlich um Berlin zur Geistes-Hauptstadt Deutschlands zu machen). Aber dann hätte man doch wenigstens in den ersten drey Jahren etwas davon sehn müssen? Von den letztern drey Jahren, die nicht eingetreten sind, jetzt in diesem anmaßenden Tone zu sprechen, mögte wohl bedenklich seyn, wenn die ersten drey keine Spur von den Wundern verrathen, welche zu vollbringen Herr Garlieb Merkel sich rüstete. Ob der Umstand, daß der Freymüthige auch in fremden Ländern gelesen wurde, in der Vortrefflichkeit des Herrn Doctors, oder in dem, durch den ersten Jahrgang gegründeten Rufe seine Quelle findet, mögte auch wohl schwer zu entscheiden seyn. Wenigstens muß ich wiederholen, daß

Ernst und Scherz Maculatur geworden, und höchstens als solche über eine fremde Grenze gegangen.

„Offenbar," so schließt der liebenswürdige Selbstbeschauer etwas undeutsch: „offenbar gestehe ich, daß ich an dieses Blatt, aber mehr noch an seinen nicht halb ausgeführten Plan, mit innigem Selbstgefühl zurück denke." Ja, das sieht man wohl, und jeder Leser hätte es gesehn, wenn auch der Herr Doctor es nicht offenbar gestanden hätte; denn an welche seiner Handlungen, an welches seiner Worte, geschrieben, gesprochen oder auch nur im Sinne behalten, denkt ein Merkel nicht mit Selbstgefühl zurück? —

Indessen wurde wenigstens dieser hochgerühmte Plan nicht mit Standhaftigkeit befolgt, denn es währte nicht lange, so fing der Freymüthige an, sich in eine politische Zeitung zu verwandeln, wozu ich nie um meine Einwilligung befragt worden, (wie sichs gebührt hätte) und was auch schwerlich Berlin zur Geistes-Hauptstadt erheben konnte; ja er sollte sogar — abermals ohne mein Mitwissen und folglich ohne meine Einwilligung — mit einem andern Blatte verbunden werden, dessen Tendenz nichts weniger als die Beförderung der Künste und Wissenschaften

war. Da das so geradezu den erhabenen Aeußerungen des Herrn Doctors widerspricht, so muß ich es wohl auch mit seinen eigenen Worten belegen.

Folgendes antwortete er mir am 22sten December 1805, als ich ihm geschrieben, das Gericht von dieser neuen, zu erwartenden Schöpfung sey mir zu Ohren gekommen: „Meine Verbindung mit Sander" (mit dem er sich also, Gott weiß wie, wieder ausgesöhnt hatte) „muß Sie nicht irren. Er hatte — oder vielmehr seine Frau — den Plan, ein ähnliches Blatt herauszugeben, und der doppelseitige und doppelzüngige Müller," (er meynt Johannes Müller! den Verfasser der Schweitzer Geschichte) „der das Vertrauen B—s. und der Minister besitzt, hatte versprochen daran zu arbeiten; daher konnte ich den Vorschlag, beyde Blätter zu verbinden, nicht abweisen."

Aber wo blieb denn nun die Geistes-Hauptstadt?

Am 28. März 1806 schrieb er: „Aus meinem Zuschauer wird nichts, kann nichts werden. Das Kabinet, der König selbst munterten mich auf, fremde Gesandte machten Anträge u. s. w." Wie

viel davon wahr ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die arme Geistes-Hauptstadt damals ganz vergessen wurde.

Wenn, nach allem diesen, Herr Merkel im Eingange sagt: „es liegt mir daran, daß von der Entstehung des Freymüthigen keine unrichtige Ansicht verbreitet sey oder werde," so sieht der Leser nun wohl, daß das unrichtig hier bloß so viel bedeutet, als eine Ansicht, die dem Herrn Doctor nicht gefällt. Mit wahrem Ekel bin ich ihm Schritt vor Schritt in das Labyrinth seiner Selbstbeschauungen gefolgt, und muß nochmals den Leser um Verzeihung bitten, daß ich mich der Sünde theilhaftig gemacht habe, ihn mit so nichts bedeutenden Kleinigkeiten zu unterhalten. Hätte der Herr Doctor nicht meinen Ruf so vielfach angetastet, ich wollte ihm gern den Ruhm, nach dem er so ängstlich strebt, gelassen haben. Uebrigens muß ich wohl, nicht ohne Grund, vermuthen, daß seine sogenannten Charactere und Ansichten noch manche Verunglimpfung gegen mich enthalten. Die Glaubwürdigkeit derselben habe ich so eben dargethan. Indessen bleibt mir auch noch mancher Pfeil im meinem Köcher. Glücklicherweise habe ich den gehässigen Grundsatz: „betrage gegen deinen Freund dich immer so, als ob er einst dein Feind werden könnte"!

in meinem Leben nur ein einzigesmal, nemlich gegen Herrn Garlieb Merkel, in Ausübung gebracht, weil ich von Anbeginn manche Veranlassung dazu hatte. Darum bin ich wohl gerüstet. Er hat meine oft wiederholten gutmüthigen Warnungen nicht geachtet — nun denn, habeat sibi.

Mahomets Vorschrift.

„Ihr gläubigen Muselmänner!" sagte Mahomet, „hütet Euch vor Schweinefleisch! denn ein gewisser Theil von diesem Thiere ist höchst schädlich zu genießen; darum jeder meiner Jünger, der Schweinebraten ißt, in der Hölle gebraten werden soll."

Die Jünger nahmen es zu Herzen, und aßen, so lange er lebte, kein Schweinefleisch. Als er aber todt war, hätten sie doch gar zu gern gewußt, welcher Theil von diesem Thiere denn so sehr schädlich sey? wenn man den wüßte, meynten sie, so könnte man doch wenigstens das übri-

ze ohne Gewissensbisse verzehren; aber um eines einzigen Stücks willen den ganzen Schweinebraten zu verbieten, das sey doch hart, sehr hart.

Nun fingen sie an, sich den Kopf über das schädliche Stück zu zerbrechen. „Es ist der Kopf," sagte der Eine. „Bey Leibe nicht!" fiel ihm der andere ins Wort, der den Kopf gern aß, „wahrscheinlich sind es nur die Eingeweide."

„Ey nicht doch!" rief ein Dritter, der die Würste liebte, „ich halte dafür, es sey der Schwanz."

Der Vierte und Fünfte stellten wieder andere Meinungen auf, je nachdem sie an diesem oder jenem Stücke den meisten Geschmack fanden. Man zankte sich und endete damit, das Schwein vom Kopf bis zum Schwanze rein aufzuzehren.

Leser, du lachst? — machen wir es denn besser? „Fliehet die Welt!" so predigen unsere Moralisten sich heiser: „fliehet die arge Welt! sonst gerathet Ihr auf manchen breiten Weg, der Euch gerade zur Hölle führt!"

„Sehr wohl!" pflegen wir zu sagen: wir wollen die arge Welt fliehen, aber wissen mögten

wir doch, welche unter allen diesen Wegen die breiten sind, die zur Hölle führen?"

„Der Weg ins Schauspielhaus," ruft der Eine. „Nicht doch," antwortet der Andere, der gern alle Tage in die Comödie geht, „der Weg zum Trinkgelag ist gemeint." „Keineswegs!" lallt ein wackerer Zecher, „den Weg ins Spielhaus hat man andeuten wollen."

Man zankt sich eine Weile und es wird nach wie vor gegafft, getrunken und gespielt. Die arge Welt ist eine wohl besetzte Tafel, an der die Menschen sich niedergelassen, mit dem Vorsatz, nur das Gesunde zu speisen. Jeder warnt seinen Nachbar vor der oder jener Schüssel und langt zu nach dem, was ihm schmeckt. Um besser zu verdauen, thut Jeder einige Sophismen zu seiner Portion, und am Ende ist Alles rein aufgezehrt.

Der Nationalgeist.

Auch aus Kleinigkeiten läßt er sich erkennen. Hier, zum Beyspiel, sind drey Wetten, von ei-

nem Engländer, einem Franzosen und einem Deutschen. Der beobachtende Leser darf kühn die vierte Wette anbiethen, daß er am Ende errathen werde, welcher von den genannten Nationen jede der drey ersten zugehört.

Vor mehreren Jahren reiste ein König von Dännemark und kam in eine gewisse Hauptstadt, wo man es in öffentlichen Blättern zum Gegenstand einer Wette machte, genau zu berechnen, wie viel der Aufenthalt des fremden Monarchen der Nation an Zeit koste, welche die Handwerker und Fabrikanten durch Gassen dabey verlöhren? —

In einer andern Hauptstadt stand ein junger Mensch am Fenster eines Kaffeehauses, als eben ein Anderer seines Gleichen in einem eleganten Kabriolet vorbeyfuhr.

„Das ist doch recht übermüthig," sagte der Erste zu seinem Nachbar: „wir haben das schönste Wetter von der Welt und dieser Narr kann nicht zu Fuß gehn."

„Wenn ihm zu fahren beliebt," antwortete der Nachbar lachend, „wer kann es ihm wehren?"

„Wer? — ich!" rief der Jüngling, was gilt die Wette?" — Man wettete, er sprang hinab auf die Straße, keuchte dem Kabriolet nach, fiel den Pferden in die Zügel und sagte zu dem erstaunten Elegant, der darin saß: Um Verzeihung, mein Herr, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es doch sehr sonderbar ist, Sie, bey dem schönsten Wetter und der blühendsten Gesundheit, in einem Kabriolet fahren zu sehen.

„Erlauben Sie auch mir zu bemerken," antwortete Jener, „daß es noch weit sonderbarer ist, diese Bemerkung von Ihnen zu hören."

„Es ist aber in der That sehr wunderlich —"

„Wunderlich oder nicht, lassen Sie die Pferde los!"

„Verzeihen Sie, ich kann es nicht vor mir selbst verantworten, Sie bey diesem herrlichen Wetter fahren zu lassen, und kurz, ich werde es nicht leiden."

„Sie werden es nicht leiden? Sapperment!"

Jetzt sprang der Elegant aus dem Kabriolet, beyde zogen die Degen und in der nächsten Mi-

nute empfing der kecke Händelmacher einen derben Stoß in den Arm. „Ich habe genug," sagte er, „aber nun, da ich verwundet bin, und Sie sich vollkommen wohl befinden, werden Sie doch erlauben, daß ich in Ihrem Kabriolet nach Hause fahre?!"

Ohne die Antwort abzuwarten, sprang er hinein, fuhr nach Hause und hatte seine Wette gewonnen.

In einer dritten Hauptstadt wettete Einer, daß er in einer Zeit von vier Wochen genau bestimmen wolle, wie vielmal das Wörtch u n d in der Bibel vorkomme. Er saß Tag und Nacht, zählte Tag und Nacht, und gewann seine Wette gleichfalls.

Muß man nun dem Leser noch verrathen, daß die erste dieser Wetten in England, die zweyte in Frankreich, die dritte in Deutschland geschah?

Ein Portrait.

Herr von Z** ist weder geistreich noch dumm genug, um Aufmerksamkeit zu erregen, auch nicht reich genug, um zu glänzen, übrigens was man einen guten Menschen zu nennen pflegt. Da er niemals Jemanden in den Weg tritt, so hat er auch keinen Feind, und er selbst haßt Niemanden, begreift auch gar nicht, wie man hassen kann. Hingegen ist auch seine Freundschaft ein bloßes Wohlwollen. Er genießt einer trefflichen Gesundheit und sein feistes Gesicht ist immer lachend und schimmernd. Er ist weder Spieler, noch Trinker, noch Jäger; er hat nur Eine Liebhaberey: gut essen in zahlreicher Gesellschaft. Er fragt nie: welche Personen werden dort zu Gaste seyn? sondern wie viele? — In seinem ganzen Leben (er ist 50 Jahre alt) ist er zu keinem kleinen Cirkel eingeladen worden und hat es auch nicht verlangt. Hingegen sucht er eifrig alle großen Gesellschaften, wo er gar nicht bemerkt wird, und er fühlt, daß ihm das wohl thut. Seine Geburt öffnet ihm die ersten Häuser. Zu allen Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w wird er geladen. Ein Verlöbniß macht ihm große Freude, denn nun wird er auf die Hochzeit gehn. Ist

eine Dame glüklich entbunden worden, so freut er sich ungemein, denn nach einigen Wochen wird sie recht viele Visiten annehmen. Stirbt Jemand, so betrübt er sich aufrichtig und hat keinen andern Trost, als den, der Leiche zu folgen. Aber nun wird das Trauerhaus mehrere Wochen, vielleicht gar Monate, verschlossen bleiben — o das ist schlimm! — Sind hingegen Gratulationen irgendwo anzubringen, o das ist herrlich! Seit zwanzig Jahren hat er den Militairdienst verlassen und noch immer feyert er jedes Avancement. Einem Obristen gratulirt er von ganzem Herzen, einem General mit Entzücken, und bey einem Feldmarschall weint er Freudenthränen.

Diese Theilnahme und der Umstand, daß er sich nie um die skandalöse Chronik bekümmert, veranlaßten einst ein sonderbares Quid pro quo. Er hatte gehört, daß an einem gewissen Tage eine große Generals-Promotion vor sich gehen werde, und sich deshalb beym Minister eingefunden, in dessen Vorsaale es von Menschen wimmelte. Unter diesem befand sich auch ein Obrister von D **, der blos gekommen war, um einen Verhaftsbefehl gegen seine Frau auszuwirken, die ihn durch ihre Galanterie beschimpft hatte. Jedermann wußte das, nur der Herr von F ** nicht. Als der Minister erschien, und

in dem Cirkel, der sich um ihn bildete, von Einem zum Andern gehend, auch an den Obristen kam, sagte er: „Ihre Sache ist gemacht.“

Herr von F**, der neben dem Obristen stand, glaubte, er sey General geworden, umarmte ihn entzückt und rief: „Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen! das konnte nicht fehlen, das hatten Sie verdient. O ich habe es längst vorher gesagt, daß es so kommen würde.“

Die Leute lachten, der Obriste schämte sich und Herr von F** konnte beydes nicht begreifen. Er blieb dabey, es wiederfahre seinem verehrten Freunde bloß, was er längst verdient habe.

Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung?

Der Leser würde lange rathen, ehe er die rechte Antwort träfe. Eine Verbeugung,

ein Kratzfuß, ein gehorsamer Diener, das ist das Hauptforderniß einer guten Erziehung. Das hat vor vierzig Jahren ein spaßhafter Italiäner bewiesen in einem zu Rom gedruckten Buche, betitelt: **Riverenze ed Inchini etc.** (Die Reverenze und Verbeugungen der Alten und Neuern, ein theoretisch-practisch-historisch-politisch-physisch-moralischer Tractat in 9 Büchern, mit Kupfern und einer geographischen Karte.)

Es ist bekannt, daß ein Tanzmeister in England sich wunderte, einen gewissen Lord zum Minister erhoben zu sehen: „ich habe ihm zwey Jahre lang Stunden gegeben," sagte er, „aber es war gar nichts aus ihm zu machen." — Gleiche Gesinnungen hat der Verfasser dieses seltsamen Büchleins, in welchem die Kunst der Kratzfüße tief untersucht und deren Wichtigkeit erwiesen wird. Das erste Buch ist rein theoretisch und — metaphysisch. Der Verfasser beweist, daß der Mensch in seinem Innersten ein gewisses angebohrnes Princip der Kratzfüße birgt, welches mit seiner Natur dermaßen verschmolzen ist, daß man ihn eben so wohl Reverenzenthier als ein vernünftiges Thier nennen könnte. Auf dieses Princip sollen die ersten Kenntnisse des Rechts gegründet seyn, und immer soll die

Entwicklung der Fähigkeiten des Geistes und Herzens im Verhältniß zu der Fähigkeit sich zu verbeugen stehn. Man sieht, daß in vierzig Jahren die Welt sich nicht geändert hat.

Im zweyten Buche erzählt der Verfasser den Ursprung und die Fortschritte der Kratzfüße oder Verbeugungen, sowohl des Körpers als des Kopfes, bey den orientalischen Völkern. Er führt sehr gute Gründe dafür an, daß Eva es war, welche unserm Stammvater Adam die erste Verbeugung machte, wenn es gleich noch kein eigentlicher Knix seyn mogte, und daß diese Höflichkeit sehr nachtheilige Folgen hatte. Ob ihre Kinder diesen Gebrauch von ihr lernten, wagt er nicht zu entscheiden, da die Geschichte über diesen wichtigen Punct das Schweigen beobachtet.

Als Monarchieen entstanden, da entwickelte sich das angebohrne Princip sehr kräftig, (ja wohl!) und die Kunst der Kratzfüße machte bald sehr schnelle Fortschritte, auch in Europa, wohin sie auf verschiedenen Wegen, nemlich durch Kleinasien und durch Aegypten, gelangte. Hier folgt nun eine gedrängte, aber doch ins Einzelne gehende Geschichte der Revolutionen, welche diese erhabene Wissenschaft von Anbeginn bis auf unsere Tage in allen Theilen der Welt

erfahren hat, und hier ist sogar eine geographische Karte beygefügt. Es ist besonders merkwürdig, daß sie immer gleichen Schritt mit den übrigen Künsten und Wissenschaften hielt. Viele große Männer sollen einen Theil ihres Lebens der Uebung in Kratzfüßen gewidmet, ihre Verdienste und ihren Ruhm darauf gegründet haben. Der Verfasser bemerkt, daß die chinesischen Mandarinen, die verdienstvollsten Männer ihres Vaterlandes, auch die geschicktesten Kratzfußmacher sind, und daß auf allen Universitäten der Herr Professor, wenn er das Katheder betritt, seinen Unterricht mit einer anständigen Verbeugung beginnt.

Das dritte Buch enthält das ganze System der Kratzfüße, getheilt in Classen, Gattungen und Spielarten. Es gibt nur zwey Classen, die einfachen und die zusammengesetzten. Jene haben wieder Unterabtheilungen: die vertraulichen, die ernsten, die gleichgültigen und die gewöhnlichen. Auch die zusammengesetzten theilen sich in zweydeutige, gelegentliche, komische u. s. w. Die Spielarten sind sehr zahlreich, dem Ganzen sind Tafeln beygefügt, auf welchen mathematisch berechnet wird, welche krumme Linien der sich neigende Kopf in einer gewissen Zeit beschreibt

und in welchen Verhältnissen er dann zu dem Rückgrad steht. Ferner, Kupferstiche, Abbildungen von berühmten Kratzfußmachern, (fast lauter Höflinge) nebst anatomischen Kupfertafeln, auf welchen das Spiel der Nerven, Muskeln und Knochen bey jedem Kratzfuß zu schauen ist.

In vierten Buche lehrt nun der Verfasser die große Kunst der Kratzfüße, „welche sich um eine unwandelbare Axe dreht, an deren beyden äußersten Enden das eigene Interesse und der Wille Andern zu schaden sich befinden. Diese Axe erleidet jedoch sehr unregelmäßige Abweichungen," und der gelehrte Verfasser vergleicht sie mit der Erdaxe.

Das fünfte Buch liefert eine Reihe von alten und neuen Anecdoten in chronologischer Ordnung, welche unwidersprechlich beweisen, daß seit dreytausend Jahren alle politische Revolutionen, alle den Fürsten zugestoßenen Unglücksfälle u. s. w. bloß von einem, zu rechter oder unrechter Zeit, gemachten Kratzfuße herrühren. Dieser interessante Theil des Werkes kann als ein Handbuch allen Höflingen empfohlen werden.

Das sechste und letzte Buch besteht aus zwey

gleich wichtigen Abschnitten. Der erste enthält Uebungen in allen Gattungen von Kratzfüßen, den ehrgeizigen, frommen u. s. w., wie auch in Beziehung auf die verschiedenen Stände der Menschen und die Lagen, in welchen sie sich befinden. Es sind einige darunter, die eine ziemlich lange Zeit und einen starken Magen erfordern, zum Beispiel, die Uebungen des Gläubigers bey seinem vornehmen Schuldner, die des Supplicanten bey seinem Gönner u. s. w. Ferner, die von der zusammengesetzten, lächerlichen Gattung, wohin der Verfasser die diplomatischen, wie auch die der Gelehrten unter sich und gegen ihre Mäcenen rechnet. Für die längste und beschwerlichste hält er die des Schmeichlers, weil sie den Geist und die Organe in einer beständigen Spannung erhält, weßhalb auch diese Leute gewöhnlich an der Schwindsucht sterben.

Die zweyte Abtheilung des Buches ist der Diätetik der Kratzfüßler, sowohl der vorbeugenden als heilenden gewidmet, und nicht minder gelehrt als das übrige, wie man aus folgender Stelle schließen mag.

„Es ist eine der größten Gefahren, welchen der Kratzfüßler ausgesetzt ist, das Gleichgewicht zu verlieren, besonders in solchen Fällen, wo

sein Kopf sich tiefer bücken muß als die Kniee dessen, vor dem er sich verbeugt. Da könnte es leicht geschehen, daß er vor seinem Götzen niederfiele und den Hals bräche, welches schlimm genug wäre, oder daß er von der Spitze des Winkels, den sein Kopf mit seinen Füßen bildet, ein unangenehmes Murren hören ließe, welches noch schlimmer wäre. Daher ist jedem Kratzfüßler anzurathen, bey solchen Gelegenheiten in seinen Beinkleidern ein Gegengewicht zu tragen, welches seinem Zwecke angemessen ist. Zum Beyspiel, wenn er den Großen, den Ministern und ihren Maitressen seine tiefe Ehrfurcht bezeugen will, so thut er wohl, einige Rollen Gold zu sich zu stecken, welches ihn nicht allein im Gleichgewicht erhalten, sondern auch durch sympathetische Ausdünstungen zu seinem Vortheil wirken wird u. s. w."

Der ganze Spaß hat denselben Fehler, an dem viele seines Gleichen kränkeln: er ist zu lang ausgedehnt.

Theorie der Commerztractate.

Das ist der Titel eines Buches, welches ein französischer Gelehrter, Bouchaud, geschrieben hat. Er war einst Lehrer des Natur- und Völkerrechts in dem College royal de france, auch Mitglied der Academie der Inschriften. Seinen Gegenstand hat er sehr ausführlich behandelt, und dabey besonders unsern Landsmann Masco de Foederibus commerciorum und seinen eignen Landsmann Mably, droit public de l'Europe benutzt. Das allgemeine Interesse, welches dieser Gegenstand in unsern Tagen erregt, sollte wohl seinem alten Buche wieder neue Leser verschaffen. Es ist in funfzehn Kapitel getheilt.

Einige Commerztractate haben den Anschein von gesellschaftlichen Verbindungen — ein solcher war der hanseatische Bund — andere zwecken einzig darauf ab, den Handel der Unterthanen eines Staats zu schützen. Mehrere, die man einfache Freundschaftstractate nennen kann, haben zum Ziele Freyheit, Sicherheit und Leichtigkeit der Schifffahrt und des Handels. Einige bestimmen eine gewisse Lei-

gung, wodurch sie die natürliche Freyheit einschränken oder vermehren.

Diesen Untersuchungen ist Bouchaud's Werk gewidmet, aber sie würden überflüssig werden, sobald es eine Nation gäbe, welche, die Herrschaft über das Meer rechtlich behauptend, die übrigen Nationen der Freyheit der Schifffahrt und des Handels beraubte. Im Gegentheil wiederum, wenn es gar keine Art von Eigenthumsrecht, das Meer betreffend, gäbe, so könnte die Freyheit es zu durchschiffen, auch in keinem Falle auf keine Weise eingeschränkt werden.

Die Anmaßung einer Herrschaft über das Meer findet der Verfasser schon im höchsten Alterthume, nemlich in den Zeiten des zweyten Minos, der einige Jahre vor der Belagerung von Troja in Creta herrschte. Mit gewaffneter Hand stritten die Athenienser, die Lacedemonier und viele andere Völker um diese Herrschaft. Die alten römischen Rechtsgelehrten urtheilten nach dem Naturrecht, daß nicht allein das Meer, sondern auch die Küsten ein gemeinschaftliches Gut wären. Über diese Meynung änderte sich mit der Regierungsform; die Kaiser nannten sich Herren des Meeres und sogleich sprachen die Rechtsgelehrten wie die Kaiser.

Unter den neuern europäischen Nationen ist die Frage mit der größten Hitzigkeit debattirt worden, und zwar von Männern, die wie Bouchaud meynt, mehr Patriotismus als Wahrheitsliebe besaßen. Hugo Grotius und andere stritten mit Kraft für die Freyheit der Meere, die hinwiederum von Selden und vielen Andern eben so kräftig angegriffen wurde. Pontanus, Puffendorff u. a. m. glaubten auf einem Mittelwege, mit Hülfe einiger Distinctionen, den großen Streit zu schlichten. Der Verfasser bemerkt, daß alle Gelehrte ohne Vorurtheile sey für Selden erklärten. Es gäbe also wirklich eine Art von Eigenthumsrecht auf das Meer? — Ohne Zweifel, antwortet Bouchaud, obgleich die Gemeinschaft der Güter allen Eigenthumsrechten vorausging. Diese begann, nach der Bemerkung des Rechtslehrers Nerea, mit dem natürlichen Besitz. „Ohne vorhergegangene Gemeinschaft der Güter können Besitzergreifung und Theilung nicht gedacht werden, folglich sind sie die ältesten Arten einen Besitz zu erlangen.“

Da der Gebrauch der gemeinschaftlichen Güter nicht unerschöpflich war, so mußte ihr Besitz Streitigkeiten veranlassen, und diesen vorzubeugen, kam man überein, daß diejenigen Dinge,

die zuvor Niemanden ausschließlich zugehörten, dem, der zuerst Besitz ergriff, verbleiben sollten. So bemächtigte man sich ganzer Länder. Nach und nach dehnten die Kärthen den Grundsatz auch auf die Gewässer aus, die ihre Staaten bespülten; welches freylich eben nicht seltsamer schien, als da man ihn auf wilde Thiere, Flüsse, Metallinien und dergl. anwandte.

Die Rechtslehrer kommen dieser Meynung durch eine Maxime gar sehr zu Hülfe, die sie für unbezweifelt ausgeben, nemlich: daß das Eigenthum einer Sache, von der einmal Besitz ergriffen worden, durch die bloße Intention auch erhalten wird, ohne daß die Fortdauer des wirklichen Besitzes nothwendig sey. So bestände nun auch die Fortdauer der Herrschaft über das Meer durch die bloße Intention es zu beherrschen, und brächte die auffallendsten Wirkungen hervor, besonders in unsern Tagen, wo Niemand mehr daran zweifle, daß man die freye Schifffahrt besondern Tractaten unterwerfen könne. (So lange das verhaßte Recht des Stärkern besteht — das heißt ewig — wird doch all das Schreiben und Disputiren zu nichts auf der Welt nützen; die stärkere Nation wird immer auch die herrschende seyn, und grade dieselben

Anmaßungen sich erlauben, die sie heftig bestritt, als sie noch die schwächere war.)

Die Sicherheit der Schifffahrt und des Handels, fährt Bouchaud fort, erfordert, daß die Völker ihre Kräfte vereinigen, um der Seeräuberey Einhalt zu thun. Hier erwähnt er eines englischen Gesetzes, welches dieser Nation nicht zur Ehre gereicht. „Wenn ein Seeräuber geraubte Waaren, von Fürsten oder Republiken, die mit England im Frieden sind, zu Markte bringt, und sie einmal verkauft worden, so verbleiben solche den Käufern, und die Eigenthümer können weiter keine Ansprüche darauf machen."

Darum waren die Holländer so vorsichtig, in einem Tractat, den sie 1667 mit England schlossen, ausdrücklich zu bedingen, daß die Seeräuber ihre Beute in keinem englischen oder holländischen Hafen verkaufen durften, und daß, wenn es doch geschähe, sie den Eigenthümern sollten zurück gegeben werden. (Es ist empörend, daß etwas dergleichen noch bedungen werden mußte.)

Für die Sicherheit der Schiffe bey Stürmen in finstern Nächten giebt der Verfasser, außer den Leuchtthürmen, noch ein gutes Mittel an.

Man soll nemlich von Zeit zu Zeit Kanonen abfeuern, weil der Blitz des Pulvers durchdringender sey, als der einer bloßen Leuchte, und besonders, weil der Schiffer dann nach dem Schall, der in einer Secunde 173 Faden durchlaufe, berechnen könne, wie weit er noch von der gefährlichen Küste entfernt sey.

Um die Kosten solcher Anstalten zu vergüten, sind Zölle errichtet worden; z. B. der Sundzoll in Dännemark, der von allen europäischen Mächten bewilliget und durch verschiedene Tractaten bekräftigt worden.

Das abscheuliche Strandrecht war lange Zeit bey allen Nationen in Gebrauch, selbst bey solchen, deren Fürsten bereits Gesetze dagegen gegeben hatten. (Dann müssen diese Fürsten doch wohl durch die Finger gesehen haben.) In Deutschland, sagt Bouchaud, machten sich noch jetzt die Prediger kein Gewissen daraus, von der Kanzel den lieben Gott um einen gesegneten Strand zu bitten, und ein Professor zu Halle, Namens Thomasius, habe behauptet, daß diese Gebete keinesweges unvernünftig, oder mit den Vorschriften des Rechts und der Barmherzigkeit unvereinbar wären. In Frankreich schaffte Ludwig XIV. im Jahre 1681 das Strandrecht ab. Der Ver-

sosser meynt aber, es wäre noch immer gut, wenn man sich in Tractaten dagegen verwahrte.

Die Consuln (Handelsagenten) betrachtet der Verfasser, gegen Wicquefort, als Männer, die unter dem Schutz des Volk[illegible]chtes stehn, und führt unter andern einen Tractat von Heinrich IV. an, den dieser Monarch im Jahre 1604 mit dem Sultan Achmet schloß, in welchem stipulirt wird: „daß alle handelnde Nationen, auch die Engländer, unter Flagge und Schutz von Frankreich frey handeln können, dem französischen Consul aber Gehorsam schuldig sind.“ (Die Zeiten haben sich sehr geändert, doch wer weiß, ob sie nicht bald wieder eintreten werden?)

Ein See-Gesetzbuch ist nothwendig. Die Alten rühmten vorzüglich die Seegesetze der Rhodier, welche eine Zeitlang das Meer beherrschten. Wir besitzen sie noch, aber da sie keine Spuren von der gerühmten Weisheit an sich tragen, so glaubt Bouchaud, sie wären unächt und etwa von einem constantinopolitanischen Griechen geschmiedet. Die berühmtesten Gesetze dieser Art im Norden von Europa sind die von Wisby der Hauptstadt auf der Insel Gotoland in der Ostsee. Sie wurde von den Gothen erbaut, welche die Einwohner der Insel Usedom dahin versetzten, nach

dem ihre große Handelsstadt Vineto von den Wellen war verschlungen worden. Aus diesen Gesetzen entsprangen die der Hansestädte. Sie wurden noch vor kurzem in Holland beobachtet.

Eine andere Sammlung von Gewohnheiten, die unter dem Titel: Consulat des Meeres, bekannt ist, wurde an den Küsten des mittelländischen Meeres, in Spanien, Italien und selbst auf den Inseln des Archipels befolgt; bis Carl V. und Philipp II. in Spanien, Ludwig XIV. in Frankreich, so wie mehrere europäische Mächte, besondere Gesetze gaben.

Der Verfasser kommt nun auf den wichtigen Gegenstand der Contrebande. Schon den Römern war der Handel mit Ausländern oder Barbaren, gewisse Waaren betreffend, verboten. Barbaren nannten sie alle Völker, die nicht ihrer Herrschaft unterworfen waren, (und auch diese Gewohnheit ist nicht ganz abgekommen.)

Bey den Neueren zweifelt Niemand, daß es den Unterthanen eines Staates nicht geziemt, mit dem Feinde Handel zu treiben. Aber — erstreckt sich dies Verbot auch auf befreundete und neutrale Mächte? — Hier, sagt Beuchaud, sind die Meynungen der Publicisten getheilt, noch

mehr die der Fürsten, die oft heftig für und wider gekämpft haben, je nachdem es ihr jedesmaliger Vortheil erheischte. Es giebt dreyerley Gattungen von Waaren, die man dem Feinde zuführen kann: 1) Kriegsbedürfnisse. 2) Dinge, die nur zum Luxus und Vergnügen dienen. 3) Dinge, die im und außer dem Kriege nützlich sind, als Geld, Lebensmittel, Schiffe u. s. w. Was die erste Gattung betrifft, so nimmt man allgemein an, daß die kriegführende Macht diejenigen als Feinde betrachten könne, die ihrem Gegner solche Dinge zuführen. Ueber die Einfuhr der zweyten Gattung sollte keine Macht Klage führen, da sie weniger dazu dient den Feind zu stärken als zu entnerven. Die Frage betrifft also hauptsächlich nur die dritte Gattung, und hier, meynt der Verfasser, könne sie leicht, nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft und des allgemeinen Rechts, entschieden werden, das heißt: nach dem Rechte, welches der Krieg verleiht, Handlungen zu begehen, die, ohne ihn, schwarze Verbrechen seyn würden — (ach! welch' ein unzubeucidendes Recht!) als da sind: Niedermetzeln, Plündern u. s. w. Wenn im Stande der Vertheidigung, sagt er, jedes zweckdienliche Mittel rechtmäßig ist, so muß auch dem Fürsten erlaubt seyn, alle die Mittel anzuwenden, ohne welche er seine Rechte nicht erlangen kann; als

Hin-

Hindernisse zu seiner Vertheidigung aus dem Wege räumen; folglich Lebensmittel, Geld und Schiffe aufzufangen, die des Feindes Kräfte nur vermehren würden. Aus eben dem Grunde erlaubt er dem Fürsten, den Handel des Feindes mit einer befreundeten Nation auf alle nur mögliche Weise zu stören, wenn nur dabey das Gebiet des Freundes nicht verletzt werde. Einer nicht Kriegführenden Nation hingegen sey nicht vergönnt, ein freyes Volk in seinem Handel zu stören, nur könne sie ihm den Durchgang durch ihr Gebiet verweigern. (Herr Bouchaud vergißt, daß der Handel mit der zweyten Gattung von Waaren, den er für unverfänglich hält, doch auch dem Feinde Geld verschafft, und folglich mit Einem Worte, nach seinen Voraussetzungen, jeder Handel verboten oder gehindert werden muß.)

Bey der Beprüfung der Confiscationen wirft er die Frage auf: ob erlaubte Waaren confiscirt werden können, wenn sie mit contrabandenen Waaren in einem Schiffe vermischt sind? — Viele Könige von Frankreich haben das bejaht, daher das Sprüchwort entstanden: que la robe de l'ennemi confisque celle de l'ami. (Des Freundes Gewand wird durch das feindliche confiscirt.) Der Verfasser hält das aber nicht für

gerecht, auch sey es in Europa nicht mehr gewöhnlich.

Eine andere Frage ist wieder: zu wessen Vortheil soll die Confiscation geschehn? Sind es gekapperte Schiffe, so gehört der größte Theil der Beute dem Kaper, ein anderer dem Fiscus. In Spanien eigneten sich der König und der Großadmiral einen Theil davon zu. In Frankreich bekam der Großadmiral ein Zehntel, der Staat ein Fünftel. Eben so in Holland.

Fast heftiger als über den verbotenen Handel mit Pulver und Kanonen, ist von den Seemächten über die Begrüßung auf dem Meere gestritten worden. Ein Recht sie zu fodern giebt vor allen Dingen die Herrschaft über den Theil des Meeres, wo die Schiffe einander begegnen. Also an den Küsten gebührt der Gruß den Schiffen derjenigen Macht, welcher die Küsten zugehören. Aber wie weit erstreckt sich diese Herrschaft? was nennt man offne See? — Darüber giebt es keine feste Bestimmung. Bouchaud kennt nur Ein Beyspiel, wo diese Entfernung in einem Tractat genau bestimmt wurde, den Ludwig XIV. im Jahr 1689 mit dem Dey von Algier schloß. Da hieß es: die Algierer sollten bis auf zehn Meilen von der französischen Küste keine Prisen machen.

Von dem Rechte zu Repressalien ist der Verfasser kein Freund. Er gesteht zwar ein, daß das Völkerrecht dazu autorisire, allein er meynt, es erbittere nur die Gemüther und es könnten dabey sehr leicht die rechtlichen Grenzen überschritten werden.

Um den Bruch der Tractaten zu verhüten, schlägt er verschiedene Mittel vor, unter andern auch jenes alte, leider seit mehreren Jahrhunderten gänzlich vernachlässigte, der Erwählung eines Schiedsrichters. Wenn man die Fürsten in ihren Manifesten sprechen höret, so sollte man glauben, es sey keiner unter ihnen, der nicht ungern Krieg führte, und mit Freuden Alles thun würde, um ihn zu vermeiden. Warum wird denn kein fürstlicher Streit mehr durch Schiedsrichter geschlichtet? vormals wurden oft Blutvergießen dadurch verhütet. Jetzt nimmt man höchstens Vermittlung an, thut aber dann doch, was man will. Krieg ist jetzt das einzige Mittel, Tractaten aufrecht zu erhalten, und bey dem Worte Krieg fällt dem Verfasser die Feder aus der Hand.

Sein Werk ist sehr interessant und zugleich unterrichtend, tief geschöpft und doch klar; in den Gebräuchen der Alten ist er eben so bewan-

dert als in den heutigen. Zu den Vortheilen des Handels zählt er aber manches, was noch sehr problematisch seyn mögte, und besonders auffallend ist, wenn er sagt: „daß zu den Vortheilen, welche eine Nation sich durch Commerztractate verschaffen müsse, auch die Monopöle zu zählen seyen." — Ein anderer Vorwurf, den man ihm machen könnte, ist, daß er sein Werk hin und wieder mit Gelehrsamkeit etwas überladen hat. Allein im Ganzen ist es sehr befriedigend, weil auch die Rechtlichkeit des Verfassers überall durchschimmert; nur wird dadurch Manches unpassend für Zeiten, wo Recht mehr gilt als Rechtlichkeit, und solche Zeiten giebt es doch bisweilen.

Der Regenschirm.

Es wurde einmal in Berlin auf dem Gensdarmenplatz bey irgend einer fröhlichen Veranlas-

fung ein Feuerwerk abgebrannt; denn wenn die Menschen sich freuen wollen, so muß Feuer dabey seyn, nicht bloß im Herzen und Augen, sondern auch in Patronen und Racketen. Man könnte allerley artige Betrachtungen darüber anstellen, daß, seit Erfindung des Pulvers, große Ehre und große Freude durch Knall und Feuer ausgedrückt, und besonders die Stufen der Ehre durch eine gewisse Anzahl von Knällen bezeichnet werden. Rauch ist freylich auch dabey. — Närrische Menschen! sagt irgendwo der liebe Gott in seinen sämmtlichen Werken.

Also ein Feuerwerk auf dem Gensdarmenplatz. Der Morgen war schön gewesen, auch der Mittag, aber gegen Abend bewölkte sich der Himmel und drohte mit Regen. Indessen hofften die Berliner noch immer — weil sie stark im Hoffen sind — die Wolken würden ihr Vergnügen respectiren und den feuchten Schoos nicht eher entladen, bis die letzte Rackete ihnen die Erlaubniß dazu gebracht. Viele tausend Menschen waren zusammen geströmt mit dem frohen Gedanken — der zugleich ihr letzter für heute war — daß sie nun nichts weiter zu thun hätten, als zu gaffen. An Sicherheitsanstalten gegen den Zorn der Wolken hatten nur wenige gedacht; man un-

verläßt sie ja wohl bisweilen gegen ganz andere Dinge als Wolken sich. Doch unter diesen Wenigen befand sich auch der Assessor Pünstrich, der nie ohne einen Regenschirm aus dem Hause ging, das Wetter mogte seyn, wie es wollte. Er bediente sich dieser nützlichen Erfindung auf allerley Weise, gegen Regen, Sonne und Wind. Denn wenn es ihm entgegen stürmte, so hielt er den ausgespannten Regenschirm horizontal vor sich hin, oder hinter sich wenn ihm der Wind in den Rücken blies. Trug er ihn aufrecht, so neigte er ihn bald rechts bald links, je nachdem von dieser oder jener Seite Tropfen oder Strahlen ihn bedrohten. Kurz, er war der gedoppelte Regenschirmträger in ganz Berlin, doch nur für seine eigne werthe Person, nicht für alle übrigen Fußgänger in der Residenz; denn da er, bey dem vielen Drehen und Wenden seiner Schutz- und Trutzwaffe eines großen Raumes bedurfte, so kam er nicht selten dadurch in Collision mit Leuten, die ihr bischen Raum sich nicht wollten verengen lassen. Jetzt, da der Köpfe so viele und dicht den Gensdarmenplatz fullten, daß man wirklich das Wunder leicht hätte vollbringen mögen, mehrere derselben unter Einen Hut zu stecken, hielt er seinen Regenschirm zwischen den Füßen, und Niemand ahndete dessen Gegenwart.

Das Feuerwerk begann, war aber kaum zur Hälfte abgebrannt, als urplötzlich ein derber Platzregen die gaffende Versammlung überfiel, die Lunten auslöschte, die Racketen einweichte, die Strohhüte in Lappen verwandelte, die seidenen Bänder ihres Glanzes beraubte, die leichten wollenen Shawls zu schweren Mänteln machte und aus ihren Zipfeln herabtrieffte. Es entstand ein Gekreisch, wie beym Raub der Sabinerinnen, und vielleicht noch ärger, denn die Gefahr war größer. Alles drängte sich nach den Wänden der Häuser, um wenigstens unter den vorspringenden Dächern einigen Schutz zu finden. Hier konnten sich aber höchstens zwey Reihen von Menschen bergen; die dritte Reihe kam gerade unter die Dachtraufe zu stehn. Natürlich wollte sie das nicht, sondern lieber zwischen sich und der zweyten einen hinlänglichen Raum für die Traufe lassen. Allein das gaben wieder die vierte und fünfte Reihe nicht zu, die, von dem folgenden gedrängt, die dritte mit Gewalt unter der Traufe fest hielten. Ein jämmerlicher Anblick! — Das Geschrey derer, die unfreywillig das Tropfbad gebrauchten, contrastirte seltsam mit dem Gelächter derer, die hinter ihnen trocken standen. Zu den letztern gehörte auch der Assessor Püstrich, nur lachte er nicht, dazu war er viel

zu gutherzig. Er freute sich bloß im Stillen, daß er seinen Regenschirm mitgenommen, obgleich er in seiner jetzigen Stellung dessen nicht einmal bedurfte. Zwey Schritte von ihm befand sich eine brennende Straßenlaterne, bey deren Schimmer er ein hübsches, einfach gekleidetes Mädchen erblickte, welches auch mit zu der betränselten Reihe gehörte und in trüber Verlegenheit war. Den niedlichen Strohhut hatte sie abgenommen, um ihn, wo möglich, zu retten; aber sie konnte ihn nirgends anders bergen, als indem sie mit ihrer Schürze ihn bedeckte, wodurch er wieder dem Andringen der vierten Reihe Preis gegeben und platt wie ein Eierkuchen gedrückt wurde. Ihr schönes blondes Haar entringelte sich schnell und sandte triefend seine Wasserquellen in ihren schneeweißen Busen hinab. Das konnte der barmherzige Assessor nicht länger mit ansehn. Vermittelst einiger Ribbenstöße machte er sich so viel Luft, daß er den Regenschirm ausspannen konnte; dann verlängerte er seinen Arm so viel als möglich und hielt den schützenden Tafft über den Kopf des hübschen Mädchens, nicht ungleich einem Mohren in Batavia, der seine Gebieterin beschirmt.

Sobald die Schöne bemerkte, daß mit ihrer Wiederkunft inne gehalten wurde, forschte sie

nach der Ursach, gewahrte den über ihr schwebenden Schirm, bald auch die Hand, welche ihn hielt, und endlich den dienstfertigen Menschen, dem diese Hand zugehörte. Sie warf ihm einen freundlichen und dankbaren Blick zu, der seinen Arm stärkte, die beschwerliche Anstrengung noch länger auszuhalten. Aber es gab Leute, denen diese Anstrengung noch beschwerlicher wurde als ihm selbst: denn, indem er die Dachtraufe von dem hübschen Mädchen ableitete, ließ er sie natürlich auf die vor ihr stehenden Personen hinabrieseln, welche, da sie der Meinung waren, daß sie eine hinlängliche Quantität von dieser Himmelsgabe ohnehin unmittelbar empfingen, anfangs laut murrten, dann laut schimpften und zuletzt den höflichen Schirmhalter sehr unhöflich bedrohten. Der Assessor Püstrich ließ Alles das zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinausrauschen, wie Wellen, die über das Verdeck schlagen und sich gleich wieder verlaufen. Wenn der eine Arm müde war, so löste er durch den andern ihn ab; außer dieser einzigen Bewegung stand er wie in Stein gehauen. Das hübsche Mädchen hingegen wurde sehr verlegen und fürchtete bald weniger die Dachtraufe als die beträufelten Grobiane, die sich vor sie hingepflanzt hatten. Darum bat sie selbst ihren Ritter, die Segel einzuziehen und sie ihrem nasse-

Schicksale zu überlassen. Doch als der Assessor vollends die süße Stimme hörte, wurden die Muskeln seiner Arme von neuer Spannungskraft belebt, ein freundliches Kopfschütteln war seine Antwort, und der Regenschirm blieb nach wie vor über ihrem Haupte schwebend. Wahrscheinlich wäre es zu handgreiflichen Erläuterungen zwischen den streitenden Partheyen gekommen, hätte nicht noch zu rechter Zeit der Himmel selbst sich ins Mittel gelegt, und seine Fenster plötzlich verschlossen, worauf die feuerlustigen Zuschauer wieder vorwärts drängten, und, da das naßgewordene Kunstwerk den fernern Dienst versagte, sich nach und nach verliefen.

Nur der Assessor verlief sich nicht, sondern bat sehr bescheiden um die Vergünstigung, das hübsche Mädchen nach Hause zu führen. Zu diesem Behuf bot er ihr den linken Arm und entschuldigte diese Unhöflichkeit durch das Geständniß, daß der rechte ein wenig lahm sey. Dennoch hatte er mit diesem lahmen Arme den Regenschirm eben so standhaft ausgestreckt als mit dem gesunden: eine Bemerkung, die das Mädchen im Stillen zu seinem Vortheil machte, und mit dem geheimen Vergnügen geschmeichelter Eitelkeit an seiner linken Sei-

te forttrippelte. Im Gehen wurde sie bald gewahr, daß nicht bloß sein rechter Arm, sondern auch der linke Fuß an einer Lähmung litt, weil er damit eine Art von Tact auf das Pflaster schlug, welches man hinken zu nennen pflegt.

„Ich wohne weit," sagte sie, „und das Gehen wird Ihnen sauer."

„O erlauben Sie," erwiederte er, „es kommt mir vor, als ob ich ein fliegendes Vöglein wäre."

So kam es ihr gar nicht vor, und sie würde sicher, ohne ihren hinkenden Führer, eine Viertelstunde früher zu Hause gewesen seyn. Indessen wollte sie doch sich nicht von ihm los machen, da er theils ihr Wohlwollen verdient und erworben, theils unschicklich war, im Dunkeln allein zu gehn; denn die Magd, welche sie begleitet hatte, war im Platzregen durch das Menschengewimmel von ihr getrennt worden.

Um den Weg zu verkürzen, wurden Gespräche angesponnen, deren Faden immer schnell wieder abriß. Beyde sagten einander wer sie wä-

ren. Er, der Assessor Püstrich — sie hatte nie von ihm gehört — sie, die Tochter eines Tuchhändlers, von dem er auch nie gehört hatte, sich aber gleich im Stillen vornahm, künftig bey Niemanden Tuch zu kaufen, als bey ihm.

Endlich gelangten sie an die Thür der Wohnung des hübschen Mädchens. Es wurde geklopft. Mehrere rasche Fußtritte ließen sich auf der Treppe vernehmen. Eine ganze Gruppe von Mutter und Kindern stürzte der Kommenden entgegen. „Ach Henriette! bist du endlich da! wir sind deinetwegen schon sehr in Sorgen gewesen.“

Nun wurde gefragt und erzählt. Henriette stellte den Assessor als ihren Schirmvogt vor, und bemerkte jetzt, bey dem Lichte der Mutter, daß ihm auch ein Auge fehlte. Uebrigens war er wohlgebildet, und eine gewisse Gutmüthigkeit lag unverkennbar in seinen Zügen. Man lud ihn ein mit hinaufzusteigen und ein Viertelstündchen auszuruhen. Er nahm die Einladung mit Vergnügen an; denn bey dem Lichte der Mutter, welches weit heller schimmerte als die Straßenlaterne, hatte er deutlich wahrgenommen, daß Henrietten kein Auge fehlte, vielmehr ihre beyden Augen sehr lieblich sun-

kellen. Oben fand er den alten biedern Vater im Schlafrock ein Pfeifchen schmauchend, der ihm den lahmen Arm herzlich schüttelte und für den seiner Tochter erwiesenen Ritterdienst dankte.

Die Bekanntschaft war bald gemacht. Dem Assessor wurde eine Pfeife gestopft und ein Glas Punsch präsentirt. Er setzte sich zu dem Alten, seine Lippen sprachen mit diesem, sein Auge mit Henrietten, und zwischen beyden getheilt waren seine Ohren. Es that ihm wohl zu vernehmen, wie von den jüngern Geschwistern — um Henrietten gesammelt — das Eine klagte, sie habe ihm heute das Butterbrodt nicht zugeschnitten; daß Andere, sie habe es nicht ausgekleidet, und wie sie gegen Alle sich liebevoll entschuldigte und versprach, nun recht lange wieder zu Hause zu bleiben. Ein so gutes, häusliches Geschöpf hatte er längst in der großen Residenz vergebens gesucht, da sie, wie alle Residenzen, keinen Ueberfluß von Häuslichkeit in ihren Mauern birgt. Erst gegen Mitternacht verließ er den ehrlichen Tuchhändler und hinkte heim auf Blumen, mit welchen die Hoffnung seinen Weg bestreute. Vater und Mutter hatten ihn freundlich eingeladen, dann und wann sie zu besuchen, und er selbst verwandelte das dann und wann in oft; denn es kam ihm bald so vor, wenn er auch täglich

hinging. Als käme er nur dann und wann. Henriette empfing ihn stäts mit Wohlwollen, doch freylich konnte er sich nicht verhehlen, daß aus ihren schönen Augen weiter nichts heraus zu klauben war. Die Eltern sahen ihn schon bedeutender an, denn sie hatten sich nach ihm erkundigt und vernommen, daß er nicht allein ein braver, sondern auch ein wohlhabender Mann sey. Darum entgegneten sie mit Vergnügen die Sprache seines einzigen Auges und ließen ihn ohne Bedenken oft mit Henrietten allein.

Es währte lange, ehe er den Muth faßte diese Augenblicke zu benutzen. Immer schreckte ihn der Gedanke zurück: „Du bist ein gebrechlicher Mensch, hast nur Einen Arm, Ein Bein und ein Auge, wie darfst du hoffen ein Mädchen zu rühren, das zwey so schöne Augen, zwey so beredendweiße Arme, zwey so niedliche Füßchen hat!“ — Doch Eines Tages, als er, bey ungestümem Regenwetter, mit seinem getreuen Regenschirm unter dem Arme hinein trat, und Henrietten allein am Fenster sitzend fand, konnte er seine Wünsche nicht länger auf dem Herzen behalten. „Es sey gewagt!“ so dachte er, „denn so kann es doch nicht länger bleiben. Hat doch mein Präsident mir schon gesagt, daß meine Relationen immer schlechter werden.“ Als er nun so am Fen-

ster mit ihr saß, den lahmen Arm auf den triefenden Regenschirm gestützt faßte er sich ein Herz und hub also an: „Liebes Mamsellchen, wollten Sie mir wohl erlauben, Ihnen meine Geschichte zu erzählen?“

„Herzlich gern.“

„Sie ist ein wenig seltsam, denn in allen meinen Haupt- und Staatsactionen sind Regenschirme verwebt.“

Henriette lächelte fragend. Der Assessor fuhr fort: „Ich war noch ein kleiner Knabe, als mein Vater einst bey einem Wetter, wie das heutige, nach Hause kam. Er spannte seinen Regenschirm aus und stellte ihn ins Vorzimmer, um ihn trocknen zu lassen. Es war indessen dunkel geworden. Ich lief durch das Vorzimmer, fiel über den Schirm, und stieß mir einen von den mit Messing beschlagenen Rohrstäben ins Auge; darum sehen Sie mich einäugig.“

„In meinen Jünglingsjahren stand ich einst unter den Zuschauern eines Seiltänzers im Thiergarten. Die Sonne stach, aber ich hatte wie gewöhnlich, meinen Regenschirm bey mir, den hielt ich über mich. Nicht weit von mir stand ein Of-

ficier mit einer jungen Dame, die zum Schutz ihres Hauptes nur einen elenden kleinen Fächer hatte. Der Officier bat mich sehr höflich um meinen Schirm für die Dame; ich war so unhöflich es abzuschlagen; da wurde er natürlich auch unhöflich und endlich so grob, daß ich genöthigt war, ihn auf den Degen zu fodern. Er gab mir einen derben Stich in den Arm und davon ist der Arm lahm geblieben."

„Auch fremde Regenschirme brachten mir kein Glück. Ich ritt einmal spazieren auf einem sehr gereizten Pferde, das heißt, das Pferd hatte mehr gelernt, als ich. Es curbettirte und traverirte, ohne daß ich es verlangte, weil ich vermuthlich zu unrechter Zeit mit dem Munde klatschte oder ein Knie anzog. Das geschah denn auch in einem Augenblicke, wo ich eben an einer Obsthändlerin vorbey reiten wollte, die über ihre Korbe, und zugleich über sich selbst, einen großen Schirm von Leinwand ausgespannt hatte. Ich weiß diese Stunde noch nicht, ob ich zur Unzeit klatschte, oder ob das Pferd vor dem großen Schirm scheu wurde; genug, es traverirte trotz aller meiner Anstrengungen, immer auf die Korbe los, bäumte sich endlich und warf den Schirm um. Der Schirm fiel auf die Obstkorbe, die Obstkorbe fielen auf die Frau, die Frau fiel auf die Erde und

ich selbst zu gleicher Zeit auf sie Alle, und zwar am unsanftesten, denn ich brach ein Bein; das wurde schlecht curirt und davon bin ich lahm."

Henriette hatte Lust zu lachen, aber das Mitleid siegte. Sie erquickte den Erzähler durch eine gutmüthige Theilnahme.

„Ach! sagte der Assessor, das ist noch lange nicht Alles. Die Regenschirme haben mich mein Leben lang verfolgt. Den ersten Dienst, den ich suchte, erhielt ich nicht, weil ich auf der Straße einem vornehmen Gecken, der mir begegnete, mit meinem Regenschirme den Hut vom Kopfe stieß und ihm die Haardulle zerstörte. Den zweyten erhielt ich nicht, weil eine Nervenzarte Dame, die für mich sprechen wollte, von dem Wachstaffentgeruch meines neuen Regenschirms ohnmächtig wurde und dadurch einen Widerwillen gegen mich faßte. Den dritten erhielt ich nicht, weil ich mir einen Secretair zum Feinde machte, der auf dem Klubb statt seines alten Regenschirms meinen neuen mit fortnahm, und es sehr übel empfand, daß ich ihn ersuchte, die Schirme wieder auszutauschen."

„Am schlimmsten ging es mir aber, als ich um den vierten Dienst mich bewarb. Den hatte

mir der Präsident schon für gewiß versprochen. Ich wurde sogar zu einer Abendgesellschaft bey ihm eingeladen. Unglücklicherweise fiel es mir ein, früher aufzubrechen als die übrige Gesellschaft. Ich suchte meinen Regenschirm im Vorzimmer und fand ihn nicht. Die Bedienten, dachte ich, werden ihn wohl in ein anderes Zimmer getragen haben, und öffneten daher die nächste Thür, ohne zu wissen, daß es das Schlafzimmer der Frau Präsidentin sey. Diese galante Dame war gerade in einer sehr traulichen Unterredung mit einem Offizier begriffen und fuhr mich an: was wollen Sie? — Ich stand erschrocken und entschuldigte mich so gut ich konnte mit der Wahrheit, nemlich: daß ich meinen Regenschirm suche. Da herrschte sie mir sehr unfreundlich zu: ich sollte mit samt meinem Regenschirm zum Teufel gehn! — kurz, wenige Tage nachher bekam ein Anderer den Dienst."

„Bald darauf gelang es mir einen neuen Gönner zu erwerben, in dessen Macht es stand, mir alle getäuschte Hoffnungen reichlich zu vergüten. Er gab mir auch sein Wort darauf, bey nächster Gelegenheit für mich zu sorgen. Während ich diese Gelegenheit abwartete, sah ich eines Abends in der Dämmerung ohne alle Bekleidung in ein Haus schleichen, welches man ur

ter die verdächtigen zu zählen pflegte. Er hatte sich zwar in einen Mantel gehüllt, allein ich erkannte ihn doch. Gott weiß, ich dachte nichts Böses, und da eben ein starkes Regenwetter einfiel, so meynte ich, es wäre eine Höflichkeit von mir, die sehr wohl würde aufgenommen werden, wenn ich so lange auf der Straße wartete, bis mein Gönner wieder heraus käme, und ihm dann meinen Regenschirm anböte. Ich mußte eine ganze Stunde warten. Endlich kam er, — „Ew. Excellenz, sagte ich, hier ist mein Regenschirm." — Er stutzte, schien nicht gleich zu wissen, ob er antworten sollte, und fürwahr, es wäre besser gewesen, er hätte gar nicht geantwortet, denn es beliebte ihm weiter nichts zu sagen, als: „gehn Sie zum Teufel mit Ihrem Regenschirme!" Am andern Morgen wollte ich ihm meine Aufwartung machen, aber seine Thür war und blieb für mich verschlossen."

„Indessen wenn man nur warten kann, in der Welt kommt endlich Alles. Zum Glück haben meine Eltern mir ein artiges Vermögen hinterlassen, ich konnte also warten, und so kam endlich auch der Dienst. Aber die Tücke meines Regenschirms mußt ich doch noch oft erfahren."

„Ich war schon einmal halb und halb mit einem artigen Mädchen versprochen und hatte es auch schon halb und halb bereut, denn sie konnte gewaltig kritteln und nergeln über Kleinigkeiten. Geschieht das am grünen Bräutigamsholze, dachte ich, was wirds am dürren Ehestandsbaume werden! Besonders zog sie mich mit meinem Regenschirme auf, weil ich niemals ohne denselben erscheine, aus triftigen Ursachen. Ich ließ mir das gefallen und lächelte dazu; das nahm sie übel; ich sollte nicht lächeln, wenn sie verdrüßlich wäre."

„Einmal in der Komödie wurde es doch gar zu arg. Ich hatte eine Loge gemiethet für sechs Personen. Sie, ihre Tante und ihre Schwestern gingen hinein, für mich blieb nur ein kleines Plätzchen, für meinen Regenschirm fast keiner. Ich stellte ihn bescheiden in die eine Ecke, da hieß es: thun Sie doch den Regenschirm da weg; ich stellte ihn in die andere, da klang es eben so. Ich legte ihn unter die Bank, da fiel er den Füßen beschwerlich; also blieb nichts anders übrig, als ihn in der Hand zu halten, worein ich mich auch geduldig fand. Aber nun beliebte es dem halben Dutzend Damen, mit meiner Braut an der Spitze, mich wegen des Schirms zu schrauben. Die Eine meynte, ich sähe aus wie der

wilde Mann auf den Harzgalden, der einen Tannenbaum neben sich hat; die Andere, ich gleiche einem Talapoin aus dem Königreiche Siam, der auch mit einem Schirme gemahlt wird; die Dritte versicherte, ich würde mich vortrefflich auf einem Elephanten ausnehmen — und was dergleichen Stachelworte mehr waren. Meine Braut fand Alles sehr witzig und wollte sich krank lachen. Aber mein Herz erkrankte bey diesem bösen Spiele, ich verließ die Loge und kam nicht wieder."

„Im Parterre ging es mir fast noch übler. Es wurde Menschenhaß und Reue gespielt. Die Zuschauer weinten ganz gewaltig. Nun hatte ich kurz zuvor in einer französischen Zeitung gelesen, daß ein Pariser Spasvogel, bey Aufführung desselben Stückes, plötzlich im Parterre seinen Regenschirm ausgebreitet, um von den vielen, aus den Logen herab rieselnden Thränen nicht durch und durch naß zu werden, wodurch im ganzen Hause ein Gelächter entstanden. Ich wollte doch auch einmal witzig seyn, wenn gleich nicht originell, und spannte folglich zu Ende des dritten Acts meinen Regenschirm aus. Aber die Deutschen verstanden den Spaß nicht. Die hinter mir Stehenden murrten, weil ich ihnen die Aussicht benahm; endlich schimpften sie gar,

Ich wandte mich gelassen um und erklärte ihnen, daß es ein witziger Einfall sey. Da schimpften sie noch ärger. Ich bekam Händel mit der Polizey und mußte froh seyn, von manchem Ribbenstoß begleitet, die Thür zu gewinnen."

„Ich ging unter die Linden; da war eben ein großes Gewimmel hinaus nach dem Thiergarten und hereinwärts. Die Kommenden und Gehenden bildeten zusammen eine Masse, die stets hin und her wogend, durch tausend Ellenbogen sich berührte. Viele hatten auch Regenschirme, denn es fing an ein wenig zu sprützen. Ich ließ mich allmählich mit fortschieben, und freute mich im Stillen meines geschützten Hauptes. Da rannte mir plötzlich Einer entgegen, der auch einen Regenschirm trug und vermuthlich große Eile hatte, denn seine beyden Arme schienen ein paar Sturmböcke zu seyn, die hastig Alles vor sich niederwarfen. Im Vorübergehen verwickelten sich unsere Schirme, der seinige riß mir den meinigen mit Gewalt aus der Hand. Auf die Erde konnte er nicht fallen, weil der Köpfe zu viele da waren; er hüpfelte also wohl zwanzig Schritte lang immer von einem Kopf auf den andern, nahm diesem den Hut mit fort, Jenem die Brille von der Nase, riß den Frauenzimmern die Kopfzeuge aus den Haaren, kurz, er richte-

te, unter großem Geschrey, eine jämmerliche Verwüstung an. Endlich packte man ihn und zerriß ihn in tausend Stücken. Ein Glück, daß die Leute nicht wußten, wem er zugehörte, sonst hätten sie mich auch wohl zerrissen."

„Ich würde nicht fertig werden, meine theure Mamsell, wenn ich Ihnen alle die Unglücksfälle erzählen wollte, die mein Regenschirm mir zugezogen."

„Armer Mann!" sagte Henriette, „künftig sollten Sie lieber sich keines Regenschirms mehr bedienen, da er nun einmal zu Ihrem Unheil erfunden zu seyn scheint."

„Ey mit nichten!" antwortete der Assessor, man muß nur Geduld haben; des Schicksals Tücke ermüdet endlich, und ich lebe noch der frohen Hoffnung, mein ganzes künftiges Glück meinem Regenschirme zu verdanken. Schon vor einigen Monaten hatte ich die große Freude, daß ein Kind aus dem Fenster gerade auf meinen Schirm fiel. Freylich warf mich der Sturz zu Boden, und ich bekam einige Löcher in den Kopf; hingegen hatte mein Schirm die Gewalt des Falles gebrochen, das Kind kam unbeschädigt zur Erde. Wenn Sie gesehn hätten, wie die Eltern mich

mit rührenden Liebkosungen überhäufen, Sie würden, gleich mir, für alle bisherigen Leiden sich belohnt gefühlt haben."

Bei diesen Worten sah er so unaussprechlich glücklich aus, daß Henriette nicht umhin konnte, ihn sehr wohlwollend anzublicken.

„Holla! dachte ich," so fuhr er fort: „Die Unglücksepoche meines Regenschirms ist vorüber, von nun an wird er mir nur Heil und Segen bringen. Und sehn Sie, werthste Mamsell, das gab mir den Muth, heute mit Ihnen zu sprechen. Da steht der Regenschirm vor mir — ihm verdank' ich Ihre Bekanntschaft, und nur von Ihnen wird es abhängen, ihn zum Urheber meines zeitlichen Glückes zu machen. Ich habe nur ein Auge, aber das wird, so lange es offen steht, mit innniger Liebe auf Ihnen ruhen. Mein rechter Arm ist lahm, doch hat er Kraft genug, Sie an ein redliches Herz zu drücken. Ich habe nur ein gesundes Bein, doch gäb' ich auch das mit Freuden, wenn ich nur auf Krücken an Ihrer Seite durchs Leben hinken dürfte."

Henriette erröthete. Es war nicht Liebe, was sie zu ihm hinzog, aber sie fühlte, daß sie glücklich mit diesem gutmüthigen Manne seyn

würde. Sie reichte ihm die Hand und [illegible] ist nie.

Welche Grenzen hat der Gehorsam, der man den Menschen schuldig ist?

Diese kitzliche Frage warf vor mehr als hundert Jahren ein Professor der Theologie in Heidelberg auf, er hieß Fabricius, und schrieb eine lateinische Abhandlung darüber. Es giebt manche Gewissensfragen, die schwer zu beantworten sind, weil sich die Bibel nicht deutlich genug in ihrer Hinsicht ausgedrückt hat; in dem vorliegenden Falle hingegen wird die Antwort schwierig, weil sich die Bibel gar zu deutlich ausdrückt. Keine Vorschrift in derselben ist klarer als die, daß wir uns der Obrigkeit unterwerfen sollen, welche Macht über uns hat. Der heilige Peter und der heilige Paul sind allen Einwürfen der, etwa zu Aufruhr geneigten, Gemüther zuvorgekommen, und haben ausdrücklich erklärt: man müsse nicht allein guten, gerechten

Fürsten gehorchen, sondern auch bösen, ungerechten: und zwar nicht blos aus Furcht, sondern aus Gewissensdrang. Das ist also auf einer Seite sehr klar.

Allein auf der andern hat der heilige Peter auch wiederum nicht minder klar behauptet: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er hat diesen Satz durch die That bewiesen, indem er das Evangelium, trotz dem Verbote der Obrigkeiten, laut gepredigt hat.

Diese große Klarheit von beyden Seiten erregt Verwirrung. Denn die Fürsten, die sich überzeugt halten, daß ihre Rechte deutlich in der heiligen Schrift enthalten sind, nennen die Ungehorsamen gottlos, und die Unterthanen, die eben so fest glauben, daß Gott ihnen befiehlt, in allen Fällen, die seinem Willen zuwider sind, ungehorsam zu seyn, machen sich ein Verdienst daraus, so bald sie vermeynen, daß ein solcher Fall eintrete. Folglich haben gerade die Vorschriften, welche Pfeiler der öffentlichen Ruhe seyn könnten, wenn die Menschen vernünftig wären, oft den Saamen der Zwietracht ausgestreut, weil die Menschen unwissend und boshaft sind.

Dem Uebel ist nicht abgeholfen, wenn man die gerechten Grenzen der fürstlichen Gewalt bestimmen will; denn da heißt es abermals, man muß gehorchen in Allem, was nicht dem Willen Gottes zuwider läuft. Aber eben diesen Willen Gottes pflegt Jeder nur in seinem eignen Willen oder in seinen eignen Ansichten zu suchen, die wiederum aus seinen Leidenschaften entspringen. Wenn z. B. die Arianer sich dem Kaiser Valentinian I. im Occident widersetzten, so ermangelten sie nicht, ihren Ungehorsam durch den Spruch zu rechtfertigen: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Aber im Orient litten zu gleicher Zeit die Orthodoxen eine harte Verfolgung unter einem arianischen Kaiser und bedienten sich derselben Rechtfertigung. Also einer Lehre folgen, welche auf dem Concilium von Arimini festgesetzt worden, hieß dem Arianer Gott gehorchen, und einen Ausspruch des Conciliums von Nicäa beobachten, hieß dem Katholiken dasselbe.

Um nun künftig zarten Gewissen das Schwanken zu ersparen, schlägt Fabricius folgende Regel vor: „so oft der Fürst klarer und bestimmter etwas befiehlt oder verbietet, als Gott es befohlen oder verboten hat, so oft muß man dem Fürsten gehorchen, ohne sich auf je-

nen Spruch zu berufen; ist hingegen die Klarheit und Bestimmtheit größer, oder auch nur eben so groß, auf Seiten Gottes, so gilt der Spruch." Er sucht die Richtigkeit dieses Satzes durch Stellen aus dem heiligen Augustin, durch das Benehmen der Apostel und das der thebaischen Legion zu beweisen. Allein er selbst geräth doch in einige Verlegenheit bey Beantwortung der Frage: ob man dem Fürsten in ungerechten Kriegen dienen solle? denn da tritt wieder der nemliche Fall ein; jeder Mensch hat seine eigene Ansicht von Recht und Unrecht, während die Vernunft nicht zu klar zu beweisen scheint, daß beyde Theile Recht haben. Ein großes Verdienst um die Nachwelt würde Fabricius sich erworben haben, wenn er uns gelehrt hätte, was ein Unterthan thun muß oder darf, wenn er, um Gott zu gehorchen, seinem Fürsten ungehorsam ist? — Lebten wir noch in den ersten Zeiten der christlichen Kirche und wären genöthigt ihre Tugenden zu üben, so wäre die Frage bald entschieden; denn nimmer würde man zu den Waffen greifen, lieber auf dem Blutgerüste sterben. Dieser Meynung ist auch Grotius in seinem vortrefflichen Buche de jure belli et pacis. Andere haben anders geurtheilt und subtile Distinctionen zwischen freywilligen und unfreywilligen Unterthanen gemacht; allein diese

vergaßen, daß die Bibel ausdrücklich befiehlt, der Obrigkeit zu gehorchen, welche Macht über uns hat; vom Recht ist also nicht die Rede.

Am Schluße seiner Abhandlung spricht Fabricius auch vom blinden Gehorsam und führt zum Beyspiel den heiligen Ignatius, den Stifter der Jesuiten an, der diese Tugend weiter als irgend Jemand getrieben hat. Denn selbst in einer schweren Krankheit, wo er sehr wohl erkannte, daß sein Arzt ein Ignorant war, gehorchte er allen dessen Vorschriften ohne Murren, und wäre sicher ein Opfer dieses Gehorsams geworden, wenn nicht die Jesuiten einen geschickstern Arzt herbeygerufen hätten. Ein andermal wurde er wieder krank in der Fastenwoche, der Arzt verordnete ihm ein Huhn zum Abendessen, und, so streng er auch sonst die Fasten hielt so machte er doch keine Einwendung und sagte blos: „man muß gehorchen.“ Einige seiner Jünger und Nachahmer wollten nicht einmal auf dem Sterbebette, ohne Erlaubniß der Obern, ihre Seele in Gottes Hände befehlen.

Fabricius hat noch eine andere Abhandlung geschrieben, die nicht vergessen zu werden verdient, de ludis scenicis (vom Theater), in der

die Schaubühne vertheidigt. Sie enthält fünf Abtheilungen. In der ersten erzählt er die Meynungen der Philosophen und Politiker über das Theater, und zeigt, daß diejenigen, welche sich darauf berufen, daß Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt habe, die Schriften dieses Philosophen nur oberflächlich kennen. In der zweyten theilt er die Meynungen der Rechtsgelehrten und Kirchenväter mit und zeigt, daß sie für unsere Zeiten nicht passen, theils weil wir das Theater sehr gereinigt haben, theils weil unter den Heyden die Schauspiele einen Theil des Götzendienstes ausmachten. Freylich hatten manche alte Kirchengesetze den Christen untersagt, Schauspielen beyzuwohnen, aber es giebt hundert andere ähnliche Vorschriften, die, jetzt noch zu beobachten, sehr drollig seyn würde. Die Christen z. E. sollten auch keine Fabeln lesen, kein Bildlicher bey einer Hochzeit sich einfinden u. dergl. m. Schon längst schreiben Geistliche Commentare über heydnische Dichter, und wissen bey Hochzeiten ihren Platz sehr wohl zu behaupten. In der dritten Abtheilung sammelt Faricius die günstigen Meinungen der Theologen seiner Zeit über das Theater. In der vierten widerlegt er die Gründe, die gegen das Schauspiel aus der heiligen Schrift hergenommen werden, besonders aus einer Stelle [illegible] Moses, wo der

Männern verboten wird, sich als Weiber zu kleiden und umgekehrt, weil das Gott ein Gräuel und Abscheu sey. Stärker könnte sich die Bibel nicht gegen die gröbsten Laster ausdrücken, weshalb man auch vermuthet, Moses habe unter jenen Worten eine gewisse Schändlichkeit verhüllt, die er nicht zu deutlich ausdrücken wollen. Andere meynen, es heiße so viel als: die Männer sollen sich von ihren Weibern nicht zu sehr beherrschen lassen, weil man im gemeinen Leben von einer herrschenden Frau zu sagen pflegt: sie trägt des Mannes Hosen. Vielleicht sollte das Verbot auch nur den heydnischen Ceremonieen gelten, die den Männern vorschrieben, am Fest der Venus in Weiberkleidern, und den Weibern am Feste des Mars in Mannskleidern zu erscheinen. Grotius und der Rabbi Maimonides glauben das letztere. Ein Clodius in Frauenkleidern ist freylich ein Gegenstand des gerechten Abscheues; aber wenn z. B. eine Tochter ihren Vater aus dem Gefängnisse rettet, indem sie die Kleider mit ihm tauscht, oder wenn (wie wir der Fälle in unsern Tagen viele erlebt haben) ein braves Mädchen als Soldat für sein Vaterland kämpft, wäre das auch ein Gräuel vor Gott? —

In der fünften Abtheilung fertigt Fabricius die Einwürfe der menschlichen Vernunft ab,

die freylich größtentheils sehr unvernünftig sind, aber in den Zeiten, in welchen der Verfasser lebte, nach widerlegt werden mußten. Man gewinnt den Mann lieb, denn keine Vorurtheile hegen, war vor 116 Jahren nichts alltägliches.

Ueber Oefen und Kamine, Monarchieen und Republiken.

Bald nach der englischen Revolution von 1640 pflegte der Lord Fairfax zu sagen: „in einem Zimmer, wo der Kamin raucht, sitzt man am besten in einem Winkel neben dem Kamin."

Viel wird das doch nicht helfen, der Rauch wird immer die Augen beißen, und wenn er brav raucht, so wird auch das kleinste Insect hinter der Tapete dadurch incommodirt, bisweilen erstickt. Man sollte Künstler haben — und man meynt auch gewöhnlich, man habe dergleichen — die, wenn ein Sturmwind in den Schornstein herab stößt, zu verhindern wüßten, daß der Rauch nicht in das Zimmer schlage; mit andern

Wor-

Worten: das Gleichgewicht herstellten; weil jede gute, gesunde Organisation ein Gleichgewicht voraussetzt, im Menschen wie im Staate. Wird dieses gestört, so — raucht der Kamin. Ein Jeder will das Feuer schüren, ein Jeder die Zange fassen, und darum raucht der Kamin sehr oft. Der Eine legt zu viel Holz auf, erstickt die Flamme, sogleich raucht es. Der Andere läßt eine Thür oder ein Fenster offen, oder macht zu viel Wind beym Auf- und Abgehn, dann raucht es wieder. Eine ganze Gesellschaft drängt sich um den Kamin, hindert den Luftzug und es raucht. Kurz, es ist nichts schwerer als die Regierung — eines Kamins. Ich lobe mir den Ofen! da schürt nicht ein Jeder, die Wärme ist gleichmäßig; man erstarrt nicht auf einer Seite, während man auf der andern gebraten wird. Es ist freylich ein großes Vergnügen, die Zange in der Hand zu haben, aber Einer reißt sie dem Andern aus der Hand, die Sache zu schüren gleicht der zu politisiren.

Den Ofen kann ein Einziger gut versorgen. Das könnte wohl auch beym Kamin geschehen, aber es geschieht niemals. Die Versuchung ist zu groß; man hat das Feuer vor Augen, die Zange liegt da, Jeder nimmt sie und reicht sie seinem Nachbar, der gewöhnlich wieder

einreißt, was der Andere gebaut hat. Der Eine will ein concentrirtes Feuerchen, der Andere eine lodernde Flamme, der Dritte glühende Kohlen, der Vierte schiebt das Feuer vorwärts an den Rand, der Fünfte hinterwärts an die Mauer. Immer stehn und sitzen nur Wenige so nahe, daß sie der Wärme genießen, die übrigen im Zimmer frieren und sehn zu wie die andern sich pflegen. Wenn ein vornehmer Mann in Paris 100 Gäste hat, so redet er einen Jeden beym Eintritt mit den Worten an: approchez vous du feu! aber wie viele finden ein Plätzchen, um dieser Einladung Folge zu leisten? — Ich lobe mir den Ofen, der wird geheizt von Einem, ohne daß man es gewahr wird, aber Alle wärmen sich behaglich. Besser wäre es freylich noch, wenn man weder Kamin noch Ofen nöthig hätte, und die Gäste nicht das theure Holz bezahlen müßten.

Der Churfürst von Sachsen fand es einmal sehr kalt bey Taubmann, seinem Hofnarren, der ihm jedoch versicherte, es sey für 100 Thaler Holz im Ofen. Er hatte nemlich eine Cremoneser Violine hineingesteckt. Ach ja! mancher große kalte Ofen wird mit Cremoneser Violinen geheizt.

Aehnlichkeit und Sympathie.

Vor etwa 150 Jahren lebten ein paar Zwillingsbrüder, die Grafen von Ligneville und d'Autricourt, aus einer alten lothringischen Familie. Sie waren einander so vollkommen ähnlich, daß selbst ihre Bedienten sie verwechselten, wenn beyde in gleicher Kleidung erschienen, was sie zum Scherz bisweilen zu thun pflegten. Auch der Ton ihrer Stimme war nur Einer. Ein Glück, daß sie einander so aufrichtig liebten, sonst hätten ihre schönen Gemahlinnen auf die unschuldigste Weise von der Welt treulos werden können. Indessen will man wissen, daß sie mit ihren Maitressen es nicht so gar genau genommen haben. Beyde waren Rittmeister bey den Dragonern, nur bey verschiedenen Realmente n; aber sie wechselten bisweilen ihre Uniform, Jeder stellte sich an die Spitze von der Schwadrone des andern und Niemand wurde es gewahr. D'Autricourt schwebte einst in Gefahr, wegen eines bösen Handels arretirt zu werden; von Stund an kleidete sich Ligneville von Kopf bis zu Fuß wie sein Bruder und ging ihm nicht mehr von der Seite. Um nun nicht den Unschuldigen für den Schuldigen

zu ergreifen, zögerte man so lange mit dem Arretiren, bis die Sache gütlich beygelegt war.

Beyde Brüder reisten einst miteinander. In einer fremden Stadt liessen sie einen Balbier holen. Ligneville setzte sich zuerst, um sich den Bart abnehmen zu lassen; d'Autricourt hielt sich im Nebenzimmer verborgen. Als nun der Balbier seine Arbeit zur Hälfte vollbracht hatte, schützte Ligneville ein Bedürfniß vor, stand auf und ging in das Nebenzimmer. Gleich darauf trat sein Bruder in demselben Schlafrock heraus und setzte sich. Der Balbier will fortfahren, sieht die abgenommene Hälfte des Barts wieder gewachsen, glaubt, er habe den leibhaftigen Satan vor sich und wird ohnmächtig. Diesen Augenblick benutzt Ligneville, um sich wieder hin zu setzen. Der Balbier kommt wieder zu sich, und meynt er habe geträumt, bis ihm das Räthsel gelöst ward.

Ein andersmal, als beyde eben recht hungrig und durstig waren, gingen sie zu einem Speisewirth, doch nur Einer ließ sich sehen, der Andere versteckte sich hinter den Vorhängen eines Alcoven. Der Sichtbare foderte zu essen und Wein. Der Wirth trug eine Schüssel nach der andern auf, und eine Bouteille nach der andern. Ligneville aß und trank zuerst sich satt, und, da er viel zu

sich nehmen konnte, so machte der Wirth schon im Stillen die Bemerkung, daß der fremde Herr ein gewaltiger Esser sey. Doch wie erstaunte er, als er nun die letzte leere Schüssel wegtragen wollte, und d'Aubricourt, der unterdessen mit nicht geringerem Appetit seines Bruders Platz eingenommen hatte, noch mehr und immer mehr foderte. Während er sich gütlich that, verdaute Ligneville auf dem Ruhebette, und war nach einer Stunde schon wieder im Stande, seines Bruders Platz mit Ehren einzunehmen. Der Himmel weiß, wie viele Schüsseln sie noch gefodert haben würden, wenn des Wirthes Speisevorrath nicht erschöpft worden wäre. Der arme Schelm, der gleichfalls den Teufel in diesem Vielfraß vermuthete, erklärte mit Angstschweiß auf der Stirn, er habe nichts mehr vorzusetzen, und nun erst kam der andere Bruder lautlachend zum Vorschein.

Alle diese Geschichtchen sind eben nicht unglaublich. Wir haben selbst in unsern Tagen ein paar Zwillingsbrüder (die beyden berühmten Mahler von Kügelgen), die man leicht verwechseln kann. Allein, was nun folgt, möchte schwerer Glauben finden. Nicht blos die Aehnlichkeit, sondern auch die Sympathie, war zwischen beyden so groß, daß sie immer zu gleicher Zeit krank wurden. Empfing Einer von ihnen eine Wunde,

so fühlte der Andere den Schmerz derselben. Oft träumten sie in Einer Nacht einerley Träume. Endlich wurde d'Autricourt in Frankreich von einem Fieber befallen, an dem er starb. Ligneville lag zu gleicher Zeit in Bayern an demselben Fieber darnieder.

Franklin.

Viel, recht viel Merkwürdiges und Schönes enthalten Franklins politische und philosophische Mannigfaltigkeiten, die vor dreyßig Jahren zu London unter dem Titel: Political miscellaneous and philosophical pieces erschienen. Daß man gerade in diesem Zeitpuncte Franklins Werke solcher Art in London drucken durfte, (nemlich während des amerikanischen Krieges) beweist eine beneidenswerthe Preßfreyheit. Der Herausgeber sagt im Vorbericht: es scheine zwar jetzt nicht von der Zeit und Stunde, Achtung und Ehrfurcht für Franklin zu bezeigen; allein die Geschichte werde für ihn reden. Nie habe ein Philosoph und Politiker, gleich ihm, so große

and kühne, durch Erfahrung bewahrheitete Weissagungen aufgestellt. Der Engländer, der ihn lese, müsse Thränen vergießen bey dem Gedanken: das Land, welches ihn hervorgebracht, war vormals eine englische Provinz. „Leser!" ruft der Herausgeber, „wer du auch seyst und welche Gründe ihn zu hassen du auch haben mögest, wisse, daß dieser große Mann dich liebt und dich gut zu machen wünscht. His country's friend, but more of human kind. (Seines Vaterlandes Freund, doch mehr noch Freund der Menschen.)" Diesem Ausbruch edler Empfindungen stimmten damals auch die englischen Journalisten unpartheyisch bey, und warlich! das ist schön, das ist selten, zumal in Zeiten, wo Furcht oder Schmeicheley das Verdienst jedes ehrlichen Mannes zu unterdrücken strebt, der nicht fürchtet und nicht schmeichelt.

Alles anzuführen, was diese Sammlung enthält, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; manches ist auch schon in Deutschland hinlänglich bekannt, z. B. der Almanach des armen Richard. Die politischen Aufsätze werden, nach der Meynung eines englischen Journalisten, den Leser oft an Swift's Schriften erinnern, die er bey Gelegenheit der irrländischen Unruhen herausgab, nur mit dem großen Unterschied, daß Swift im

mer satyrisch, partheyisch und gallsichtig war, Franklin hingegen ruhig und leidenschaftlos. Alles, was er vor Anfang der amerikanischen Unruhen geschrieben, trägt den Stempel des Friedens und der Versöhnlichkeit. Auch noch nach dem Ausbruch derselben, beweisen viele Aufsätze, wie herzlich er die ursprüngliche Vereinigung seines Vaterlandes mit England zu erhalten wünschte. Noch als Mitglied des amerikanischen Congresses schrieb er am 3. October 1777 aus Philadelphia an einen Freund: „Ich wünsche den Frieden so heiß als Sie, und möchte so gern dazu mitwirken; aber jedes, aus Großbrittanien kommende Schiff, bringt Neuigkeiten, welche die Gemüther nur noch mehr erbittern, und es scheint mir, daß ihr erst durch eine kostbare Erfahrung werdet lernen müssen, es sey unmöglich, uns durch Gewalt zu unterjochen. — Ihr verachtet uns zu sehr und vergeßt das italienische Sprichwort: es giebt keinen kleinen Feind."

Und an Lord Howe schrieb er die merkwürdigen Worte: „Ich kenne zu wohl den Uebermuth der englischen Nation und den geringen Grad von Klugheit, den sie besitzt, um zu hoffen, daß sie jemals heilsame Maaßregeln ergreifen werde. Als eine kriegerische, ehrsüchtige und handelnde Nation betrachtet, wird ihre Wuth zu herrschen,

ihre Begierde nach Eroberungen und nach dem Besitz des Alleinhandels, jederzeit ihre Blicke von ihrem wahren Interesse abziehen und sie in ferne, verderbliche Expeditionen verwickeln, die am Ende eben so zerstörend für sie seyn werden, als es einst die Kreuzzüge für Europa waren. — Glauben Sie nicht, Mylord, daß ich durch meine Weissagungen Ihnen Furcht einjagen wolle; sie werden das Schicksal aller meiner übrigen haben, das heißt, man wird nicht eher daran glauben, bis man es mit Händen greift."

Wenn Franklin noch lebte, so würde er vielleicht bald den Triumph genießen, seine Prophezeyhungen in Erfüllung gehn zu sehn.

Sollte man wohl glauben, daß einst ein gewisser Wedderburn es wagte, vor dem versammelten geheimen Rath, in Gegenwart des biedern Franklin, auszurufen: „Ich hoffe, Mylords, Sie werden, zur Ehre unsers Vaterlandes, zur Ehre von Europa und der Menschheit, diesen Menschen mit dem Stempel der Infamie bezeichnen. Er hat die der Gesellschaft und den Menschen schuldige Achtung abgeschüttelt. Wo dürfte er künftig noch mit jener edlen Zuversicht erscheinen, die nur eine Begleiterin der Tugend ist? Jedermann wird ihn mißtrauisch betrachten,

Papiere und Schreibzeug von ihm v erschließen u. s. w."

Diese heraus gesprudelten Invectiven bezogen sich auf gewisse Briefe des Gouverneur Hutchinson, welche, nach Boston befördert zu haben, Franklin beschuldigt wurde; auch hieß es, er habe einen dadurch veranlaßten Zweykampf zwischen den Herren Whately und Temple, verhindern können, wenn er zeitig erklärt hätte, daß er der Beförderer jener Briefe gewesen. Der Herausgeber rechtfertigt seinen Freund siegreich. Er sagt: Die Aufforderung geschah des Morgens, und schon am Nachmittage schlug man sich, während Franklin gar nicht in der Stadt war, und erst einige Zeit nachher die Begebenheit erfuhr. Allein sobald er sie erfuhr, säumte er keinen Augenblick zu erklären: die Briefe seyen durch ihn nach Boston gelangt. Er leistete zugleich einen förmlichen Eyd in der Kanzeley, daß er nicht gewußt, an wen diese Briefe gerichtet gewesen, und daß er sie von einem Dritten empfangen; aber diesen Dritten zu verrathen, konnte ihn nichts auf der Welt, auch nicht die Furcht bewegen, daß man ihn zweydeutig beurtheilen werde. An Wedderburn rächte er sich nie, erlaubte sich nicht einmal einen heftigen Ausdruck gegen ihn.

Doch hinweg von diesen unsittlichen, durch Animosität veranlaßten Scenen, in welchen Franklins ehrwürdiger Name nie genannt werden sollte. Wenden wir uns lieber zu einem Kränzchen oder Clubb, den Franklin in Philadelphia errichtete, für den er auch Gesetze entwarf, die, wie alle seine Schriften, Menschlichkeit und Tugend athmen. Die ausgezeichnetesten Bürger waren Mitglieder dieses Clubbs; doch, um zugelassen zu werden, mußte der Aufzunehmende folgende Fragen beantworten:

1) Haben Sie irgend etwas gegen Eins der gegenwärtigen Mitglieder? — Antwort: Nein.

2) Erklären Sie aufrichtig, daß Sie alle Menschen lieben, sie mögen seyn, weß Standes und welcher Religion sie wollen? — Antwort: Ja.

3) Glauben Sie, daß irgend Jemand, um speculativer Meynungen willen, an seiner Person, seinem Vermögen, seiner Ehre gekränkt werden dürfe? — Antwort: Nein.

4) Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen? Sind Sie entschlossen, sie aufrichtig zu suchen, und, wenn Sie sie gefunden ha-

ben, sie zu bekennen und den Andern mitzutheilen? — Antwort: Ja.

Unter den Gesetzen finden sich folgende, gleichfalls in Fragen eingekleidet. „Haben Sie in dem letzten Buche, welches Sie gelesen, etwas Merkwürdiges gefunden, welches der Gesellschaft mitgetheilt zu werden verdiente? besonders im Fach der Geschichte, Moral, Dichtkunst, Physik, Reisen und anderer Wissenschaften?" — „Kennen Sie einen Bürger, dessen Glücksumstände seit einiger Zeit zerrüttet wären? und wissen Sie die Ursach davon?" — „Haben Sie von irgend einem Bürger gehört, dessen Wohlstand im Fortschreiten ist? und wissen Sie durch welche Mittel?" — „Wissen Sie nichts, worin die Gesellschaft den Menschen, dem Vaterlande, ihren Freunden oder Mitgliedern nützlich werden könnte?" — „Haben Sie etwa von irgend einem merkwürdigen Reisenden gehört, der seit unserer letzten Zusammenkunft hier angelangt wäre? könnten wir ihm in irgend etwas nützlich werden?" — „Kennen Sie vielleicht einen Jüngling, der sich auszeichnet und den wir auf irgend eine Weise aufmuntern könnten?" — „Haben Sie neuerlich in den Gesetzen unsers Landes Mängel entdeckt, die man der gesetzgebenden Gewalt anzeigen könnte, um sie zu verbessern? kennen

Sie irgend ein gutes Gesetz, welches uns noch fehlt?" — „Welchen anständigen Dienst kann die Gesellschaft, oder ein einzelnes Mitglied derselben, Ihnen leisten?" — „Giebt es vielleicht irgend eine vielseitige Materie in Philosophie oder Moral, von welcher Sie wünschten, daß sie heute unter uns abgehandelt würde?" u. s. w.

Man kann sich beym Lesen dieser treflichen, in ihrer Art einzigen Clubbgesetze des Wunsches nicht enthalten, daß sie in allen Freymaurerlogen an die Stelle der höchst albernen Fragestücke treten mögten, deren man sich dort bedient, oder wenigstens vormals bediente.

Nichts entging Franklins Aufmerksamkeit, wenn es den Menschen nützlich werden konnte, daher findet man im fünften Theile dieser Sammlung sogar eine verbesserte Methode zu buchstabieren. Wer, ohne Franklin zu kennen, zuerst diese neue Buchstabiermethode aufschlüge, und dann, beym Weiterblättern, eine neue Hypothese fände, um das Nordlicht zu erklären, würde nicht wenig erstaunen. Sie ist sinnreich und — ein seltenes Verdienst — auch dem Layen begreiflich. Franklin setzt voraus, daß die zwischen den Tropiken erhitzte Luft mit electri-

scher Materie angefüllt ist, die, ihrer Leichtigkeit halber, in die obere Atmosphäre steigt, zu beyden Seiten des Aequators sich ausbreitet, und endlich bey den Polen niedersinkt, wo ein kalter, dichter Luftstrom in entgegengesetzter Richtung gegen den Aequator aufsteigt. Diese Circulation der kalten und warmen, der leichten und schweren Luft kann man auch in einem Zimmer, in welchem Feuer brennt, wahrnehmen. Wenn nun die electrische Materie, in Gestalt von Wolken, gegen Norden hinzieht, so fällt eine Menge derselben mit dem Regen, Schnee oder Hagel nieder, ehe sie die Polargegenden erreicht; denn es ist offenbar, daß Regen, Schnee und Hagel electrische Materie enthalten, weil sie ihre Electricität einzelnen Schiffen mittheilen. In den gemäßigten Zonen, in welchen die Erde ein guter Conductor ist, d. h. sie schnell die electrische Materie ein, die Regen und Gewitter ihr zuführen. In den kalten Polargegenden ist es ganz anders. Da findet sie, mit dem Schnee niederfallend, keinen Conductor an der Erde, sie wird vielmehr gewissermaßen durch die ewige Eisdecke zurückgehalten, die, besonders bey übermäßigen Kälte, keinen Conductor für die Electricität abgeben kann. Dort wird sich also diese Materie auf der Oberfläche anhängen, wie auf ei-

ner Glasscheibe. Wenn diese Scheibe überladen ist, so müssen verschiedene Ausbrüche der electrischen Materie erfolgen, (wie das auch bey einer überladenen, sogenannten Leydner Flasche zu geschehen pflegt) sie entschlüpft in die obere Atmosphäre, die an den Polen minder erhaben ist, als am Aequator, bis sie den leeren Raum oder wenigstens eine außerordentlich verdünnte Luft findet, die ein guter Leiter ist. Nun breitet sie sich gegen den Aequator aus, und bewirkt dieselben Erscheinungen, welche sie auch, bey Experimenten, im leeren Raume darstellt.

Ueber diese Hypothese las Franklin 1779 ein Memoire in der Pariser Academie.

Der Korbflechter.

Georg I. König von England, soll öfter die folgende Begebenheit erzählt haben, die in unsern Tagen wohl leicht Glauben finden mag. Sie

fällt ungefähr in das Jahr 1615. Ein deutscher Edelmann hatte eine Tochter, um die ein junger Mann aus der Nachbarschaft sich bewarb. „Wie wollen Sie meine Tochter unterhalten?“ fragte der Vater. „Standesmässig,“ antwortete der Jüngling.

„Das versteht sich; aber womit?“

„Mit meinem ansehnlichen Vermögen.“

„Besitzen Sie nichts als Landgüter?“

Diese seltsame Frage verwirrte den Freywerber. „Nichts weiter,“ sagte er, „allein mich dünkt, das sey mehr als hinreichend.“

„Mit nichten,“ meinte der Vater, „zwar ist meine Tochter meine einzige Erbin und folglich reich; dennoch werde ich sie nie einem Manne geben, der nicht irgend eine Kunst oder ein Handwerk versteht, um sie auch bey eintretenden Unglücksfällen ernähren zu können.“

Der junge Mensch fand diese Zumuthung äußerst sonderbar, allein er liebte, folglich unterwarf er sich der Bedingung, und bat nur um eine Jahresfrist, um durch irgend eine mechani-

sche Kunst sich des Fräuleins würdig zu machen. Die Frist wurde ihm zugestanden. Er begab sich sogleich zu dem geschicktesten Korbmacher in der ganzen Gegend, und in weniger als einem halben Jahre übertraf er schon seinen Meister. Nun überreichte er seiner Geliebten ein Körbchen von seiner Arbeit von geschälten Zweigen, welches denjenigen zum Muster diente, die bald nachher unter den Damen so sehr Mode und Toilleten-Körbe genannt wurden. Man führte sie aus Deutschland in Holland und England ein, und sie waren eine Zeitlang ein nicht unbeträchtlicher Handelsartikel.

Der junge Mann erreichte nunmehr das Ziel seiner Wünsche. Einige Jahre nachher wurde er, nebst seinem Schwiegervater, in dem Kriege, der die Pfalz verheerte, von seinen Gütern vertrieben und flüchtete nach Holland, wo er, durch seine niedlichen Körbe, die ganze Familie ernährte und nun erst begriff, daß die Frage des Alten: „Haben Sie nichts als Landgüter?" sehr vernünftig gewesen. Wie manche Emigrirte in unsern Tagen würden nicht nöthig gehabt haben, ihr Elend zur Schau zu tragen, wenn sie verstanden hätten, Körbe zu flechten.

Seltsame Obliegenheit.

Lothringen zeichnete sich vormals durch die sonderbarsten Ueberbleibsel des Feudalsystems aus. Unter andern gab es da ein Dorf Uxegnay, dessen Maire verbunden war, jedes Jahr am heiligen Martinsabend den Herrn eines anderen Dorfes, Dargnieulles, mit seinem ganzen Gefolge zu bewirthen, auch dessen Pferde wohl zu füttern. Das war aber nicht Alles, sondern er mußte während der Mahlzeit auch seine Frau herein kommen lassen, und diese mußte vor dem Herrn singen, schreyen, lachen und tanzen. Machte sie nur eine böse Miene dazu, so mußte sie zur Strafe, der Gemahlin des Herrn ein Kopftuch bringen, und ihr Mann durch ein Geschenk von Zwiebeln und Oel büßen. Im Jahr 1595 befreyeten sich die Einwohner von dieser seltsamen Obliegenheit, indem sie dem Herrn von Dargnieulles jährlich 20 Franken zu zahlen versprachen.

Chapelain.

Ein litterarischer Ruf ist auch in unsern Tagen ein sehr zweydeutiges Ding. Gönner, gute Freunde, Amt und Vermögen, die feilen Posaunen der gelehrten Zeitungen und die Queerpfeifen der Flugblätter begründen ihn nur gar zu oft. Der Schreyer, der Absprecher, der kecke Tonangeber, mit Einem Worte, der Schlegel oder Merkel, wissen ihn zu erringen, wie ein Rabe das Goldstück. Sie werden gelobt, damit sie wieder loben oder wenigstens schweigen sollen, weil doch nun einmal ihr Geschrey das schwache Publicum oft bethört. Freylich währt das nur kurze Zeit, sie brauchen nicht einmal zu sterben, um ihre Kränze verwelken zu sehn. Schlegels Athenäum ist längst vergessen, gleich wie Merkels Briefe an ein Frauenzimmer.

Chapelain liefert Eins der auffallendsten Beyspiele, wie man mit magern Verdiensten zu einem großen litterarischen Rufe gelangen kann. Durch eine Ode an den Cardinal Richelieu legte er den Grund dazu. Allerdings erregte diese Ode Hoffnungen, selbst Boileau meynte, sie wäre nicht schlecht, und das wollte schon viel sagen in

Boileau's Munde. Von diesem Augenblicke an war der eitle Richelieu ganz für Chapelain gewonnen, auf dessen Vorschlag er den dichterischen Creaturen, die an seinen Theaterstücken arbeiten mußten, die drey Einheiten vorschrieb. Es wurde gleichsam ein dramatischer Senat errichtet, dessen Präsident Chapelain mit einem Gehalt von 1000 Thalern war. Doch muß man ihm nachrühmen, daß er durch diese Wohlthaten sich nicht ganz zum feilen Schmeichler des Kardinals herabwürdigen ließ, sondern den Muth behielt, ihm bisweilen harte Wahrheiten zu sagen. Das geschah unter andern bey Gelegenheit der großen Pastorale, zu der Richelieu selbst an 500 Verse geliefert hatte. Sie sollte gedruckt werden, allein Chapelain geißelte die Handschrift so scharf, daß der Kardinal, anfangs gekränkt, sie doch endlich unterdrückte.

Hätte doch Chapelain für sein eignes Gedicht, la Pucelle, sich einer ähnlichen scharfen Critik zu erfreuen gehabt! — Nie wurde ein Werk so pomphaft angekündigt. Man nannte es ein Meisterstück, welches alle epische Gedichte, Homer und Virgil nicht ausgenommen, weit hinter sich lassen würde. Der Herzog von Longueville gab ihm eine Pension von 1000 Thaler, noch ehe es vollendet war, und verdoppelte diese Summe,

als es wirklich erschien. Es bestand aus 24 Gesängen, wovon aber nie mehr als 12 im Druck erschienen sind. Auch auf die 12 mußte man sehr lange warten, welches einem Spaßvogel Gelegenheit gab zu sagen: die pucelle sey eine fille entretenue des Herzogs von Longueville. Indessen war des Dichters Ruf so groß, daß Richelieu, wenn er einem Werke Beyfall verschaffen wollte, ihn bat, seinen Namen dazu herzuleihen, wogegen er ihm seinen Beutel zu leihen versprach. Die Herzogin von Longueville war vielleicht die einzige Person, die, schon vor dem Druck der Pucelle, keinen Geschmack daran fand. Chapelain hatte sie bey dem Prinzen von Conde vorgelesen, man fragte um ihre Meynung, und sie antwortete: „es ist sehr schön, aber auch sehr langweilig.“

Indessen war der bloße Ruf des Gedichts schon so fest begründet, daß auch der Druck desselben ihn nicht gleich vernichten konnte. Die Lobsprüche hallten noch immer fort, keine Stimme wagte sich dagegen zu erheben. Es ging ihm wie in unsern Tagen der frostigen Eugenia von Göthe. In anderthalb Jahren wurde es sechsmal aufgelegt; verdienstvolle Männer, wie Sarasin, Menage, Raynard, übersetzten und rühmten es.

Endlich fingen doch mehrere, mißbilligende Stimmen nach und nach an laut zu werden, unter allen die furchtbarste, die von Boileau, dessen Geringschätzung für Chapelain gleichsam in der Familie erblich war. Boileau's Bruder, Puimorin tadelte einst sogar die Pucelle in Gegenwart des Verfassers. „Sie können davon nicht urtheilen," sagte dieser heftig, Sie verstehn ja nicht einmal zu lesen."

„Ach Gott!" antwortete Puimorin, „leider verstehe ich es nur gar zu gut, seit dem Sie drucken lassen."

Die geistreichsten Höflinge versammelten sich nun, nebst Boileau, Racine, Lafontaine, Chapelle u. s. w. bey einem berühmten Speisewirth in einem gemietheten Zimmer, wo ein Exemplar der Pucelle stets auf dem Tische lag, und, wenn Einer der Gäste einen Fehler gegen die Sprache beging oder etwas albernes sagte, so mußte er eine gewisse Anzahl Verse aus der Pucelle lesen, bisweilen wohl zwanzig, wenn er sich sehr vergangen hatte; aber das Verbrechen mußte ungeheuer seyn, wenn eine ganze Seite ihm auferlegt wurde. Und das war dasselbe Buch, welches ganz Paris mit Entzücken verschlungen hatte! Der Plan allein hatte seinem Verfasser

fünf Jahre Zeit gekostet; doch würde die Ausführung hart, trocken und langweilig geblieben seyn, wenn er auch zehnmal fünf Jahre darauf verwandt hätte.

Ein beißendes Wort gegen die Weiber hat ihn fast berühmter gemacht, als seine **Pucelle.** „Die geistreichste Frau," pflegte er zu sagen, „ist doch nur halb vernünftig."

Er liebte die Ruhe; darum weigerte er sich mit der Gesandtschaft des Grafen von Noailles nach Rom zu gehen, und mogte auch nicht einmal Lehrer des Dauphin werden. Man machte ihn zum Staatsrath, ohne daß er darum gebeten hatte. Einen noch auffallendern Beweis der Achtung, in welcher er stand, empfing er bey Gelegenheit der Verhaftung des Herzogs von Longueville. Damals verbannte man zu gleicher Zeit alle diejenigen aus Paris, die zu des Herzogs Umgebungen gehörten. Auch Chapelain rechnete sich dazu und fragte deshalb bey dem Kardinal Mazarin an, ob er die Hauptstadt verlassen solle? Der Kardinal antwortete in einem sehr verbindlichen Briefe, daß nicht allein die gegebenen Befehle ihn nicht berührten, sondern daß auch die Königin ihm ausdrücklich befehle, sich nicht aus ihrer Residenz zu entfernen.

Man hat ihm Geiz vorgeworfen, allein mit Unrecht. Auch erkannte er gern fremdes Verdienst, und munterte es auf, wo er konnte. Als der junge Racine seine erste Ode an die Nymphe der Seine gedichtet hatte, prophezeyhte Chapelain sogleich, welche Früchte dieses keimende Genie einst tragen werde, verschaffte ihm durch Colbert im Nahmen des Königs ein Geschenk von 100 Louisdors und bald darauf eine Pension von 600 Livres. (Wenn folglich Racine sich auch unter den witzigen Spaßvogeln befunden hat, die bey dem Speisewirth zusammen kamen, so war er ein Undankbarer, zumal wenn es wahr ist, daß er auch Verfasser einer Satyre war, betitelt Chapelain decoëffé.)

Als der ruhmsüchtige Ludwig XIV. Gnadenbezeugungen an alle berühmte Schriftsteller in und außer Frankreich vertheilen wollte, widerfuhr Chapelain durch Colbert die Ehre, daß er die Liste derselben verfertigen mußte. Von 60, die er nannte, waren 45 Franzosen, unter den letztern auch seine Feinde, Boileau und Racine. Dieser Zug seines Characters macht viele schlechte Verse wieder gut.

Glänzendes Muster von Schmeicheley.

(Bruchstücke einer Rede, die der Abbé de Choisy vor mehr als 100 Jahren zum Lobe des Königs in der Academie gehalten.)

Meine Herren! — Ein König, der Größte der Könige, erklärte sich für Ihren Beschützer, wodurch Sie selbst die Unsterblichkeit erlangen, die Sie andern zu geben wissen. Zwischen ihm und Ihnen wird ein Austausch von Ruhm Statt finden. Dieser Fürst, so nothwendig seinem Volke, welches er bereits zu dem furchtbarsten in der Welt gemacht hat, und es nun auch zu dem glücklichsten machen wird; so nothwendig seinen Alliirten, welchen er seinen mächtigen Schutz verleiht: so nothwendig selbst seinen Feinden, die er wider ihren Willen glücklich zu seyn zwingt, indem er sie nöthigt, Frieden zu halten; dieser Fürst, der, nach dem Beyspiele Gottes, dessen lebendiges Bild er ist, nur seiner selbst zu bedürfen scheint, hat dennoch geglaubt, um seines Ruhmes willen, Ihrer zu bedürfen. — — Er ist gleich groß im Frieden wie im Kriege. Doch was ist die Tapferkeit des größten Helden gegen die Frömmigkeit des wahren Christen! Dieser christ-

liche Held hat kühn jene furchtbare Ketzerpartheee angegriffen, vor der die Könige, seine Vorfahren gezittert hatten; in weniger als einem Jahre hat er vollendet, was jene während zweyer Jahrhunderte nicht anzufangen wagten, und das höllische Ungeheuer in den letzten Zügen (es ist nemlich von der reformirten Religion die Rede) stürzt auf ewig zurück in den Abgrund, aus welchem die Bosheit der Neuerer und die verdorbenen Sitten unserer Voreltern es hervorgerufen hatten. — (Also die Academie billigte laut die Dragonnaden Ludwig des XIV. das heißt, seine abscheulichste Handlung; sie billigte sie nicht nur, sie pries sie laut!) Glückliches Frankreich! fährt der Herr Abbé fort: du wirst nicht mehr sehen, wie deine Kinder dein Eingeweide zerreißen! nur Eine Religion wird künftig sie beseelen, und Ludwig dem Großen, Gott selbst, verdanken wir diese Wohlthat! Gott hat ihn uns erhalten (Ludwig war damals krank gewesen), ihn den heißen Bitten von ganz Europa wieder geschenkt; denn, meine Herren, nicht die Franzosen allein beten für eine so kostbare Gesundheit, und wenn auch einige Fürsten, eifersüchtig auf den Ruhm des Königs, eitle Verbindungen gegen ihn machten, so sandten doch selbst ihre Unterthanen, gleich den Völkern von ganz Europa, Wünsche für ihn zum Himmel, wohl wissend, daß in seiner Per-

son allein die öffentliche Ruhe ihren Sitz habe. u. s. w.

Der Director der Academie, Bergeret, antwortete dem Herrn Abbé unter andern: Sie werden immer mehr fühlen, wie schwer es ist, würdig von einem Fürsten zu sprechen, dessen Leben eine Kette von Wunderwerken ist. Die Dichter beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die stark genug sind, um seine wundervollen Thaten zu besingen, und die Geschichtschreiber beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die einfach genug sind, um zu verhindern, daß so viele Wunder der Nachwelt keine Erdichtungen scheinen. Welche Kunst, welche Anstrengung, welche Gewandtheit ist nicht erforderlich, um seinen Großthaten Wahrscheinlichkeit zu verleihen!

Ich spreche nicht von dieser erstaunungswürdigen Tapferkeit, welche gleichsam im Lauf die stärksten Städte der Welt erobert hat und vor der die zahlreichsten Heere stets geflohen sind aus Furcht zu fechten; von dem Frieden will ich sprechen, der ein Mirakel der Weisheit Ludwigs des Großen ist, ein Mirakel, welches die Politik nicht begreifen kann. Er allein konnte diesen Frieden Europa schenken, er allein kann ihn auch erhalten.

Welche Thaten, welcher Scharfsinn, welche Vorsicht, um so viele freye Staaten, deren Interesse einander zuwider ist, in die Grenzen zu verweisen, die er ihnen vorgeschrieben! Man muß zugleich auf das, was nicht mehr ist, auf das, was noch nicht ist, wie auf das, was ist, sehen; man muß ein Genie von außerordentlicher Kraft und Ausdehnung besitzen, das kein Geschäft belastet, kein Gegenstand täuscht, keine Schwierigkeit aufhält, kurz, ein Genie, wie das Ludwig des Großen selbst, welches in allen Theilen des Staats verbreitet ist, ohne darin eingeschlossen zu seyn, welches außer demselben wie im Innern mit unbegreiflicher Kraft wirkt — bis an die äußersten Enden des Erdbodens, wohin seine Macht und Frömmigkeit heilige Missionen schickt — bis an fremde Höfe, wo seine Minister nichts weiter zu thun haben, als zu lesen und verständlich zu machen, was seine Weisheit diktirt hat — bis auf die Gränzen des Reichs, die er so befestigt, daß alle unsere Feinde verzweifeln — bis in die Häfen, wo er die bewundernswürdigen Schiffe bauen läßt, die den Ruhm der Franzosen durch die ganze Welt tragen — bis in die Land- und See-Cadettencorps, wo Geist und Muth gebildet werden — mit einem Worte, überall hin! Die Garnisonen stets unterhalten, die Magazine stets voll, die Arsenale stets wohl

versehen, die Truppen stets in Athem oder prächtige Werke zu schaffen beschäftigt, die eine Frucht des Friedens sind. So kann dieser große Fürst — indem er von allen Seiten zugleich wirkt und beständig Dinge thut, die seinen Feinden Schrecken, seinen Unterthanen Liebe, der ganzen Welt Bewunderung einflößen — so kann er, trotz Haß, Eifersucht und Mißtrauen, den Frieden erhalten, weil jeder Staat wohl einsieht, wie gefährlich es wäre, ihn zu brechen.

Einige Reichsfürsten schienen einen solchen Gedanken zu hegen und fingen an, neue Bündnisse zu machen — (des Ligues, sagt Bergeret; es gab damals noch kein anderes Wort dafür) — aber der König, stets gerecht und weise, ließ dem Kaiser sagen, daß, wenn er binnen zwey Monaten sich nicht genügend erkläre, der König die erforderlichen Maaßregeln ergreifen werde. Zu gleicher Zeit flogen seine Truppen an die deutschen Grenzen, und der Kaiser gab alle erwünschte Zusicherungen.

Von einer andern Seite hatte Spanien unsern Handel belästigt. Alsobald sandte der König eine Flotte vor Cadix, die ganz Indien hätte erobern können. Sogleich versprach Spanien Abhülfe der Beschwerden, und der genügsame

Konig schien noch größer in seiner Mäßigung als in seiner Macht; denn warlich! nichts auf der Welt ist so bewundernswürdig, als ein Fürst, der Alles kann, was er will, aber nur das Gerechte will. Doch das ist der natürliche Character Ludwig des Großen, das ist der Grund seiner Heldenseele, wo alle Tugenden rein, aufrichtig, gründlich und wahrhaft, eine Vereinigung bilden, die ihn nicht allein zum größten aller Könige, sondern auch zum vollkommensten aller Menschen macht. — (Man muß gestehen, daß es kaum möglich ist, die Schmeicheley noch weiter zu treiben. O ihr Gelehrten! ist es denn ein Wunder, wenn so manche Fürsten Euch verachten?)

Rennefort's Geschichte von Ostindien.

Sie ist freylich sehr alt, denn sie erschien im Jahre 1688, aber sie enthält manches Interessante. Die Niederlassungen der Holländer in Indien hatten Bewunderung und Neid erweckt

Colbert wollte sie nachahmen. Es wurde eine Compagnie errichtet, deren Fond in nicht weniger als 15 Millionen bestand. Man hielt für nöthig, vor allen Dingen erfahrene Männer an die Höfe von Persien und Indien zu senden, um deren Gunst zu gewinnen. Die Herren de Lalain und Le Gouz, nebst einigen Kaufleuten, wurden abgefertigt, zankten sich aber untereinander vom Tage ihrer Abreise an bis zum Tage ihrer Zurückkunft (wie schon im Tavenier zu lesen), weshalb diese Sendung einen sehr üblen Erfolg hatte.

Indessen gingen doch 1695 die ersten vier Schiffe von Paris ab, mit ihnen Kaufleute. Beym grünen Vorgebirge fuhren mehrere Schaluyen aus Land, wo die Neger sie am Ufer erwarteten und in ein nahes Dorf zu ihrem Fürsten führten, dessen Thron ein hölzerner Bänkchen war. Ein schöner, ansehnlicher Mann mit einer stolzen Miene, doch fast nackend. Seine Reichsbeamten umgaben ihn auf ihren Hacken sitzend. Nur sein geheimer Rath, mit Namen Johann Amsterdam, ein Greis von 95 Jahren, stützte sein Haupt auf die Knie des Fürsten. Der alte Mann stattete nachher einen Gegenbesuch auf den französischen Schiffen ab, nahm etwas viel Branntwein zu sich und ertrank auf der Rückfahrt nebst zwölf Franzosen. Unter die-

sen auch Einer Namens Planson, der es ordient der Vergessenheit entrissen zu werden. Er konnte, als ein trefflicher Schwimmer, sich leicht retten, sah aber seinen Freund in Gefahr, schwamm ihm nach, kämpfte lange mit den Wellen um die Beute, verlohr endlich die Kräfte, und ging mit seinem Freunde unter.

Der Tod des alten Geheimenraths erregte große Trauer am Lande. Es wurde ein prächtiges Leichenbegängniß gefeyert und dabey ein Stier geopfert. Der Opferpriester ließ sich nachher mit einem französischen Missionair in ein Religionsgespräch ein, und schien von der Aechtheit seines Glaubens nicht minder überzeugt, als der Christ von der des seinigen; denn er zog plötzlich ein anderthalb Fuß langes Messer aus dem Gürtel, setzte es gegen seine Brust, und ersuchte den Missionair aus allen Kräften zuzustoßen. Als dieser sich weigerte, schlug er selbst mit der Faust mehreremale auf das Messer, ohne daß es eindrang. Es wird behauptet, er habe sich zuvor mit einem gewissen Kraute gerieben, welches unverwundbar mache. Schade, daß dieses schöne Kräutlein nicht in Europa wächst! viele Thränen weniger würden fließen. Nach einem kurzen Aufenthalt segelten die Schiffe weiter, passirten die Linie, und auf der Höhe des Vorgebirgs der

an-

guten Hoffnung wurden vier Büchsen aufgemacht, welche mit dem Befehl ihnen waren überliefert worden, sie nicht früher als auf dieser Höhe zu eröffnen. Sie enthielten Patente für die neuen Gouvernementsräthe des französischen Indiens. Ein Herr de Beausse war zum Präsidenten und Rennefort zum Secretair ernannt.

Es ist traurig, daß bey neuen Niederlassungen die Glieder und Regierer derselben fast nie mit Menschenkenntniß gewählt werden. Man glaubt es sey genug, wenn man Männer von Verdiensten wähle; ob sie aber auch verträglich, gesellig, rechtlich sind? ob sie Gemeingeist genug besitzen, um ihr eigenes winziges Interesse dem Wohl des Ganzen aufzuopfern? darnach fragt Niemand, obschon das Wohl und Weh der ganzen Colonie mehr daran hängt, als an Verdiensten anderer Art. Die vier Büchsen wurden für die Reisenden wahre Pandorenbüchsen; Hader und Zwietracht herrschten seit ihrer Eröffnung.

Man landete auf der Insel Madagascar, deren Beschreibung den größten Theil des Werkes einnimmt. Der Verfasser macht ein Paradies daraus. Wein und Getreide gebe es zwar nicht, obschon sie gut gedeihen würden, hingegen Pfeffer, Muscatnüsse, Gewürznelken, Gummi aller

Art, Spezereyen, Indigo, Zucker, Toback, Edelsteine, Silber, Gold, Ambra bis 18 Unzen schwer, und alle Bedürfnisse des Lebens. Seide und Baumwolle in solchem Ueberfluß, daß sie am Gehen hindern (!) (Die Baumwolle mag passiren, aber auch die Seide?) Die Luft sey so rein, daß man Greise von 120 Jahren antreffe, das Wasser besser als in Frankreich; Städte, Dörfer, Burgen von Fürsten, Edelleuten und Sklaven bewohnt; die Städte wenigstens von 1000 Häusern oder Hütten, so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann und so leicht, daß vier Neger sie bequem wegtragen können. Bey Schmausereyen soll es herrlich zugehen und der Wirth sogar dem Gaste seine Frau leihen.

Die Einwohner sind alle schwarz, ausgenommen die einer einzigen Provinz und einige Vornehme, die von den Arabern abstammen, und deshalb Weiße genannt werden, ob sie gleich nicht halb so weiß sind als unsere schwärzesten Zigeunerinnen. Rennefort fand die Weiber, trotz ihrer Schwärze, sehr hübsch, und meint überhaupt, (mit Recht) es sey nur ein Vorurtheil, die Schönheit in der weißen Farbe zu suchen; die schwarze sey unvergängli-

cher und nicht dem widerlichen Bleichwerden unterworfen.

Der Aberglaube der Einwohner ist der Bevölkerung sehr hinderlich, denn sie haben eine Menge sogenannte unglückliche Tage, und alle Kinder, die an solchen Tagen gebohren werden, setzt man ohne Barmherzigkeit auf die Straße. — Man sieht Mütter von zehn Jahren, welche ihre Kinder stillen. Natürlich werden sie auch schnell alt.

Auf Madagascar würde das Büchlein, die Grille genannt, schon um seines Titels willen in hohen Ehren gehalten werden, denn die Einwohner beten eine gewisse Gattung von Grillen an, die sie in einem Korbe bey ihren Kostbarkeiten verwahren. Ein Franzose fragte Einen ihrer Gelehrten, wie sie doch ein so elendes Thierlein anbeten könnten? Er antwortete sehr ernst: „Wir verehren in dem Gegenstande das Grundwesen aller Dinge, und es muß irgend etwas vorhanden seyn, um den Geist fest zu halten.“ Der Franzose lächelte: wenn aber der Insulaner ihn gefragt hätte: wie mögt ihr doch Bilder anbeten? — so würde er schwerlich etwas anders haben antworten können.

Die Portugiesen entdeckten Madagascar 1492 und nannten sie St. Lorenzinsel; die Franzosen gaben ihr jetzt den Namen Isle Dauphine; beyde sind vergessen. Schon 1642 bildete sich zu Paris eine Madagascar-Compagnie, die aber mit dem Tode ihres Protectors, des Kardinals Richelieu, unterging. Mehrere vornehme Herren suchten in der Folge aus Gewinnsucht sie wieder zu erwecken, veranstalteten verschiedene Sendungen, ernannten einen Gouverneur, bauten ein Fort, und, obgleich die Besatzung nur aus 70 Franzosen bestand, so behauptete sie sich dennoch gegen die Einwohner. Im Jahre 1665 wurde sie durch 80 Mann vermehrt, und nun dachte der Herr Gouverneur sogleich auf Eroberungen, denn er hegte den beliebten Grundsatz: was ich kann, das darf ich auch. Alles ging vortrefflich. Schon waren 200000 feige Menschen gezwungen worden, Tribut zu bezahlen, als der unbesonnene Eifer eines Missionairs Alles wieder verdarb. Er wollte durchaus einen vornehmen Insulaner taufen, der keine Lust dazu hatte, und den Prediger mit Knütteln todt schlug. Der Gouverneur, nach Rache dürstend, zog aus an der Spitze seiner Truppen. Der vornehme Insulaner, der sehr drollig im Dienst des erschlagenen Missionairs erschien, bekämpfte ihn mit weit überlegener Mannschaft, zwang

ihn, sich in das Fort zurück zu ziehn, und wollte ihn da aushungern.

So standen die Sachen, als die königlichen Schiffe ankamen und Frieden stifteten.

Besser wäre es gewesen, die neuen Beamten hätten erst unter sich selbst Friede gestiftet, denn ihr fortwährender Hader wurde der Colonie weit verderblicher, als die Widersetzlichkeit der Einwohner. Der Gouverneur starb bald. Rennefort ging nach Frankreich zurück, wurde unterwegs von der Engländern, die eben mit Frankreich im Kriege begriffen waren, zum Gefangenen gemacht, bey welcher Gelegenheit man ihm alle seine schönen Edelsteine raubte.

In London begegnete er einst in St. James-Park einem Franzosen, der die wunderbarsten Abentheuer erlebt hatte oder erlebt haben wollte. Er war Page der Königin Marie von Medicis gewesen, und ihr in die Niederlande gefolgt. Von da hatte sie ihn an den Großherzog von Florenz geschickt. Die Tartane, auf welcher er die Reise machte, wurde von einem algierischen Seeräuber gekapert, und er dem Großvezier Achmet gesandt, nach dessen Tode er in die Dienste des neuen Großveziers Cuperli kam.

Dieser war ein Liebhaber von Naturgeheimnissen und unterhielt deshalb einen Araber, der für einen großen Philosophen und Goldmacher galt. Der Araber gewann den Franzosen lieb, und auf seine Empfehlung kaufte ihn der Bassa von Cairo nach Cuperlis Tode. Dieser Bassa mogte nicht so leichtgläubig seyn, als der Großvezier gewesen war, darum gefiel es dem Philosophen nicht bey ihm, und er entwich in seine Vaterstadt Zibit, (wo liegt die?) Ohne Bedenken hatte er auch den Franzosen entführt, dem er nun seine Schwester zur Frau gab, und ihm alle seine Geheimnisse anvertraute. Eines Tages hatten sie lustwandelnd sich etwas weit von der Stadt entfernt, wurden von Räubern überfallen und fortgeschleppt, stießen aber zum Glück auf eine Caravane von Kaufleuten, durch die sie wieder befreyt wurden. Jetzt ließ der Franzose seine Frau und seinen Schwager im Stiche und eilte nach London, wo er einen Narren zu finden hoffte, der ihm seine Geheimnisse abkaufte. Seinem Landsmann Rennefort gab er sie umsonst. Sie standen auf einem Zettel, den dieser der Länge nach abdrucken lassen. Es ist natürlich lauter verworrenes Zeug, worüber sich die Goldmacher nach Belieben die Köpfe zerbrechen mögen.

Als bald darauf Rennefort nach Paris zurück-

kam, hatte er den Verdruß, seine Dienste schlecht belohnt und seine Rathschläge unbeachtet zu sehen. Eine zweyte Expedition wurde nach Madagascar gesandt, die eben so unglücklich ablief als die erste und zwar aus denselben Gründen

---

Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte.

Es ist ganz einfach und besteht blos im Lesen der Geschichte der Arzeneykunst, wozu ich unter andern den alten Hermann Conring empfehlen darf. So wie die Aerzte heut zu Tage einen gräßlichen Unfug mit der Naturphilosophie treiben, so haben sie auch schon vor Alters, zum Unheil der armen Kranken, auf mancherley Weise speculativen Unfug getrieben. Drey bis vierhundert Jahre lang waren die Araber ihre Helden; dann kamen die Griechen in die Mode. Anfangs entstand ein gewaltiger Krieg darüber. Die alten Aerzte hielten es noch mit den Arabern, die jungen verspotteten sie und wollten nur von Griechen

hören. Einen Kranken, der arabisch curirt wurde, bewies man, daß er eigentlich hätte sterben sollen, und starb. Es erschienen unzählige Commentare über Hippocrates und Galen. Die Ehrfurcht vor dem letzteren stieg bis zur Abgötterei. Ein Professor in Padua, Alexander Messaria, erklärte ohne Umstände: „daß er lieber mit Galenisiren, als mit einem andern die Wahrheit finden wolle," wenn auch alle seine Patienten drüber sterben müßten.

Dann kam ein van Helmont in den Niederlanden, der sich philosophus per ignem, den Feuer-Philosophen nannte, und, gleich dem Paracelsus, das ganze Alterthum verhöhnte. Er schwatzte von Samen-Ideen, von einem Archeus Faber, der in allen Körpern lebe und webe, und fand, fast wie Thales, den Grund aller Wesen im Wasser, in dem seine Samen-Ideen herum schwammen. Alle seine Heilmittel sollten untrüglich seyn, und seine Patienten hatten sehr unrecht doch zu sterben.

Später wurde die cartesianische Philosophie — so wie jetzt die Naturphilosophie — in die Medicinkunst gemischt. Die Klügsten hielten sich doch immer an keine Secte, sondern an die Erfahrung, als die einzige Quelle ihrer Kunst,

Man kann nicht oft genug jeden Kranken vor Aerzten warnen, welche irgend einer Secte anhängen, denn sie sind und bleiben sicher schlechte Practiker. Ja, wenn man aus den Sterbelisten jemals erweisen könnte, daß da, wo eine neue medicinische Secte herrscht, weniger Menschen gestorben wären! — Aber im Ganzen werden die Aerzte nie die Sterblichkeit vermindern, denn wenn sie gleich Manchem das Leben retten, so liefern sie dagegen auch Manchen auf die Bahre, der, ohne sie, erhalten worden wäre. Wenn ein Ort auf der Welt existirte, den nie ein Arzt betreten dürfte, so würde ganz sicher die Sterblichkeit dort nicht größer seyn, als sonst irgendwo.

Aus Conring lernt man auch, daß der erste botanische Garten zu Padua im Jahr 1540 auf Kosten der Republik Venedig eröffnet wurde. Dann folgten Pisa, Rom, Bologna und bald auch die benachbarten Reiche; in Frankreich zuerst Montpellier und lange nachher Paris; in England Oxford, in Schottland Edinburg; in Deutschland war zu Altorff der erste botanische Garten, der hernach in Jena, Leipzig u. s. w. nachgeahmt wurde. In Holland war der zu Leyden berühmt.

Die Kunst, einen Prinzen zu erziehen.

Ein sehr gutgemeintes Büchlein, welches gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erschien und dem Duc de Bourgogne gewidmet ist. Der Verfasser will, daß die Prinzen Alles lernen sollen, wäre es auch nur zu ihrem Vergnügen. Der beste Gedanke in dem ganzen Büchlein scheint mir der, daß man beym Unterricht in der Geschichte — der eigentlich fürstlichen Wissenschaft — große moralische und politische Maximen festsetzen und auf diese alle historischen Thatsachen beziehen soll. — In der Philosophie verwirft er mit Recht alles, was nach irgend einer Schule riecht. — Die Bildung des Herzens ist ihm eben so wichtig als die des Geistes. Ein Fürstenherz soll groß und Ruhm liebend, aber auch menschlich und vor allen Dingen gerecht seyn: denn Gerechtigkeit ist wahrlich der Fürsten Schmuck und Ehrenkleid.

In unsern Tagen würde man, noch weit besser als aus diesem Buchlein, die Prinzen-Erziehung von dem ehrwürdigen Herzog von Oldenburg lernen.

Univ. Bibl

Anecdoten und Kleinigkeiten.

Ein reicher Fitz wollte doch nicht für geizig gehalten werden. Alle seine Bedienten hatte er abgeschafft, um deren Lohn und Kost zu ersparen; alle ihre Livreen hatte er verkauft; nur einen einzigen Livree-Ermel behielt er zurück, den zog er jeden Morgen an den rechten Arm, wenn er das Waschwasser zum Fenster hinausgoß, wobey er sich sehr in acht nahm, mehr als den Arm blicken zu lassen, damit die Vorübergehenden glauben sollten, er habe noch einen Bedienten. — So ungefähr, nur nicht aus Geiz, machen es gewisse Schriftsteller, denen das erste ihrer Werke so ziemlich, von den hundert folgenden aber keines gelang, und die sich darum immer noch als Verfasser des Ersten auf den Titelblättern aller folgenden nennen. Sie thun im Grunde nichts weiter, als daß sie, beym Ausgießen ihres Wassers, einen galonirten Ermel anziehn.

Tillotsen, der große englische Kanzelredner, war oft so zerstreut, daß er im Stande war, wenn ihm eine Mücke in die Wade stach, das

Bein seines Nachbars zu kratzen. Eines Tages wollte er, mit dreyen seiner Freunde, unter welchen ein lebhafter Franzos, Herr de Maiseaux, sich befand, nach Windsor fahren, und man hatte einen Wagen dazu gemiethet. Kaum waren alle viere eingestiegen, als sie auch schon anfingen über philosophische Materien zu disputiren und sich dermaßen darin vertieften, daß keiner von ihnen bemerkte, wie langsam der Kutscher fuhr. Nur der lebhafte Franzose wurde es endlich gewahr und rief mehreremale hinaus: Allons donc! allons donc! — Der Kutscher, der kein französisch verstand, sagte ganz gelassen: if you please Gentlemen, wie es Ihnen beliebt; und wandte um, denn er hatte verstanden, er sollte nach London fahren. Die vier Freunde waren noch im schönsten Disputiren begriffen, als der Kutscher mit einem Prr! vor demselben Hause hielt, vor dem sie eingestiegen waren.

„Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hielte," pflegte Fontenelle zu sagen, „so würde ich mich wohl hüten, die Hand aufzuthun." — Er hielt also die Wahrheit für schädlich? er dachte vielleicht an Galilei und einige andere Märtyrer derselben? — Der menschenfreundliche Mann

gedachte aber nicht, daß die Wahrheit nur dem schädlich wird, der sie sagt, nicht denen, welche sie hören, und daß er also doch von Rechtswegen die Hand anthun müßte; denn wenn die Besitzer der Wahrheit immer auch feige wären, so würde bald die ganze Welt ein Reich der Lüge werden. — Fontenelle hatte noch ein anderes Sprüchlein, das weit mehr für ihn einnimmt. Er war gewohnt, sich alles überflüssige zu versagen, um den Armen wohlzuthun, und wenn man ihn darum lobte, antwortete er weiter nichts als: das muß so seyn (cela se doit).

„Als ich einmal in meiner Jugend sehr verliebt war, erzählte er eines Tages, „wurde meine Geliebte mir untreu und ergab sich einem Andern. Ich war außer mir und überhäufte sie mit Vorwürfen. Fontenelle! sagte sie lächelnd und ganz ruhig zu mir: in Ihrer Liebe suchte ich mein Vergnügen; jetzt finde ich in der Liebe eines Andern mehr Vergnügen, und Sie könnten verlangen, daß ich Sie noch immer vorziehen soll?" — „Sie haben Recht," antwortete Fontenelle, der plötzlich seine Vernunft wieder fand, „Sie haben vollkommen Recht, ich will Ihr Freund bleiben." — Sehr verliebt muß er doch wohl nicht gewesen seyn. — De la Motte rühmte sich einst gegen ihn, daß alle Schriftsteller seine Freun-

de wären. „Wenn Sie nicht irren," antwortete Fontenelle, „so würde das fürwahr kein günstiges Vorurtheil für Sie erwecken; aber Sie erzeigen den Schriftstellern zu viel Ehre und sich selbst zu wenig."

Doch hatte Fontenelle selbst in der That keinen Feind. „Auf welche Art bewirken Sie dies Wunder?" fragte man ihn einst. Durch zwey kleine Redensarten, die ich immer bereit habe. Sie lauten: alles ist möglich und die ganze Welt hat Recht." — Den Grundsatz, dem er seine Ruhe verdankte, drückte er bisweilen mit andern Worten folgendergestalt aus: „Die Menschen sind entweder Narren oder Bösewichter. Das habe ich mir frühzeitig eingeprägt, weil ich doch einmal mit ihnen leben muß."

Zwischen der ersten und zweyten Vorstellung von Voltaire's Orest verfloß eine ganze Woche, die der Verfasser dazu anwandte, sehr bedeutende Veränderungen in dem Stücke zu machen. „Voltaire ist ein wunderlicher Mensch," sagte Fontenelle, „er macht seine Stücke, während sie gespielt werden."

Man pflegte vormals in Burgund die Einwohner von Beaune (ich weiß nicht warum) die Esel von Beaune zu nennen. Piron, der etwas gegen sie hatte, ging eines Tages in der Gegend spazieren, und schlug zum Zeitvertreib alle Distelköpfe ab. „Was machen Sie da?“ fragte man ihn. „Ich bin im Kriege mit den Einwohnern von Beaune, antwortete er, und ich schneide dem Feinde die Lebensmittel ab.“

Einst gerieth Piron in Streit mit einem vornehmen Herrn und wurde heftig. Der vornehme Herr warf sich in die Brust und erinnerte ihn an den gewaltigen Abstand, den Geburt und Rang zwischen ihnen geschaffen. „Mein Herr, sagte Piron, in diesem Augenblicke stehe ich doch sehr hoch über Ihnen, denn ich habe Recht und Sie haben Unrecht.“

Als der Beichtvater des Königs von Sardinien, Viktor Amadeus, auf dem Todtbette lag, ließ er den König dringend bitten, ihn zu besuchen, weil er ihm noch etwas sehr Wichtiges zu vertrauen habe. Der König kam und der Sterbende sagte: „Sire! Sie haben mich mit Wohlthaten überhäuft, und ich will in diesen meinen

letzten Augenblicken Ihnen meine Dankbarkeit erweisen. Nehmen Sie nie wieder einen Jesuiten zum Beichtvater." (Er selbst war Einer.) „Fragen Sie mich aber nicht warum; denn ich darf Ihnen nicht darauf antworten."

Ein gewisser Ferri hat ein Buch geschrieben: Bildnisse oder Charaktere und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, in dem sich manche gute Bemerkungen finden. Z. B. Man muß es mit seinen Freunden halten wie mit der Tugend, und beyde nicht ohne Noth auf die Probe stellen. — Der Weise bedarf wenig, der Thor ist nie zufrieden, darum sind die meisten Menschen nicht glücklich. — Wohlthaten sind der einzige Schatz, der durch Theilung sich mehrt. — Liebende verbergen einander ihre Fehler und betrügen sich: Freunde gestehen einander ihre Fehler und verzeihen sie. — Kein Weihrauch benebelt eine Frau so sehr als der, der nicht nur sie brennt. — Manche Weiber gleichen den Räthseln, sie gefallen nicht mehr, wenn man sie errathen hat. — Andere gleichen den schönen Geistern, lieber wollen sie getadelt als vergessen seyn. — Versprüche und Wein stärken, aber nur wenn sie nicht berauschen. — Die Großen und die Männer

der

des Waldes geben wohl Schatten, doch keine Früchte. — Es ist eine thörichte Anmaßung der Großen, daß wir immer, was sie uns schuldig sind, als Gnade von ihnen erbitten sollen. — Die Großen verachten diejenigen, denen ihre Größe imponirt, und lieben doch diejenigen nicht, denen sie nicht imponirt. — Jeder Schriftsteller erträgt leichter ungerechten Tadel als kühles Lob. — Man muß die meisten Vorurtheile wie große Herren betrachten, sie respectiren, aber sich nicht mit ihnen abgeben. — Diejenigen, welche glauben, daß man mit Gelde Alles machen kann, sind sehr geneigt Alles für Geld zu thun. — Cromwell pflegte zu sagen: man steige nie höher, als wenn man nicht wisse, wohin man steige.

Nachdem der Churfürst von der Pfalz die Philosophie des Descartes gelesen hatte, in welcher Spinoza gerühmt wurde, berief er diesen letzteren nach Heidelberg, um dort die Philosophie zu lehren, doch unter der Bedingung, daß er nicht dogmatisiren solle. Spinoza, ob er gleich in mittelmäßigen Umständen war, schlug, der Bedingung halber, den Ruf aus. Wie stolz würde jetzt Heidelberg darauf seyn, wenn es sich

rühmen dürfte: in diesen Mauern hat Spinoza gelehrt.

Bey Gelegenheit eines Catalogs verbotener Bücher sagt Bayle: Es gibt Dinge, die zugleich so viel für und wider sich haben, daß es äusserst schwer ist, den Mittelweg zu treffen, und in solchen Fällen entscheidet gewöhnlich die Leidenschaft oder der Eigensinn. So ist es auch mit den verdächtigen Büchern. Erlaubt man sie nicht, so scheint es, man fürchte des Gegners Gründe; erlaubt man sie, so läuft das Publikum Gefahr, durch allerley Scheingründe bethört zu werden. Daraus entstehen heftige Fehden, denn durch Disputiren erbittert man nur statt zu überzeugen, und das Beyspiel, welches zwey Engländer einst gaben, ist äusserst selten. Johann und Wilhelm Reinolds, zwey Brüder, wurden getrennt erzogen, der Eine in der katholischen, der Andere in der protestantischen Religion. Als sie erwachsen waren und zusammen kamen, disputirten sie so heftig, und zugleich so gründlich, über ihre Glaubensmeinungen, daß beyde sich bekehrten: der Katholik wurde einer der eifrigsten Presbyterianer, und der Protestant ein so eifriger Katholik, daß er sogar ein Buch unter dem

Titel Calvino-Turcismus schrieb, worin er bewies, daß die Reformirten eigentlich Mahometaner wären. — Als Nero zu Rom die Satyren des Fabricius Vejento verbrennen ließ, wurden sie mit der größten Begierde aufgesucht und gelesen, besonders so lange Gefahr damit verknüpft war, sagt Tacitus.

Vor alten Zeiten, als man noch lateinisch schrieb, gab ein Deutscher, Namens Gretser, ein Buch heraus: de jure et more prohibendi libros noxios, welches in unsern Tagen wohl eine Uebersetzung verdiente, wenn es anders übersetzt werden darf.

Bayle behauptete: die Katholiken hätten es zu seiner Zeit gerade so gemacht, wie jetzt die herrschende Parthey einer andern Art des Glaubens, sie hätten nemlich nie einen Ketzer gelobt, und wenn er auch das Allerlöblichste gethan oder getrieben hätte.

Schon vor mehr als 150 Jahren schrieb ein Herr de la Terrière einen Traktat unter folgendem Titel: „Von der Vortrefflichkeit des

Ehestande, von dessen Nothwendigkeit und den Mitteln glücklich darin zu leben. Zugleich eine Apologie der Weiber gegen die Verleumdungen der Männer." Ein herrliches Buch, wenn es hielte, was der Titel verspricht. Es hat den Damen nie an Vertheidigern gefehlt. Wenn man nur allein die Schriften der Mönche über diesen Gegenstand sammeln wollte, so würde man einen ganzen Buchladen damit anfüllen können. Sogar der große Zauberer Agrippa schrieb de nobilitate et praecellentia foeminei sexus. Freylich haben auch manche gegen das schöne Geschlecht geschrieben, aber bey weitem nicht so viele als für dasselbe.

Der Verfasser, von dem hier die Rede ist, nennt die Ehe die einzige Pforte zum Paradiese, ohne zu erwähnen, daß der Weg bisweilen rch das Fegfeuer führt. „Ist es möglich," ruft er aus, „daß man so sehr nach der Ehre geizt, ein schönes Buch geschrieben, ein schönes Bild gemahlt zu haben und dergleichen mehr, und doch unempfindlich bleibt für die Ehre, Menschen gemacht zu haben?" (Die Hagestolzen könnten ihm antworten: Bücher und Bilder kosten nichts zu ernähren, Kinder aber sehr viel.) „Wo gab es jemals glücklichere Menschen, fuhr er fort, als Ibsan und Abdon, von welchen in der

Schrift geredet wird? Der erste hatte 30 Söhne, 30 Töchter, 30 Schwiegersöhne und 30 Schwiegertöchter; der andere hatte 40 Söhne und 30 Enkel, die er alle zu Pferde sitzen sah. Ist das nicht ehrenvoller als alle Thaten eines Cäsar und Alexander?" Fürwahr, eine Cavallerie-Schwadron von 40 Söhnen und 30 Enkeln ist die schönste Ehrengarde von der Welt, nur kann man nicht, wie Cäsar und Alexander, Eroberungen damit machen, und die bringen doch immer die meiste Ehre in der Welt.

Es ist übrigens Schade, daß der Verfasser zu viel beweist, denn alle seine Gründe gelten auch für die Vielweiberey. — Wenn eine Wittwe, sagt er, nicht in sechs Monaten sich wieder verheirathet, so begeht sie ein Verbrechen an Gott, der Menschheit, dem Staate, der Kirche und gegen sich selbst. Nach diesen Grundsätzen hätte das Märchen, von welchem der heilige Hieronymus erzählt, canonisirt werden sollen, denn der Mann sowohl als die Frau waren mehr als zwanzigmal Wittwer und Wittwe gewesen.

Ueber die Kunst, in der Ehe glücklich zu seyn, sagt der Verfasser nichts Neues, aber viel Gutgemeintes, und es wäre zu wünschen, daß

sein Buch die nemliche Wirkung thäte, welche die Rede des Socrates bey Xenophons Gastmahl hervorbrachte: die Gäste wurden so sehr durch das, was er über die Liebe sagte, gerührt, daß die noch Unverheiratheten schwuren, sogleich Frauen zu nehmen, und die Verheiratheten schnell davon liefen, um sich in die Arme ihrer Gattinnen zu werfen.

Es ist sonderbar, daß Herr de la Terrière in seinem ganzen Werke nur zu den Männern spricht. In der Vorrede behauptet er, bey den Mädchen sey keine Ermahnung zum Ehestande vonnöthen, sie sprächen zwar aus Sittsamkeit nicht davon, aber im Grunde hegten alle keinen heißern Wunsch als den, Frauen zu werden.

Ein gewisser Varisot, der ein gottloses Buch geschrieben hat: der durch die Vernunft enthüllte Glaube, bediente sich, um sein Werk zu vervollkommnen, eines höchst seltsamen Mittels. Er bezahlte nemlich einem Theologen, einem Arzte und einem Chemiker, stündlich einen Thaler dafür, daß sie sein Buch ihn vorlesen hörten und ihre Meinung darüber sagten. Er soll auf diese Art eine große Menge Thaler

los geworden seyn. Wenn doch die schönen Geister, die bisweilen die Leute mit ihrem Vorlesen peinigen, wenigstens auch am Ende dafür bezahlten! — Ich gedenke bey dieser Gelegenheit einer vornehmen Dame in W **, die meine Sonnenjungfrau ins Französische übersetzt hatte. Sie lud mich und eine große Gesellschaft ein, unter der sich auch der jetzige Herr Großherzog von Frankfurt befand, die Uebersetzung von ihr vorlesen zu hören. Die Versammlung hörte geduldig zu bis ans Ende, und Mancher mogte wohl herzlich froh seyn, als dieß Ende erreicht war. Aber wie erstaunten wir alle, da sie das Buch weglegend, uns also anredete: „Meine Herren, ich bitte Sie, sich heute über acht Tage wieder bey mir einzufinden, wo ich das Vergnügen haben werde, Ihnen das Stück noch einmal vorzulesen.“

Balthasar Gracian's Hofmann schien der gelehrten Gräfin von Aranda, Donna Luisa de Padilla, so vollkommen, daß sie sich in allem Ernst darüber ärgerte, ihn gedruckt zu sehen, weil dadurch so erhabene Vorschriften in die Hände von Bürgerlichen geriethen und dadurch gemein würden. Es hieß vom Gracian wie vom

Tacitus: er habe nicht mit Dinte, sondern mit dem kostbaren Schweiße seines kräftigen Geistes geschrieben.

Als man Ludwig dem XIV. einen Triumphbogen errichten wollte, erhub sich ein gewaltiger Streit zwischen den Gelehrten, über die Frage: ob die Inschrift französisch oder lateinisch seyn solle? — Die Herren von der Akademie meinten alle, es sey ein Schimpf für ihre Muttersprache, wenn man sie bey dieser Gelegenheit ausschlösse. Die Lateiner hingegen sagten, man müsse eine Sprache nicht verdrängen, in welcher Cäsar und Augustus verewigt worden. Es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt. Unter andern schrieb Charventier ein Buch de l'excellence de la langue française und widerlegte die Gegner Schritt vor Schritt. Wenn, sagte er, das alte Besitzthum der lateinischen Sprache für einen Grund gelten soll, so hätten auch Ludwig XII. und Franz I. sie nicht aus den Gerichtshöfen verbannen dürfen. Ueberdies sey sie schon oft, auch bey öffentlichen Denkmälern, in diesem Besitzthum gestört worden, denn die Bildsäule Ludwig des XIII. trüge eine französische Inschrift und für die Heinrich des IV.

ses gleichfalls eine solche bestimmt gewesen. — Um die Allgemeinheit der französischen Sprache zu beweisen (ein Beweis, der heut zu Tage überflüssig wäre) führt er an, daß im Norden (man weiß, was die Franzosen darunter verstehn; ihr Norden ist nemlich das Scythien der Griechen), daß im Norden sie überall gelehrt werde, und daß St. Didier in seinem Bericht von den Nimweger Conferenzen, versichere, die englischen, deutschen, dänischen Gesandten verstünden eben so gut französisch als ihre Muttersprache, und faßten sogar ihre Depeschen in derselben ab. Selbst der stolze spanische Gesandte, Marquis von Los Balbases, beantworte die Complimente französisch, und, die Frau Marquise ausgenommen, sprächen es auch alle übrigen Damen. Der König von Dänemark antwortete im Jahr 1679 den polnischen Abgeordneten französisch; der Marquis von Castel Moncayo, spanischer Gesandter, redete 1680 die Generalstaaten französisch an, und empfing auch die Antwort in derselben Sprache. Als der Bischof von Beauvais Gesandter in Polen war, fand er seine Sprache sehr verbreitet. (Also damals schon wurde die Herrschaft der Franzosen über Europa gegründet, denn wo eine Sprache herrschend wird, da auch bald das Volk, dem die angehört. Wenigstens sind den Fran-

sosen ihre Eroberungen dadurch sehr erleichtert worden. Ein Volk, das nie unterjocht seyn will, muß durchaus darüber wachen, daß keine fremde Sprache bey ihm eingeführt werde. Deutschland würde jetzt noch Deutschland seyn, wenn die französische Sprache nicht deutsche Hofsprache geworden wäre.) Charpentier sagt, die Römer wären eben so erpicht auf die griechische Sprache gewesen, als wir nachher auf die lateinische — die Reden, selbst eines Cicero, wären mit so groben Bildern angefüllt, daß man sich keine Idee von dem ehrwürdigen Senat machen könne, vor dem er sie gehalten — kurz, er reicht seiner Muttersprache die Palme. (Es wird auch in der That eine Zeit kommen, wo sie die Sprache des ganzen cultivirten Erdbodens seyn wird, denn schon werden fremde Sprachen nur neben ihr verstattet.) — Uebrigens wimmelt das Buch von Dingen, die gar nicht zur Sache gehören: denn bald erzählt der Verfasser, daß der gelehrte Hüet jenes berühmte: Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht! gar nicht so erhaben gefunden habe als Longin; bald beweist er in einem eigenen Kapitel, daß die Verse eines Nero, der Ajax eines Augustus wenig Beyfall gefunden; bald schilt er auf die Trauerspieldichter, daß sie die historische Wahrheit verfälschen, bald spricht er von den Plagia-

ten der Griechen; kurz, Charpentier gleich den deutschen Gelehrten, die auch immer der Kinel flicht, alles anzubringen, was sie gelesen haben.

Mademoiselle Scudery hat einen Roman geschrieben, in welchem sie Anacreon und Sapho zu Zeitgenossen macht. Schade, daß beyde nicht wirklich zu gleicher Zeit lebten und sich miteinander verheirathten, so würde es, seit die Welt steht, kein verliebteres Pärchen gegeben haben, obgleich darum nicht das treueste; denn ein Uebersetzer sagt von Anacreon: „das weibliche Geschlecht, so liebenswürdig es ist, konnte seine Zärtlichkeit nicht erschöpfen," und umgekehrt wird dasselbe von der Sapho behauptet, die übrigens 100 oder 120 Jahre früher lebte als Anacreon. Man hat die letztere über diesen skandalösen Punkt zu rechtfertigen gesucht, und wahr mag seyn, daß der Neid ihr viel Böses nachgesagt. Aber wahr ist doch auch, daß sie entsetzlich verliebter Natur war. Sie wurde früh Wittwe, wollte nicht wieder heirathen, und doch verfolgte sie den Phaon mit ihrer Liebe bis nach Sicilien, wohin er flüchtete, um Ruhe vor ihr zu haben. Aber alle ihre Mühe

und alle ihre schönen Elegieen waren umsonst, und es blieb ihr nichts anders übrig, als ins Meer zu springen. Ob dieser Kühnheit soll man sie mascula Sapho genannt haben; doch Andere behaupten mit mehr Wahrscheinlichkeit, das mascula habe eine ganz andere Beziehung. Von ihren herrlichen Gedichten ist uns nichts übrig geblieben als eine Hymne, eine Ode und einige Fragmente. — Die Leserinnen werden sonder Zweifel neugierig seyn zu wissen, ob sie schön war? — Ich vermuthe aus guten Gründen: sie war häßlich; denn erstens würde Phaon der schönen Sapho schwerlich widerstanden haben, wenn sie auch Verse auf ihn gemacht hätte; zweytens sind die Dichterinnen gewöhnlich häßlich. Unter allen, die ich gekannt habe, war nur Amalie von Imhof schön, und Sophie Mereau hübsch zu nennen.

Ein Prediger zu Genf, Alphonsus Turretinus, hat vor 70 oder 80 Jahren Cogitationes und Dissertationes theologicae, wie auch Orationes Academicae herausgegeben, welche in der That so vernünftig sind, daß sie eher als alles andere Geschwätz eine Vereinigung

der christlichen Secten bewirken könnten. Hier sind einige seiner Kernsprüche:

„Die ganze Theologie ist in zwey Büchern enthalten, der Bibel und der Natur. — Wenn man sich stets eben so sehr bemüht hätte, das Dunkle aufzuklären, als man sich bemüht hat, das Klare zu verdunkeln, so wäre es besser um die Theologie stehn. — In Allem, was Heil und Segen betrifft, muß Jeder sein eigener Theolog seyn. — Da Offenbarung und Vernunft von Einem und demselben Gotte ausgehn, so kann Offenbarung der Vernunft unmöglich widersprechen. — Diejenigen, welche die Vernunft verdammen, müßen ihre Meinung nothwendig auf vernünftige Gründe stützen, folglich Vernunft üben, indem sie sie verdammen. — Die Bibel ist nicht für Gelehrte, sondern für die Menschen geschrieben, sie darf also nur populär ausgelegt werden. — Wenn vergottet wird, Alles, was die Schrift sagt, zu Allegorieen und Prophezeihungen zu stempeln, so giebt es nichts gewisses mehr in der Religion. Je lebhafter die Einbildungskraft ist, je mehr der Mysterien wird sie finden, und Alles beweisen, was ihr beliebt. So, zum Beyspiel, gründen auch die Alchymisten ihre Träume auf die Bibel. — Ich tadle die römische Kirche nicht um ihrer

Irrthümer willen, sondern weil sie diese Irrthümer zu Glaubensartikeln macht, und denjenigen zur Hölle verdammt, der sie nicht annimmt. — Alles, was sie von ihrer Unfehlbarkeit sagt, heißt mit andern Worten: wir wollen Richter in eigner Sache seyn."

Der Professor Reimarus in Hamburg hat eine lateinische Biographie des gelehrten Fabricius geliefert, die manches Merkwürdige enthält. Schwerlich ist jemals ein Mann arbeitsamer gewesen. In den ersten zehn Jahren seines Professorats lehrte er täglich 10 Stunden, im zweyten Decennium bald 10, bald 9; im dritten 7 und 8: und erst im vierten, als seine Kräfte abnahmen, beschränkte er sich auf 4 und 5. Unbegreiflich, wie er bey alle dem noch eine so ungeheure Menge von Büchern lesen, so viele Werke in allen Theilen der Wissenschaften ausarbeiten, so viele Briefe schreiben, so viele Besuche empfangen konnte: ja er selbst corrigirte die Druckfehler in jeder seiner Schriften und zwar jeden Bogen zweymal; er übernahm sogar diese unangenehme Arbeit oft aus Gefälligkeit für Andere. — Dabey besaß er eine Bescheidenheit, wie sie heut zu Tage nicht mehr unter den Ge-

lehrten gefunden wird. Baudelot wollte ihn zum Ehrenmitglied der Pariser Academie machen, Derham zum Ehrenmitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London; er schlug beydes aus. Hingegen kann man heut zu Tage fast kein gelehrtes Buch aufschlagen, von dem nicht das halbe Titelblatt mit den Mitgliedschaften des Verfassers angefüllt wäre.

In einer alten Sammlung von Abhandlungen über Gegenstände der Naturgeschichte von Deslandes, wird unter andern von einem alten Vorurtheil gesprochen, welches schon Aristoteles eingesogen hatte: daß nemlich kein Kranker während der Fluth des Meeres stürbe, sondern nur während der Ebbe. In allen Seestädten soll man daran glauben, oder hat man daran geglaubt, und nichts für den Kranken befürchtet, so lange das Meer stieg. Wenn das sich wirklich so verhielte, so würde es beweisen, daß die anziehende Kraft des Mondes sich nicht bis auf die Seelen erstreckt. Wenigstens hätte doch Siegwart während der Fluth sterben sollen.

Ein Gebiet, der lange in der Gegend von Nürnberg lebte, galt dort überall für einen Taubstummen, folglich nahm sich Niemand vor ihm in Acht, er hörte alles, was in Gesellschaften gesprochen wurde und benutzte es zu seinem Vortheile. Wer bestohlen wurde, wandte sich an ihn, er brachte gewöhnlich den Dieb heraus. Besonders war keine Liebesintrigue vor ihm sicher und er stand in hohem Solde aller eifersüchtigen Liebhaber und Ehemänner. Aber auch die Damen bedienten sich seiner mit glücklichem Erfolg, und bestahlen ihre Männer, um ihn gut zu bezahlen. Er lachte über sie Alle und empfing von allen Seiten. Als er sich reich genug glaubte, ward ihm der Zwang beschwerlich, darum trat er Anstalten, Gehör und Sprache auf eine wunderbare Weise wieder zu erlangen.

Zu seinen Kunststücken gehörte auch das Schatzgraben. In einer Nacht begab er sich mit einem reichen Bauern an einen von ihm angezeigten Ort, um einen Schatz zu heben. Hier erschien, zum großen Schrecken der Anstehenden, ein Gespenst, welches ihm zurief: Mann Gottes! ich gebe dir Gehör und Sprache wieder! — Von Stund an konnte der Taubstumme reden und hören. Die Bauern schrieen Wunder! und verkündeten überall, was sie erlebt. Der

Tau-

Taubstumme selbst redete nun öffentlich, Gott und dem wohlthätigen Geiste dankend. Aber — die Zuhörer vernahmen mit Verwunderung, daß dieses Gespenst ein sächsisches gewesen seyn müsse; denn ein himmlischer Geist würde, allem Vermuthen nach, den Taubstummen reines Deutsch gelehrt haben, oder doch zum wenigsten den fränkischen Dialect; allein er sprach in breiten sächsischen, und das verrieth den Betrüger. Er wurde eingezogen, zum Bekenntniß gezwungen und ausgepeitscht.

Diese Anecdote wird im XVI. Bande der Causes célèbres erzählt, und versichert, daß sich im November 1777 zugetragen habe.

Scharaden

1 — 1.

1. Die schönen Griechinnen versteckten mein Erstes nicht in mein Ganzes, und Atalanta hemmte ihren schnellen Lauf nicht durch mein Zweytes. Der Ritter wußte im Mittelalter mein Erstes bewaffnen, wenn er durch mein Ganzes dazu aufgefordert wurde. Ein Liebhaber in unsern Tagen wählt sich schon oft im Besitz des Ersten, wenn er etwa das Ganze erobert hat.

2 — 2.

1. Mein Erstes erblickt man gern in fremden Augen, in eigenen sieht man es nicht. Zu meinem Zweyten glaubt ein Jeder sich berufen, doch die Meisten sind nur mein Ganzes.

2 — 1.

2. Wer mein Zweytes selbst verdient, dem schenkt es durch mein Erstes gewürzt, und der entbehrt mein Ganzes leicht.

1 — 2.

4. Das Heiligste auf Erden wird meinem Ersten gereicht, bisweilen auch Gift. Warmes und Kaltes geht hinein, Dummes und Kluges kommt heraus. Der Kluge braucht es am wenigsten, der Narr am meisten. Wenn mein Zweytes anfängt zu lärmen, so hält der Kluge mein Erstes fest. Hingegen lockt er damit aus meinem Ganzen recht liebliche Töne hervor, ob sie gleich in keinem Orchester geduldet werden.

1 — 1.

5. Genannt zu werden wie mein Erstes, nimmt der Einfältige übel, das hübsche Mädchen aber nicht, wenn nur das Wort im Diminutiv gebraucht wird. Jeder sucht mein Erstes in Sicherheit zu bringen. Ein Mensch, der mein Ganzes ist, trägt mein Zweytes nur pro forma.

2 — 1.

6. Mein Erstes und Zweytes wird von Thieren geliefert, aber beyde wachsen auch auf Bäu-

men. Wenn mein Erstes aus meinem Zweyten gemacht wird, so bleibt mein Ganzes übrig.

Die Worte der Scharaden im vorigen Hefte sind:

1. Bürgerkrieg. 2. Freytag. 3. Obeteutel. 4. Wildfang. 5. Herrmann. 6. Morgenröthe.

Inhalt.

Nro. V.

	Seite.
Die Entstehung des Freymüthigen. Berichtigung einiger Dugend Unwahrheiten	3
Mahomets Vorschrift	25
Der Nationalgeist	27
Ein Portrait	31
Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung	35
Theorie der Commerztractate	40
Der Regenschirm	52
Welche Grenzen hat der Gehorsam, den man den Menschen schuldig ist?	73
Ueber Oefen und Kamine, Monarchieen und Republiken	86

Seite

Aehnlichkeit und Sympathie . . . . . [illegible]
Franklin . . . . . [illegible]
Der Korbflechter . . . . . [illegible]
Seltsame Obliegenheit 98
Chapelain . . . . . [illegible]
Glänzendes Muster von Schmeicheley . . [illegible]
Rennefort's Geschichte von Ostindien . . 110
Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte 119
Die Kunst, einen Prinzen zu erziehen . . [illegible]
Anekdoten und Kleinigkeiten . . . . [illegible]
Charaden 149

Univ. Bibl.
München

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von
August von Kotzebue.

Sechstes Bändchen.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Grille.

Von

August von Kotzebue.

Sechstes Bändchen.

Die Stecknadel.

Ein Philosoph — das heißt, ein Mensch der gern Alles wissen möchte und am Ende froh ist, wenn er gelernt hat, daß er nichts weiß — ging eines Tages spazieren, in tiefem Nachdenken über das kleine Räthsel: warum er doch eigentlich auf der Welt sey? während eine Menge seiner Mitgeschöpfe auf zwey und vier Beinen hin und wieder liefen, sich ihres Daseyns erfreuend, ohne um jenes große Warum sich im mindesten zu bekümmern. Er hatte endlich ein Dorf erreicht, und, da seine Beine müder waren als sein Kopf, so pflanzte er sich auf eine Bank vor ein Bauerhaus, und ließ den Kopf allein spazieren gehen, wobey er mit seinem Stocke in einem Kehrichthaufen wühlte, der neben der Bank aufgeschüttet lag. Plötzlich fiel ihm eine Stecknadel in die Augen, aber eine armselige Stecknadel, krumm und ohne Kopf.

„Hm! dachte er, Schade daß du mir nicht erzählen kannst, wie es dir in der Welt ergan-

gen: wodurch du krumm geworden; wodurch du den Kopf verlohren; wie du in die Schicksale der Menschen mit und ohne Köpfe eingegriffen; es möchte fürwahr manches Erbauliche zu hören und zu lernen seyn."

„Ey! erwiederte die Stecknadel, das alles kann ich dir wohl erzählen."

Der Philosoph erstaunte nicht wenig, als er die klare Stimme vernahm; denn er hatte in seinem Leben noch keine Stecknadel reden hören; indeß besann er sich noch zu rechter Zeit, daß ein Philosoph über nichts in der Welt erstaunen muß: er hob die Rednerin auf, legte sie neben sich auf die Bank und ersuchte sie fortzufahren. Sie ließ sich nicht zweymahl bitten. Du siehst, mein Herr Philosoph — so hub sie an — daß ich vormahls schön gewesen. (Man sah nicht eine Spur davon und der Zuhörer bewunderte die Macht der weiblichen Eitelkeit selbst an einer alten rostigen Stecknadel).

Ich gehörte nicht zu jenen großen plumpen Spießen, an welchen man einen Foubrt braten konnte; aber auch nicht zu den kleinen schwindsüchtigen Epigrammen, welche die Putzmacherin in ihre Schöpfungen versteckt; sondern ich war eine Nadel von mittlerer Taille, stark aber schlank und so glänzend polirt, daß die Sonne sich vor mir nicht schämen dürfte, wenn sie, statt ihrer Strah-

len, mit lauter solchen Stecknadeln gespickt wäre. Meine erste Besitzerin war die Tochter eines reichen Sonderlings, der nur in ihr lebte, wogegen sie nur in sich und für die Mode lebte. Monathlich empfing sie einige hundert Thaler sogenanntes Stecknadelgeld, und wenn sie diese Summe der Bestimmung gemäß angewandt hätte, so würde sie ein großes Magazin von Stecknadeln haben errichten können. Indessen ging doch wirklich manher schöne Thaler für Briefe hin, nähmlich für Stecknadel-Briefe; denn die Sorglosigkeit, mit welcher die Frauenzimmer mein armes Geschlecht überhaupt zu behandeln pflegen, trieb sie aufs höchste, uneingedenk daß sie, gleich allen Schönen, uns einzig und allein ihr Daseyn verdankte.

„Ey, wie so," unterbrach der Philosoph die Erzählerin.

Man hört an deiner Frage, erwiederte diese, daß du ein Philosoph bist, der das Fernste ergrübelt und das Nächste nicht gewahr wird. Ohne Stecknadeln kein Putz, ohne Putz kein Frauenzimmer; da hast du den Beweis. Denke dir nur eine Schöne, der alle Stecknadeln plötzlich vom Leibe fielen, hilf Himmel! was würde aus ihr werden! und doch befestigt man uns oft so nachlässig, ist um unsern Verlust so unbekümmert. Auch meine Gebietherin ging mit uns um, als

ob wir eine Art von Seelenschmuck wären; sie verlohr uns zwar nie Alle zugleich, aber Eine nach der Andern, daraus machte sie sich nichts. Auch ich gehörte zu der Zahl dieser Unglücklichen. Eines Tages hatte ich die Ehre, eine Bandrose auf ihrem niedlichen Schuh zu befestigen. Diesen Schuh warf sie ihrer Kammerjungfer an den Kopf, weil das ungeschickte Mädchen den Schooshund auf den Fuß getreten hatte; eine Scene, die mich dermaßen erschütterte, daß ich ohnmächtig zu Boden fiel.

Da lag ich nun und niemand bekümmerte sich um mich. Die traurige Begebenheit war in des Vaters Schreibzimmer vorgefallen, welches glücklicherweise oft in mehreren Wochen nicht gefegt wurde, sonst würde ich wohl schon früher den unanständigen Platz haben einnehmen müssen, auf welchem du mich gefunden hast.

Drey Tage hatte ich so gelegen und den Schicksalswechsel beseufzt, der, von der Ehrenstelle auf dem Fuße, mich unter die Füße gebracht hatte, als Herr Buxbaum sich bey dem Vater melden ließ.

„Wer war dieser Herr Buxbaum?" fragte der Philosoph.

Ich könnte antworten: er war ein Mann, der das Pulver nicht erfunden hatte; allein mit Recht würdest du mir vorrücken, daß ich mich ei-

ner albernen Redensart bediente; denn bekanntlich wurde das Pulver nicht er funden sondern gefunden; ein Zufall, der auch jedem Dummkopf begegnen konnte, und folglich ist eben nicht vonnöthen, den Finder des Pulvers als ein großes Genie durch ein Sprüchwort zu verewigen.

„Wollte Gott, er hätte es nie weder ge- noch er funden!" seufzte der Philosoph.

Wäre dieses berühmte Unglück dem Herrn Buxbaum begegnet — so fuhr die Stecknadel fort — er würde wenigstens keine Kanone und nicht einmahl eine Jagdflinte mit Pulver geladen haben, denn er war ein gutmüthiger Mensch, nur stand von ihm nicht zu erwarten, daß er eine Maschine zum Flachsspinnen erfinden würde. Nicht einmahl der Geist seines Vaters ruhte auf ihm. Der war ein ehrlicher Kaufmann gewesen, das heißt, er hatte nur Einmahl banquerout gemacht und sich dadurch ein artiges Vermögen erworben. Dieses zu erhalten, nicht zu vermehren, war des Sohnes fleißige Bemühung. Er hielt zu Rathe, handelte noch immer, verschmähte nicht den kleinsten Gewinn, ließ sich aber selten auf Speculationen ein. Doch eben jetzt war ihm eine solche, er wußte selbst nicht wie, in den Kopf geflogen. Sie schien sehr sicher und einfach, er entschloß sich dazu, nur fehlte es ihm an einem Kapital von 5000 Tha-

lern, über welches er in diesem Augenblicke nicht schalten konnte. Darum ließ er sich bey dem reichen Sonderling melden, der ihn mit einem grämlichen Gesichte empfing.

Die Gabe eines überzeugenden Vortrags war Herrn Burbaum nicht verliehen, er stammelte sogar ein wenig. Der Kapitalist begriff lange nicht, was der Fremde eigentlich wolle, und als er es endlich begriff, war er schon so ungeduldig, daß er mit kurzen Worten das Gesuch abschlug. Herr Burbaum war nun nach und nach in den Fluß der Rede gekommen, gleich einer Flasche, in deren Hals ein Kork stecken geblieben, die anfangs ihre flüssige Gabe nur Tropfenweis spendet, doch plötzlich, nach überwundenem Hinderniß, sie rauschend hervorströmen läßt. Er erschöpfte alle Gründe, unter welchen der wichtigste der war, daß er das Geld sehr nothwendig brauche. Alles umsonst! der reiche Sonderling blieb bey der trockuen Antwort: „Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr, und ich vertraue mein Geld Niemanden, von dessen Sparsamkeit ich nicht durch eigene Erfahrung mich überzeugt habe."

Beyde gingen nebeneinander im Zimmer auf und nieder. Herr Burbaum wiederholte unverdrossen alle die schon vorgetragenen Ueberredungsgründe; als aber keine Antwort mehr er-

folgte, suchte er, verstummend, deren nun in seinem Kopfe, und, als er sie da nicht fand, schlug er die Hände auf den Rücken und heftete den starren Blick auf den Boden, um sie gleichsam da heraus zu bohren. Siehe, da fiel ihm von ungefähr meine Meniakeit in die Augen. Gewohnt in seiner Wirthschaft nichts umkommen zu lassen, bückte er sich nach mir, hob mich auf und steckte mich schweigend auf seine Ermel.

Der Sonderling sah ihn einige Augenblicke starr an und sagte dann plötzlich: „mein Herr, Sie sollen die 5000 Thaler haben. Ein Mann, der eine Stecknadel nicht verschmäht, wird mein Geld wohl fruchtbar zu machen wissen und mich auch zu rechter Zeit bezahlen."

Herr Buxbaum sah mich verwundert an und begriff nicht recht, wie er dazu komme, mir die Erfüllung seines Wunsches zu verdanken. Hoch erfreut empfing er einen Sack voll Gold, den er sammt mir nach Hause trug. Seine Speculation schlug glücklich ein, er gewann ansehnlich und bezahlte dankbar.

Nun war er in der That ein reicher Mann zu nennen, also auch ein Mann, der Müttern und Töchtern in die Augen stach, ob er gleich so dürr war als jener Tänzer mit Stundenglas und Sense, der, ich weiß nicht mehr in welcher vormahligen Reichsstadt, alle Stände mit einer

zeitlichen Menuet zu Grabe führt. Der einzige Theil seines Körpers, der einige Wohlbeleibtheit verrieth, war sein Rücken; allein bekanntlich wird nur auf das gesehn, was solch' ein Rücken trägt — Verdienste? — fort damit! — Gold? — willkommen!

Unter den Schönen seines Wohnorts, die solche vernünftige Betrachtungen anstellten, befand sich auch Demoiselle Elise Schwalbach, eine reife Jungfrau, die von Rußland nichts höheres zu rühmen wußte, als daß man dort noch nach dem alten Julianischen Kalender zählt, wodurch die dahin Reisenden, sobald sie die Grenze betreten, plötzlich um zwölf Tage jünger werden. Indessen konnte man ihr nicht vorwerfen, sie habe ihre Jugend ungenossen vorüber streichen lassen. Sie war dreymahl Braut gewesen. Den ersten Bräutigam hatte ihr der Tod geraubt; den zweyten ein Gedächtnißfehler, indem er den zur Hochzeit anberaumten Tag unglücklicherweise vergessen hatte; der dritte war ein eigensinniger Kopf, der es übel nahm, als er sie eines Tages mit einem jungen Dragoneroffizier in der unschuldigsten Vertraulichkeit fand. Da sich keine Freyer mehr meldeten, so war sie eine Zeitlang entschlossen, gar nicht zu heirathen und widmete ihr Herz der Freundschaft, der sie auch ein Pflegekind verdankte, den kleinen,

achtjährigen Jacob, den liebenswürdigsten, und artigsten Buben von der Welt. Er nannte sie Mama, und die mütterliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn erzog, war allen Christen in der Nachbarschaft erbaulich.

Doch eben um dieses halb verwaisten Knaben willen, dem sie einst die Schranken der Ehre zu öffnen nicht wohlhabend genug war, beschloß sie, wenn es mit Anstand geschehen könnte, der Ehestandsscheue doch noch zu entsagen, und einen würdigen Sterblichen nicht allein als Gemahl, sondern auch zugleich als Vater zu begrüßen. Nachdem sie schon manche Wahl getroffen, doch stets die Verblendeten ihrer unwürdig gefunden, warf sie endlich ihr Auge auf Herrn Buxbaum, der ihr gegenüber wohnte, und, wenn er am Fenster sein Pfeifchen schmauchte, die Jungfer Nachbarin freundlich zu grüßen pflegte.

Es ist nichts gefährlicher auf der Welt als einem schönen Mädchen gegenüber zu wohnen, wenn man die Fenster nicht zumauern läßt. Sie tritt hervor im reizenden Negligee, die Morgensonne röthet ihre Wangen, das kunstlos gelockte Haar umflattert das frische Köpfchen, die weiße Hand streckt sich aus um Blumen zu begießen; sie legt sich wohl gar mit beyden Armen ins Fenster und der schwellende, kaum verhüllte Busen saugt die Morgenluft in sich, unbekümmert um

den Zephyr, der mit dem Busentuche spielt; ihre Korallenlippen öffnen sich, ein munteres Liedchen zu trällern; verstohlne Blicke schweifen herüber — armer Buxbaum! du bist verlohren!

So dürr der brave Mann auch war, so mochte er doch recht gern üppige Gestalten sehen und Jungfer Elise Schwalbach war eine solche, ihr Busen der Tummelplatz einer ganzen Schaar von Liebesgöttern. Herr Buxbaum merkte bald, daß es nicht recht richtig mit ihm sey, denn seine Pfeife ging ihm aus, sobald die schöne Nachbarin an's Fenster trat. Er merkte auch wohl, daß, je kälter die Pfeife, je wärmer das Herz wurde, und als er endlich gar die Pfeife zu stopfen vergaß, da ging ihm ein Licht auf, welches weit heller brannte als der Wachsstock, an dem er sie anzünden wollte.

Jungfer Elise hatte bis jetzt den dürren Nachbar mit freundlichen und schmachtenden Blicken beschossen, so bald sie aber gewiß zu seyn glaubte, daß sein Stündlein geschlagen habe, veränderte sie die Batterie, schlug die Augen nieder, gab ihm sittsam den Morgengruß zurück und seufzte in Zucht und Ehrbarkeit. Er, zum Erstenmahle auf Amors Wildbahn ein gescheuchtes Reh, verkannte den Zweck dieser Kunstfertigkeit, meinte, die schöne Nachbarin könne ihn nicht lieben, härmte sich darob im Stillen und jede Nacht,

die er ins Hauptbuch schrieb, erinnerte ihn an die Niete, die er aus dem Glückstopf der Liebe gezogen. Er hatte einmahl gehört: um einem widerspenstigen Herzen Gegenliebe abzuzwingen, gebe es kein sichereres Mittel, als ein von Wachs geformtes Herz unter gewissen Ceremonieen in der Mitternachtsstunde mit einer Stecknadel zu durchstechen. Als seine Amme ihm das erzählte, glaubte er es halb und halb; jetzt, da er in der Noth war, glaubte er es ganz, denn nichts macht gläubiger als die Noth. Darum versuchte er nun, mit meiner Hülfe, ein wächsernes Herz zu durchbohren, und brachte den übrigen Theil der Nacht schlaflos zu, weil die bange Erwartung des Erfolgs ihm keinen Schlaf vergönnte.

Welch' Entzücken als der Morgen kam, er mit bebender Hand das Fenster geöffnet hatte, und sogleich ein ungewöhnlich freundlicher Blick der schönen Nachbarin ihn begrüßte! was anders als sein Zaubermittel konnte diese plötzliche Veränderung bewirkt haben? — ihm kam es nicht in den Sinn, daß Jungfer Elise Betrachtungen angestellt, daß sie gefunden, ihr dürrer Verehrer besitze nicht Zartsinn genug pour filer le parfait amour, daß er wohl endlich gar aus langer Weile ihr wieder entschlüpfen könne, und es also doch wohl am gerathensten sey, ihm eine,

seinem Fassungsvermögen angemessene, Aufmunterung angedeihen zu lassen. Herr Buxbaum schwamm in Wonne, und da in kurzem aus den freundlichen Blicken ein wahres Liebäugeln wurde, so machte ihn das so beherzt, daß er, mit Hülfe des allzeitfertigen Contoristen, einen förmlichen Liebesbrief stylisirte. Erst als er ihn versiegeln wollte, fiel ihm ein, daß er kein anderes Petschaft besitze, als das, auf welchem seine Firma, Buxbaum et Compagnie, eingegraben war; er meinte, sie könne das Wort Compagnie auf sich ziehen und als eine voreilige, kühne Anmaßung auslegen: auch hatte er gehört, daß man ein Billet doux wohl bisweilen mit einer Stecknadel zuzumachen pflege; darum zog er mich vom Ermel, verschloß durch mich den Dollmetscher seines Herzens, befahl der Magd, sich sauber anzukleiden und mich, sammt dem Billet, hinüber zu der Jungfer Nachbarin zu tragen. Noch im Scheiden hört' ich sein Stoßgebet mir nachhallen.

Die keusche Elise Schwalbach empfing uns mit freundlicher Sittsamkeit. Mich entledigte sie sogleich meines Amtes und ich hatte die Ehre, einstweilen in ihr Busentuch gesteckt zu werden, wo ich Eine meiner Schwestern fand, die in der That meines Beystandes bedurfte, um die widerspenstigen, ihr anvertrauten Schönheiten in

Zucht und Ordnung zu halten. Ich sah von meinem neuen Ehrenposten, mit welchem sichtbaren Vergnügen das Billet gelesen wurde und vernahm die höfliche Einladung, daß Herr Buxbaum nur sich selbst Nachmittags herüber bemühen möge.

Sein Federmesser, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, erzählte mir nachmals, welchen fröhlichen Wirrwarr diese Einladung im Kopf und Herzen des ehrlichen Buxbaum angerichtet. Zum Erstenmahle in seinem Leben vergaß er den Posttag, und ließ ein Dutzend Briefe unbeschrieben, weil es ihm hoch nöthig dünkte, als Vorbereitung einen Liebesroman zu lesen, den er in der Geschwindigkeit aus der nächsten Lesebibliothek herbeyschaffte. So bald er so viele verliebte Phrasen, als nur immer die Eile erlaubte, in sein Gedächtniß gepfropft hatte, machte er mit großer Sorgfalt seine Toilette, wobey es ihm, gleichfalls zum Erstenmahle, auffiel, daß er doch wirklich ein wenig mager sey. Er suchte diesem Mangel so gut als möglich abzuhelfen, indem er drey wollene Westen übereinander zog, und die Stellen, an welchen sich von Rechtswegen Waden befinden sollten, mit Werg künstlich genug ausstopfte. So gerüstet stellte er sich der Göttin seines Herzens dar, und obgleich er anfangs noch weit mehr stammelte, als damahls, da er die 5000 Thaler leihen wollte, so wußte

sie doch bald ihm Muth einzuflößen, indem sie ihm auf halbem Wege entgegen kam und mit holder Anmuth ihm zuflüsterte: „Sie mögen urtheilen, Herr Burbaum, wie angenehm mir Ihr Billet gewesen, da ich sogar die Stecknadel, durch die es verschlossen war, hier in meinem Busentuch verwahre.“ Sehr zierlich bat der entzückte Freyer um Erlaubniß, diese glückliche Stecknadel gegen eine brillantne Nadel auszutauschen, welche er mit langen dürren Fingern aus der Tasche zog. Die Jungfrau zierte sich anfangs ein wenig, als er aber das Etui öffnete, und die Diamanten ihr nun wirklich in die Augen schimmerten, da meinte sie, es sey nicht schicklich, ihm seine erste Bitte abzuschlagen und eilte, mich ihm zu überliefern.

Es war wohl eine kleine Bosheit von mir, daß ich in diesem Augenblicke ihr in den schönen Zeigefinger eine so tiefe Wunde stach, daß ihr rosenfarbnes Blut ziemlich häufig hervorquoll. Burbaum gewahrte es, und, eingedenk einer ähnlichen Scene aus dem eben gelesenen Romane, ergriff er mich hervorsch, stach sich gleichfalls in den Finger bis auf den Knochen, weil er zu diesem Behuf blos die Haut zu verwunden brauchte, und bat nunmehr auf das zierlichste, um die hohe Vergünstigung, sein Blut mit dem ihrigen zu mischen und mit diesem Purpursaft ein Ehe-

ver-

versprechen nieder zu schreiben. Solchen Beweisen der Liebe konnte Elise nicht widerstehn. Ein Bogen Velinpapier und eine noch nie mit Dinte befleckte Feder wurden schaamhaft herbeygeholt, der glückliche Buxbaum schrieb, und ich — ach! mich, die ich all dieß Herrliche vollendet hatte, ließ er unbeachtet auf die Erde fallen.

Schon fürchtete ich, hier das Ziel meiner schönen Laufbahn im Kehrigt zu finden, als glücklicher weise der kleine Jacob, der unter dem Tische saß, mich gewahrte, mich ohne Umstände beym Kopf ergriff, und, meiner ganzen Länge nach, dem Schreiber in die Wade versenkte. Die Pflegemutter sah es zu spät und erschrack gewaltig, beruhigte sich aber lächelnd, als sie bemerkte, daß diese Operation ihrem Freyer nicht den geringsten Schmerz verursachte, ja, daß er nicht einmahl ein leises Kitzeln zu fühlen schien. Freylich schloß sie daraus auf eine verborgene, mich abstumpfende Ursache, die eben nicht geeignet seyn konnte, Ideen von Sinnlichkeit bey ihr zu erwecken, allein sie sah großmüthig darüber hinweg, und der mit dem Jawort beglückte Bräutigam trug mich in seiner Wade wieder nach Hause.

Die Hochzeit wurde nicht lange verschoben, und auch hier hatte ich Gelegenheit, meinem Herrn einen wichtigen Dienst zu leisten. Der

Schneider, der, nach Gebühr, ihm einen neuen Anzug vom feinsten braunen Tuche liefern wußte, hatte das Maaß wie gewöhnlich über die Gebeine des Bräutigams genommen, ohne davon unterrichtet zu werden, daß derselbe am Hochzeittage seinen ganzen Leichnam auspolstern wolle, woher es denn geschah, daß die Kleidungsstücke, besonders Eines von den unentbehrlichsten, viel zu eng waren, der gute Buxbaum plagte sich gewaltig damit, und war schon gesonnen, einiges von dem, was sein Fleisch repräsentiren sollte, wiederum abzulegen, als man ihm hastig meldete, er möge eilen, die Braut stehe bereits auf dem Teppich und empfinde es sehr übel, daß der Bräutigam auf sich warten lasse. Nun war kein Augenblick mehr zu verlieren. Seufzend strengte er alle Kräfte an, um sich in die engen Kleidungsstücke vollends hinein zu zwängen. Aber ach! bey diesen Kraftäußerungen sprang plötzlich ein Knopf ab, dessen Stelle nicht wohl erledigt bleiben konnte. Zwar wurde die Magd herbey gerufen, um ihn schnell wieder anzunähen, und sie erschien auch mit Nadel und Zwirn bewaffnet; als sie aber sah, wovon eigentlich die Rede sey, ließ die schaamhafte Dirne sich durch nichts auf der Welt bewegen, ihre kunstreiche Hand hülfreich darzubieten. In dieser höchsten Noth nahm Herr Buxbaum seine Zuflucht zu mir, und da er noch diese Stun-

de lebt, so kann er mir nicht anders nachsagen, als daß ich ihm redlich gedient bis zu dem Augenblicke, wo es ihm selbst beliebte, mich meines Dienstes zu entlassen.

Ich entsinne mich nicht mehr, auf welche Weise Madam Buxbaum sich meiner bemächtigte; vermuthlich mußte ich als ein Accessorium meinem letzten Principale folgen, welches bald gänzlich in ihre Hände gerieth. Eigentlich regierte der kleine Jacob das Haus, denn seine Pflegemutter betete ihn an, obschon er auch ihr nicht immer eine gnädige Gottheit war. Was ihm einfiel, mußte geschehen, und hätte er Lust bekommen, aus sämmtlichen Handlungsbüchern seines Stiefvaters einen großen papiernen Drachen zu verfertigen, so würde Madam Buxbaum sie sogleich zerschnitten haben. Der gute Herr Buxbaum merkte nun wohl, daß der Ehestand doch ein Wehestand bleibt, wenn man gleich die Stecknadel in der ausgestopften Wade nicht fühlt, und daß es weit sicherer sey, gleich dem Moses, das gelobte Land nur von ferne zu schauen — nähmlich über die Straße einer schönen Nachbarin ins Fenster zu gucken — als mit Gefahr der Freyheit dort, wie Josua und Caleb, eine große Traube zu stehlen. Seine theure Hälfte nannte ihn zwar ihr Unterparlament, doch gestand sie ihm blos das Recht zu, Geld herbeyzuschaffen, im übrigen durfte

er sich um die Regierung nicht bekümmern. Nicht einmahl seine wohlwollendsten, unmaßgeblichen Rathschläge und Warnungen wurden beachtet, wenn sie auch sichtbarlich nur die eigene Zufriedenheit der Gattin bezweckten. Dahin gehörte unter andern die oft wiederholte Ermahnung, sich mit meiner Hülfe nicht die Zähne zu stochern. Es ist wahr, ich bin zu diesem Dienst nicht tauglich, indem ich weder die Glasur der Zähne noch das Zahnfleisch zu verschonen pflege; allein umsonst kaufte er ihr die niedlichsten Zahnstocher von Schildpatt und Elfenbein, sie blieb dabey, sich meiner zu bedienen, weil ich ihr am nächsten bey der Hand war.

Außer dieser verderblichen Gewohnheit war sie auch noch, wie leider viele ihrer Schwestern, einer sehr gefährlichen ergeben; sie hielt mich nemlich sehr oft im Munde, besonders beym Ankleiden, ohne sich deshalb im Sprechen den mindesten Zwang anzuthun. Herr Barbaum hörte nicht auf, ihr traurige Beyspiele zu erzählen von Leuten, die an verschluckten Stecknadeln gestorben sind; allein sie nahm sich nicht die Mühe, darauf zu hören, und brachte mich selbst durch diese Geringschätzung so auf, daß ich beschloß, mich bey der nächsten Gelegenheit an ihr zu rächen. Auf eine solche durfte ich aber nicht lange warten. Madam, vor dem Spiegel

stehend, hatte mich abermahls zwischen den Lippen, gerade als der kleine Jacob sich den Spaß machte, ein Loch in dem Sofa zu schneiden, um doch zu sehn, was eigentlich darin stäcke. Herr Buxbaum verboth es ihm einigemahl und nahm ihm endlich die Scheere weg. Der wißbegierige Knabe fing an zu schreyen, Madam ereiferte sich und bewies, daß der Trieb das Verborgene zu erforschen ein edler Trieb sey, den man nicht hemmen müsse, und daß der kleine Jacob sicher einmahl ein Mann wie du, mein Herr Philosoph, werden würde, der nicht eher ruht bis er von Allem das Wie und Warum erforsche, sollte er auch bis in die Eingeweide der Erde dringen. Herr Buxbaum wollte nicht beystimmen, Madam gerieth in Hitze und setzte ihre Zunge so hastig in Bewegung, daß sie darüber vergaß den Athem zu berechnen, der nothwendig erforderlich war, wenn das Triebrad nicht plötzlich stocken sollte. Da ihr nun wirklich in der nächsten Minute der Athem ausging, so wollte sie, um keine Zeit zu verlieren, ihn fortsprechend wieder in sich ziehen. Diesen Augenblick nahm ich wahr, mich in ihre Luftröhre zu logiren und gern würde ich noch weiter hinabgeschlüpft seyn, wenn nicht ein Krampf ihrer Muskeln mich daran verhindert hätte. Indessen that ich doch mein möglichstes, um mich fest zu bohren, und es gelang mir, diesen

Platz mehrere Stunden lang zu behaupten. Madam gebehrdete sich fürchterlich. Es erhub sich ein harter Kampf zwischen uns beyden, den ich rühmlich bestand, denn er kostete ihr viel Blut, und als ich doch endlich weichen mußte, so hinterließ ich eine Entzündung, die meine Rache vollendete, und sie ins Grab stürzte.

„Da haben wirs!" hatte Herr Burbaum gesagt, als ich wieder zum Vorschein kam und er mich ihr vor die gebrochenen Augen hielt, mit einer Geberde, welche deutlich ausdrückte: hab' ich dich nicht oft genug gewarnt? — Sie konnte nicht reden, denn ihre Luftröhre war verschwollen; aber sie sah ihn mit blitzenden Augen an und schlug ein Schnippgen mit der Hand, welches vermuthlich bedeuten sollte: wenn ich gesund werde, thu ichs doch wieder. Allein sie wurde nicht wieder gesund. Als sie die blitzenden Augen für ewig schloß, sagte Herr Burbaum noch einmahl: „da haben wirs!" Das waren aber auch die sämmtlichen Schmerzensäußerungen, die ich von ihm gehört zu haben mich entsinne. Mit großer Gemüthsruhe besorgte er das Begräbniß. Als Leidtragender mußte er dabey in einem schwarzen Mantel mit einem zweymahl aufgekrempten Hute erscheinen, und dieser Hut sollte mit einem langen Flor als Schmerzenssymbol verziert werden. Um den Flor zu befesti-

gen, war er gesonnen, sich meiner zu bedienen, und ich, die ich während meiner ganzen Laufbahn nie meine beschränkte Kraft, sondern nur meinen redlichen Willen zu Rathe gezogen, ich lieh auch dießmahl mich ohne Bedenken dazu her; allein der Filz, den ich durchbohren sollte, war so derb, daß ich unter dem Druck mich krümmte, und als Herr Buxbaum dennoch darauf bestand, mich immer tiefer einzudrücken, brach mir plötzlich der Kopf vom Rumpfe, und nun — o menschliche Undankbarkeit! — mich, die ihm seine Reichthümer erworben; mich, die in den kritischsten Augenblicken am Hochzeittage ihn nicht verlassen; mich endlich, die ihn von seiner Tyrannin wiederum befreyt hatte — mich warf er nun von sich und vertauschte mich gegen eine nagelneue Schwester, weil sie etwas stärker und glänzender war als ich! — Enthauptet und gekrümmt, wie du mich jetzt siehst, lag ich einige Tage auf dem Boden, bis ein unerbittlicher Besen mich ausfezte. Zwar wurde ich noch einmahl von einem Bettelbuben wieder aufgerafft, der den Kehrichthaufen durchwühlte; aber auch er warf mich bald wieder von sich als ein unnützes Ding, und so bin ich endlich hieher gerathen, wo ich den Unbestand des Glücks und die Undankbarkeit der Menschen beseufze. Denn sprich: ist das wohl eine gültige Ursach mich wegzuwerfen, daß ich keinen Kopf

mehr habe? — wie viele Menschen verlieren bey vielen Gelegenheiten ihre Köpfe und werden drum nicht minder geachtet. Giebt es nicht deren genug, die nie Köpfe hatten und vielleicht eben darum vorgezogen wurden? — oder soll ich in ewiger Verbannung leben, weil ich krumm geworden bin? — O du lieber Gott! was ist denn heut zu Tage nicht krumm? und was wird nicht gerade gemacht, es mag wollen oder nicht? Auch mich hätte eine hülfreiche Hand sehr leicht wieder gerade machen können, und ich würde dann noch eben so tief gestochen haben als die jüngste meiner Schwestern. Erbarme dich meiner, lieber Philosoph! bringe mich wieder zu Ehren! Habe mir deinen Kopf, ich will dir meine Spitze gegen die Recensenten leihen, so haben wir beyde genug.

Der Philosoph schikanirte die arme Verlassene noch ein Weilchen über das Wort Kopf, behauptend, man könne von einer Stecknadel blos sagen, daß sie einen Knopf besitze; als sie ihm aber bewies, daß in gar vielen Fällen Knopf und Kopf für Synonyme gelten können — (zum Exempel der Knopf auf dem Beutel, der Knopf, dessen Stelle sie einst selbst vertreten hatte; der Degenknopf u. s. w.) — so willfahrte er ihrem Verlangen, nahm sie mit nach Hause und erhob sie zu hohen Ehren, un-

dem er jeden seiner Tage, die verflossenen sowohl als die künftigen, ihrer Obhut übergab; das heißt, er befestigte durch sie einen Wandkalender an die Tapete.

Auch eine dramatische Vorstellung.

Meine Herren und Damen!

Wenn Sie sämmtlich zu Wien vor dem großen Schlegel gesessen hätten — dem Restaurateur der dramatischen Kunst — so würde ich mich wohl hüthen, den Mund vor Ihnen aufzuthun, sondern müßte verstummen vor meinem Scheerer. Da Sie aber dieses Glückes nicht theilhaftig geworden, ich hingegen die Schlegelsche Weisheit in Saft und Blut zu verwandeln bemüht gewesen, so erlauben Sie, daß ich in die Geheimnisse des Kunstgeschmacks dieses großen Mannes Sie einweihe, damit Sie hinfort Ihren eigenen Geschmack entbehren können, der auf keinen Fall so gut ist als der seinige.

Ein Zuhörer (unterbrechend). Mit Gunst, Herr Vorleser, das können wir so ge-

radezu nicht einräumen, ohne einem Despotismus des Geschmacks die Thore zu öffnen; nun hat aber der große Schlegel selbst im Ersten Bande pag. 6. gesagt: „Es giebt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker, folglich ist auch der Despotismus des Geschmacks immer eine ungültige Anmaßung."

Der Vorleser. Ey, er hat auch pag. 17. gesagt: „Die Welt ist weit und es kann gar manches darin neben einander bestehen; aber die einseitige unwillkührliche Vorliebe macht keineswegs den Kunstkenner, sondern im Gegentheil das freye Schweben über abweichenden Ansichten mit Verleugnung persönlicher Neigungen."

Der Zuhörer. Nun folglich —

Der Vorleser. Wer wird denn immer Folgen aus Phrasen ziehen, die eine bloße captatio benevolentiae sind? Fragen Sie einmahl den großen Schlegel, ob sein Geschmack nicht der einzig wahre und richtige sey? Er wird die Bescheidenheit nicht so weit treiben, das zu leugnen; er hat ja drey dicke Bände geschrieben, um es zu beweisen, folglich ist ihm der Despotismus des Geschmacks keine ungültige Anmaßung, und verständige Leser müssen darüber hinwegsehn, daß pag. 6. mit einem Grundsatz debütirt wird, den alle die folgenden Seiten zu vernichten streben. Fragen Sie ihn ferner: da,

nach seiner Angabe, die Welt weit sey, ob Kotzebue neben ihm bestehen könne? und ob er seine persönliche Abneigung gegen denselben verleugnet habe? er wird Ihnen lächelnd antworten: Sind Sie denn blind, mein Herr? glauben Sie, daß ich den hyperboreischen Esel jemahls vergessen werde? sehen Sie denn nicht, daß ich keine einzige Gelegenheit verabsäume, dem Verfasser desselben Eins anzuhängen? und daß ich folglich will, er solle nicht neben mir bestehn?

Der Zuhörer. Hat doch der große Schlegel den Verfasser des hyperboreischen Esels nicht ein einzigesmahl in seinen Vorlesungen genannt.

Der Vorleser. Er hat allerdings blos mit Fingern auf ihn gewiesen, welches seiner Mäßigung zur Ehre gereicht. Nicht einmahl die schöne Stelle pag. 53. enthält Kotzebue's Nahmen, sondern lautet blos wie folget:

„Wir haben gerade in unsern Zeiten Schauspiele genug erlebt, und sie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des Edelmuths überfließen, und worin für einen schärfern Blick dennoch die versteckte Absicht des Verfassers unverkennbar ist, die Strenge sittlicher Grundsätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menschen heilig seyn soll, zu untergraben und dadurch die schlaffe Weichlichkeit seiner Zeitgenossen für sich zu kitzeln."

Der Zuhörer. Woraus schließen Sie denn, daß diese Stelle auf Kotzebue gemünzt sey?

Der Vorleser. Erstens daraus, daß nur seine Stücke fast in alle europäische Sprachen übersezt worden und folglich in Europa Glück gemacht haben. Zweytens ist der Vorwurf, den die Stelle in sich faßt, nicht neu, sondern derselbe, den Kotzebue's Feinde bey Gelegenheit von Menschenhaß und Reue schon tausendmahl wiederholt haben.

Der Zuhörer. Erlauben Sie, es ist doch etwas ganz neues darin, etwas sublimes. Freylich hatten schon viele seiner Feinde ihn beschuldigt, er habe die Strenge sittlicher Grundsätze untergraben u. s. w., (so wie man einst Göthe beschuldigte, er habe in seinem Werther den Selbstmord gepredigt) aber noch hatte keiner gewagt zu behaupten, das sey unverkennbar seine Absicht gewesen, eine Absicht, die dem schärfern Blick des großen Schlegel nicht habe entgehen können. Darin liegt das Neue.

Ein anderer Zuhörer. Sollte nicht aber auch eben darin etwas liegen — wie soll ich es nennen ?. — etwas, das einer kleinen Bosheit, einer artigen Verleumdung sehr ähnlich sieht ?

Der Vorleser. Ey, ey, mein Herr, bedenken Sie, daß Sie von einem Manne sprechen, der frey über abweichenden Ansichten schwebt!

Der Zuhörer. Aber können Sie sich denn einen Dichter denken, der, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzt, zu sich selbst spräche: nun will ich die Strenge der sittlichen Grundsätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menschen heilig seyn soll, untergraben; das ist meine Absicht bey dem Kunstwerke, welches anzufangen ich im Begriff stehe. Können Sie einen solchen Teufel sich denken? — Bisher glaubte man, die Schöpfungen eines Dichters verdankten ihr Daseyn blos dem Drange seines Genius; allerdings könnten sie wohl bisweilen Unheil stiften, doch unmöglich könne dieses Unheil dem Dichter in der Stunde der Erzeugung vorgeschwebt, und am allerwenigsten könne er blos um des Unheils willen sein Werk unternommen haben. Gesetzt aber auch, es gäbe einen solchen Satan, so könne Gott allein wissen, daß es seine verstecke Absicht gewesen, und kein Blick auf Erden, selbst nicht der Geyerblick des großen Schlegel, sey im Stande, das zu erspähen; weil bis jetzt Gott allein sich vorbehalten, Herzen und Nieren zu prüfen. Das Alles glaubte man bisher und darauf gründete sich auch die Ueberzeugung, daß derjenige, der einen Andern einer höchst schändlichen Absicht bezüchtige, ohne ihm ins Herz sehen zu können, wohl kein Ehrenmann seyn müsse. Fiat applicatio.

Der Vorleser. Sie urtheilen zu streng, mein Herr. Sie sollten bedenken, daß schon mehr als drey und zwanzig Jahre verflossen sind, seit Kotzebue's Schauspiele auf allen Bühnen von Europa gern gesehen werden, und daß man seit drey und zwanzig Jahren sich umsonst unsäglich Mühe gegeben hat, ihn zu verdrängen. Sie werden gestehen, daß das sehr ärgerlich ist. Was bleibt denn am Ende übrig, um einem Jon oder gar einem Alarcos auch sein Plätzgen zu verschaffen, als daß man die Zuschauer zu überreden sucht, er habe die Absicht, sie sämmtlich geradewegs in die Hölle zu schicken? — wie wäre es denn sonst möglich, die Verblendeten von ihm zu erlösen? Der Zweck heilig: das Mittel. Es kam ja hier besonders darauf an, die braven Wiener, unter welchen Kotzebue noch manche Freunde seiner Muse zählt, ihm abwendig zu machen; wie konnte das füglicher geschehen, als dadurch, daß der große Schlegel ihnen seine Moralität verdächtig machte? Die braven Wiener halten noch große Stücke auf Moralität, da war ihnen also am besten beyzukommen; und nebenher empfingen sie dadurch von Herrn Schlegels eigener, nicht überall sattsam bekannter, Moralität einen hohen Begriff. Freylich werden sie sich gewundert haben, daß die Handlungen des Edelmuths, durch welche sie oft gerührt und

mit guten Gefühlen erfüllt wurden, blos Streiche des Edelmuths waren. Also auch der Edelmuth begeht lose Streiche? wird mancher gefragt haben, und nur Spötter durften antworten: In Feindes Augen wird jede Handlung zum Streiche.

Eine Dame. Sollten Kotzebue's Schauspiele wohl wirklich Schaden gestiftet haben?

Der Vorleser. Im Gegentheil, es ist bekannt, daß Menschenhaß und Reue drey verirrte Gattinnen zu ihrer Pflicht zurück führte; daß Bruderzwist eine lange entzweyte Familie versöhnte; daß das Kind der Liebe einen harten Vater bewog, seines natürlichen Sohnes hinfort sich anzunehmen; alle diese Beyspiele sind unwidersprechlich wahr und können bewiesen werden.

Die Dame. Nun? so scheint es ja vielmehr, daß diese Schauspiele die Sittlichkeit befördern als sie untergraben?

Der Vorleser. Ja, so scheint es.

Die Dame. Und was hat man dem entgegen zu setzen?

Der Vorleser. Des grossen Schlegels Wort.

Die Dame. Weiter nichts?

Der Vorleser. Lesen Sie im dritten Bande pag. 419. „Was uns in diesen Dra-

men nicht nur als natürlich und erlaubt, sondern als sittlich und edel geschildert wird, das übersteigt alle Begriffe —"

Die Dame. Mit Erlaubniß: werden Beyspiele angeführt?

Der Vorleser. Nein.

Die Dame. Mich dünkt, das wäre doch wohl nöthig gewesen, um eine so ungeheure Behauptung zu rechtfertigen?

Der Vorleser. Es hat dem großen Schlegel nicht so geschienen. Hören Sie weiter: „Und diese Verführung ist weit gefährlicher als die der leichtfertigen Lustspiele, eben weil sie sich, ohne durch äußere Unanständigkeit abzustoßen, in noch unverwahrte Gemüther einschleicht und die heiligsten Nahmen zum Deckmantel wählt."

Die Dame. Sind das wieder lauter unbewiesene Dinge?

Der Vorleser. Ich bitte um Verzeihung, es ist bereits erwähnt worden, daß sie erwiesen sind. Drey verirrte Gattinnen wurden verführt zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, eine hadernde Familie wurde verführt sich zu versöhnen u. s. w. Alles, weil es, laut pag. 418., ihren verwöhnten Herzen außerordentlich gefiel und weil sie klar einsahen, daß die heiligen Nahmen der Treue, der Liebe u. s. w. blos von Kotzebue als Deckmantel

gebraucht worden waren. „Denn seine allgemeine Lehre ist eigentlich, laut pag. 418, daß ein sogenanntes gutes Herz alle Fehltritte und Ausschweifungen wieder gut mache, und daß man es mit der Tugend nicht so strenge nach Grundsätzen zu nehmen habe."

Die Dame. Hat er das irgendwo gesagt?

Der Vorleser. Nein, er hat vielmehr, selbst in Menschenhaß und Reue, ganz das Gegentheil so stark als nur immer möglich ausgedrückt.

Die Dame. Aber vielleicht widerspricht die Handlung dieses Stücks?

Der Vorleser. Auch nicht. Eulalia ist nicht allein von Anfang bis zu Ende das unglücklichste, blos durch ihren Fehltritt elend gewordene Weib, sondern der Verfasser hat sogar in einem Nachspiel, die edle Lüge, zu zeigen gesucht, daß sie, trotz Meinau's Verzeihung, nie wieder glücklich werden konnte.

Die Dame. Aber mein Gott! wo stecken denn die gefährlichen, schändlichen Grundsätze?

Der Vorleser. In der versteckten Absicht des Verfassers, die für das schärfere Auge des großen Schlegels unverkennbar ist. Von der Schärfe seines Blickes kann

ich Ihnen noch mehrere Beweise liefern. Die Antigone des Sophocles nennt er ein weibliches Ideal. Er selbst gesteht zwar, dieß Ideal sey von großer Strenge, es grenze an Härte u. s. w., aber — meint er — sie offenbare doch ihr liebevolles, weibliches Gemüth in der einzigen Zeile: „nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.“ Er hätte wohl hinzufügen mögen, auch da, wo sie versichert, wenn ihr der Tod Kinder oder einen Gatten geraubt hätte, so würde sie nie mit Gefahr ihres Lebens (wie nun für den Bruder) den Gesetzen getrotzt haben. Und warum nicht? fragt sie sich selbst: ich hätte wohl wieder einen andern Mann gefunden und durch ihn andere Kinder bekommen, aber einen Bruder kann ich nicht wieder haben, da mein Vater und meine Mutter todt sind. — Sie lächeln, meine Damen? o das beweißt nur, daß Sie für die weiblichen Ideale kein so scharfes Auge haben als der große Schlegel. Sehen Sie da die allgemeine Lehre, welche Sophokles predigt: eine Frau thut nicht wohl, für ihren Mann und ihre Kinder sich einer Gefahr auszusetzen, denn beyde kann sie wieder haben; für den Bruder hingegen muß sie Alles wagen, doch auch nur in dem Falle, wenn beyde Aeltern todt sind und sie folglich keinen Bruder wieder bekommen kann. Beherzigen Sie das, meine Damen,

und werden Sie weibliche Ideale zur Freude ihrer Männer und Kinder. Merken Sie sich auch, daß, wenn Sie, ohne Griechisch zu verstehn, doch in den Geist der Griechen eindringen wollen, Sie die Antiken studieren müssen. Vor der Gruppe der Niobe und des Lakoon (I. pag. 69.) werden Sie den Sophokles eigentlich verstehen lernen.

Ein Zuhörer. Klingt das nicht fast, als ob man spräche: um in den Geist der italiänischen Musik einzudringen, muß man die Gemählde des Raphael studieren?

Der Vorleser wirft einen verachtenden Blick auf diesen Zuhörer und fährt fort: Wir wollen uns noch ein wenig an der dramatischen Kunst der Alten nach den Ansichten unsers großen Meisters ergnicken. Die Alten entwarfen ihre Kunstwerke (I. pag. 180.) nicht für den berechnenden prosaischen Verstand — und eine Unwahrscheinlichkeit, die erst durch Zergliederung gefunden wird, die nicht im Umkreise der Darstellung selbst liegt, galt ihnen für keine.

Der Zuhörer. Im Umkreise der Darstellung? was soll das heißen?

Der Vorleser. Vermuthlich was auf dem Theater vorgeht.

Der Zuhörer. Und alles übrige dürfte unwahrscheinlich seyn?

Der Vorleser. So scheint es fast. — Unser Zeitalter (pag. 201.) krankt an ähnlichen Gebrechen als die waren, welche dem Euripides unter seinen Zeitgenossen so viele Gunst, wenn auch nicht gerade Achtung, verschafften.

Der Zuhörer. Woher weiß Herr Schlegel, daß Euripides von seinen Zeitgenossen nicht geachtet wurde? hat er es in irgend einem alten Schriftsteller gelesen?

Der Vorleser. Nein, sie bezeugen vielmehr Alle das Gegentheil, aber er vermuthet es und Sie werden gleich hören warum: wir haben eine Menge Schauspiele erlebt (nemlich die von Kotzebue), welche an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides stehen, aber ihnen darin verwandt sind, daß sie durch weichliche, zuweilen sogar zarte Rührung das Gefühl bestechen, während ihre Richtung im Ganzen auf wahre sittliche Freygeisterey hinausgeht. Sehn Sie, meine Herren, diese schöne Gelegenheit durfte nicht vorbey gelassen werden, um Kotzebue Eins zu versetzen, und folglich durfte auch Euripides nicht von seinen Zeitgenossen geachtet werden, sondern höchstens ihre Gunst besitzen.

Wir wenden uns zum Aristophanes. Dieser Dichter war zwar (nach pag. 291.) in seinen persönlichen Neigungen pöbelhaft und ver-

derbt, und beleidigte durch seine Späße oft Sitten und Geschmack —

Der Zuhörer. So da wird es ihm sehr übel ergehen, vor dem Richterstuhle eines Mannes, der so streng auf beydes hält.

Der Vorleser. Aristophanes hat dennoch Gnade vor den Augen des großen Schlegel gefunden, denn in der Anlage und Ausführung seiner Dichtungen könne man ihm den Ruhm des gebildetesten Künstlers nicht versagen.

Der Zuhörer. Gehören denn die unsittlichen Späße nicht zur Ausführung? und wie ists denn mit der saubern Gewohnheit, lebende, gegenwärtige Menschen auf die Bühne zu stellen? vertheidigt Herr Schlegel die auch?

Der Vorleser. O ja! so strenge er für seine Zeitgenossen ist, so viele Nachsicht läßt er den lieben Alten angedeihen, welches ich ungemein löblich finde; denn Einmahl kann der Ruhm der Alten weder ihm selbst noch Andern lästig fallen, und zweytens verlieren die Neueren auch nichts dabey, denn sie dürfen sich mit der Hoffnung trösten, auch einmahl Alte und dann auch geruhmt zu werden. Also der große Schlegel behauptet pag. 277: obgleich die alten Komiker lebende Menschen genannt und mit allen Umständen auf das Theater gebracht hätten, so hätten sie darum doch keine bestimmten Individu-

en dargestellt. Diese historischen Personen hätten nur eine allegorische Bedeutung gehabt, eine Gattung vorausgesetzt.

Der Zuhörer. Aber in Athen verboth ja ein ausdrückliches Gesetz, wirkliche Personen einzuführen, sie durch Masken kenntlich zu machen u. s. w? Schon Horaz meinte, der Mißbrauch habe diese Einschränkung herbey geführt, und so scheint es allerdings, denn man giebt keine Gesetze gegen Mißbräuche, die nicht vorhanden sind.

Der Vorleser. Unser Meister bleibt aber doch bey seiner Behauptung, und besonders schön ist seine Vertheidigung dieses Unfugs, wie nemlich die Tragödie (so sagt er) harmonische Einheit liebt, so lebt und webt die Komödie in chaotischer Fülle: sie sucht die buntesten Gegensätze und immerfort sich kreuzende Widersprüche. Das Seltsamste, Unerhörte, ja Unmögliche in den Vorfällen heftet sie daher mit dem örtlichsten und besondersten der nächsten Umgebung zusammen. — Der komische Dichter ist befugt, die Handlung so keck und fantastisch wie möglich zu ersinnen, sie darf sogar unzusammenhängend und widersinnig seyn. — Nun, meine Herren und Damen, werden Sie sonder Zweifel einen sehr klaren Begriff von einer guten Komödie nach Schlegelschen Grundsätzen haben.

Eine Dame. O ja, der große Mann sagt mit andern Worten: je toller je besser. Wir besitzen eine solche Oper.

Ein Zuhörer. Wie wars denn aber mit dem Socrates, den Aristophanes so jämmerlich auf der Bühne persiflirte?

Der Vorleser. Im Socrates personifizirte der Dichter blos die sophistische Metaphysik.

Der Zuhörer. Aber von der war ja Socrates selbst ein entschiedener Gegner?

Der Vorleser. Ganz recht, unser Meister gesteht (pag. 307.) daß vermuthlich persönliche Abneigung zum Grunde gelegen habe. Wir dürfen ihm das um so eher glauben, da er sehr wohl weiß, zu welchen Niederträchtigkeiten persönliche Abneigung verleitet.

Der Zuhörer. Allein empört es denn unsern großen Meister nicht, das Aristophanes bey jeder Gelegenheit sich selbst die angemessensten Lobsprüche ertheilt?

Der Vorleser. Ganz und gar nicht. Das soll blos zur komischen Ausgelassenheit gehören. Bey den Alten läßt sich Alles gar leicht entschuldigen.

Der Zuhörer. Wenn das eigne Lob ein Beweis der komischen Ausgelassenheit ist, so muß man gestehn, daß es keinen komischern Menschen auf der Welt giebt, als den großen Schlegel,

der im dritten Bande pag. 52. sagt: daß nichts seltener sey, als ein Kunstrichter wie Er.

Der Vorleser. Darum wollen wir um so fröhlicher genießen, was der Seltenste auf Erden uns sendet. Es hat große Männer im Felde und Kabinet gegeben und giebt deren noch, wiewohl man sie auch die Seltenen nennen darf; allein was sind sie gegen Herrn Schlegel? denn nichts ist seltener als er. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, seine Bescheidenheit zu bewundern. Um aber die heutige Vorlesung würdig zu schließen, will ich noch in gedrängter Kürze zeigen, mit welcher unübertreffl'chen Kunst der große Schlegel alles dasjenige auch zu vertheidigen weiß, was er etwa bey andern Gelegenheiten herunter gemacht hat. Es ist nähmlich von einem Dichter die Rede, der, nach unsers Meisters eigenem Geständniß, „uns zuweilen in „anstößige Gesellschaft bringt; Zweydeutigkeiten „in Gegenwart der Frauen, oder gar von ihnen „selbst sagen läßt; dessen Poesie bisweilen aus dem „wahren Dialog heraustritt; der oft wipelt, oft „Wortspiele macht, auch wohl Sylbenspiele; der „das Komische mit dem tragischen grell mischt; „der dieselben Personen nicht selten zu verschiede„nen Zeiten die erhabenste und wieder die gemein„ste Sprache führen läßt; der niemahls Scheu „davor hat, die idealische Poesie ganz dicht neben

„der gemeinsten Prosa wohnen zu lassen; der das „Aeußerste des Fantastischen und Gemeinen zusam„menknüpft; der Stücke geliefert hat, in denen „nichts geschieht, oder, was geschieht, nicht so „wesentlich ist als was gesagt wird; der auch die „Auflösung bald willkührlich herbeyführt, bald „zu breit anlegt, bald die Handlung ins Stocken „gerathen läßt; der Rauhigkeit in Ausdruck und „Sitten beweist, seinen Helden Großsprechereyen „in den Mund legt; dem Heldenschauspiele bis„weilen unter den Händen zu Lustspielen wurden; „der die Wahrscheinlichkeit ohne Bedenken verletzt u. s. w." Dieser Dichter ist Shakespeare und Alles, was hier von ihm gesagt worden, sind des großen Schlegels eigne Worte. Es wird wohl Niemand zweifeln, daß auch die Hälfte hinreichend wäre, um über einen neuern Dichter das Anathema auszusprechen, und daß keine Schönheiten, die ihm sonst eigen wären, diese Mängel zudecken würden; allein mit Shakespeare ist es ein anderes, den hat Herr Schlegel übersetzt und gut übersetzt: dieses außerordentliche Verdienst würde minder glänzen, wenn er das Geringste auf ihn kommen ließe; darum heißt es trotz aller jener Gebrechen: „Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutz

geist höherer Art u. s. w." — Weil aber doch, meine Herren und Damen, dieses hochfliegende Lob, verglichen mit dem Obengesagten und Zugestandenen, Ihnen etwas ungereimt vorkommen möchte, so belieben Sie nun zu vernehmen, auf welche zierliche Weise der Panegyrist alle jene Vorwürfe von seinem Halbgott ablehnt. — Zweydeutigkeiten? nun ja, das war vermuthlich ein damahls nicht unerhörter Muthwille. Andere haben sich noch mehr erlaubt, und man muß nicht gleich in jedem dreisten Scherz eine Sünde wittern (III. p. 31. 32.) Ist das nicht eine herrliche Vertheidigung? — Schwulst? — dieser Tadel rührt von einer Phantasielosen Sinnesart her, der Alles unnatürlich vorkommt, was nicht ihrer zahmen Nüchternheit gemäß ist. (62.) Wortspiele? — In Homer findet man deren auch. Die Bücher Mosis sind voll davon. (p. 63.) Grelle Mischung des Komischen mit dem Ernsten? — Diese verhütet, daß das Spiel sich nicht in ein Geschäft verwandelt, bewahrt dem Gemüth seine Heiterkeit u. s. w. (p. 75.) Hinneigen zum Allzuschrecklichen? — Das ist ein erhabener Fehler, aus der Fülle riesenhafter Kraft entsprungen. (58.) Erhabene und gemeine Sprache einer und derselben Person? — Diese Ungleichheit ist in der Wahr-

heit gegründet, denn man spricht in verschiedenen Lagen verschieden. (p. 83.) Idealische Poesie und gemeine Prosa neben einander? So ist es ja auch meistens in der wirklichen Welt. (p. 133.) Unnöthige Breite in Auflösung des Knotens? — Unsere heutigen Zuschauer sind ungeduldiger als die seinigen waren. (p. 136.) Die Haupthandlung geräth ins Stocken oder wird gar rückgängig? — Das war unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. (147.) Rauhigkeit in Ausdruck und Sitten? — Das muß nach der wüsten barbarischen Zeit beurtheilt werden, in der etwa ein Stück spielt. (166.) Großsprecherey des Cäsar? — Da er nicht handelnd auftritt, so blieb nichts anders übrig, um einen Maßstab seiner Größe zu geben. (171.) Ein Heldenschauspiel, das ihm unter den Händen zum Lustspiel wird? — Man glaube ja nicht, es sey ohne Wissen und Willen des Dichters geschehn. (211.) Verletzte Wahrscheinlichkeit? — Shakespeare durfte auf poetische Zuschauer rechnen. (223.)

Hier, meine Herren und Damen, empfangen Sie ein Muster von der Kunst Alles zu vertheidigen, wenn man einmahl vertheidigen will.

Schlagen und lesen Sie selbst nach, wenn Sie vielleicht vermuthen sollten, es könne unmöglich Alles so da stehn. Ja, es steht wirklich Alles so da; nur kann ich freylich die edle, imponirende Zuversicht Ihnen nicht darstellen, mit welcher dieß Alles den guten Wienern vorgetragen wurde. Doch werde ich auch in dieser Kunst unsers Zeitalters mich üben, und mich bestreben, mein großes Vorbild zu erreichen. O du elender Pope! der du behauptet hast: Shakespeare habe zwar besser, aber auch schlechter als irgend ein Anderer geschrieben. O du elender Voltaire! der du vom Hamlet sagen durftest, er scheine von einem betoffenen Wilden herzurühren. O du elender Haller! der du folgendes verwegene Urtheil fällest: „Seine Schauspiele sind voll Concetti und unnatürlicher Ausdrücke, zwischen welchen allerdings zuweilen etwas unverbesserlich Schönes hervorschimmert. — Shakespeare hat überhaupt unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmack fällt er in die niedrigsten. Es ist freylich wahr, der Geschmack seiner Zeit hing am Hanswurstischen. Das mag eine Entschuldigung für Shakespeare seyn, nicht aber für die Schauspiele, deren Ziel die Vollkommenheit seyn soll. Gelehrt war Shakespeare nicht. Sein Theseus spricht vom Aristoteles. Wir kön-

nen auch sein Lob nicht zugeben, daß er die Leidenschaften so vortrefflich geschildert hätte, wenigstens nicht die Liebe. — Er ist ein Gemisch von Gold und Koth."

(Der Beschluß folgt.)

Die russische Amazone, oder heldenmüthige Liebe einer Russin.

(Von Otto von Kotzebue.)

So lautet der Titel eines russischen Romans, der, der Angabe nach, eine wahre Geschichte enthalten soll, die sich in den Kriegsjahren 1806 und 1807 zugetragen habe. Da dieser Roman, wie es heißt, viel Beyfall gefunden und überhaupt die russische Litteratur in Deutschland noch sehr unbekannt ist, so mag es manchem Leser ergötzlich seyn, hier die Skizze eines russischen Original-Romans zu finden.

Der Krieg war beschlossen. Wasili P., Hauptmann, und Olga T. liebten sich seit zwey Jahren mit Zustimmung ihrer Eltern. Olga's Vater, ein reicher Edelmann, wünschte, daß sein künftiger Schwiegersohn den Dienst quittiren und ein bürgerliches Amt suchen mögte. Wasili

war auch willig dazu, allein der Krieg brach aus und er glaubte es seiner Ehre schuldig zu seyn, den Feldzug mit zu machen. Olga, durch die nahe Trennung von dem Geliebten zur Verzweiflung getrieben, faßt den Entschluß, ihn zu begleiten. Vergebens bestreitet er denselben. Sie preßt ihm einen Schwur ab, ihr Vorhaben zu verschweigen, dann fährt sie fort: (eine Stelle, die als Probe des Styls dienen mag.)

„Du schaffst mir eine Mannskleidung und, da ich von ziemlich großem Wuchse bin, so wird es mir leicht werden, mein Geschlecht zu verbergen. Dann stellst Du mich, unter dem Nahmen Eines deiner Anverwandten, der begierig ist, für das Vaterland zu fechten, deinem Chef vor. Ich bin überzeugt, er wird mit meiner Tapferkeit zufrieden seyn u. s. w."

Olga hatte ihre Kindheit bey einer entfernt wohnenden Vater Schwester zugebracht und dieser versprochen, sie jährlich Einmahl zu besuchen. Diesen Besuch nahm sie jetzt zum Vorwand, ihren Vater zu verlassen. Sie befaß einen kleinen Schatz von 200 Silberrubeln; einige Hemden und Strümpfe wurden in einen Mantelsack gepackt, und die Heldin war reisefertig. Nun brachte Wassi die Uniform, und es wird nicht vergessen, anzumerken, daß er so lange in einen Winkel trat, bis sie sie angezogen hatte. Kaum erkann-

te er sie wieder. Der feste Tritt und der schöne militairische Wuchs verbargen ihr Geschlecht sehr wohl. Freylich hatte sie keinen Bart und eine so zarte Gesichtsfarbe; doch beydes konnte man auf ihre Jugend schieben. Es wurde verabredet, daß sie am andern Morgen wegfahren solle, als ob sie die Reise zu ihrer Tante antäte, doch auf der ersten Station sollte sie eine Krankheit vorwenden und verweilen, Wasili von dort sie abholen, seinen Chef vorstellen und dann ihr unzertrennlicher Gefährte bleiben. Der Tante wurde der ganze saubere Anschlag in einem herzbrechenden Briefe mitgetheilt, sie gebethen, den Vater betrügen zu helfen, und ihre willfährige Antwort an den Unteroffizier H** in der Compagnie des Hauptmann P. zu addressiren.

Diesen Brief schrieb Olga, ich weiß nicht warum, in ihrer Mannskleidung, und erst als sie damit fertig war, dachte man wieder an's Umkleiden. Der bescheidene Wasili entfernte sich deshalb, begegnete aber vor der Thür dem Vater, und nun entsteht eine sonderbare Scene. Der Vater, der zu seiner Tochter will, wird von dem Liebhaber, der eben von ihr heraus kommt, unter allerley Vorwand zurückgehalten, und als er doch darauf besteht, schließt Olga ihm die Thür vor der Nase zu. Er giebt zu erkennen, daß er es sey; was sie ohnehin schon wußte. Sie hat

unter-

unterdessen die Uniform in ihrem Bette verwahrt und einen Oberrock übergeworfen, worauf sie endlich die Thür öffnet.

Es kam Gesellschaft. Man erzählte viel von Kriegsthaten. Vormahls hatten dergleichen Erzählungen Olga nicht interessirt, jetzt hörte sie begierig zu und erblickte sich selbst schon mitten im Schlachtgewühl. In der letzten schlaflosen Nacht erwachte doch endlich ihr Gewissen und warf ihr vor, wie schändlich sie einen so zärtlichen Vater hintergehn wolle; auch die Gefahr, in die sie sich stürzte, und die Wahrscheinlichkeit, ihn nie wieder zu sehn, schwebten ihr vor Augen; ihr Entschluß wankte; indessen beschloß sie doch auf jeden Fall abzureisen, denn wenn es ihr möglich wurde, sich von Wasili zu trennen, so durfte sie ja nur zu ihrer Tante gehn, und mit diesem halben Vorsatz, von dem vorauszusehen war, daß Ein Blick des Geliebten ihn zerstören würde, machte sie sich reisefertig. Kaum ist sie angekleidet, als ihr Vater herein tritt, die allzugroße Heftigkeit ihres Schmerzes nicht begreifen kann, mit der innigsten Zärtlichkeit in sie dringt, sich ihm zu entdecken, auch sie so erschüttert, daß sie, ihm zu Füßen stürzend, im Begriff steht, Alles zu sagen, als sie zum Glück von Wasili unterbrochen wird und beym ersten Ton seiner Stimme den Vater vergißt. Der

Verfasser macht dabey die Anmerkung: „Wenige würden im Stande seyn zu begreifen, wie die Gegenwart des Geliebten wirken könne, man müsse aber so heftig geliebt haben, als Olga.“

Ein Zug, der wohl manchen Leser empören mögte, ist, daß Wasili in Olga's Gegenwart den Vater versichert, sie kenne ihre Pflichten viel zu gut, um ihm etwas zu verheelen. Olga hat sich indessen gefaßt, und, ohne zu erröthen, sagt sie dem Vater, er könne ja leicht errathen, daß nur die nahe Trennung von Wasili ihren Schmerz verursache.

Die Reise wird nun wirklich angetreten und zwar mit einer Kammerjungfer und einem Bedienten. Verabredetermaßen stellt Olga sich krank auf der ersten Station, und ganz unbegreiflicher Weise fährt die Kammerjungfer sammt dem Bedienten allein davon — Wohin? — das erfährt man nicht; vermuthlich zu der Tante, um ihr die Nachricht zu bringen, daß ihre Gebieterin krank sey und daß sie dieselbe ganz allein auf einer Poststation haben liegen lassen. Wasili hat indessen auf 24 Stunden Urlaub bekommen, eilt ihr mit raschen Pferden nach und — sie frühstücken zum Erstenmahl unter vier Augen mit einander. Wasili hatte einen Speisekorb mitgebracht. Die Speisen sollen sehr einfach gewesen seyn, hingegen wurde brav getrunken und, wenn man die Tonsee

welche ausgebracht wurden, zusammenzählt, so muß man vermuthen, daß Olga ziemlich benebelt vom Tische aufgestanden; denn Eustens tranken sie öfters auf wechselseitige Gesundheit; dann auf das Glück der russischen Waffen; dann auf baldige Zurückkunft ins Vaterland; dann auf ihr künftiges eheliches Glück; dann mehreremahle auf die Gesundheit des alten betrogenen Vaters; dergestalt, daß beym Zusammenrechnen der Gläser, wenn man auch das öfter und mehremahl nur für zwey annimmt — doch wenigstens sieben Gläser auf Olga kommen. Es gefiel ihr auch so wohl auf dieser Station, daß sie einst ihren Vater zu bitten beschloß, hier ihre Hochzeit auszurichten, ein Gedanke, der den Geliebten dermaßen entzückte, daß er ihr einen Kuß, „zum Beweise seiner ewigen Treue" gab. Der Postmeister sah wohl, daß die Krankheit der jungen Dame verschwunden war, „denn ihr blasses Gesicht hatte sich in ein feuerrothes verwandelt."

Wasili fuhr nun mit seiner Geliebten zurück nach der Stadt. Es ist der Mühe werth, das folgende mit den Worten des Originals anzuführen. „Unterwegs erzählte er ihr, er habe ein Zimmer für sie gemiethet, in welchem sie bis zum Ausmarsch wohnen werde, auch habe er von seinem Chef bereits Erlaubniß erhalten seinen Stiefbruder als Unterofficier im Regiment anzustellen.

Nun mußte aber Olga sich unterwegs noch umkleiden, damit in dem Hause, welches ihr zur Wohnung bestimmt war, ihr Geschlecht nicht verrathen würde. Beyde wußten nicht, wie das anzufangen wäre, als dem Hauptmanne plötzlich einfiel, sie könne es wohl im Wagen thun. Obschon das kein bequemer Platz für eine Damentoilette ist, so würde Olga sich doch nichts daraus gemacht haben, wenn nur ihre Sittsamkeit nicht im Wege gestanden hätte. Allein die Noth zwingt zu allem. Das Kleiderbündel lag neben ihr, Uniform, Beinkleider und ein schwarzes Halstuch wurden herausgenommen, und in Kurzem saß neben Wasili kein schönes Mädchen mehr, sondern ein schöner Jüngling und Kriegskammerad."

Sie kamen im Dunkeln nach der Stadt. Olga schlief gut. Am andern Morgen holte Wasili sie ab, um sie dem Chef vorzustellen, doch ließen sie sich vorher ein gutes Frühstück geben." Der hübsche junge Unteroffizier gefiel dem Chef sehr wohl. Wasili ging zu Olga's Vater zum „Essen," und erzählte ihr nachher, wie zärtlich der Alte von ihr gesprochen, „worüber sie bittere Thränen vergoß, sich aber bald ermannte, da sie ihr künftiges Glück sich vorstellte.

Beym Ausmarsch stand Olga auf dem rechten Flügel der Compagnie mit einer Hellebarde in der Hand und ihrem Tornister auf dem Rü-

cken. Den letztern durfte sie nachher auf einen Proviantwagen legen. Das langsame Marschiren griff sie nicht sehr an. Jeden Abend nahm Wasili sie in sein eigenes Quartier „und wenn nur Ein Bett im Zimmer war, so zog er sich nicht aus und ergriff alle mögliche Maßregeln, welche die Ehre und Unschuld seiner Geliebten ihm vorschrieben."

Nicht weit von Pultusk wurde sie so müde, daß sie nicht weiter fort konnte und allein mit Wasili zurückblieb. Es wurde Nacht und sie hatten noch zehn Werst bis zum Nachtquartier. Schon war die Hoffnung es zu erreichen verschwunden, als sie ein Licht in der Ferne erblickten; es schimmerte aus einem Dorfe: Olga schleppte sich bis dahin. Alle Einwohner schliefen, an viele Thüren wurde vergebens geklopft. Ein armer Handwerker that ihnen endlich auf, rieth aber, sich nach dem nahen Gute zu begeben, wohin er selbst, mit einer Laterne voranleuchtend, sie führte, und wo sie von einer Frau von B. sehr gastfrey aufgenommen wurden. „Sie befahl sogleich den Tisch zu decken," und nach Tische führte sie die Reisenden in ein Zimmer, „wo ein paar gute Betten standen." Am andern Morgen ließ Frau von B. sogar einen Wagen mit vier Pferden anspannen und den schönen Unteroffizier sein bequem wieder zu seinem Regimente bringen.

In der Nacht vom 13ten December standen die Russen dem Feinde bey Pultusk gegenüber. Da es sehr kalt und nebligt war, so machte Wasili eigenhändig Feuer vor seinem Unterofficier, weshalb seine Kameraden ihn auslachten. Am Morgen begann die Schlacht, die bekanntlich für die Russen siegreich ausfiel, und in welcher Olga, an der Seite ihres Geliebten, sehr tapfer gefochten hatte. Aber bey einer andern Gelegenheit, wo die Russen weichen mußten, wurde sie im Gewühl von Wasili getrennt, lief so lange, bis sie keinen Laum mehr hörte, fand ein Pferd, dessen Eigenthümer vermuthlich erschossen war, schwang sich darauf und sprengte davon, in Hoffnung, das russische Lager bald zu erreichen, kam aber mit Tagesanbruch in ein Dorf, wo man jeden Augenblick Franzosen erwartete. Sie ließ sich von allen Dingen „etwas zu essen" geben, ritt weiter, bis ihr Pferd vor Müdigkeit umfiel, ging nun zu Fuß, kam gegen Abend wieder in ein Dorf, „und bat sich etwas zu essen aus." Während des Essens unterhält sie der Wirth, ein deutscher Deutscher, und flucht auf den Feind, der die ganze russische Armee vernichtet habe. Olga weint, an den Russen habe der Feind eine harte Nüß zu knacken, und prahlt ein wenig mit den russischen Bajonetten. Es wurde auf Kaiser Alexanders Gesundheit brav getrunken. Dann

legte sich die müde Olga schlafen, der Wirth selbst schloß ihre Kammerthür ab.

Aber in der Nacht donnerte plötzlich ein französischer Quartiermeister an das Wirthshaus, und bestand darauf, in dem Zimmer zu schlafen, in welchem Olga lag. Der Wirth that alles mögliche, um den jungen russischen Soldaten zu retten, als aber der Quartiermeister drohte, die Thür einzubrechen, so mußte er sie endlich öffnen. Olga, durch den Lärm schon längst erweckt, war unter das Bett gekrochen. Der Franzose, „nachdem er gegessen," kleidete sich rasch aus und erblickte nun erst, zu seinem höchsten Erstaunen, eine russische Uniform auf einem Stuhl neben dem Bette, griff hastig nach seiner Pistole, durchsuchte das Bett, wurde ein paar Füßchen gewahr, die unter dem Bett hervor ragten, zog bey diesen Füßchen die Bekleide heraus, und hielt sogar noch für nöthig, ihr mit vorgehaltener Pistole zuzuschreyen: Ergieb dich oder stirb! — Olga bath um Gnade und der Franzose war höchst erfreut, als er, statt eines Kosacken oder Grenadiers, ein schönes Mädchen im bloßen Hemde zu seinen Füßen sah. Welchen Entschluß er auf der Stelle faßte, läßt sich leicht denken, und er drückte denselben in sehr deutlichen Worten aus, indem er das sittsame Mädchen versicherte: „die

Russen möchten wohl bisweilen in der Schlacht überwinden, aber in den Scharmützeln der Liebe würden die Franzosen doch immer ihre Meister bleiben."

Es entstand nun ein ungleicher Kampf, den der Verfasser con amore ausmahlt, doch am Ende desselben, als Olga schon entkräftet auf dem Bett liegt, sich der Unschuld erbarmt und durch das Anklopfen und Hereintreten eines französischen Officiers sie rettet. Sie warf sich ihm zu Füßen, er ließ ihr seinen Schutz angedeihen, und um zu beweisen, daß sie dessen würdig sey, erzählte sie ihm ihre Geschichte, durch welche der Franzose „dermaßen gerührt wurde, daß er mehreremahl ausrief: Olga ist ein Engel! gäbe es in Frankreich solche Mädchen, so würden sie ihre Liebhaber stärker an sich fesseln und die Franzosen den Ruf der Unbeständigkeit verlieren." — Nach der russischen Armee zurück zu kehren, war unmöglich, denn Olga befand sich bereits im Rücken der französischen, ohne zu wissen, wie es zugegangen; allein er gab ihr seine Addresse, Gaspard Dufour, Rittmeister vom ... Husarenregiment und bat sie, sich nur an ihn zu wenden, so oft sie seines Schutzes bedürfe; auch gab er bey seiner Entfernung dem Wirthe heimlich 4 Louisdors für sie. Die russische Uniform wurde verbrannt, Ol-

ga blieb eine Zeitlang in dem Hause des braven Wirths, in männlicher Bauertracht. Gleich am andern Morgen, nach dieser kitzlichen Begebenheit, „fragte die Wirthin, wie Olga geschlafen habe? und war sehr erfreut zu hören, daß sie sich vollkommen wohl befinde.“

Von hier aus schrieb Olga an ihre Tante, der sie alle ihre Abentheuer meldete, und um Geld bath, weil sie den Entschluß gefaßt, nach Kaßkrin zu reisen, wohin mehrere verwundete Russen gebracht worden, und wo sie vielleicht ihren Wasili finden werde. Sie machte sich auch wirklich mit ein paar jungen, leicht verwundeten französischen Officiers auf den Weg, die sie, unter dem Nahmen Grahl, als Bedienten mitnahmen. Es war aber auch noch ein anderer Bedienter, Ludwig, dabey, mit dem sie gleich in der ersten Nacht, wegen Mangel an Platz, sich in Ein Bett legen mußte. „Das machte sie sehr verlegen, denn sie hatte den Vorfall mit dem Quartiermeister noch nicht vergessen.“ Sie kleidete sich aber nicht aus, und suchte Ludwig zu bereden, daß er es gleichfalls unterlassen mögte.

„Ludwig sagte lachend: sie könne thun, was ihr beliebe, er aber finde nicht oft Gelegenheit, in einem so guten Bette zu schlafen, und wolle sich gütlich thun; worauf er sich ohne Um-

stände entkleidete. Olga legte sich auf die Decke. Ludwig wollte seine Höflichkeit zeigen und wickelte sie mit in die Decke, weil es kalt sey. Hol mich der Henker! sagte er, du bist so blöde als ein Mädchen. — „Und du behandelst mich als ein Mädchen, antwortete Olga. —" Das Gespräch nahm noch allerley schlüpfrige Wendungen, die sogar bisweilen von Pantominen begleitet waren. Der Verfasser versichert, „daß Olga wiederum sehr verlegen war." Sie stellte sich endlich, als ob sie schliefe, und der lustige Ludwig schlief wirklich ein.

Am zweyten Abend begegnete ihr ein anderes etwas bedenklicheres Abentheuer. Sie wurde zu einem der jungen Officiere gerufen, den sie im bloßen Hemde vor dem Kamine fand, und der sie ersuchte, seine Wunde im Dickbein zu verbinden, weshalb er auch sogleich sich noch mehr entblößte. Was sollte sie thun? sie mußte gehorchen, und der Officier konnte nicht begreifen, warum sie während der Operation so roth wurde. Er war sehr mit ihrer Geschicklichkeit zufrieden, und sie mußte ihn alle Tage verbinden.

Endlich kamen sie nach Küstrin, wo Olga sich von ihren Begleitern trennte, in ein Wirthshaus zog und daselbst gleich in der ersten Nacht einen besondern Schrecken hatte; denn das hüb-

sche Mädchen aus dem Hause hatte sich auf den ersten Blick in den hübschen Russen verliebt, und kam, ihm Beweise davon zu geben, die er nicht erwiedern konnte.

Am andern Morgen ging sie ins Hospital und bath den deutschen Aufseher desselben, Nahmens Bibern, ihr zu sagen, ob nicht ein russischer Hauptmann P. sich unter den Verwundeten befinde? Bibern antwortete, ihrer wären so viele, daß er noch keine Liste habe verfertigen können, allein sie möge selbst hingehn und suchen. Das wollte sie auf der Stelle, doch vorher visitirte Bibern ihre Taschen, ob sie auch nichts unerlaubtes bey sich trage, und als er sah, daß in der Gegend des Busens eine so starke Erhöhung war, glaubte er, sie habe etwas dergleichen unter die Weste gebunden, riß ihr die Weste auf und erkannte ihr Geschlecht.

Bibern war ein gesunder, wollüstiger Fünfziger, der sogleich die Rolle des Quartiermeisters spielen wollte, doch überlegene Stärke fand und abstehen mußte. Nun drohte er ihr, daß er sie gar nicht ins Hospital lassen würde, da der Hauptmann P. gewiß nicht ihr Bruder sey, wie sie vorgebe, sondern ihr Liebhaber, den sie vermuthlich weniger strenge behandeln würde als ihn. Sie blieb bey ihrer Aussage, konnte ihn aber

nur unter der Bedingung überreden, ihr zu willfahren, daß sie bey ihm wohnen wolle. Im Vertrauen auf ihre schon so oft erprobte Unschuld zog sie wirklich zu ihm, kleidete sich nun wieder als ein Frauenzimmer, ging ins Hospital, suchte ihren Geliebten drey Tage vergeblich und fand ihn endlich auf einem Boden in den jämmerlichsten Umständen. Die Freude des Wiedersehens war groß. Olga war so vernünftig, ihm weiß zu machen, Bibern sey in Rußland gewesen und im Hause ihrer Eltern bekannt, damit es ihrem Bräutigam nicht auffallen mögte, daß sie bey einem fremden, etwas berüchtigten Manne wohne. Durch ihr Vorwort verschaffte sie dem Kranken bessere Pflege, doch immer unter dem Nahmen ihres Bruders. Er erholte sich bald und sollte nun mit nach Frankreich transportirt werden. Bibern erboth sich, ihn zu retten, doch nur wenn Olga seine Wünsche krönte. Sie versprach es und bath blos um Aufschub. Es war da noch ein Unteraufseher Nahmens Truter, ein guter Mensch, Olga sehr ergeben, und zufälligerweise ihrem Geliebten in Gestalt und Zügen außerordentlich ähnlich. Diesen überredete sie, seine Kleider dem Gefangenen zu leihen, und Wasili entwischte, während sie Bibern in ein verliebtes Gespräch verwickelte, auch sogar ihm einen Brief

vorzeigte, den sie nach Haus geschrieben, um die Einwilligung ihres Vaters zu einer Verbindung mit Bibern zu erhalten. Nun war der Alte außer sich vor Freude, und hatte nicht das mindeste Arg daraus, als Olga das Hospital verließ, um, ihrem Vorgeben nach, den Brief selbst nach der Post zu bringen. Statt dessen aber vereinte sie sich mit Wasili und Truter, und alle drey machten sich in einem schon bereit stehenden Miethwagen auf den Weg nach Königsberg.

Doch ach! schon im ersten Nachtlager, 7 Meilen von Küstrin, drangen plötzlich französische Soldaten ins Zimmer, ergriffen Wasili und schleppten ihn wieder nach Küstrin, wohin sie sogleich folgte und erfuhr, daß sie dieses neue Unglück dem lauernden Bibern zu verdanken hatte. Wasili saß im Gefängniß und sollte nach einigen Tagen nach Frankreich abgeführt werden. Der Kerkermeister war ein harter Mann, aber seine Stieftochter, Luise, ein empfindsames Mädchen, das eben auch zu einer verhaßten Heirath gezwungen werden soll, verspricht Rettung, wenn man dem Gefangenen einen Strick in einer großen Pastete zuschicken wolle. Ehe jedoch diese schlaue List noch ausgeführt werden kann, hat Wasili bereits abmaschieren müssen und nur noch Mittel gefunden, seiner Olga ein Billet zu schrei-

ben, in welchem er sie bittet, sich in Geduld zu fassen und einstweilen zu ihrem Vater zurück zu kehren. Verzweiflungsvoll begiebt sie sich nach der Post, um diese Bitte zu erfüllen, trifft unterwegs den Rittmeister Dufour, wirft sich ihm zu Füssen und wird von ihm erkannt. Sobald er ihre Noth erfährt, eilt er zu seinem Gönner, dem General, und bewirkt Wasili's Befreyung. Eine Staffette wird ihm nachgesandt, doch ehe er noch eintreffen kann, erschallt bereits das Zauberwort: Friede! Friede! — das war ein großes Glück, denn sonst hätte Wasili dennoch nach Frankreich wandern müssen, weil er sich geweigert hatte, sein Ehrenwort zu geben, in diesem Kriege nicht mehr gegen die Franzosen zu fechten. —

Nun machten die Liebenden schleunige Anstalten zu ihrer Abreise; Truter, der in der Geschwindigkeit die empfindsame Luise heirathete, begleitete sie mit seiner jungen Frau. Die ganze Gesellschaft kam glücklich nach Hause, wurde von dem betrogenen Vater auf das liebreichste empfangen und alle erhoben sich nach der Poststation, wo Olga ihre Verwandlung zu feyern beschlossen hatte. Hier dankte sie dem Himmel, der sie sowohl aus den Armen des Quartiermeisters als aus der Bettdecke des lustigen Ludwig errettet hatte, ver-

gaß die Schenkelwunde des jungen französischen Officiers, sprach von alle dem lieber kein Wort, weil dergleichen Geschichtchen einem Bräutigam doch eben nicht erfreulich sind, und sank mit der holden Schaam eines Neulings an den arglosen Busen ihres Wasili. —

Ich füge nur noch hinzu, daß diese angeblich wahre Geschichte in zwey ziemlich dicke Bände ausgesponnen ist.

Worauf kommts an?

Die folgenden Gedanken sind von Marivaux. Sie könnten übrigens in jedem Jahrhundert jedem Beobachter sich aufgedrängt haben. — Ich habe, sagt er, mich lange damit belustigt, dem Pöbel zuzuschauen, der die Triumphbogen angafft, und die Art, wie er das thut, läßt mich vermuthen, daß seine Bewunderung nicht eigentlich dem Schönen gilt, sondern den mehr oder minder wichtigen Begebenheiten, welche die Ausstellung des Schönen veranlaßt haben und es der Einbildungskraft vorrühmen. Ich hörte von allen Seiten: o wie schön! und wenn ich im Geiste des Pöbels nach dem eigentlichen Grunde dieser Exclamation forschte, so hieß es wie folgt: „[illegible] Menge Menschen? sie erwarten die Ankunft der Infantin (der königlichen Braut) [illegible], was wir sehen, ist um ihretwillen [illegible] es wohl sehr schön seyn: o es ist gewaltig schön!“

Nun

Nun ja, diese Triumphbogen waren wirklich schön; aber im Geiste des Pöbels — o da fehlt wohl manchem Aushängeschilde einer gemeinen Schenke nichts weiter, um für ein Meisterstück zu gelten, als daß es bey irgend einer wichtigen Begebenheit angestellt würde.

Gemählde des Raphael! — sagte ich zu mir selbst — wenn ihr an der Stelle solcher Aushängeschilde hinget, so fürchte ich sehr, die Kunstliebhaber würden euch auch für weiter nichts nehmen: ich will des Todes seyn, wenn sie, euch erblickend, auf den Einfall kämen, daß ihr von Raphael seyd. Ach! wie viele schlechte Gemählde giebt es unter euch, die ein Zufall, eine eingebildete Kunstkennerey euch zugefällt hat! wie manche eurer ächten Brüder hingegen hat man verschmäht, weil sie zu spät oder bey einer ungünstigen Gelegenheit erschienen sind! —

Wahrhaftig! ausgenommen, daß wir leben und denken, sind wir unter und für einander nichts als solche Gemählde, wenigstens haben wir gleiche Schicksale. Hier ist ein Raphael, ein köstliches Bild; ich meine, ein Mensch voll Geist und Talent; wenn aber Zufall oder Geburt ihm einen schlechten Platz angewiesen haben, so ists um ihn geschehn. Wir sehen und hören ihn täglich und täuschen uns doch in dem Urtheil über ihn, weil kein äußeres Zeichen uns verkündet,

was er werth ist. Wir sehen nur in ihm ein Aushängeschild vor einem schlechten Wirthshause.

Ein Anderer hingegen ist eine wahre Sudeley, aber umringt von Gaffern, die große Verdienste in ihm entdecken. Ist er schwerfällig, spricht er wenig; so sagen sie, er sey kalt oder tiefdenkend. Schwatzt er viel und schlecht, so nennen sie ihn lebhaft, angenehm. Sind sie Dummköpfe? — o nein! es sind oft geistreiche Männer, und sie glauben sogar was sie sagen; vielleicht hat es sie Mühe gekostet, sich selbst davon zu überreden; aber der Mann steht nun einmahl in großem Ansehn, ist gewaltig reich, das verscheucht jeden Zweifel. Sie werden Euch sehr gern zugestehn, daß sie ihn nicht gleich für das gehalten haben, was er ist, und Ihr werdet sie Schmeichler schelten — aber sie sind es keinesweges; sie können sich nicht einmahl diese Ehre anmaßen, sondern meinen es ganz ehrlich und halten sich selbst zum Narren; ihr Geist liegt in den Fesseln des Eigennutzes. Ja, der Eigennutz spielt den klügsten Leuten solche Streiche und macht sie glauben, daß eine schöne Equipage, eine Menge Bediente, eine gute Tafel so viel sind, als Witz und Verstand.

Getreuer Auszug aus Merkels Skizzen erstes Heft.

Herr Merkel war Hofmeister in Liefland, wurde von einer patriotischen Idee ergriffen, zog Niemanden zu Rathe, brach seine Verbindungen plötzlich ab und ging nach Deutschland, wo er Niemanden kannte. Das machte ihn etwas ängstlich, aber er hörte einen Finken schlagen, nickte ihm zu und bestellte sich ein Frühstück. In Leipzig suchte er eine Dame auf, an die er eine Empfehlung hatte, sah sie aber nicht gleich, denn sie war krank. Er ließ ihr sagen, wo er wohne und ging spazieren. Sie ließ ihn auf den andern Mittag zum Essen bitten und zwar durch einen Menschen, den er für einen Bedienten hielt; es war aber Seume, und da umarmte er ihn, machte auch bisweilen Reisen von 10 bis 20 Meilen, um ein paar Tage mit ihm zu leben. Seume hatte einen großen Backenbart und trug auch eine große Mütze; Weisse hingegen eine zierlich frisirte Perücke und einen vermuthlich sei-

denen Schlafrock und steife Manschetten und war dick und hatte ein hübsches Gesicht, aber es sagte nichts. Jedermann rühmte ihn als einen wackern Mann, aber der (todte) Enael hat einmahl den Kopf geschüttelt und gemeint, Weuse sey versteckt und hämisch.

Herr Merkel ließ sich als studiosus medicinae einschreiben, fand aber bald, daß das Hirn Deutschlands am Schlagflusse leide, zumahl da ihm ein Buchhändler für sein ungedrucktes Manuscript nur Einen Ducaten für den Bogen bot, und folglich nur 22 für das ganze Buch. Aber es machte Lärm und da baten ihn die Buchhändler zu Gaste; die Leipziger Dichter betrachteten ihn wie die Schooshündchen einen Wolf, und die alten Herren sahen ihn an als wollten sie sagen: ey sieh doch! (gerade so wie Herr Merkel auch noch jetzt angesehn wird.) Auch erhielt er nun viele Besuche von Neugierigen, die ihn sehn wollten. Aber er machte sich nichts daraus, sondern reiste nach Jena und miethete sich ein Studenten-Stübchen. Loder bat ihn zu Gaste, da sah er auch Göthe und Humbold, stand in dem Kreise, welcher Göthe'n huldigend umgab, zog sich aber schon nach einigen Minuten aus diesem Kreise zurück und suchte Göthe'n weder an diesem Abend noch in den drey folgenden Jahren wieder nahe zu kommen, weil die allgemeine Stim-

me in Weimar über Göthe ihn nicht dazu aufmunterte. — Schiller lud ihn sehr gütig ein, er ging aber nicht zu ihm, bis er im Begriff war, Jena zu verlassen. Nun aber ging er zu ihm und zwar in seinen Garten, und war eine halbe Stunde bey ihm. Nachher kam er nur selten von Weimar nach Jena und hatte nicht Zeit Schiller zu besuchen. Noch später kam Schiller nach Berlin, war aber böse auf Herrn Merkel, weil dieser seine Braut von Messina nicht gelobt hatte. Herr Merkel wußte aber doch, daß Schiller ganz insgeheim eine Pension von dem dänischen Grafen Schimmelmann empfing, und außer Herrn Merkel wußten das kaum vier Personen in Deutschland; ihm hatte es aber auch die Frau Gräfin Schimmelmann selbst gesagt (wo ich nicht irre, fügt er hinzu, es könne es ihm also auch wohl jemand anders gesagt haben.). — Herder wohnte zwey Treppen hoch in einem sehr einfach möblirten Zimmer und war nicht sehr dick. Er nahm Herrn Merkel sehr gütig auf und machte ihm sogar Komplimente. Er stellte ihn auch seiner Frau vor, und sagte: auf seiner Stirn stehe das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales, ich diene nicht. Madame Herder gab ihm mütterliche Ermahnungen, aber Herder sagte: „laß ihn gehn! er bleibt nun einmahl so

und das ist recht gut." (Schade, daß, außer Herder, Niemand das gesagt hat.)

An einem schönen Sommertage fuhr Herr Merkel auch mit Herder und seiner Familie spazieren und trank mit ihr Thee im Grase, zu welchem Thee ein Bedienter das Wasser kochte und zwar in einer Niederung. Damahls rauchte er auch mit Herder eine Pfeife Taback. — Fichte's Bekanntschaft suchte Herr Merkel nicht und Schelling ging er aus dem Wege. Aber Schelling wollte ein Buch gegen Herder drucken lassen, und da rief die Herder: helfen Sie! helfen Sie, wenn Sie können! — und Herr Merkel konnte helfen. Er ließ nemlich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena zu Schelling, der einen sehr gedrungenen Körperbau hat, übrigens aber von mittlerer Größe ist und ein stark knochigtes Gesicht hat. Schelling versprach ihm, nicht gegen Herder zu schreiben, und nun kehrte Herr Merkel in den Gasthof zurück, wo er seinen Wagen schon wieder angespannt fand, und folglich wieder nach Weimar fuhr, wo er eine Stunde früher ankam, als man ihn erwartet hatte. Madame Herder stand aber auch schon am Fenster und hatte eine große Freude. — Jean Paul gefiel Herrn Merkel gar nicht, deswegen will er uns auch nicht sagen, wie er aussah. Herder soll oft über ihn gelacht haben. Herr Merkel reiste

einmahl mit ihm nach Gotha, da stieg Jean Paul unterwegs oft aus, um hinter dem Wagen aufzuschreiben, was Herr Merkel im Wagen gesagt hatte. Aber Eins schrieb er nicht auf, nemlich: daß er ein liebe sieches Kanarienweibchen sey, das täglich zu Nestetrage, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermöge, weil ihm das Hähnchen fehle, nemlich das Kunsttalent. — Lafontaine ist von ungeheurer Corpulenz, weint selbst, indem er die Leiden seiner Liebenden schildert, kann sie aber, trotz den Bitten seiner Frau, noch nicht glücklich machen, weil er noch beym ersten Bande ist.

In Berlin war Herr Merkel 1801 verstimmt. Abends ging er zu Engel und blieb da von 5 bis 12 Uhr, und ihm, nehmlich Herrn Merkel, verdankt das Publikum gewissermaßen den Lorenz Stark. — Falk war ein junger, schöner Mann, der gleich bey der ersten Bekanntschaft Herrn Merkel seinen Lebensplan mittheilte, nemlich daß er heirathen und nach Weimar ziehen wolle. Beydes geschah auch, und Herr Merkel sah nachher in Weimar seine junge Frau. — Kotzebue's Schwester kam von Bremen nach Weimar und bath Herrn Merkel dringend, mit ihr nach Jena zu fahren, um ihren Bruder zu besuchen. Das geschah, und Er brachte dort einen recht angenehmen Tag zu. Aber die

Verschiedenheit zwischen Kotzebue's Character und dem seinigen war zu groß — (Ja, Gott sey Dank!) — als daß ein näherer Umgang hätte entstehen können. Hingegen erwies er Falk einen nicht unwichtigen Dienst bey einer Streitigkeit und recensirte ihn nachher mit freundschaftlicher Wärme. — —

Das ist fürwahr Alles, was man in diesem Ersten Hefte von Herrn Merkel und dessen litterarischen Bekanntschaften erfährt; alles übrige sind blos absprechende Urtheile in seiner gewöhnlichen Manier. In der Vorrede sagt er selbst: daß er sich über manche zarte Rücksichten hinweg gesetzt habe, die ihm sonst heilig gewesen wären. (Wann war dieses sonst? oder wann wird es seyn?)

Nach der Erzählung, daß er in Travemünde einen Finken schlagen gehört und sich wohlgemuth ein Frühstück im Wirthshause bestellt, wirft er die Frage auf: „Kennen meine Leser mich jetzt? — Die Psychologen unter ihnen gewiß." — Man kann versichern, daß Jeder, der diesen Heft durchgelesen hat, Herrn Merkel vollkommen kennt, er sey Psycholog oder nicht.

Die Nachbarschaft bey der Tafel.

(Nach dem Französischen.)

Die meisten reichen Leute bilden sich ein, um bey ihren Schmausereyen für einen guten Wirth zu gelten, sey es schon genug, die Tafel mit Leckerbissen und köstlichen Weinen zu beladen, ob aber diese Leckerbissen auch mit Wohlbehagen verzehrt werden, darum bekümmern sie sich nicht.

Neulich war ich bey M**, der für einen trefflichen Wirth gilt. Der Gäste waren 25, und wenigstens 40 hätten satt werden mögen. In mehreren Gängen wurde aufgetragen, und Weine gab es von Tailleur, Pasteten von Rouget, Confect von Georges, Eis von Mosnier, Liqueurs von Lemoine, ungekochten Caffee vom Caffeehaus der Fremden. Alles im Ueberfluß. Dabey war man gut bedient; das Auge des Wirths schweifte unermüdet umher, ließ keinen Teller, kein Glas leer; alles war heiß, warm oder kalt, wie es seyn mußte, auch die Wahl

der Gäste verständig, lauter Leute von Verdienst, von Geist, von Ruf; und doch — hab' ich in meinem Leben keinem langweiligern Diner beygewohnt. Warum? — Von allen fünf und zwanzig Gästen kannte keiner den andern. Freylich lernt man an einer guten Tafel einander bald kennen, aber — es kommt auf den Platz an, den man einnimmt. Der Wirth kannte uns alle, er hätte uns also die Plätze verständig anweisen sollen; darum bekümmerte er sich aber nicht, sondern überließ es dem Zufall, und dieser war uns verzweifelt ungünstig.

Es gab unter uns Banquiers, Officiere, Schriftsteller, Landprediger, Künstler, obrigkeitliche Personen, Schauspieler, Dichter u. s. w., folglich konnte die Unterhaltung sehr angenehm werden, nur nicht allgemein, weil wir zu zahlreich waren. Nun saß aber ein Prediger neben einem Dichter, ein Kaufmann neben einem Schriftsteller, ein Officier neben einem Banquier u. s. w. Jeder versuchte, mit seinem Nachbar ein Gespräch anzuspinnen, schwieg aber bald, weil keiner des andern Sprache verstand. Der Dichter wollte von seinen neuesten Lustspielen sprechen, der Landgeistliche von seiner letzten Fastenpredigt. Der Schriftsteller fragte den Kaufmann, ob er die neueste Ausgabe vom Dictionnaire der Academie kenne? und der Kaufmann klagte über

die Sperre der Colonialwaaren. Der Richter wollte dem Officier einen Criminalfall vortragen und dieser die Schlacht bey Austerlitz entwickeln. In kurzem schwiegen alle und man hörte nur das Geklapper der Teller.

Der Wirth wurde verlegen. Er zog mich nach der Tafel ans Fenster, und konnte nicht begreifen, warum es so still zugegangen? Künftig," sagte ich, „ahmen Sie eine treffliche Gewohnheit nach, die in manchen Städten und Häusern beobachtet wird. Man schreibt die Nahmen der sämmtlichen Gäste auf kleine Zettel, die man auf die Servietten vertheilt, und zwar so, daß der Dichter neben den Schauspieler, der Banquier neben den Kaufmann, der Prediger neben den Richter, der Officier neben eine hübsche Dame (wenn Eine da ist) zu sitzen kommt u. s. w. Dann wird ein jeder in der Unterhaltung seines Nachbars die eigentliche Würze der Speisen finden."

Eine Ausnahme.

Wenn den Verehrern des schönen Geschlechts — unter die ich seit meinem siebenten Jahre mich zähle — die folgende, leider wahrhafte Begebenheit schmerzlich ist, so mögen sie mit dem Gedanken sich trösten: es ist nur eine Ausnahme. Auch unter den schönsten Früchten bleiben nicht alle vom Wurme verschont.

Rodrigo, ein braver Spanier, vermählte sich aus Liebe mit einem armen schönen Mädchen, sie hieß Blanca. Er schmeichelte sich, von ihr wieder geliebt zu werden und alle seine Freunde glaubten es, da sie täglich Zeugen ihrer Zärtlichkeit waren; und sie selbst glaubte es, da ein Frauenzimmer eigentlich immer liebt, nur oft nicht weiß was und daher sich einbildet, den nächsten Gegenstand zu lieben.

Nach einiger Zeit fiel dem Spanier eine Erbschaft in Neapel zu. Um diese zu heben, mußte er selbst dahin. Sollte Blanca ihn allein rei-

en lassen? das schien ihr ebenso unmöglich als ihm, sich von ihr zu trennen. Sie schifften sich also miteinander ein, doch kaum waren sie einige Tage in See, als das Unglück sie traf, von einem Algierer gekapert zu werden. Nur ein Trost blieb ihnen in der Sklaverey, sie wurden nicht getrennt, sondern beyde an Einen Herrn verkauft. Als dieser ihre wechselseitige Zärtlichkeit gewahrte, enthielt er sich aller Angriffe auf Blanca's eheliche Treue, nicht aus zarter Schonung, sondern aus Gewinnsucht, um von dem reichen Spanier ein höheres Lösegeld zu erpressen. Rodrigo schrieb Briefe über Briefe an seine nächsten Verwandten, mit dem Auftrage, Alles zu verkaufen, was er besitze, und das Geld zu übermachen, damit er seine geliebte Blanca befreyen könne. Aber jene Verwandten, seine nächsten Erben, eilten keinesweges, seinen Auftrag zu vollziehen, und hätten gern gesehn, daß er in der Sklaverey gestorben wäre. Davon ahndete der ehrliche Rodrigo nichts. Während er mit seiner Gattin ängstlich der Erlösung harrte, lernten sie einen französischen Renegaten kennen, einen muntern, wohlgebildeten Mann, der ihr Freund wurde, und ihnen tausend kleine Dienste erwies. Er war der Erste, der den Spanier auf die Vermuthung brachte, daß seine Verwandten nicht rechtlich mit ihm umgingen, und

ihm den Rath gab, selbst überzuschiffen, um seine Besitzungen zu verkaufen und dann mit dem Gelde seinen größten Schatz wieder einzulösen. Rodrigo stellte seinem Herrn die Sache vor, und dieser, im Vertrauen auf die Redlichkeit und Liebe seines Gefangenen, ertheilte ihm die Erlaubniß, nach Spanien zu gehn, während er Blanca als Unterpfand zurück behielt. Unter heißen Thränenströmen trennte sich das liebende Paar. Rodrigo flog in seine Heymath, machte Alles zu Gelde, was er besaß, und kehrte nach einigen Monaten mit der frohen Aussicht zurück, seine Blanca zu lösen und mit ihr, zwar verarmt, doch immer noch reich durch ihren Besitz, im freyen Vaterlande zu leben.

Es war Abend, als er anlangte, mit einem Koffer, der alle seine Reichthümer enthielt. Blanca empfing ihn mit der größten Zärtlichkeit. Er wollte auf der Stelle ihrem Herrn das Lösegeld bezahlen. Sie überredete ihn, es bis zum andern Morgen zu verschieben und jetzt in ihren Armen auszuruhn.

Süß entschlummerte der Rode, süß erwachte er am Morgen, sein erster Gedanke war die Freyheit seiner Blanca. Allein vergebens sah er sich nach ihr um. Sie war in der Nacht mit dem Renegaten entflozen, und hatte seinen

Koffer mitgenommen. Rodrigo blieb als Sklave zurück. Der Himmel erbarmte sich seiner. Nicht seine Ketten, sondern die schändliche Treulosigkeit der Geliebten drückte ihn bald ins Grab.

Bruchstücke von Addisson.

Der Ehrenpunct.

Worauf beruht er bey den Männern? — auf ihrem Muthe. Bey den Weibern? — auf der Keuschheit. Und warum? — es kann wohl keinen andern Grund davon geben, als das Verlangen beyder Geschlechter, einander zu gefallen; denn der Muth ist in den Augen des Weibes, die Keuschheit in den Augen des Mannes die vorzüglichste Tugend. Man kann aber das Warum noch öfter wiederholen. Warum schätzen die Weiber den männlichen Muth so hoch? — entweder weil es ihnen schmeichelt, denjenigen, der Andern ein Schrecken ist, als Sclaven zu ihren Füssen zu sehen; oder weil sie den Muth als Schutzwehr für ihre eigene Schwäche betrachten; oder bisweilen auch wohl, weil er das natürliche Kennzeichen einer starken, kräftigen Leibesbeschaffenheit ist. — Warum ist den Männern die

weib-

weibliche Keuschheit so werth? — entweder weil der Besitz eines keuschen Weibes schwerer zu erringen ist; oder weil nur Keuschheit die Treue verbürgt; oder weil man voraussetzt, daß Herzensreinheit, Wahrhaftigkeit, Beständigkeit ihre Gefährtinnen sind, worin man doch gar oft irrt.

Die größte Beleidigung für einen Mann ist: wenn man ihn Lügen straft. Daß er ausschweifend lebe, fluche, sich betrinke u. s. w., alle diese Vorwürfe läßt er eher hingehen, aber man sage ihm, selbst im Scherz, er habe gelogen, so muß der Schimpf mit Blut abgewaschen werden. Warum? — weil es kein Laster giebt, dem die Feigherzigkeit so anklebt, als das Lügen. Herodot erzählt von den alten Persern, daß sie ihre Söhne, vom fünften Jahre bis zum zwanzigsten, nichts weiter lehrten, als reiten, mit dem Bogen schießen und die Wahrheit sagen. Es ist nicht unmöglich, daß ein Mann, der sich bey irgend einer Gelegenheit entehrt hat, seine Ehre durch Großthaten wieder erlange; doch ein einziger Fehltritt, den ein Weib sich erlaubt, entehrt es auf immer.

Oeffentlicher Tadel ist eine Abgabe, die der Mann von seinen Verdiensten an das Publicum zahlt. Sich ihm entziehen zu wollen, ist des großen Mannes Thorheit, empfindlich dagegen zu werden, seine Schwachheit. Die berühm-

testen Männer aller Jahrhunderte haben ihn erfahren. Der einzige Schutz dagegen ist ein Leben in der Dunkelheit.

Die Sucht, einen ausgezeichneten Mann herab zu setzen, würde wenig Unheil stiften, wenn nur die Schmeicheley ihn nicht eben so hastig verfolgte. Denn ein großer Mann wird nie mit gleichgültigen Augen betrachtet; immer sehn seine Zeitgenossen in ihm einen Freund oder einen Feind. Darum lernt auch nur die Nachwelt seinen wahren Charakter kennen. Wir dürfen jetzt Cäsar einen großen Mann nennen, ohne den Ruhm des Pompejus dadurch zu vermindern, und wir dürfen Cato's Tugenden rühmen, ohne die des Cäsar zu verdunkeln.

Nach Newtons Berechnung kam der Komet von 1680 der Sonne so nahe, daß, wenn er von Eisen gewesen wäre, er 2000mahl erhitzter geworden seyn würde, als ein glühendes Eisen, und kaum 30000 Jahre hingereicht hätten, um ihn abzukühlen. Eine eben solche Gährung ist jetzt (Addisson spricht von seiner Zeit) in der politischen Welt, die so erhitzt ist, daß sie wenigstens 300 Jahre zu ihrer Abkühlung brauchen wird.

Partheywuth.

Als ich neulich mit meinem Freunde, Sir Roger, über diesen Gegenstand sprach, erzählte er mir, was ihm in seiner Jugend widerfuhr, da eben zwischen den Royalisten und den Anhängern des Parlaments die Flamme am heftigsten loderte. Er hatte ein Geschäft in der Sanct Annenstraße und fragte einen Menschen, der ihm begegnete, um den Weg dahin. „Du papistischer Hund!“ antwortete ihm dieser, „wer hat denn die Anne zur Heiligen gemacht?“

Roger ging weiter, und, um nicht zum zweytenmahl so anzulaufen, bath er einen Andern, ihm den Weg nach der Annenstraße zu zeigen. „Du hundischer Ketzer!“ fuhr dieser ihn an, „Anne war eine Heilige, ehe du gebohren wurdest, und wird es auch noch seyn, wenn du schon längst gehangen bist.“

Nicht allein für Sitten und Moral ist Partheywuth verderblich, sondern sie unterjocht auch den Verstand. Die elendeste Broschüre wird gepriesen, wenn der Verfasser unsern politischen Glauben hat; denkt er aber anders wie wir, so mag er das Vortrefflichste schreiben, es wird geringschätzig aufgenommen. In diesem Falle gleicht der verdienstvolle Mann einem Stocke, den wir durch Wasser betrachten, er scheint uns krumm.

Jeder Staat hat gewisse Epochen, wo diese Pest in seinem Innern wüthet. Aber wehe dem rechtlichen Manne, der zu einer solchen Zeit gebohren wird! es ist das größte Unglück was ihm widerfahren kann. — Die Spanier haben ein Sprüchwort: „wenn es in der Welt weder Narren noch Schelme gäbe, so wären wir Alle einig."

Genie.

Mit diesem Titel beehrt man oft den kleinsten Sonnettenkrämer. Es giebt keinen elenden Odendichter, der nicht seine Bewunderer hätte, die ihn ein großes Genie nennen, und erhebt er sich vollends bis zur Tragödie, so ist er ein sublimes Genie. Nur sehr wenige große Genies erregen allgemeine Bewunderung, durch Werke, die sie blos ihrem Talent, ohne Hülfe der Künste und Wissenschaften, verdanken. Freylich können sie Unregelmäßigkeiten nicht vermeiden, hingegen bleiben sie frey von Nachahmung, die auch dem größten Genie anklebt, wenn es das Gebiet der Künste und Wissenschaften durchstreifte. Darum hat Virgil nie den Homer erreicht, und es giebt Stellen in der Bibel, in welchen Homer weit übertroffen wird. Nur darf unsere gebildete Zartheit sich nicht daran stoßen, wenn Salomo die Nase seiner Geliebten mit einem Thur-

me auf Libanon vergleicht, der gegen Damask schaut; oder Homer einen seiner Helden mit einem Esel im Haberfelde, der, von Buben geneckt, keinen Schritt weicht; und einen andern, der nach Rache dürstet, mit einem Stück Fleisch, das auf Kohlen gebraten wird.

Es gibt eine zweyte Gattung von großen Genies — eine zweyte, aber darum nicht untergeordnete — die sich nach den Regeln der Kunst gebildet, ihren eigenen Talenten Schranken gezogen haben. Solche waren bey den Griechen Plato und Aristoteles, bey den Römern Virgil und Cicero, bey den Engländern Milton und Bacon. In der ersten Classe gleicht das Genie einem fruchtbaren Boden, der, unter einem glücklichen Himmelsstrich, majestätische Wälder erzeugt, in der zweyten demselben Boden, durch die Hand des Gärtners bearbeitet.

Glück und Unglück.

Es ist eine traurige, aber wahre Bemerkung, daß, wenn alles, was man auf der Welt Glück zu nennen pflegt, über einen einzigen Menschen ausgegossen wäre, dieser Mensch sich doch nur mäßig glücklich fühlen würde. Wäre hingegen alles Unglück auf Einem Haupte vereinigt, so würde der, der dieses Haupt trüge, das bejammernswertheste Geschöpf seyn.

Kleine Betrachtungen.

Obgleich ein Mensch, der gern Böses von den Leuten spricht, selbst für boshaft gilt, so kann er diesen Ruf doch ziemlich vermeiden, wenn er sich mit seiner Stachelzunge blos an verdienstvolle Männer hängt; denn Erstens wird er dann überhaupt nur von Wenigen Böses reden, und zweytens findet er dann immer Leute, die ihm gern zuhören. —

Man pflegt nicht allein dumme, sondern auch wohl schlechte Streiche oft durch die sogenannte gute Absicht zu entschuldigen; aber warum wagen es denn so viele ungeschickte Leute, Absichten zu haben? —

Es ist eine böse Gewohnheit, über alle Leute, die man kennt, ein Urtheil zu fällen; aber noch weit schlimmer, und fast auch häufiger, ist die, über Leute zu urtheilen, die man nicht kennt. —

Studiere den Menschen! diese Ermahnung hört man oft, aber wehe dem, der sie befolgt! —

Eines Werkes Mängel aufzufinden, ist weit minder schwer, als dessen Schönheiten zu fühlen. —

Es giebt wenig Menschen, die den Muth haben, glücklich zu seyn, weil ihnen die Kraft mangelt, sich über die elendesten Vorurtheile hinweg zu setzen. Den Meisten scheint blos daran gelegen, für glücklich gehalten zu werden. —

Ein Mann, welcher denkt, und seine Gedanken stark ausdrückt, ist von Rechtswegen kleinen Geistern ein Greuel. —

Viele machen den Versuch zu lernen und bringen ihr Leben damit zu; aber daß sie unfähig sind zu lernen, das lernen sie nie. —

Der Schwache fürchtet die öffentliche Meinung, der Thor trotzt ihr, der Weise beurtheilt sie. —

Es giebt keinen geistreichen Mann, der sich rühmen dürfte in einer Gesellschaft den Ton anzugeben, oder auch nur angehört zu werden, wenn ein einziger Narr darunter ist. —

Man wirft geistreichen Menschen bisweilen vor, daß sie hochmüthig wären, allein fürwahr! die Dummen sind es weit mehr. Jene äußern bisweilen Geringschätzung, wenn sie etwas bes-

ser verstehn, diese, wenn sie es nicht verstehn. —

Der Geschmack hat Regeln, die der Mann von Geschmack nicht verletzt, er möge sie kennen oder nicht. —

Pope's Epistel über die Weiber, an Mylady ***.

Sie sagten mir einst, Mylady, daß die Weiber fast nie Character zeigen. Sehr wahr! Man kann von Einem und demselben Frauenzimmer tausend verschiedene Gemählde entwerfen, und Alle werden ihr gleichen. Stolz und anmaßend am Hofe, einfach und sanft auf dem Lande, heute ihrem Gatten und allen Pflichten treu, morgen jeder Laune folgend; jetzt mit zerstreutem Haar, Hände und Blick zum Himmel erhoben, durch Thränen rührend; dann wieder mit fröhlichem Antlitz, durch Putz und Grazie geschmückt, die Saiten der Laute mit leichter Hand durchlaufend; betrübt ohne Grund, getröstet ohne Ursach, Freude und Kummer ein Werk der Laune. Ist auch ein so wunderlicher Gegenstand meiner Anstrengung, ihn zu schildern, würdig? —

Wohlan es sey. Spannt die Leinwand aus, mischt die Farben. Wir wollen diese flüchtige Lufterscheinung mit unsern Blicken verfolgen; wir wollen sie mahlen, während sie noch in ihrer ganzen Schönheit flammt. Aber schon ist der Augenblick vorüber, sie ist nicht mehr dieselbe. Rufa, die, glänzend geschmückt, Aller Blicke auf sich ziehend, im Park lustwandelt, ist eben so verschieden von jener Rufa, die den Locke studiert, als wiederum Sapho von ihr verschieden ist, man möge die letztere vor oder nach ihrer Toilette beschauen. Sapho gleicht dem Insekt, das am Morgen aus der häßlichen Puppe hervorschlüpft und mit glänzenden Flügeln bis zum Abend herumschwirrt.

Ich bewundere die Sanftmuth der Silia, die nie eine Höflichkeitspflicht verletzt, im Umgange behaglich ist, Anderer Fehler entschuldigt, Irrende gern zurecht weist. Sie war es, die Colisiens Betragen rechtfertigte, sie war es, die den guten Simplicius zu Rathe zog. Diese Güte, diese Sanftmuth verwandeln sich plötzlich in Wuth. Ihr staunt? Ihr fragt warum? tadelt nicht voreilig. Mäßigkeit ist ohne Zweifel eine von Silia's Tugenden. Sollte sie sich erlauben bey der Tafel zu schwelgen? einst vielleicht wird ihr Zorn und die glühende Röthe ihres Gesichts Entschuldigung werden.

Pavilio, seit kurzem mit ihrem Geliebten verwählt, scheint vor ihn, die Einsamkeit und den Schatten der Bäume zu lieben, unter welchen sie mit ihm lustwandelt; am andern Morgen verabscheuet sie ihn und die Einsamkeit.

Gleichwie die Blumen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben gefallen, eben so liegt der größte Theil der Reize des schönen Geschlechts im ewigen Wechsel des weiblichen Characters. Gute und böse Eigenschaften wissen die Weiber in so mancherley Abstufungen zu gesellen, daß sie eben durch diese künstliche Zusammenstellung Wohlgefallen erregen. Callipsa, liebenswürdig in ihren Fehlern und schlau in ihren Schwachheiten, besiegt ohne Verdienst die Herzen. Sie ist nicht tugendhaft, aber sie wird geachtet; sie ist nicht schön, aber sie wird angebetet. Sie verdankt ihre Eroberungen blos der boshaften Kunst ihrer Zunge und ihren Augen. Sie besitzt mehr Annehmlichkeit als Geist, mehr Geist als gesunde Vernunft. Fröhlichkeit belebt ihren Anstand, Lebhaftigkeit macht ihre Launen mannichfaltig und ein, ich weiß nicht was, ersetzt ihr die Schönheit. Witzige Einfälle gelten ihr für geistreiche. Sie ist beynahe häßlich und beynahe närrisch, dennoch bezaubert sie durch denselben Character, der uns bey andern zurückstoßen würde.

Narcilla ist das beste Weib von der Welt. Bisweilen affectirt sie Härte und würde diese gern bis zur Barbarey treiben. Immer jagt sie nach Vergnügen, obgleich oft ihre Launen, die sie für Grundsätze hält, sie daran hindern. In ihrem Temperamente liegen ihre Fehler, ihre Unbeständigkeit, ihre Gewissensbisse. Heute bietet sie alle ihre Reize, Künste und Geld auf, um eine Eroberung zu machen, morgen widmet sie sich ganz der Wohlthätigkeit und verschwendet Allmosen, ohne zu wissen warum. Einen Augenblick nachher spricht sie mit Geringschätzung von der Herzensgüte, uneingedenk, daß diese allein sie erträglich macht. Sie beleidigt Jedermann und will doch geliebt seyn. Eine Sklavin des Vergnügens und der Ehrsucht, wirft sie ein frommes Buch weg, um ein galantes Abentheuer zu bestehen, und setzt sich dann ganz gelassen wieder zu ihrem frommen Buche. Bald betend, bald ausschweifend wird sie von der Leidenschaft beherrscht; die Religion ist ihr ein Zeitvertreib, sie weiß Alles zu vereinigen, ist wechselsweise Atheistin und Christin, nicht aus Grundsätzen, sondern weil es ihr so einfällt.

Flavia ist geistreich und liebt das Vergnügen noch mehr, aber ihre Begriffe sind allzuverfeinert. Immer macht sie sich lustig über die lächerlichen Bedürfnisse unsers irdischen Lebens.

Das Einzige, was sie begehrt — nicht von Gott, an den sie nicht glaubt — sondern vom Schicksal, ist: leben und genießen; dabey ist sie stets bereit, durch Gift und Dolch von den Mühseligkeiten dieses Lebens sich zu befreyen. Woher dieser Contrast? sollte ihr Geliebter ihr untreu geworden seyn? oder sollte sie gar das Unglück haben, von ihrem Manne geliebt zu werden? Die aufgeklärte Thörin schöpft ihren Kummer aus der Quelle des Vergnügens. Sie ist zu geistreich, um Gefühl zu haben, zu lebhaft, um sich zu unterrichten, sie denkt zu viel, um Anderer Meynungen gelten zu lassen; sie liebt das Leben, sie mögte es gern benutzen; aber zu schwierig in den Mitteln dazu, stirbt sie ohne gelebt zu haben und indem sie die Kunst zu leben noch immer sucht.

Werfen wir unsere Blicke auf minder glänzende, doch nicht minder der Neugier werthe Gegenstände. Betrachtet Simeons alberne Gattin, sie ist gefällig aus Schwäche, halsstarrig aus Laune.

Jene andere bekennt ihre Fehler und bessert sie nie, und meynt, die Anhänglichkeit an ihre Freunde müsse alle Tugenden ersetzen, die ihr fehlen. — Eine dritte ist verständig nach Grundsätzen, wird strafbar ohne Leidenschaften, nimmt Eindrücke an von Allen, die sich ihr nähern, wechselt ihre Systeme mit eben der Leichtigkeit,

mit welcher ihr Geschlecht die Moden wechselt. — Eine vierte springt ohne allen Grund vom Kummer zur Freude, von der Freude zum Kummer über, und lebt in ewigem Kampfe mit den beyden Feinden ihres Geschlechts, der Zeit und der Vernunft.

Weiber und Narren sind allzuschwer zu entziffern; verwirrender als der Mangel an Ideen ist der Ueberfluß. Nur eine sehr geschickte, sichere Hand kann solche Gegenstände mahlen. Einige Pinselstriche auf gut Glück, eine Mischung von Licht und Schatten, einfache aber kühne Züge reichen hin. Mit welchen Farben soll man ein Chameleon mahlen, das in jedem Augenblicke seine Farbe wechselt? —

Im öffentlichen Leben erkennt man den Mann, im Privatleben die Frau. Unsere Talente bedürfen des hellen Lichts, die Eurigen glänzen am schönsten in der Dämmerung. Ihr seyd geschaffen, um ungekannt zu bleiben, darum werdet Ihr mit der Kunst Euch zu verstellen gebohren. In der großen Welt, in die Ihr Euch verirrt, seyd Ihr am wenigsten gekannt. Euch beurtheilend unterscheidet man nicht die Ehre vom Stolze, die Sanftmuth von der Schwäche, das Laster von der Tugend. Die mannichfaltigsten Leidenschaften quälen den Mann; das Weib kennt deren nur zwey: Liebe zum Vergnügen

und Herrschsucht. (?) Beyde hat die Natur eingeflößt, unsere Erziehung vermehrt die Erstere auf Kosten der Letztern. Kann Vergnügen ein Verbrechen seyn? sagen wir, und gehen von der Wollust zu Geschäften über, von der Liebe zum Ehrgeiz, vom Ehrgeiz zur Liebe. Euch hingegen fesselt unsere erste Wahl. Man sieht bisweilen Männer, die, ihrer Größe müde, Ruhe in der Einsamkeit suchen; aber ein Weib, welches herrscht, will immer herrschen, doch nur seiner Schönheit die Herrschaft verdanken. Von der Sucht nach Eroberungen wird es in der Jugend so besessen, daß es auch die schlechteste nicht verschmäht. In der Ferne und im Geräusch sucht es Glück und Ehre. Im stillen Hause leben, heißt für eine hübsche Frau, gar nicht leben. Sich zu rechter Zeit zurückziehen, ist der Triumph des Verstandes, aber der Größe, der Schönheit kommt er theuer zu stehen. Könige und schöne Frauen werden alt, ohne den Zauber der Freundschaft zu kennen, und fürchten die Ruhe wie die Einsamkeit, in der sie sich selbst finden würden. Vergebens lesen die Weiber in den Blicken des Publikums, daß sie nicht mehr sind, was sie waren, noch sterbend wollen sie gefallen und ihr erwünschter Tod kostet Niemanden einen Seufzer.

O Ihr Schönen! immer hascht Ihr nach Vergnügen, überall fehlt ihr es und nirgend könnt ihr es fest halten. Wird ein Genuß Euch gewährt, so findet Ihr ihn geringer als die Einbildungskraft ihn Euch darstellte; Ihr trachtet nach ihm, wenn er Euch flieht, und Ihr bedauert ihn, wenn Ihr ihn verlohren habt. Tausend kleine angenehme Thorheiten verstattet Euch die Jugend, doch im Alter der Vernunft erröthet Ihr nicht, ihnen noch immer nachzuhängen, wollt uns noch immer einbilden, daß Ihr glücklich seyd, und verbergt sorgfältig Euern Verlust wie Euern Verdruß. Gleich alten Zauberinnen, die in ihren Versammlungen fruchtlos die Nächte durchwachen, suchen auch die Weiber vergebens ihre Reize wieder hervor zu zaubern und mit ihnen das verlohrne Vergnügen. Alle ihre Anstrengungen bewirken weiter nichts, als daß sie zeigen: wir waren einst schön, und daß von ihnen gesagt wird: sie sind nicht mehr schön. So belohnt die Welt die Beständigkeit, mit der Ihr sie liebt. Eure Jugend ist der Laune, Euer Alter dem Spiel gewidmet. Ihr durcheilt mit Künstlichkeit eine Laufbahn, die Ihr zwecklos beginnt und in der Ihr auch keinen Zweck erreicht. Bisweilen glänzt Ihr, ohne Liebe zu erwecken, und veraltert, ohne einen Freund zu erwerben; oder, wenn Ihr einen Narren liebtet, so werdet Ihr

auch

auch die Freundin eines Narren werden, und endlich sterben, weise oder lächerlich, in beyden Fällen vergessen.

Ha! Mylady! überlassen Sie andern den Geist der Kleinlichkeit! lernen Sie denken und huldigen Sie der Freundschaft. Ihre Reize werden vielleicht noch zu, doch einst gewiß abnehmen und untergehn. Das erworbene Verdienst wird Ihre Schönheit überleben. Auch der Mond ist schön, wenn die Sonne untergegangen. Glücklich die, der die Natur dauernde Vorzüge verliehen! die, reizend in der Jugend, achtungswerth im Alter, ohne unwillig zu erröthen das Lob einer Schwester hört, keine Eifersucht empfindet, wenn man für ihre Tochter seufzt; die, im häuslichen Zwist, des Gatten Hitze verrauchen läßt, um dann der Vernunft den Sieg zu verschaffen; die ihn leitet, ohne ihn zu beherrschen; mit Sanftmuth befiehlt, mit Würde gehorcht; die ihren Gleichmuth nur in der Fröhlichkeit verliert; die Größe wie die Thorheit unbeachtet läßt; standhaft dem Kartenspiel entsagt; Krämpfe nicht kennt; ihre wahren Reize nicht durch die Pocken verliert, und unerschüttert eine Tasse zerbrechen sieht. Auch in dem besten Weibe finden sich Widersprüche, doch eben diesen verdankt es seine Vollkommenheit. Wenn der Himmel ein vollen-

detes Geschöpf hervorbringen will, so entlehnt er von beyden Geschlechtern das Beste, um es dem Günstling zu verleihen. Er giebt ihm Ihren Geschmack am Vergnügen, ohne den man nicht liebenswürdig seyn kann; Ihren Hang zur Ruhe, ohne den es keine Weisheit giebt; er vereint in diesem Meisterwerke frohen Leichtsinn mit Verachtung der Thorheit, Aufrichtigkeit mit Klugheit, Zurückhaltung mit Offenheit, Festigkeit mit Gefälligkeit, Ehrgefühl mit Bescheidenheit; eine gesunde Urtheilskraft, unerschütterliche Grundsätze, eine freundliche Einbildungskraft, immer neue Blitze des Geistes, die Kunst zu gefallen — mit Einem Worte, Mylady, Sie werden gebohren, um alle Herzen zu erobern. Als der Gott der Sonne und der Dichtkunst vor einigen Jahren durch die Wünsche Ihrer Eltern erfuhr, daß Sie gebohren werden sollten, bewachte er die Stunde, in welcher Ihre schönen Augen sich zum erstenmahle öffnen würden; er versagte Ihnen Reichthümer, die oft nur dazu dienen, den Verlust der Freyheit schneller herbey zu führen; Schönheit ist ein weit köstlicherer Schatz! die gab er Ihnen. Der Gott, der durch seine Strahlen das Genie entzündet und das Gold im Schooße der Erde reift, hat an tausend Weiber Schätze verschwendet, weil sie ihrer nicht entbehren konn-

ten; Ihnen verlieh er einen hellen Geist, ein zartfühlendes Herz, fröhliche Laune, körperliche Reize und — einen Dichter, um sie zu besingen.

Rede,

gehalten von Condorcet am 5ten Juny 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden, (nachmahliger Kaiser Paul und dessen Gemahlin) einer Sitzung der Pariser Academie beywohnten.

Die Zeit hat das Andenken jenes Tages in uns erlöschen können, an dem wir zum Erstenmahle einen Souverain unter uns erblickten (Peter den Großen) welcher Theilnahme an unsern Arbeiten bezeigte; aber dieses Andenken wird uns heute noch theurer, da nach 65 Jahren der Enkel dieses Fürsten denselben Platz einnimmt und durch angeerbte Liebe zu den Wissenschaften uns beweist, daß er berufen ist, Peter dem Ersten in seinen großen Entwürfen wie in seinem Reiche zu folgen. Früher als der Czaar hatte noch kein Sou-

verein den bescheidenen Titel Academiker mit allen jenen Titeln vereiniat, welche den ersten Stufen der menschlichen Größe vorbehalten sind. Der Besieger Carls XII. schien geschmeichelt, als er seinen Nahmen auf einer Liste sah, welche durch die Nahmen Newton und Fontenelle geschmückt wurde. „In den Wissenschaften" schrieb er, „giebt es keinen andern Rang, als den Fleiß und Genie verleihen." Eifersüchtig auf den Ruhm, alles nur sich selbst zu verdanken und vor allen Dingen das Beyspiel davon zu geben, wollte er auch seinen litterarischen Titel durch seine Arbeiten verdienen, gleichwie er zu den höhern militairischen Graden nur durch Dienste emporsteigen wollte. Er nahm den Titel eines Academikers nicht eher an, bis er der Academie ein Memoire über die Geographie des caspischen Meeres gesandt hatte, gleichwie er erst nach einem Siege den Titel eines Viceadmirals annahm. Eifrig hatte er in allen Ländern die Männer aufgesucht, deren Kenntnisse seinen Unterthanen nützlich werden konnten, im Unterrichten wie im Beherrschen dieser Unterthanen nur auf sich selbst vertrauend. Da war es leicht vorauszusehn, daß er nun in Europa's Grenzen weiter hinausrücken würde und daß die Wissenschaften ein neues Reich erobert hatten.

Jener Zeitpunct einer so großen Revolution für Rußland war auch für ganz Europa der einer glücklichen Revolution in den Wissenschaften. Zwar hatten schon zuvor mehrere Fürsten sie in Schutz genommen, entweder aus Geschmack dafür oder aus glühender Begierde nach Ruhm, allein der Czaar war der Erste, der da bewies, daß ein Fürst den Schutz, welchen er den Wissenschaften gewährt, theils als eine weise Politik betrachten soll, die sein eigener Vortheil ihm vorschreibt, theils als eine wahre Pflicht, da ihre Fortschritte eine Glücksquelle für Staaten und Völker sind. Alle Fürsten gebildeter Nationen haben diese Meynung angenommen. Ueberall sind zur Ehre der Wissenschaften Versammlungen gebildet worden, die in den Hauptstädten, wie in den Provinzen, den Geschmack dafür verbreiten. Die glücklichen Folgen jenes Schutzes sind so schnell und so ausgebreitet gewesen, daß er fast aufgehört hat, nothwendig zu seyn. Die Liebe zum Unterricht, das Gefühl des Nutzens und der Würde der Wissenschaften sind zu allgemein, um von nun an noch fremden Beystandes zu bedürfen, und man kann sagen, daß, in Hinsicht ihrer, die größte Wohlthat der Fürsten die ist, sie unabhängig von fürstlicher Gewalt gemacht zu haben.

Aber unter den, zum Fortschreiten der Wissenschaften nothwendigen Arbeiten, giebt es einige, zu welchen mehrere Generationen, andere, zu welchen mehrere Völker sich vereinigen müssen. Wenn diejenigen, die solchen Arbeiten sich widmen, auch Zeugen von dem Nutzen seyn könnten, den ihre Anstrengungen einst hervorbringen werden; wenn sie zum Lohn entweder das Vergnügen, neue Wahrheiten zu kennen, oder den Ruhm, sie entdeckt zu haben, hoffen dürften; wenn der Erfolg dieser Arbeiten nicht abhängig wäre von einem Zusammenstimmen der Beobachtungen, welches Verschiedenheit der Ansichten oder vielleicht auch Eigenliebe so sehr erschwert; so dürfte man von der Thätigkeit und Kraft des Genies Alles erwarten. So lange Ruhmliebe, Verlangen, den Menschen wohl zu thun, und das Vergnügen, eine neue Wahrheit zu fassen, der Preis der Arbeit seyn können, so lange brauchen die Wissenschaften von den Fürsten nichts zu begehren als Friede und Freyheit. Aber darf man von Gelehrten hoffen, selbst von den bescheidensten, daß sie, ohne einen andern Lohn als jene kalte Achtung, die man dem Fleiße, der Pünctlichkeit oder dem Eifer zollt, sich aufopfern werden, um ihren Nachfolgern Ruhm zu bereiten? daß sie Materialien sammeln sollen zu Erleichterung der Entdeckung von Wahrheiten, die sie nie hören

werden? und deren Nutzen künftigen Geschlechtern vorbehalten ist, die sie nie sehen werden?

Die Wahrheit dieser Bemerkungen wird noch auffallender, wenn man einen Blick auf den Zustand der Wissenschaften in Europa wirft. Auf Einer Seite wird man erstaunen über die schnellen Fortschritte, welche sie seit einem halben Jahrhundert gemacht haben; über den unermeßlichen Schatz von Wahrheiten, die unsere Väter nicht kannten; über die große Anzahl von Methoden und, so zu sagen, neuen Wissenschaften, welche die Kraft und den Reichthum des menschlichen Geistes vermehrt haben; man wird erstaunen über die Menge der Männer, welche durch wahre Entdeckungen sich in die erste Classe der Menschheit, in die der Erfinder aufgeschwungen. Aber zugleich wird man sehn, daß viele Theile der Wissenschaften sich diesem allgemeinen Impuls entzogen haben, und zwar gerade die, wo das Genie allein in sich selbst weder die Mittel noch den Lohn seiner Anstrengungen findet; die, wo eine wichtige Entdeckung nur der Preis des Forschens vieler Jahrhunderte, der vereinten Kräfte vieler Völker seyn kann. Es sey mir erlaubt, diese Bemerkung hier zu entwickeln und mit einigen Beyspielen zu belegen. Bey dieser Gelegenheit über das sprechen, was die Wissenschaften noch von den Fürsten zu erwarten berechtigt

sind, heißt, uns von unsern Hoffnungen unterhalten.

Alles beweist, daß die Natur beständigen Gesetzen unterworfen ist; jede anscheinende Unordnung birgt eine Ordnung, die nur unsere Augen nicht gewahr werden konnten. Nur durch Beobachtung der Thatsachen, deren Zusammenstimmen oder Folge nöthig sind, um jene Ordnung unserm schwachen Gesicht wahrnehmbar zu machen, erkennen wir sie. Folglich müssen jene Thatsachen sich unter dem Gesichtspunct eines Beobachters vereinigen lassen, oder er muß sie durch Experimente gleichsam zwingen können, sich nach seinem Willen ihm darzustellen. Ueberdieß müssen die Gesetze, denen sie unterworfen sind, durch Revolutionen bezeichnet seyn, deren Dauer nicht den kurzen Zeitraum übersteigt, den die Natur unserm Daseyn angewiesen. Wenn diese glückliche Vereinigung von Umständen unserer Schwachheit nicht zu Hülfe kommt, so können die Anstrengungen des Genies lange Zeit fruchtlos bleiben.

Die ungeheure Menge von Phänomenen, welche die Atmosphäre uns darbietet, ihre schnellen Veränderungen, die vorher zu sehn uns unmöglich ist, folgen indessen doch gewiß allgemeinen Gesetzen, hängen von beständigen, überall wirkenden oder localen Ursachen ab; aber die Na-

tur dieser Ursachen wird kaum geahnet und ihre Gesetze sind uns unbekannt.

Da unsere Existenz und alle unsere Bedürfnisse unter dem Einfluß dieser Phänomene stehn, so hieße, ihre Ursachen errathen, fast sie beherrschen. Könnte der Mensch die Revolutionen der Jahreszeiten voraussehn, so würde er gewissermaßen unabhängig von ihnen seyn; denn in dieser Wissenschaft, wie fast in allen andern, ist jede Entdeckung eine Eroberung, die der Mensch der Natur und dem Zufall abzwingt. Aber um bis zu dieser Kenntniß sich zu erheben, müßte man die Verbindung kennen, welche die Phänomene der Atmosphäre unter sich auf den verschiedenen Theilen des Erdbodens haben, und die Gesetze ihrer Perioden, deren Umwälzungen sich vielleicht auf ganze Jahrhunderte hinaus erstrecken; die Forschungen müßten alle Climate und eine lange Reihe von Jahren umfassen.

Die Erde, die wir bewohnen, die Revolutionen, die sie erfahren hat, die, welche künftige Jahrhunderte herbey führen werden, sind uns eben so wenig bekannt, als die Bewegung der flüssigen Materie, von der sie umgeben ist, und die Phänomene, die sie in ihrem Schooße erzeugt. Vergebens haben wir die Oberfläche der Erde durchlaufen, in ihren Eingeweiden gewühlt, und was diese enthalten, beschrieben und zerglie-

tert. Die Ursachen, welche die Erdkugel mit Bergen gespickt, mit Thälern gefurcht, Meere gegraben, Inseln erhoben, die kleine Zahl der Elemente in so verschiedenen Zusammensetzungen auf der Erde vertheilt haben; die eben so beständigen als mannigfaltigen Gesetze, welche bey der Bildung dieser Zusammensetzungen thätig waren; alles das ist uns unbekannt. Wir haben Systeme geschaffen; aber bey jedem Schritte vorwärts auf dem Erdboden, bey jedem um einige Fuß tiefern Eindringen in dessen Schoos, sind alle diese Phantome der Einbildungskraft verschwunden. Wie könnte auch ein so ephemeres Wesen, als der Mensch ist, der Natur Geheimnisse ablauschen, die sie in einem, für unsere Dauer so langen Zeitraum bereitet? Wie könnte der Mensch ein Ganzes auffassen, dessen einzelne Theile gleichsam in Unordnung über einen so weiten Raum zerstreut sind, daß, selbst wenn er sein ganzes Leben diesem Zwecke widmete, es ihm unmöglich seyn würde, nicht blos den ganzen Umfang zu beobachten, sondern auch nur zu durchlaufen, nicht blos alles zu untersuchen, sondern auch nur zu sehn.

Wie unbekannt ist selbst noch die Geschichte des Menschen! die Erde, die er bewohnt, ihre Feuchtigkeit oder Trockenheit, der mehr oder minder erhabene Boden, dessen Producte und Cul-

tur, die verschiedenen Beschäftigungen, Lebensweise, Art sich zu kleiden, Gebräuche, Regierungsform, Gesetze, alles das hat Einfluß auf Lebensdauer, Fruchtbarkeit, Stärke, Gesundheit, Thätigkeit, Industrie, selbst auf Character, Moral und Genie. Diese Ursachen sind zu gleicher Zeit untereinander verbunden, von einander abhängig, und können sogar noch modificirt werden durch die Wirkung der Veränderungen, die sie selbst hervorbringen. Wir haben über diese Gegenstände nur allgemeine und unbestimmte Beobachtungen, die sogar großentheils noch bestritten werden. Hier sind der Mensch, die Erde, die Einflüsse des Clima's der Gewalt der Gesetze und Meinungen gewichen; dort hat der Mensch, mitten unter politischen Revolutionen und Umwandelung der Vorurtheile, dennoch seinen Character, seine Constitution und sein Clima beybehalten. Hier hat ein verpflanztes Volk mit seinem Wohnort auch die Sitten verändert; dort hat es seinen Character mit sich genommen, und weder Zeit, noch Begebenheiten, noch Vermischung mit andern Völkern haben den ursprünglichen Stempel vermischen können. Die Verbindung, welche zwischen der physischen Beschaffenheit des Menschen, seinen moralischen Eigenschaften, der gesellschaftlichen Ordnung, der Natur des Clima's, in welchem er lebt, des Bodens,

den er bewohnt, der Gegenstände, die ihn umgeben, vorhanden ist, kann nur durch eine lange Reihe von Nachforschungen erkannt werden, die zu gleicher Zeit verschiedene Climo's, verschiedene Sitten und verschiedene politische Constitutionen umfassen. Daraus würde eine sehr wichtige Wissenschaft hervorgehn, aber sie wird wahrscheinlich nicht eher geschaffen werden, bis eine unermeßliche Sammlung von scharfen und aneinander hängenden Beobachtungen erlauben wird, die Resultate, und wiederum die Gewißheit dieser Resultate, einer Berechnung zu unterwerfen. Es ist freylich möglich, daß in diesen verschiedenen Theilen unserer Kenntnisse, wie in allen ähnlichen, nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, einmahl ein glücklicher Zufall die zerstreuten, vorworrenen, von der Zeit aufgehäuften Denkmähler dem Blicke eines Genie's vereint darstellt. Die Fürsten allein haben die Mittel in Händen, diesen Erfolg unabhängig von Zeit und Zufall zu machen. Sie allein können, nach einem Plane, der Einheit hat, jene langen und mühsamen Arbeiten vorschreiben und ausführen lassen, deren Lohn der Ruhm nicht seyn kann. Wer als ein Fürst könnte so große Unternehmungen beginnen, deren Nutzen erst in ferner Zukunft fühlbar seyn wird? ein Fürst, der seine Entwürfe nicht nach der Lebensdauer eines Men-

schen, sondern nach der Dauer der Reiche abmessen darf? nur die vereinigten Fürsten können den Forschungen der Gelehrten diejenige Ausdehnung geben, welche jeder Theil solcher Wissenschaften fodert, deren Elemente die Natur auf dem ganzen Erdboden verstreut hat.

Nie gab es einen günstigern Augenblick für Entwürfe zum Vortheil der Wissenschaften; nie hat ihre Herrschaft einen so großen Raum umfaßt, nie waren ihre Jünger so zahlreich. Die Linnäus und Bergmann haben unter den dem Himmelsstrich Europa erleuchtet, wo die durch Christenen versammelten Gelehrten nur Gleichgültigkeit und Geringschätzung erregten. Ein Philosoph, an Küsten gebohren, wo die Engländer im verschlossenen Jahrhundert nur Wilde fanden, hat die Ursachen des Blitzes errathen, ihn seinen Gesetzen unterworfen, und mit derselben Hand, die die Fesseln der neueren Welt zerbrechen sollte, auch den Himmel entwaffnet; während in jener Stadt, der Nebenbuhlerin von Rom und Byzanz, die fast in unsern Tagen sich aus den Morästen der Newa erhoben hat, ein unermüdliches Genie, Euler, die tiefsten Entdeckungen mit einer Fruchtbarkeit hervorbringt, welche selbst bey den geringrüzigsten Gattungen in Erstaunen setzen würde, ohne daß weder das Alter ihm Kraft geraubt, noch der Verlust der

Gesichts seinen glühenden Eifer, seine unglaubliche Leichtigkeit geschwächt hat; gleich jenem Tiresias — wenn anders, große Männer mit Fabelhelden vergleichen, sie nicht herabsetzen heißt — gleich jenem Tiresias, den die Götter durch Blindheit straften, weil er ihre Geheimnisse erlauscht, dem aber, wider ihren Willen, das Schicksal die göttliche Wissenschaft ließ, die sie ihm beneideten.

Wenn man jemahls hoffen dürfte, die Fürsten für die Fortschritte des menschlichen Geistes vereinigt zu sehn, so ist es in dem Zeitraume, in welchem wir leben. Obgleich erworbene Kenntnisse und der blühende Zustand der Wissenschaften in ihren Reichen, ihnen fremdes Licht entbehrlich zu machen scheinen, so sind sie doch eifrig bemüht, nicht nur fremde Gelehrte zu sich zu rufen, sondern sie aufzusuchen, und setzen ihren Ruhm darein, jene Schätze in ihr Land zurück zu bringen, die allein man theilen kann, ohne ihren Besitzern etwas zu rauben. (Ja, das waren schöne Zeiten!) Die Fürsten eilen, sowohl die Scheidewände niederzureißen, welche vorgegebenes Nationalinteresse — Phantomen von Habsucht und Unwissenheit erschaffen — zwischen den Völkern gezogen hatte, als auch die, welche Vorurtheile aller Art zwischen Unterthanen eines und desselben Reiches aufthürmten. Man erkennt

endlich, daß alle Menschen nur Eine Familie bilden, nur Ein Interesse haben. Der Nahme Menschheit, ein Gefühl bezeichnend, welches die Bewohner aller Länder und jedes Zeitalters umfaßt, ist in dem Munde der Fürsten wie der Philosophen, und scheint zu Einem Zwecke sowohl diejenigen zu vereinen, deren Ehrgeiz ist, die Menschen aufzuklären, als auch die, deren Pflicht erheischt, über ihr Glück zu wachen und ihre Rechte zu vertheidigen.

Der Czaar war der Erste, welcher fühlte, daß die größte Wohlthat, welche ein Fürst seinen Unterthanen erzeigen kann, die ist, sie aufzuklären. Möchte sein Enkel einst zeigen, daß Eins der größten Güter, welches die Natur einer Nation zu gewähren vermag, ein Fürst ist, der, indem er alle Kenntnisse seines Jahrhunderts für sie wirksam macht, zugleich den kommenden Geschlechtern neues Licht bereitet, neue Quellen des Glücks öffnet.

Die Macht der Vaterliebe.

(Nach Imbert.)

Wenn der Himmel einem Menschen heftige Begierden gab, so kann er kein gefährlicheres Geschenk hinzufügen, als Macht und Gewalt. Mit regen Sinnen war Feldheim gebohren; überströmende Gesundheit und Kraft weckten glühende Leidenschaften in ihm, und — er war reich, das heißt, er besaß die Macht, sie zu befriedigen. Die Liebe, oder vielmehr den Hang zu Weibern lernte er früh kennen; nicht Erholung, sondern Beschäftigung war ihm dieser Hang, dem die Gewohnheit immer tiefere Wurzeln schaffte. Er war fast vierzig Jahr alt und glaubte noch immer zwanzig zu seyn, weil er sich noch immer wie ein Jüngling benahm. Seit vielen Jahren hatte er die Liste seiner Schlachtopfer stets vergrößert. Doch galt dieser Bösewicht noch immer für einen Mann von Ehre: denn wenn er gleich die Unschuld verführte, Gatten trennte, ganze

Familien ins Unglück stürzte, so bezahlte er doch seine Spielschulden pünctlich in 24 Stunden, und wenn er auch, um ein leichtsinniges Weib zu bethören, die heiligsten Schwüre brach, so hielt er doch gewissenhaft Wort, wenn er versprochen hatte, an irgend einer Lustpartie Theil zu nehmen.

Indessen darf man doch nicht glauben, Feldheim sey ein Geck gewesen. Ein Geck will nur Aufsehn erregen; ihm hingegen lag mehr am Genuß als an der Ehre der Eroberung; er war unbeständig, aber nicht um die Zahl seiner Siege zu vermehren, sondern aus Begierde nach einem neuen Gegenstande. Das mochte ihn minder verdammungswürdig, oder doch des Mitleids würdiger machen; aber seine Eroberungen blieben dennoch Schlachtopfer einer Leidenschaft, die eben so verderblich war, als die Eitelkeit des Gecken; auch hatte die Gewohnheit ihn so gewissenlos über die Mittel gemacht, daß auch die verbrecherischsten ihm ein Spiel waren, wenn sie nur seine Entwürfe begünstigten.

Einst sah er die junge Eulalia, und alle seine Begierden erwachten. Sie war ein armes Mädchen, konnte ihn nicht durch Toilettenkünste locken, noch weniger verstand sie die Künste der Koketterie. In groben Kleidern, die nur durch Reinlichkeit sich auszeichneten, erschien sie ihm mit züchtigem Anstande. Ihre Unschuld, ihre Ar-

muth konnten seine Schonung nicht gewinnen, er baute vielmehr auf die letztere den Plan der Verführung.

Eulaliens Vater hatte zwölf Kinder zu versorgen, und nur zwey Arme für saure Arbeit um Tagelohn. Zwar verdienten auch schon die ältesten Knaben etwas, aber wenn der Vater, am Abend müde heimkehrend, Alles überzählte, so reichte es doch nirgend hin. Da saß er denn oft kummervoll, der ehrliche alte Sander, und hatte keinen andern Trost — doch für ihn kein geringer — als daß in allen seinen Kindern seine eigene Rechtschaffenheit wieder gefunden wurde. Darum, wenn dann und wann ein Arbeitstag ergiebig gewesen war, entrunzelte seine Stirn sich leicht, und er konnte dann recht fröhlich unter dem Kinder-Gewimmel sitzen.

Aber wie liebten sie ihn auch alle! und vor allen Eulalia. Sie bedurfte ihrer Tugend kaum, denn die zärtliche Furcht, ihren Vater zu betrüben, würde schon allein in den Schranken der Zucht und Ehre sie stets erhalten haben. Auch liebte er sie vor Allen. Feldheim ließ durch eine Kupplerin ihr glänzende Vorschläge machen; sie verwarf sie mit Abscheu. Bitterlich weinend klagte sie ihrem Vater den der Armuth angethanen Schimpf. Er schloß sie bewegt in seine Arme und ging um so fröhlicher zu seiner Arbeit.

Diese rechtschaffene Familie war von edlen Seelen nicht unbemerkt geblieben. Plötzlich wurde Sander zu einem Notar berufen, der ihm ankündigte, daß er beauftragt sey, ihm jährlich 100 Thaler auszuzahlen. Freudiges Erstaunen machte den ehrlichen Alten stumm. Nun konnte er seine jüngsten Kinder in die Schule gehn lassen; nun konnte er seinen Töchtern zum Jahrmarkt Bänder kaufen und Sonntags dann und wann einen Krug Bier trinken. Er dankte Gott mit Thränen und brannte vor Begierde, die Kniee seines Wohlthäters zu umfassen; allein dieser Edle war gewohnt, das Gute im Stillen zu thun; Sander erfuhr dessen Nahmen nicht. Ihm blieb kein anderes Mittel, seine volle Brust zu erleichtern, als das, Bekannten und Unbekannten mit funkelnden Augen zu erzählen, welch' ein unverhofftes Glück ihm wiederfahren, und den bescheidenen Wohlthäter laut zu segnen.

Alles das kam Feldheim zu Ohren. Er lächelte spöttisch über den Sonderling, der für seine Wohlthaten nicht einmahl Dank erndten wollte, und beschloß, von dieser Thorheit Nutzen zu ziehen. Nach einigen Monathen trat er, [illegible] gekleidet, aber mit dem mühsam nachgeäfften Anstand eines rechtlichen Mannes, in die Wohnung der redlichen Armuth. Man empfing ihn mit ehrfurchtsvoller Neubegier. „Mein ehrlicher San-

der," sagte er, „schon lange wünscht Ihr den Mann zu kennen, der so glücklich gewesen, durch seinen Ueberfluß Eure Sorgen zu erleichtern. Ihr würdet seinen Nahmen nie erfahren haben, wenn ihn sein Herz nicht drängte, das Wenige, was er gab, um Eures braven Wandels willen, noch zehnfach zu vermehren. Ich selbst bin der Mann.

Kaum hatte er dies Wort gesprochen, als die ganze Familie mit dankbaren Thränen zu seinen Füßen lag. Jeder wollte ihm die Hand oder wenigstens einen Zipfel seines Rockes küssen. Er heuchelte Beschämung. „Laßt mich!" rief er und wischte sich die trockenen Augen, ich bin nur gekommen, um diese rührende Belohnung erst zu verdienen." Er wandte sich zu den Kindern, fragte nach dem Nahmen eines Jeden, sprach väterlich mit jedem und hütete seine Augen, die immer nur nach der schönen Eulalie ihn hinzogen. Die rührendste Freude hatte sie noch verschönert.

Mit traulicher Theilnahme unterrichtete sich Feldheim von dem ganzen Hauswesen des ehrlichen Sander. „Ich sehe wohl," hub er endlich an, „Ihr mußt noch immer mit zu großer Anstrengung arbeiten, die leicht eure Gesundheit untergraben, und diesen guten Kindern ihren guten Vater rauben könnte. Ihr sollt künftig ein paar derselben weniger zu versorgen haben, das, nch-

me ich auf mich. Laßt sehn, welche wählen wir aus? Die Knaben will ich Euch nicht entführen, die können Euch schon Beystand leisten; aber mit den Mädchen hält es immer schwerer. Wohlan, ich nehme deren zwey zu mir und sorge väterlich für sie. Die Eine bestimme ich für meine Mutter, die andere für meine Frau. Ich hoffe, sie werden sich immer so aufführen, daß sie Eurer Liebe und meiner Freundschaft würdig sind." Nun wählte er Eulalien und die häßlichste von ihren Schwestern, um jeden Argwohn zu entfernen.

Ungern trennte sich Sander von seinen Kindern, die bey dem Gedanken, ihren Vater zu verlassen, heiße Thränen weinten; aber ein solches Glück, eine so anständige Versorgung — es war ein Wink des Himmels! und überdieß — Feldheim versprach, daß sie recht oft sich sehen sollten. Das Landgut, wohin er die Töchter führen wollte, lag nur wenige Meilen von der Stadt; der Vater konnte in den Feyertagen sie besuchen, oder, wenn der Kinder Sehnsucht allzugroß wurde, so ließ Feldheim einen bequemen, eleganten Wagen anspannen und in wenigen Stunden erreichten sie die väterliche Wohnung. Diese angenehmen Bilder, die er so freundlich ausmahlte, erleichterte die Trennung. Sander grub den erborgten Nahmen seines heuchlerischen Wohlthäters, wie den von dessen Landgute tief in sein

Gedächtniß, umarmte seine Töchter, und gab ihnen väterliche Ermahnungen, besonders die mit auf den Weg, ihren zweyten Vater kindlich zu lieben und zu ehren. Zitternd stiegen die Mädchen in einen schönen Reisewagen und Feldheim fuhr mit ihnen davon.

Unterwegs wurde es ihm nicht schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen: sie betrachteten ihn ja schon als ihren Wohlthäter, und sein väterlicher Ton machte sie beherzt. Sie fingen schon an, kindlich mit ihm zu schwatzen, und wunderten sich bloß, daß, bey dem raschen Fahren, es doch so lange währte, ehe sie das Ziel der Reise erreichten. Feldheim beruhigte sie leicht durch das Vorgeben, er habe einen weiten Umweg genommen, um zuerst die häßliche Schwester seiner Mutter abzuliefern, deren Wohnort er nannte. Eine Meile seitwärts liege der von der nächsten Station, das machte er den Kindern weiß und sandte wirklich von dort die häßliche Schwester mit einem vertrauten Helfershelfer an einen sichern Ort in Verwahrung. Eulalien führte er auf ein fernes Landgut, das er kürzlich gekauft hatte. Sie stutzte, als sie dort seine Gemahlin nicht fand. Er hatte keine, er war Wittwer. Das sanfte gute Weib, dessen Besitz er einst nur durch die Ehe erlangen konnte, war längst ein Opfer ihres Grams geworden. Aber zwey Kinder hat-

te sie ihm hinterlassen, einen Sohn und eine Tochter, beide fast in gleichem Alter mit Eulalien, und — er liebte diese Kinder. Es war das einzige edle Gefühl, das sich noch bey ihm erhalten hatte; denn auch das verdorbenste Herz gleicht dem sibirischen Kupfer, welches immer noch mit einigen Goldtheilchen vermengt ist.

Er überredete Eulalien, daß seine Gattin eine Landreise vorgenommen und in wenigen Tagen zurückkommen würde. Daß er dieses sittsame Mädchen nicht geradezu bestürmen dürfe, begriff er wohl. In den Verführungskünsten erfahren und geübt, begann er leise und behutsam, ihre Unschuld einzuschläfern. Die ländliche Einsamkeit bot ihm täglich wohlbenutzte Gelegenheiten. Seine Tochter lebte fern bey einer alten Tante, und seinem Sohne hatte er ausdrücklich verboten, ihn zu besuchen.

Lange war Eulalie weit entfernt, ein Unbenstück zu ahnen; Feldheims Ungeduld und wachsende Begierde, die ihm nicht erlaubten seine Rolle auszuspielen, rissen ihr endlich die Binde von den Augen. Sie errieth die Gefahr, in der sie schwebte, sie wollte zu ihrem Vater zurück. Täglich wiederholte sie diese Bitte, bald mit Aengstlichkeit, bald mit Heftigkeit — vergebens! Feldheim ließ sie fühlen, daß sie in seiner Gewalt sey. Ach! sie weinte bittere Thränen, daß

sie den vermeinten Wohlthäter ihres Vaters nur hassen und verachten müsse. Noth lehrte sie Verstellung. Um den Wollüstling nicht zu Gewaltthaten zu reizen, ließ sie ihn bisweilen hoffen, daß er mit der Zeit ihre Tugend besiegen werde, und so gewann sie Zeit, von Gott erwartete sie Hülfe.

Indessen harrte ihr Vater täglich mit der liebevollsten Sehnsucht auf Nachricht von seinen Töchtern. Sie kam nicht. Die Angst trieb ihn unstät umher. Um Rath und Trost zu hohlen, erzählte er sein Abenteuer bald diesem, bald jenem Bekannten; sie alle zuckten die Achseln. Er nannte den vornehmen Mann, dem er seine Töchter anvertraute; Niemand wollte ihn kennen; er nannte dessen Landgut — es gab kein solches. Nun stieg seine Angst bis zur Verzweiflung. Er konnte nicht mehr arbeiten und verlohr seine kostbare Zeit unter vergeblichen Nachforschungen. Ermüdet, aber schlaflos sank er an jedem Abend auf sein Lager, benetzte es mit Thränen und fluchte dem Verführer.

Während Feldheim in wollüstigen Hoffnungen seine Tage auf dem Lande verschwelgte, bedrohte in der Stadt ein plötzlich ausgebrochener Banquerout ihn mit dem Verlust eines großen Theils seines Vermögens. Um diesen zu retten, war es dringend nothwendig, ihn sogleich davon

zu unterrichten, und unter diesen Umständen glaubte Eduard, Feldheims Sohn, daß er, trotz dem väterlichen Verboth, nur eine Kindespflicht erfülle, wenn er zu ihm eile. Er nahm Courierpferde, und trat ganz unerwartet herein, als eben sein Vater mit Eulalien allein war. Feldheim erschrack, wußte sich aber zu fassen, entfernte die Geliebte, hörte den Sohn, gab ihm Aufträge, und, nachdem er die Geschäfte abgethan, sagte er ihm Gesprächsweise, das junge Mädchen, welches er eben gesehn, sey aus wichtigen Ursachen von ihren Verwandten ihm anvertraut worden; Niemand dürfe wissen wer und wo sie sey, weshalb Eduard, bey Vermeidung des väterlichen Zornes, ein strenges Schweigen beobachten solle. Eduard war gewohnt zu gehorchen, doch Eulaliens Anblick hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den ihr Erscheinen bey der Abendtafel noch vermehrte. Sie sprach wenig, aber was sie sagte, verrieth Geist und Gefühl. Der rührende Kummer in ihrem schönen Auge vollendete die Eroberung. Eduards verstohlne Blicke sagten ihr, wie tief die ihrigen in sein Herz gedrungen, und sie verstand diese Blicke, so unkundig sie der Augensprache war.

Eduard wurde, gleich nach dem Essen, auf sein Zimmer verwiesen. Er konnte nicht schlafen. Am andern Morgen sollte er wieder abreisen;

auch das konnte er nicht. Zwar nahm er Abschied von seinem Vater, allein er verbarg sich in eine Jägerhütte, die an den Park stieß, hoffend, die schöne Unbekannte lustwandelnd zu erblicken, und, wenn sie allein sey, ihr seine Gefühle zu entdecken. Die Hoffnung täuschte ihn nicht. Eulalia pflegte stets die Stunde, in welcher Feldheim Briefe schrieb, zu einem einsamen Spaziergange zu benutzen. Seufzend wankte sie unter den hohen Ulmen, da lag plötzlich Eduard zu ihren Füßen. Ihr Schrecken, ihre sittsame Bestürzung wurden bald von der Freude überwunden, endlich ein Wesen vor sich zu sehn, dem sie sich vertrauen, von dem sie Rettung hoffen dürfe. Sie sagte ihm Alles, und schaamroth hörte der Sohn die Anklage seines Vaters.

Was sollte er thun? den Vater selbst den Gerichten anzeigen? — das holde Mädchen, das ihn bezauberte, hülflos lassen? — Beydes schien ihm unmöglich. Sie flehte so rührend — der Bund ihrer Herzen war schnell geschlossen; doch das einzige Mittel, sie eben so schnell zu retten, Entführung durch Eduard, schien ihr unanständig; wenigstens wollte sie nur in höchster Noth Gebrauch davon machen, und die Liebenden trennten sich mit der Verabredung, einen Weg auszusinnen, der weder ihre Ehrbarkeit noch die kindliche Pflicht durchkreuzte. In einigen Tagen sollte

Eduard zurückkommen; so lange hoffte sie, den zudringlichen Verführer noch im Zaume zu halten; dann sollte auf jeden Fall ein Entschluß gefaßt und rasch ausgeführt werden.

Allein vergebens grübelten beyde während dieser Zeit, um eine schonende Entwicklung zu ersinnen. Ein neuer Unfall hatte Eduards Geist noch mehr umnebelt. Ein Brief seiner Tante ersuchte ihn, seinem Vater die Schreckensbothschaft beozubringen, daß ein fremder Graf dessen Tochter entführt habe. Mit diesem traurigen Auftrage kam er zurück und sah zuerst insgeheim Eulalien, in deren Busen er seinen doppelten Kummer ausschüttete. Sie aber schien bey dieser Nachricht von einem Blitz erleuchtet zu werden. Sie bat Eduard, ihr den Brief der Tante anzuvertrauen und sich fürs Erste zu entfernen. Dann eilte sie zu Feldheim, meldete ihm seines Sohnes Ankunft und übergab ihm den offenen Brief. Er las und war zu Boden geschmettert. „Meine Tochter!" rief er, „mein geliebtes Kind! meine Ehre! mein Alles!" Dann sank er in stummer Verzweiflung in den Sessel, und einzelne glühende Thränen rollten über seine Wangen. Da warf sich Eulalia ihm zu Füßen: Was Sie jetzt um Ihre Tochter leiden," rief sie schluchzend, „das leidet mein armer Vater schon seit vielen Wochen um mich! muß ich noch mehr sa-

gen, um in diesem Augenblicke Ihr Herz zu rühren?"

Nein! sie hatte den rechten Augenblick ergriffen; ihre Worte drangen tief durch die Rinde dieses Herzens. Vaterliebe, Vaterangst hatten sie aufgeweicht. Um ihre Vergebung flehend, warf er sich in ihre Arme und bald auch zu den Füßen des trauernden Sander, den der Kummer auf's Krankenlager geworfen hatte. Dort, von der weinenden Familie umgeben, bekannte er reuig, welches Bubenstück er vollbringen wollen — nicht vollbracht. Der Vater schloß die gerettete Tochter entzückt in seine Arme; Eduard machte jedes Unrecht wieder gut, indem er Eulalien zum Altare führte, und Feldheim suchte — der neuen würdigen Tochter Glück bereitend — die unwürdige zu vergessen.

Unsere Widersprüche,

oder vielmehr nur Einer von den zahllosen Widersprüchen, deren wir uns täglich schuldig machen. Schon Seneca hat ihn uns vorgerückt und alle die, ihm so gewöhnlichen Antithesen dabey erschöpft. „Wir beklagen uns sämmtlich über die Kürze der Zeit — so spricht er — und doch haben wir deren so viel übrig, daß wir oft nicht wissen, was wir anfangen sollen. Wir bringen unser Leben damit zu, nichts zu thun, oder etwas anders als wir thun sollten. Wir seufzen stets über die wenigen Tage, die wir zu leben haben, und leben doch so, als ob wir nie sterben sollten."

Seine Bemerkung ist eben so traurig als richtig. Das Leben scheint uns kurz, aber jede einzelne Periode des Lebens so lang, daß wir das Ende derselben kaum erwarten können. Der Knabe brennt vor Begierde ein Jüngling, der Jüngling ein Mann zu werden — dann ein Amt zu bekommen — dann zu heirathen — dann Geld zu sammlen — oder Ehre zu erwerben — Jeder möchte sein Leben verlängern, aber die einzelnen Theile desselben verkürzen. Nicht blos Stun-

den und Tage, ganze Jahre gäben wir oft mit Vergnügen hin, um nur weiter vorwärts zu kommen. Gleich als ob die Freuden des Lebens nur einzelne Brunnen in den afrikanischen Sandwüsten wären, eilen wir lechzend, wie die Pilger, immer nach solchen Brunnen, der ganze übrige Weg scheint uns eine Wüste, und sitzen wir endlich an dem erwünschten Brunnen, so thun wir kaum einige Züge daraus, finden das Wasser unschmackhaft und sehnen uns nach dem, welches wir morgen Abend zu erreichen hoffen. Neun Zehntheile von dem Leben der meisten Menschen sind weder durch Geschäfte noch durch Vergnügen ausgefüllt, sind ganz leer.

Horaz sagt in der 21sten Ode des ersten Buchs: „Nach des Lebens kurzer Dauer miß deine Hoffnung. Indem wir sprechen, flieht die neidische Zeit. Genieße den heutigen Tag und zähle wenig auf den morgenden.“ Leider befolgen nur die Thiere diese Lebensweisheit, die Menschen nicht.

Das Gespenst.

(Aus dem Journal dedié à Monsieur 1777.)

An einem schönen Sommermorgen in aller Frühe kam ein Pariser Kaufmann zu Fuße von seinem Landhause zurück und begegnete am Thore einer seltsamen Gestalt, wie man sie heut zu Tage nur noch in ältern Ritterschauspielen sieht. „Haben wir heute Maskerade?“ murmelte der Kaufmann. — Die Gestalt schritt auf ihn zu, verneigte sich und sprach: „Sey doch so gut, mir zu sagen, welche unermeßliche Stadt ich hier vor mir sehe?“

Der Kaufmann. Wie mein Herr? sind Sie ein Fremdling in Israel? wo kommen Sie her, daß Sie eine solche Frage an mich thun?

Die Gestalt. Ich bin ein Geist und komme geradeswegs aus der Unterwelt.

Der

Der Kaufmann. Sie belieben zu scherzen. Wir glauben schon längst nicht mehr an Geister.

Die Gestalt. O wir haben leider wohl erfahren, daß, seit der Wiedergeburt der Wissenschaften, die Pforten der Unterwelt uns verschlossen worden. Aber — Dank sey es dem Dom Calmet und dem Abbé Langler (und dem Professor Jung) seit kurzem sind sie wieder aufgethan, und wir dürfen nach wie vor herauf spazieren, wenn wir unten Langeweile haben. Fürchte dich nicht, ich bin weder ein Alp noch ein Vampyr.

Der Kaufmann. Sapperment! ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich werde die Ehre haben, Sie unsern drey Academien zu präsentiren, die nicht wenig stutzen werden.

Die Gestalt. Es wird mich freuen, sie zu sehen, denn ich habe immer die Wissenschaften geliebt, ob ich gleich ein Edelmann war. Du sollst wissen, daß ich lesen und sogar meinen Nahmen schreiben konnte.

Der Kaufmann. In welchem Jahrhundert lebten Sie denn?

Die Gestalt. Ich war ein angesehener Mann am Hofe Ludwig des Dicken. Ich hatte zwey Knechte und die Erlaubniß zwey Schüsseln

auf meiner Tafel zu haben, in jeder zwey Speisen. Die Neider schrieen zwar über meinen Luxus, aber ich ließ sie schreyen. Nachdem ich nun dort unten dafür gebüßt, komme ich, um mein Vaterland einmahl wieder zu sehen.

Der Kaufmann. Nun wohl, Sie befinden sich vor den Thoren von Paris.

Die Gestalt. Von Paris? ists möglich! es war zu meiner Zeit nicht viel mehr als ein Dorf in dicken Wäldern versteckt. Welche Verwandlung! — Nur eben so kothig war es damahls wie jetzt. Vermuthlich hat man den Koth aus Achtung für den Nahmen Lutetia beybehalten; denn ich erinnere mich, daß zu meiner Zeit ein Gelehrter in einer dicken Abhandlung bewies, Lutetia komme her von lutum. Der König gab ihm eine Abtey dafür.

In diesem Augenblicke fuhr ein Fiacre vorbey, in dem zwey Köchinnen saßen. Eine so prächtige Equipage war dem Gespenste nie vorgekommen. „Vermuthlich eine Prinzessin mit ihrer Ehrendame?“ flusterte es leise und verbeugte sich tief. Der Kaufmann und die Köchinnen lachten ihm ins Gesicht.

„Es freut mich,“ sagte das Gespenst, „die alte französische Lustigkeit noch wieder zu finden. Ich habe es gern, wenn die Prinzessinnen lachen,

nur ihr Luxus ist mir etwas anstößig. Zu meiner Zeit setzten sich die Damen hinter ihre Männer aufs Pferd. — „Und dieser herrliche Pallast? vermuthlich der eines Prinzen?"

Der Kaufmann. O nein, er gehört einem Finanzpachter.

Die Gestalt. Ey ey, die Pachter wohnen jetzt besser als vormahls die Könige und sogar die Mönche. Und dieser andere Pallast gegenüber.?

Der Kaufmann. Den bewohnt des Pachters Frau.

Die Gestalt. Wie? Mann und Frau wohnen nicht beysammen? sonder Zweifel ein Gelübde der Keuschheit?

Der Kaufmann. O ja, die Männer sind jetzt sehr keusch bey ihren Frauen und die Frauen bey ihren Männern.

Die Gestalt. Jenes große Gebäude scheint eine Kirche zu seyn?

Der Kaufmann. Es ist ein Schauspielhaus.

Die Gestalt. Laß uns hinein gehen. Ich bin neugierig zu sehen, wie man jetzt die Mysterien vorstellt. O ich habe zu meiner Zeit selbst mitgespielt. Ich machte den Barrabas in der Leidensgeschichte mit großem Beyfall.

Schon betrat das Gespenst die Schwelle der komischen Oper, als es aber vernahm, daß man Aschenbrödel spielen werde, schauderte es und verschwand.

Ursprung und Fortschritte des französischen Theaters.

Im dritten Bande der poetischen Annalen wird behauptet, die Franzosen hätten schon zu Carl des Großen Zeiten ein Theater gehabt, weil dieser im Jahr 742 ein strenges Edict gegen die Histrionen gegeben, unter welcher allgemeinen Benennung damahls alle Tänzer, Gaukler und Taschenspieler begriffen wurden. Von solchen Menschen bis zu einer Clairon oder einem Talma, war freylich eben so weit als von der Hütte des Wilden bis zu dem Pallast der Tuilerieen.

Unter den Königen der zweyten Dynastie findet man keine Spur von theatralischen Belustigungen, man müßte denn das sogenannte Narrenfest dahin rechnen, welches in der Kirche von Verlarvten durch obscöne Lieder und Pantomimen gefeyert wurde.

Nach mehreren Jahrhunderten versuchten die Troubadours unförmliche Comödien in Gang zu bringen. Unter Carl V. gaben die Pilgrime, welche singend von Wallfahrten zurückkamen, die erste Idee zu gereimten Dramen, die man Mysterien nannte. Die Schauspieler, welche solche Mysterien darstellten, wurden von Carl VI. im Jahre 1402 förmlich patentirt und erhielten den frommen Titel: Brüderschaft der Leiden Christi. Sie schlugen ihr erstes Theater im Hôtel de la Charité auf und hatten gewaltigen Zulauf. Ihre Vorstellungen aus dem alten und neuen Testamente, wurden auch nicht als ein Zeitvertreib, sondern als eine fromme Handlung betrachtet, denn man hielt ausdrücklich ihretwegen den Gottesdienst in den Kirchen früher, damit sich das Volk nicht zu spät im Theater einfinden mögte.

Mit den Decorationen wußte man noch gar nicht umzugehn. Es standen auf der Bühne mehrere Gerüste, immer Eines höher als das Andere. Das höchste stellte das Paradies vor, ein anderes den Pallast des Herodes u. s. w. In der Mitte war die Hölle, in Gestalt eines Drachen, aus dessen feyerspeyenden Rachen die Teufel hervorschlüpften, die in dem Stücke Rollen spielten. Vor einen Winkel waren Vorhänge gezogen, und der Zuschauer mußte alle die Hand-

lungen, die sich nicht wohl vor die Augen bringen lassen, als hinter diesen Vorhängen geschehend sich denken, zum Beyspiel die Niederkunft der heiligen Jungfrau. Zu beyden Seiten der Bühne standen Bänke, auf welche die Schauspieler sich setzten, wenn sie nicht zu spielen hatten. Das war nun ihre ganze Kunst. Freylich mangelte Täuschung, aber die Zuschauer waren auch weit leichter zu befriedigen als jetzt.

Nicht in Acte wurden die Mysterien getheilt, sondern in Tage, und täglich wurde ein solcher Tag vorgestellt. Nach jeder tragischen Scene trat der Hanswurst auf und machte sein Späßchen.

Der glänzende Erfolg der Brüderschaft der Leiden Christi brachte zuerst die sämmtlichen Schreiber (die Clercs de la Basoche) auf den Einfall, eine neue Gattung von Comödien zu veranstalten, und so entstanden die Farcen und Moralitäten. In der letztern wurden Tugenden und Laster personifizirt. Die berühmteste Farce war der Advocat Patelin, der auch in den neuesten Zeiten wieder aufgewärmt worden. Die Schreiber trieben die Zügellosigkeit aufs höchste. Dennoch wurden sie bald nachgeahmt von den sogenannten sorglosen Kindern (enfans sans souci.) Diese waren junge Leute von guten Familien, die eine Gesellschaft bildeten und sich einen König wählten, den sie Mar-

renkönig (roi des sots oder de la sottise) nannten, weil er seinen Thron auf Thorheiten errichtete, welche sie lächerlich machen wollten. Ihre glänzendste Epoche war unter Ludwig XII. wo sie so kühn wurden, ihn selbst auf das Theater zu bringen. Doch diese Kühnheit war sehr wohl begründet, wie man aus folgender, fast unglaublichen Anecdote ersehen wird, welche die aquitanischen Annalen von Bouchet uns aufbehalten haben. „Der treffliche König nähmlich beklagte sich oft, daß ihm Niemand die reine Wahrheit sage, und er folglich nicht erfahren könne, wie sein Reich regiert werde. Darum erlaubte er die Theater und wollte, daß man ungehindert auf selbigen alle Mißbräuche darstellen sollte, die etwa an seinem Hofe oder im Reiche im Schwange gingen." Nie hat wohl ein Monarch auf eine so auffallende Weise seine Wahrheitsliebe bewiesen. Er nahm sich selbst nicht aus, nur seine Gemahlin. Welch ein Beyspiel! wenn man bedenkt, daß es nach ihm Zeiten gegeben hat, wo die leiseste Mißbilligung ein Verbrechen war.

Endlich trat Jodelle auf, der Erste, der die Französ. Tragödie und Comödie in griechischer und lateinischer Form kennen lehrte. Sein Trauerspiel Dido hat schöne Stellen. Ihm folgten Peruse mit einer Medea, Grevin mit ei-

nem Tod Cäsars, St. Gelais mit einer Sophonisbe, zuletzt Garnier, der sie Alle verdunkelte.

Unter Ludwig XIII. erschien Alexander Hardy mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit, denn er hat mehr als achthundert Stücke verfertigt. Dann kam Mereé, von dem Racine manchen Zug entlehnte, und endlich Rotrou, den Corneille seinen Meister nannte. Unter Richelieu schwang sich das Theater zu einer Höhe, von der es vielleicht jetzt im Herabsinken ist.

Anekdoten.

Als der Pater Bourdaloue in Rouen predigte, strömten die Zuhörer von allen Seiten in die Kirche; die Krämer liefen aus den Buden, die Kaufleute versäumten die Börse, die Advocaten ihre Termine, die Aerzte ihre Kranken. Bald nachher beschrieb ein anderer Prediger einem seiner Freunde diesen Enthusiasmus, den er Unsinn nannte, und mit Selbstzufriedenheit hinzu fügte: „Nunmehro, da ich wieder predige, bleibt Alles in der gehörigen Ordnung." — Dasselbe könnte mancher sonst gerühmte Schauspieler sagen, wenn Iffland Gastrollen gespielt hat.

In einer Gesellschaft fiel das Gespräch auf berühmte Echo's. Jeder erzählte, wo er der-

gleichen gefunden, die drey, vier und fünf Sylben wiederholten. Ein Gascogner, der dabey saß und bis jetzt geschwiegen hatte, erhub plötzlich die Stimme: „Meine Herren!" rief er, „das sind ja lauter elende Echo's. Ich kenne Eines in meinem Vaterlande, wenn man dem zuruft: Echo! wie gehts? so antwortet es: ich danke für die gütige Nachfrage; so ziemlich. Das ist, noch ein Echo!" — Unsere heutigen Metaphysiker lassen auch bisweilen dergleichen Echo's reden.

Einer von jenen Schauspieldichtern, welche lauter Werke für die Ewigkeit schreiben und deshalb in der Zeitlichkeit wenig Beyfall finden, hatte wieder ein Stück geliefert, in dem das Publicum gähnte. „Das freute mich," sagte er: „Alle diese Menschen haben mir einzeln schon längst Langeweile gemacht; nun habe ich es ihnen Allen auf Einmahl vergolten."

Corbillon dachte anders. Man erzählt, daß er, nach der ersten Aufführung eines seiner Trauerspiele, welches mißfiel, die sämmtlichen Rollen den Schauspielern abfoderte, und sie, in Ge-

genwart vieler Zuschauer, mit den Worten ins Feuer warf: „So muß man gegen sich selbst verfahren, wenn man nicht das Glück hat, dem Publicum zu gefallen."

Wenn die Herrn Schlegel und Consorten diesem Beyspiele folgen wollten, so dürften die Armen diesen Winter nicht frieren.

Eine alternde Dame versprach einst dem Bischof von Amiens, La Motte, einem Manne, der im Geruch der Heiligkeit stand, sie wolle von nun an Bällen und Schauspielen und allen Eitelkeiten der Welt entsagen, wenn er ihr nur erlauben wolle, sich noch ein wenig zu schminken. „Es sey darum," antwortete er, „doch nur auf Einem Backen."

Ein geistreicher Mann pflegte von einem gewissen Philosophen zu sagen: „Der Herr muß sehr unwissend seyn, denn er antwortet auf Alles."

Sherlok erzählt in seinen Briefen: Ich besuchte zu Rom die Peterskirche mit einem Polen, einem Franzosen und einem Engländer. Der letztere suchte überall Schönheiten auf, der Franzose Fehler, der Pohle suchte gar nichts. Vor der Bildsäule der Barmherzigkeit von Bernini blieb der Franzose stehn und fand sie abscheulich. Der Engländer wandte sich zu der Bildsäule der Gerechtigkeit von della Porta und fand sie vortrefflich. Der Pohle wandte sich nach der Thür, durch die er gekommen war, und sagte, die Kirche sey doch länger als er geglaubt hätte.

Ein freygeisterischer Schriftsteller wurde gefährlich krank, und von Gewissensvorwürfen gepeinigt über den Schaden, den seine Schriften wahrscheinlich angerichtet hätten. „Ach!" sagte er voll Verzweiflung zu seinem Beichtvater, „nicht einmahl nach meinem Tode werde ich aufhören Verderben zu stiften. Denn die Nachwelt wird mich lesen."

„Beruhigen Sie sich," antwortete der Beichtvater, der nicht recht wußte, wie er ihn trösten sollte: „Ihre Bücher sind so schlecht, daß Niemand sie lesen wird."

„Gehn Sie zum Henker!“ röchelte der Sterbende, „Sie sind ein Dummkopf.“

Ein junger Mensch, der dafür bezahlt wurde, das Trauerspiel von La Motte, Ines, auszupfeifen, hatte sich deshalb mit einer tüchtigen Pfeife versehen, allein die Kinderscene ergriff ihn so heftig, daß er selbst weinte wie ein Kind, und zu seinem Nachbar sagte, indem er das gellende Instrument ihm reichte: „Sey so gut und pfeife für mich, denn weiß Gott! ich kann nicht.“

Quodlibet.

In einem sehr alten 1598 gedruckten Werke über Feuerwerkerey und Kriegsinstrumente, von einem gewissen Boillot, kommt, unter den vielen Kupferstichen, mit welchen es verziert ist, auch ein sehr merkwürdiger vor, nemlich Berhold Schwarz, der Erfinder des Pulvers, wie er eben beschäftigt ist, Pulver zu machen. Wie viel Schwefel, Kohle und Salpeter er dazu nehmen soll, flüstert ihm eine andere Figur in die Ohren, die hinter ihm steht, und diese ist — der Teufel.

Herr Merkel, der die Menschheit immer fortschreiten läßt (obschon er selbst nicht fortschreitet), findet einen Gegner an dem Abbé Para.

der ein historisch-philosophisches Gemählde der Religion geschrieben hat, in welchem er zu beweisen sucht, daß schon vor der Sündfluth die Künste und Wissenschaften nicht allein erfunden, sondern auch schon auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht seyn konnten. „Denn, sagt er, die Fortschritte mußten damahls weit schneller seyn, weil die Menschen weit länger lebten, und weil oft zehn Jahre der längern Lebensdauer eines Genies den Künsten und Wissenschaften einen Vortheil von zehn Jahrhunderten bringen konnten.“ Er führt z. B. die Astronomie an, und daß Bailly in seiner Geschichte derselben vermuthet: die alten Völker Asiens hätten ihre astronomischen Kenntnisse von einem noch ältern, vom Erdboden verschwundenen Volke geerbt. Dieses untergegangene Volk, meint Para, habe vor der Sündfluth gelebt.

In des Pater Maierbourgs Geschichte des Lutherthums steht: die Stadt Magdeburg sey mehr werth, als das ganze Churfürstenthum Sachsen.

Hart-

Hartknoch, in seinem Buche de republica polonica erzählt, es sey im Jahr 1561 in den polnischen Wäldern ein Kind mitten unter Bären gefunden worden, man habe es gefangen und zu dem Könige Casimir nach Warschau gebracht. Es sey auf vier Füßen gegangen, habe gefressen, was die Bären fressen, und überhaupt sehr viel Aehnlichkeit mit diesen Thieren gehabt. Es lernte endlich auf zwey Beinen gehen, sprechen aber nie. Indessen wurde es doch getauft und hinterdrein die Bemerkung gemacht — daß es doch wohl nur ein kleiner Bär seyn mögte.

In den Memoiren de la Minorité de Louis XIV. wird erzählt: daß, nach Richelieus Tode, viele Verbannte zurückberufen wurden; unter andern setzte man auch die Marschälle Vitry und Bassompierre in Freyheit, aus dem sonderbaren Grunde: weil sie in der Bastille zu viel verzehrten.

In denselben Memoiren wird dem Herzoge von Beaufort vorgeworfen, er habe seine Sprache nicht einmahl verstanden. Die Incidentpuncte eines Processes (les incidents) habe er ac-

cidents genannt; ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer lubrique und wollüstige Augen lugubre. Dergleichen war eben nichts neues unter den französischen Höflingen. Zu den Zeiten Franz des Ersten vernahm Einer, dieser Monarch sey ein Liebhaber von Epigrammen, und lief sogleich zu dem Mundkoch mit der Bitte, ihm ein Epigramm zu machen, weil er sich einbildete, das sey irgend ein Leckerbissen.

In drey Briefen über den Zustand von Italien, die 1687 erschienen sind, wird unter andern erzählt, daß die Inquisition einmahl ein Crucifix, welches sich nicht gebührend benommen hatte, ins Gefängniß werfen ließ — und daß man lange Zeit einen Stein anbetete, auf welchem ein Engel die Spur seines Fußtritts sollte zurückgelassen haben, bis man endlich fand, daß dieser Stein ein Fragment von einer Bildsäule der Göttin Isis sey.

Ich finde in einem alten Buche: Raji Historia plantarum, daß der Saffran zwar magenstärkend sey, aber, in einigem Uebermaaß genossen, auch leicht ein tödtliches

Lachen hervorbringe. Das sey unter andern einer Dame von Trient wiederfahren, die, drey Stunden nach dem Genuß, sich todt gelacht habe. Solch ein Tod, so lachend er auch scheinen mag, ist bey alle dem gar nicht lächerlich, und ich wünschte zu wissen, ob man neuere Erfahrungen dieser Art gemacht hat?

Der englische Zuschauer gab einmahl ein unfehlbares Mittel an, um immer gesund zu bleiben: Iß so lange es dir schmeckt, aber iß nie mehr als von einer Schüssel, „und diese sey ohne Brühe, wenigstens ohne künstliche Sauce." — Was das Trinken betrifft, so pflegte William Temple zu sagen: „Ich trinke das erste Glas für mich, das zweyte für meinen Freund, das dritte um fröhlich zu werden, das vierte für meine Feinde"

„Sehr wahr!" rief ein wackerer Zecher, nachdem er dieß gelesen, „aber Glas ist ein Druckfehler, es muß Bouteille heißen."

Der Kirchenvater Tertullian hat ein donnerndes Werk über den Putz der Weiber geschrieben. Eine Stimme in der Wüste! es wird doch

nicht anders werden. Damit aber die Damen, welche den alten Tertullian zu lesen scheuen, nicht etwa der Ausflucht sich bedienen mögen: sie verstünden dessen Sprache nicht: so zeige ich ihnen hiermit an, daß es eine italiänische Uebersetzung giebt: Degli abbigliamenti e delle acconciature delle donne etc. von Dominico Pachi, die auch mit erläuternden Noten versehen ist, und die schönen geputzten Leserinnen belehren wird, wie nahe sie am Abgrunde stehn.

In Turpin's historischem Gemählde der französischen Marine behauptet der Verfasser: die Benennung Pirat (Seeräuber) sey nicht immer schimpflich gewesen; sie komme her von Piräus, dem athenienisischen Hafen, wo man sich einschiffte, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen. „Die Piraten, welche Königen oder Republiken dienten, standen im Range anderer Krieger. Die Seeräuberey hatte nicht blos Geissein der menschlichen Gesellschaft aufzuweisen, sondern auch große Männer. Dionides war ein solcher. Alexander und Darius buhlten um seine Freundschaft; allein er war zu stolz, um sich einem Herrn zu unterwerfen, und wollte lieber ihr Feind als ihr Bundesgenosse seyn. End-

lich kehrte ihm das Glück den Rücken, er wurde gefangen und vor Alexander geführt. Mit welchem Rechte, sprach dieser, beunruhigst du die Meere? — Mit demselben Rechte, war die Antwort, mit welchem du die Erde beunruhigst. — Ich bin König, sagte Alexander, du bist nur ein Corsar. — So treiben wir einerley Handwerk, erwiederte Dionides, ich mit einem einzigen Schiffe, du mit einem zahlreichen Heere. Wenn die Götter den Dionides in Alexander verwandelten und den Alexander in Dionides, so würde es einen guten König mehr auf dem Lande und einen geschickten Corsaren weniger auf dem Wasser geben."

Es giebt Leute, die, wenn sie in Gesellschaften gehn, schon bey sich beschlossen haben, womit sie die Gesellschaft unterhalten wollen; und auf diesen Gegenstand suchen sie die Unterredung zu lenken, es koste was es wolle. Chesterfield erzählt in seinen Briefen von einem solchen Menschen, der ein Geschichtchen wußte, in welchem eine Flinte vorkam, und sich immer alle mögliche Mühe gab, das Gespräch auf Flinten zu lenken, um sein Geschichtchen an-

zubringen. Wollte es ihm gar nicht gelingen, so war sein letztes Mittel, daß er von seinem Stuhle plötzlich erschrocken in die Höhe fuhr und ausrief: „es kam mir vor, als hätte ich einen Flintenschuß gehört.“ Versicherte man ihn nun, er habe sich geirrt, so sagte er: „es kann seyn, aber apropos von Flinten! da muß ich Ihnen doch eine Anecdote erzählen.“

Unsere Handlungen gleichen den sogenann- Endriemen (bouts-rimés), aus denen Jeder macht was ihm beliebt. — Oft werden wir berühmt durch die am wenigsten löblichen Handlungen unsers Lebens, und die löblichsten bleiben verborgen.

Pabst Sixtus der Fünfte verordnete, daß ein Hahnrey, der sich über die Ausschweifungen seiner Frau nicht öffentlich beklagen würde, mit dem Tode bestraft werden sollte; aber das Gesetz wurde, aus hundert guten Gründen, nie in Ausübung gebracht.

Die Auflösung der sechs Scharaden im vorigen Hefte ist:

1. Handschuh. 2. Splitterrichter.
3. Zuckerbrot. 4. Maultrommel.
5. Schaafkopf. 6. Buttermilch.

Inhalt
des sechsten Bändchens.

Seite.

Die Stecknadel. 3
Auch eine dramatische Vorlesung. 25
Die russische Amazone, oder heldenmüthige Liebe einer Russin. 46
Worauf kommts an? 64
Getreuer Auszug aus Merkels Skizzen erstes Heft. 67
Die Nachbarschaft bey der Tafel. 73
Eine Ausnahme. 76
Bruchstücke von Addison. 80
Kleine Betrachtungen. 86
Pope's Epistel über die Weiber. 89
Rede, gehalten von Condorcet am 5ten Juny 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden, (nachmahliger Kaiser Paul und dessen Gemahlin) einer Sitzung der Pariser Academie beywohnten. 100
Die Macht der Vaterliebe. 113
Unsere Widersprüche. 126
Das Gespenst. 128
Ursprung und Fortschritte des französischen Theaters. 133
Anecdoten. 138
Quodlibet. 143

Geschichte
des
Deutschen Reiches
von dessen
Ursprunge bis zu dessen Untergange.

Von
A. von Kotzebue,
Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Erster Band.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1814.

Universitäts-
Bibliothek
München

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Zum Druck erlaubt,

jedoch daß fünf gedruckte Exemplare von diesem Werke, vor dem Verkaufe, der Censur-Comité müssen eingereicht werden, nämlich: 1 Exemplar für genannte Censur-Comité, 1 Exemplar für das Departement Sr. Excellenz des Ministers der allgemeinen Aufklärung, 2 Exemplare für die kaiserliche allgemeine Bibliothek, 1 Exemplar für die Bibliothek der kaiserl. Wissenschaften. St. Petersburg, den 10. August 1812.

(L. S.) Censor, Hofrath Sohn.

Sr. Kaiserlichen Majestät

Alexander dem Ersten

dem

Befreyer von Europa

ehrfurchtsvoll gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

(Geschrieben im Herbst 1811.)

Man hat in neuern Zeiten über das Wesen der Geschichte viel Seltsames verlautbaret. Das Einfache ist gewöhnlich das Rechte und Wahre. Die Alten haben uns treffliche Muster hinterlassen, nach welchen eine gute Geschichte doch wohl nichts anders ist, als eine mit Wahrheit, Klarheit, Anmuth und Würde vorgetragene Erzählung von Weltbegebenheiten. Diese Eigenschaften habe ich zu erreichen gestrebt und redliches Streben ist auch ein Verdienst.

Schon viele gelehrte und wackere Männer haben die Geschichte des deutschen Reichs geschrieben, darum mögte es eben so kühn als überflüssig scheinen, eine neue Darstellung zu wagen. Zwey Gründe bewogen mich dazu. Der Erste: mir ist keine Geschichte Deutschlands bekannt, die ein gebildeter Mann, der gerade kein Gelehrter ist, oder ein gebildetes Frauenzimmer mit Vergnügen lesen könnte. Dort fand Einer das Geheimniß Langeweile zu erregen, indem er auch das Ge-

ring-

ringfüglgste nicht überging, hier war ein Anderer seiner Sprache nicht mächtig, oder verschmähte sie zu feilen, ihr Wohlklang zu verleihen, für Nebenwerk sie achtend; ein Dritter überlud sein Werk durch Auskramen von Belesenheit. So wurde dem Wißbegierigen das Lesen der Geschichte eine Arbeit, oft eine mühsame; wider Willen sank ihm das Buch aus der Hand.

So war es nicht bey den Alten. In unsern Tagen erfreuen wir uns zwar einiger Geschichtschreiber, welche Anmuth mit Gründlichkeit verbinden, (ich darf zum Beyspiel nur Heeren nennen) aber die Geschichte des deutschen Reichs hat noch keinen Heeren gefunden. Ich bin weit entfernt mich ihm gleich zu stellen, doch Blumen pflückt wer den Lorbeer nicht brechen kann.

Mein zweyter Grund: die von mir überall vermißte Einheit der Ansicht. Kein Geschichtschreiber der Deutschen hat einen festen, nie verrückten Standpunkt angenommen, aus dem er die Weltbegebenheiten überschaute. Die Meisten urtheilen entweder gar nicht, oder wie Zeit und Umstände es eben mit sich brachten; werfen selten einen Blick in die Vergangenheit, seltener noch in die Zukunft; bewundern einen Helden, weil ihm Alles gelang, verdammen einen Andern, weil er unglücklich war: kurz, ihre Urtheile haben keinen allgemeinen Maßstab. Allein mich dünkt, es laufe durch die Weltgeschichte ein ewiger Faden, an den jede Betrachtung sich reihen und knüpfen soll. Die Idee,

von

von der ich ausgehe, die in einen Demantfelsen gegraben vor mir steht, ist das Recht. Die Geschichte soll nicht blos erzählen (das ist ihre Wahrheit), sie soll auch richten, (das ist ihre Würde). Warum wird Tyrannen so oft mit dem Urtheil der Nachwelt gedroht, wenn die Geschichte ihre donnernde Tuba nicht erheben darf? — welche Ehrfurcht mag ihrem Spruche gebühren, wenn sie nur nach Willkür und Laune richtet? wenn sie nicht gleichsam ein geschriebenes Gesetz vor Augen hat? — dieses Gesetz ist das Recht. Mit ernsten Blicken schwebt Clio über dem Erdball, Helden und Verbrecher tummeln sich unter ihr; Helden sinken, Verbrecher schwingen sich empor — sie erzählt und wägt die Thaten auf der Wage des Rechts, die zugleich des Völkerglückes einzige Wage ist.

Wäre diese Ansicht irrig, so verlöre die Geschichte einen ihrer erhabensten Zwecke: den, guten Fürsten zu vergelten, bösen ein Strafgericht, den lebenden eine Warnungstafel zu seyn. Das aber ist ihr altes heiliges Vorrecht! und — wenn der Geschichtschreiber es nicht mißbraucht, seine Feder nicht entweiht, das Verbrechen nie um seiner Größe willen bemäntelt, die Tugend nie um ihrer Schmucklosigkeit willen übersieht; o so wird mancher fürstliche Leser sein Ohr der Stimme nicht verschließen, die gleichsam schon aus der Nachwelt zu ihm herüber hallt.

Edlen

Edlen, oder auch nur großen, Seelen war das Urtheil kommender Geschlechter nie gleichgültig; aber wenn sie — einen Blick in die Geschichte werfend — überall das Ungeheure, nicht blos bewundert sahen, sondern auch rühmen hörten, so mußten sie endlich wohl das Ungeheure für ruhmwürdig halten; sie mußten wohl der heillosen Versicherung glauben: es habe Gott sein ewiges Recht für Fürsten umgeschaffen; die Moral des Volkes könne, dürfe und solle nicht die ihrige seyn. Aber es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden oder nur Eine, und man darf kühn behaupten: es sey unmöglich ohne Sophisterey zu erweisen, daß Völkerrechte und Fürstenpflichten, oder umgekehrt, jemals im Widerspruche mit jenem ewigen, für alle Menschen ohne Ausnahme gültigen Sitten-Gesetze stehen könnten. Eine Geschichte, die solches nicht beachtet, verdient durch Henkershand den Flammen geopfert zu werden. Noch hat Niemand gewagt den Aristides zu tadeln, als er den Vorschlag des Themistokles zwar für vortheilhaft erklärte, aber als ungerecht verwarf. Der allgemeine, dieser Handlung gezollte, Ruhm ist der kräftigste Beweis, daß jede andere, in ihren Beweggründen ihr widersprechende, getadelt werden muß.

Bey dieser Ansicht von dem erhabenen Berufe eines Geschichtschreibers ist mein höchster Wunsch, von jungen Fürsten gelesen zu werden. Wenn dieser Wunsch mir gewährt, und durch meine redliche Darstellung

lung auch nur in Einem derselben, jetzt oder künftig, nur einmal die Neigung zum Mißbrauch der Gewalt erstickt wird, o so ist der Gewinn für die Menschheit nicht zu berechnen und ich bin überschwenglich belohnt!

Vor allen Dingen ist nun meine Pflicht, den Leser zu überzeugen, daß ich Wahrheit geschrieben, insofern sie zu ergründen war. Mein Werk ist ohne Citaten, das könnte Mißtrauen erregen. Ich muß mich erklären.

Niemand schätzt aufrichtiger als ich den Fleiß der sammelnden Gelehrten. Ohne diesen, von mir benutzten, Fleiß hätte ich dies Werk nicht schreiben können. Auch scheint mir die Pflicht zu citiren unerläßlich, sobald neue Thatsachen vorgetragen werden. — Aber wenn, wie im vorliegenden Falle, bereits Dutzende von Geschichtsbüchern vorhanden sind, die von Citaten strotzen; wenn der hundertjährige Fleiß der Gelehrten — von Ludewig und Gundling angefangen — längst in jeden Schacht hinab gefahren, der irgend eine Ausbeute verhieß; wenn neue, bedeutende Thatsachen jetzt schwerlich mehr aufzufinden, für die alten hingegen alle Beweisstellen erschöpft sind; so würde eine abermalige Aufzählung derselben (die übrigens sehr leicht wäre) nur die Bogenzahl, nicht den Werth meines Buches vermehren. Ueberhaupt will ich nicht läugnen, daß eine mit Citaten überfüllte Geschichte mir vorkömmt wie ein Palast, den man von außen und innen mit lauter kleinen Täfelgen be-

behängt, auf welchen zu lesen wäre: dieser Stein ist Marmor, jener ein Kiesel, dies Getäfel ist Cedernholz, diese Klammer ist schwedisches Eisen u. s. w. Der Kenner wird ohnehin die Materialien wohl unterscheiden, und für andere mögte der Palast durch alle die Täfelgen nur verunziert werden. Ich halte daher für hinreichend, zu sagen: daß ich, für den Ersten Band dieser Geschichte, unter den Alten vorzüglich Eginhart, Witikind, Luitprand und Ditmar, unter den Neuen Mascov, Köler, Pütter, Häberlin, Schmidt, Krause, Hegewisch, Dippold, auch Gibbon und Voltaire benutzte. Die Gelehrten würden das, auch ohne meine Anzeige, wohl gefunden haben; den Ungelehrten gnüge an der Versicherung: daß ich keine einzige Thatsache angeführt, die nicht, nach meiner Ueberzeugung, auf guten Beweisen ruhte. Wo der kleinste Zweifel in mir entstand, da habe ich auch jedesmal zweifelhaft gesprochen. Durch meine preussische Geschichte glaube ich bewiesen zu haben, daß das Studium der Quellen mich keinesweges abschreckt, und daß ich mit redlichem Eifer nach Wahrheit forsche; darum darf ich auch nun vom ungelehrten Leser begehren, daß er mir vertraue, wie die indischen Bewohner von Astrachan dem Boten, der ihnen das Wasser vom Ganges bringt: sie trinken es, überzeugt, daß es wirklich im Ganges geschöpft worden.

Viel-

Vielleicht hätte ich mein Werk mit Karl dem sogenannten Großen, oder noch später beginnen sollen; es schien mir aber, daß eine gedrängte Darstellung der ältern Geschichte der Deutschen, zur Uebersicht des Ganzen, dem Leser nicht unwillkommen seyn würde. Von der Geschichte fremder Völker habe ich nur das Eingreifende kurz berührt, auch in der deutschen selbst alles übergangen, was für das Ganze unerheblich schien. Vielleicht war ich darin noch nicht einmal streng genug.

Oft schwebte mir, bey Ausarbeitung dieses Werkes, der schreckliche Ausspruch des edeln Plank vor der Seele: (in seinen Worten des Friedens an die Katholische Kirche) „das jetzige Geschlecht hat keinen Muth mehr für seine Ueberzeugung zu sterben, und „zum Theil keine Ueberzeugung mehr, für die es sterben „könnte." — Ich wünsche nicht, zu diesem Geschlecht gezählt zu werden, und sage durch dieses Buch mich von ihm los.

Ich hatte ein Vaterland — sein Name, seine Sprache sind noch übrig — wer weiß wie lange! — ja, mir scheint die Zeit nicht fern, wo man die Deutsche zu den todten Sprachen zählen wird: unter denen, die sie geschrieben, glaube ich Einer der letzten zu seyn. Darum habe ich alle meine Kräfte aufgeboten, sie hier noch einmal der Geschichte anzueignen, und sie der lateinischen, bey aller Klarheit, auch an Gedrängtheit nahe zu bringen. Mögte es mir gelungen seyn!

Uebri-

Uebrigens wiederhole ich mit tiefer Wehmuth, (die durch die Nothwendigkeit dieser Wiederholung mir ausgepreßt wird) die Worte des vortrefflichen Heeren in seiner Vorrede zu dem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems: „Bedarf es noch der „Erinnerung, daß ich das, was ich sagte, stets in Be„ziehung auf die Zeit sagte, von der ich sprach? Nur „arglistige Verdrehung würde es auch auf andere Zeiten „anwenden wollen."

Zweyte Vorrede.

(Geschrieben im April 1814.)

Mit einer vor Freude zitternden Hand ergreife ich nach fast drey Jahren noch einmal die Feder, die ich damals mit bitterer Wehmuth niederlegte. Ich mag nichts an dem ändern, was ich in der ersten Vorrede schrieb; es **möge der Nachwelt bezeugen, in welcher Geistes-Sklaverey wir damals unter französischem Joche schmachteten**; und wie wenig Hoffnung der Erlösung vorhanden war! O ich mögte jauchzen wie ein Knabe bey dem himmlischen Gefühl der wieder frey athmenden Brust! —

Schon vor drey Jahren sollte der erste Band dieser Geschichte zu Leipzig im Druck erscheinen, allein die Censur durfte es nicht bewilligen. Damals wurde erklärt: Charlemagne est le modèle de notre Empereur! und mit diesen Worten war ein Geschichtsbuch unterdrückt, das noch nicht weiter als bis zum Jahr 1024 reicht, folglich von den heutigen Franzosen nicht die mindeste Kunde enthält. Aber freylich wird Karl,

der

der sogenannte Große, von mir in einem andern als dem gewöhnlichen Lichte betrachtet und ich erblicke allerdings in ihm, jedoch mit Schaudern, das Vorbild Napoleons.

Heil uns! die zerstörende Lava hat aufgehört zu fließen, wir dürfen in die verlassenen Hütten zurückkehren und unsere Gärten wieder anbauen.

Inhalt

des ersten Bandes.

1. Grundriß der ältesten Geschichte der Deutschen Seite 4

2. Die Franken 28

3. Karl, der Große genannt 59

4. Historisch begründetes Urtheil über den Kaiser Karl 110

5. Ludwig der Fromme 141

6. Untergang der Karolinger 151

7. Allgemeiner Zustand unter den Karolingern 177

8. Konrad der Erste und Heinrich der Große 198

9. Die Ottonen 208

10. Heinrich, der letzte Sprosse des sächsischen Königsstammes 251

Geschichte

des

deutschen Reiches.

Erster Band.

1.

Grundriß der ältesten Geschichte der Deutschen.

Heiliges Gefühl des Rechts durchglühe dieses Werk, und die Hand verdorre, die dem Mißbrauch der Gewalt eine rühmende Feder leiht!

Aller Völker Ursprung verhüllt ein ewiger Nebel, Fabelgestalten ragen aus der Dämmerung hervor. Auch die Deutschen kennen ihre Väter wenig, kaum ihr altes Vaterland. Es wurde abendwärts vom Rhein begrenzt, gegen Mittag von den Alpen; die Wellen der Nord- und Ostsee schlugen nördlich an die Küsten; sarmatische Völker hausten gegen Morgen. Es war ein kaltes, unfreundliches Land, Wälder und Moräste bedeckten seiner Oberfläche größten Theil. Nirgend fand der Reisende gebahnte Strassen. Des Harzwaldes Länge konnte er nur in zwey Monden, dessen Breite in neun Tagen mühselig durchstreifen. Licht und Wärme drangen sparsam durch der Eichen oder Tannen endloses Dach. Kein edler Obstbaum blühte. Einige Wurzeln und wilde Beeren gediehen. Der Haber lieferte Speise; Gerste, Milch und Honig den Trank.

Ungern rührte der stolze Krieger den Boden; knechtisch nannte er die edelste Beschäftigung. Klei-

nes Hornvieh auf üppigen Triften war sein Reichthum; weder Gestalt noch Schnelligkeit ein Vorzug seiner Rosse, aber sie trugen im Kriege den Reiter, ihr Fleisch war seine Speise, ihr Wiehern sein Orakel. Der Wälder ewige Stille unterbrach der brüllende Auerochs. Ihn jagend erprobte der Jüngling seinen Muth, prangte, siegend, mit dessen Hörnern. Das flüchtige Elen-Thier graste in der Wildniß, über der die krächzenden Falken schwebten. Fischreich waren die Gewässer; ihre Ufer von Bibern bewohnt. Gold und Silber kannten die Deutschen durch der Götter Gnade nicht. Eisen wenig. Das Schaf war ihre Scheidemünze. Salzquellen und der Bienen süße Beute würzten ihre Speisen. Bedürfniß der Natur sowien auch die Grenze ihrer Begierden.

Groß, goldhaarig, blauäugig waren sie Alle, Krieg ihr Leben, Freyheit ihre Seele, Springen, Laufen, Schwimmen ihre Kunst. Ermüdung, Kälte, Hunger ihr Trotz; väterlicher Sitten treue Anhänger, doch gelehrig und bildsam. Nicht in Städten, Jagdnetzen von ihnen verglichen, nur in Hütten und Höhlen wohnten sie. Die in Sklaverey versunkenen Römer spotteten ihrer Freyheitsliebe. Von den Chauzen erzählte Einer: sie bewohnen Hügel an der Nordsee, täglich zweymal vom Meere umringt, daß sie bald Schwimmenden, bald Schiffbrüchigen gleichen. Er nannte sie ein elendes Volk, dessen Nahrung Fische, dessen Trank Regenwasser; dennoch scheute es der Römer Dienstbarkeit mehr als den Tod, weil Freyheit gern der Armuth liebkost.

Viele Stämme, deren Einige selten durch ein lockeres Band vereinigt, öfters hadernd unter sich, wohnten zerstreut in veränderlichen Grenzen. Jeder Deutsche war in seiner Hütte oder Höhle unbeschränkter Herr und Richter. Im Gau des Nachbars raubten

den brachte keinen Schimpf; unauslöschlich tobte Rachgier, den Beleidiger verfolgend und sein ganzes Geschlecht, bis eine Gabe den Beleidigten versöhnte. Gegen Feinde war der Deutsche grausam; unbezwinglich sein Hang zur Trunkenheit; das Spiel eine Leidenschaft, die, wenn alles verloren, auf den letzten Wurf die Freyheit wagte. Bey solchen Lastern wohnten große Tugenden: Unglück oder hülfloses Alter fanden Mitleid und Beystand. Unzertrennlich war das Band der Verwandtschaft, herbe der Schmerz bey Freundes Verlust. Sorgende Mutterliebe waltete über Kindern, Menschenliebe über Fremdlingen, die ein heiliges Gastrecht schützte, oder Knechten, die oft nur den Namen Leibeigner führten. Eheliche Treue wurde hoch geachtet, die verletzte hart bestraft; Greisen vertraut und gehorcht. Deutsche Treue und Herzlichkeit bewunderten die Römer ohne sie nachzuahmen.

Jeder freye Mann war Soldat, seine Waffen die Streitaxt, ein Schild von Weiden geflochten, eine Keule von Holz oder Stein; sein Kriegsgeschrey ein Gemurmel, das, immer wachsend, endlich dem Siebräll der Wogen glich. Nur der Sklave durfte keine Waffen führen bey Verlust des Lebens; denn gleich Hausgöttern wurden sie verehrt; waren des Erstgebornen Erbe, das Brautgeschenk der Neuvermählten, der Leichen Schmuck im Grabe. Ihr Verlust im Treffen machte ehrlos wie die Flucht. Feinde selbst ehrten deutsche Tapferkeit. Nackte Knaben tanzten schon zwischen gezückten Schwertern. Die Weiber fochten an der Männer Seite, oder feuerten sie an in der Schlacht. Um Sieg kämpfte der Fürst, für den Fürsten sein Volk; ihn überleben, wenn er fiel, war schimpflich. Durch Rosse, Waffen oder Beute belohnte er seine Krieger; Ländereyen hatten

gerin-

geringen Werth; doch mag die Lehns-Verfassung hier den Ursprung finden. Die Tapfersten unter den Freyen, oder die Begütertsten nannten sich schon adelich.

Schreibekunst blieb den Deutschen fremd, und die Römer mühten sich umsonst, die rauhen Töne ihrer Sprache durch Schriftzeichen auszudrücken; aber die Barden sangen Heldenlieder in die Harfe; ihre Gesänge waren des Volkes unsichere Jahrbücher; — dessen Schauspiele Waffentänze. Der Baum gab seine Rinde, das Thier sein Fell ihm zur Bedekkung; später lernten die Weiber Linnen oder Wolle weben. Als Prachtliebe den Weg in deutsche Wälder fand, und deutsche Mädchen linnene Kleider mit phönicischem Purpur gern verbrämten, oder den Männern nach Waffen und Weine lüsterte, konnten sie zum Tausch dem fremden Krämer nur Felle bieten, oder goldnes Menschenhaar, mit dem die römischen Weiber und weibischen Römer sich schmückten, oder Menschen, deren Fesseln Krieg und Spiel geschmiedet, oder Gänsefedern für die Polster der Wollüstigen.

In hohlen Eichbäumen schwankten sie auf den Gewässern. Seeräuber wurden sie, nachdem sie von den Römern Schiffe zimmern gelernt. Beobachtung des Mondenwechsels war ihre ganze Sternkunde, Erfahrung ihre Heilkunst.

Königen oder Fürsten mit beschränkter Macht gehorchten sie, sparsame doch freywillige Gaben bringend. In Volksversammlungen wurde gemeinsames Wohl berathen, der Priester gebot Schweigen, der Fürst redete, das Volk entschied. Erfahrene Greise richteten, hoher Achtung genießend. Fürsten selber, mit dem Richtertitel begrüßt, hielten sich geehrt. Den rauhen Sitten waren die Strafen angemes-

gemessen. Gnade fand der Mörder, doch der Müssiggänger wurde im Morast erstickt. Leibesstrafen erregten Abscheu.

Ihren Göttern opferten die Deutschen in dunkeln Hainen: dem mächtigen Wodan, dem donnernden Tor, der liebenden Freya. Auch Menschen bluteten an ihren Altären. Die Sage geht, man habe die Opfer verzehrt. Fester Glaube an Zukunft jenseits flößte Todesverachtung ein. In Wallhalla hofften sie köstliches Bier aus der Feinde Schädeln zu schlürfen. Die liebsten Rosse, Hunde, Knechte, nahm der Todte mit in die Gruft. Liebe und Stolz thürmten rohe Steine zu Grabhügeln oder Siegeszeichen. Weissagende Jungfrauen pflogen Umgang mit den Göttern und herrschten durch Orakelsprüche. Noch ist der Name Welleda berühmt.

* * *

Rom stand auf dem Gipfel seiner Hoheit, Karthago war gefallen, Griechenland unterjocht, da brachen, mehr als hundert Jahr vor Christi Geburt, die Cimbern aus dem heutigen Holstein, die Teutonen von der Ostsee Küsten auf. Sie wanderten beutegierig, betraten die römischen Grenzen und schlugen drey Heere, die nach einander sich ihnen entgegen stellten, bis endlich Marius an der Rhone ihre Schritte hemmte.

Sie anzugreifen wagte er doch nicht, bevor seine Krieger im verschanzten Lager an der unbekannten Gäste fürchterlichen Anblick sich gewöhnt. Durch sein kluges Zögern ermüdet, trennten sich die Cimbern von ihren Gefährten, um über die Tyroler Alpen in Welschland einzudringen, während die Teutonen, das römische Lager vorübergehend, den geraden Weg

nach

nach Rom betraten, und spottend Grüsse der Verschanzten an ihre Weiber begehrten. Allein Marius ereilte und schlug sie bey Aix in der Provence. Ihr König Teutobod zierte seinen Triumph und ragte riesenhaft über alle Siegeszeichen hervor.

Indessen hatten die Cimbern mitten im Winter die Alpen erstiegen und einen Consul über die Etsch getrieben. Weil aber Welschlands unbekannte Gerüsse in Venetien sie fesselten, so gewann Marius Zeit, auch diese Fremdlinge zu empfangen und durch eine blutige Schlacht bey Verona sein Vaterland zu retten. Damals sollen der Cimbern erste Glieder durch Ketten verbunden gefochten haben. Nach dem Treffen vertheidigten ihre Weiber noch die Wagenburg; an Rettung verzweifelnd, umsonst begehrend Priesterinnen der Vesta zu werden, ermordeten sie sich untereinander. Eine Mutter ward gefunden an einem Wagen hängend, an jedem ihrer Füße ein erdrosseltes Kind.

Trotz dem Siege blieb den Römern die Furcht vor den Deutschen, denn noch lange nannten sie große Gefahr einen Cimbrischen Schrecken und starkes Geschrey ein Cimbrisches Geheul. Die wenigen aus der Schlacht Entronnenen suchten die Heimath wieder, und, bis auf Julius Cäsar, schwieg nun die Geschichte von den Deutschen. Dieser Feldherr stand, nachdem er Helvetien besiegt, an Galliens Grenzen, deren Bewohner seinen Beystand gegen Ariovist begehrten, den König eines kriegerischen deutschen Volkes, die Sueven genannt, welches Gallien zu unterjochen drohte. Gern zückte der ruhmsüchtige Cäsar das Schwert, ungern folgten ihm die Römer, geschreckt durch der Gallier ängstliche Schilderung von der Deutschen Tapferkeit und Stärke. Viele murrten, Manche weinten, Andere schrieben ihren

letzten

letzten Willen, Viele entwichen. Da erklärte Cäsar: alle mögten ihn verlassen, mit der zehnten Legion allein wolle er den Kampf bestehn. Nun folgten ihm Alle, beschämt und ermuthigt. Ariovist, geschlagen, rettete sich kaum über den Rhein, den bald nachher auch der Sieger überschritt, der erste bewaffnete Römer auf deutschem Boden. Diesen Ruhm allein brachte er zurück, denn die Deutschen, in ihre Wälder flüchtend, lernten zwar Furcht kennen, doch nicht Dienstbarkeit. Seit dieser blutigen Bekanntschaft hegten beyde Völker Achtung gegen einander. Es stellten sich freywillig viele Deutsche unter die römischen Fahnen. Mit Deutschen gewann Cäsar die berühmte Schlacht gegen Pompejus auf den pharsalischen Feldern und lehrte sie dagegen, auf der Römer Gefahr, die Kriegskunst.

Manchen Streifzug unternahmen sie hinfort, Plünderungs halber, oft mit Glück. Kaiser Augustus erzwang einen Frieden, den ihre Geiseln doch umsonst verbürgten. Sein Stiefsohn, Drusus, drang bis an die Elbe und gründete auf seinem Zuge eine Menge fester Burgen, denen viele noch angesehene Städte, vor allen Maynz, den Ursprung danken. Tiberius, sein Bruder, der Verstellung Meister, überredete manches deutsche Volk den römischen Scepter zu küssen; doch als er 40000 Sicambrer nach Gallien verpflanzte, wählten deren Häupter lieber den Tod, und Marbod, der als Jüngling zu Rom sich in den Waffen geübt, führte die Marcomannen in das Innere Deutschlands bis nach Böhmen, wo er eine, den Römern furchtbare Macht gründete.

Durch der Deutschen erzwungene Ruhe getäuscht, hielt Varus, ein römischer Feldherr, den Zeitpunct für günstig, seines Vaterlandes Gesetze und Gerichts-

form

form einzuführen. Aber ein Volk, dem Ruthen und Beile das schimpflichste Zeichen der Knechtschaft waren, ertrug die neue Ordnung nicht. Den Murrenden fehlte nur ein Haupt, sie fanden es in Hermann, dem Cheruskerfürsten. Der hatte den Römern lange gedient, war römischer Bürger und Ritter; um so sorgenloser vertraute Varus ihm. Aber auch römische Arglist hatte er gelernt. Unter mancherley Vorwand erbaten sich die Häupter der Verschwörung römische Leibwachen und erhielten sie, des Feldherrn Macht auf solche Weise schwächend. Um aus seiner festen Stellung ihn zu locken, mußten in der Ferne an verschiedenen Orten einzelne Meuterer sich regen; dem Varus wurde gerathen, die keimende Empörung zu ersticken. Obschon gewarnt durch Segest, einen Cherusker Fürsten, dessen Tochter Hermann entführte, befolgte der Unglückliche den arglistigen Rath, und wurde plötzlich im Teutoburger Walde überfallen, wo kein gebahnter Weg durch enge Schluchten führte; wo das Heer, durch Arbeit ermüdet und keinen Verrath argwöhnend, mit dem Troß vermengt war. Sturm sauste durch den Wald und Regengüsse machten den Boden schlüpfrig. In dieser Lage wurde Varus umringt, mit entzügelter Wuth angegriffen. Verzweifelnd fiel er, schon verwundet, in sein Schwert. Manche folgten seinem Beyspiele. Andere, die Waffen von sich werfend, wurden niedergemetzelt, wenige Bittende verschont. Während die Deutschen plünderten, entrannen Einige. Marbod empfing des Varus Haupt als Geschenk. Lösegeld befreyte manche der Gefangenen, aber viele edle Römer mußten deutsches Vieh hüten. Das härteste Schicksal erfuhren die Sachwalter, die des Varus Richterstuhl mit ihren Ränken umgeben hatten. Ihnen wurden die Augen ausgestochen, die

Hände

Hände abgehauen, die Zunge ausgeschnitten. Diesem Siege, den Verrath bedeckte, verdankte Deutschland seine Freyheit, vielleicht Erhaltung seiner Sprache; denn überall suchte Rom dieß Völkerband zu lösen, um unter Besiegten der Selbstständigkeit letzte Spur zu vertilgen.

Der Rhein bespülte nun wieder den Boden der Freyheit und bildete Deutschlands Grenze. Das erschreckte Rom meinte schon die Deutschen vor seinen Thoren zu erblicken. Kaiser August that Gelübde, ließ Haar und Bart wachsen, forderte seine Legionen von des Varus Schatten zurück, entfernte die deutsche Leibwache, rief alle streitbare junge Männer zu den Waffen, und fand sie Alle durch Schrecken so feige, daß er viele der Ehre und Güter, Manche gar des Lebens berauben mußte, ehe ein zagendes Heer, von Tiberius geführt, aufbrechen konnte.

Dem Feinde schon im römischen Gebiete zu begegnen mogte Tiber vermuthen, weil Krieg, um nur das Eigene zu bewahren, nicht um Fremdes zu rauben, (der einzige gerechte Krieg) dem Römer eine Thorheit dünkte. Doch ruhig weideten die Heerden am Rhein. Das Köstlichste, die Freyheit, hatten die Deutschen erobert und begehrten weiter nichts. Tibers Streifzüge konnten dieses höchste Gut ihnen nicht entreißen.

Härter wurde es bedroht durch Germanicus, einen Sohn des Drusus, auf dem des Vaters Geist ruhte. Tief in Deutschland drang er ein, überfiel die Marsen, vernichtete fast den Stamm der Katten, und als jener Segest, auf die dem Varus bewiesene Treue sich berufend, Hülfe von ihm heischte, weil Hermann und die Fürsten den Vaterlandsverräther züchtigen wollten, da befreyte ihn Germanicus, und schmückte seinen Triumph zu Rom durch

Her-

Hermanns schwangere Gemahlin, ein hochherziges, auch in Fesseln freyes Weib. Ihres Gatten Muth blieb dennoch ungebeugt. An Weibern nehmt ihr Rache, warf er den Römern vor, und brüstet Euch damit, ein Weib gefangen zu haben.

In einem neuen Feldzuge führte Germanicus, nach seines Vaters Beyspiel, einen Theil des Heeres auf Schiffen über, landete in der Ems und sah die Ufer der Lippe. Bis in die Wälder, wo Varus umgekommen, bahnte er sich den Pfad. Noch standen die Altäre, an welchen Römer geblutet, noch lagen ihre Gebeine unbegraben; mit Schaudern wurden sie gesammelt und nach römischem Brauch bestattet. Doch ihren Tod glänzend zu rächen gelang ihm nicht. Denn nach einer Schlacht gegen Hermann rühmten beyde Theile sich des Sieges, und der Römer wich vom deutschen Boden nicht ohne großen Verlust.

Noch einmal erschien Er zwar mit tausend Schiffen, die seine Scharen an das deutsche Ufer spieen, und schlug den tapfern Hermann in zwey Treffen, überwand ihn aber nicht, durfte nicht einmal zu Lande den Rückzug wagen, und mußte seine Flotte durch Sturm zertrümmern sehen.

Dem schlauen Kaiser Tiber schien der Deutschen innere Zwietracht für Rom nützlicher als ungewisser Kampf. Aus ihren Festen am Rhein sahen die Römer mit Wohlgefallen den unter sich hadernden Deutschen zu, schürten gern den Brand, zuckten aber die Waffen nicht. Kaiser Claudius gebot sogar die Grenzwälle zu verlassen. Doch versuchte der klügere Trajan, durch abermaliges Vorrücken der Grenzen jenes Bekenntniß der Schwäche zu entkräften.

Die Deutschen hatten ihre Blicke jetzt ab vom Rheine gewandt, weil ein innerer Feind, der mächtige Marbod, seinem Vaterlande Fesseln schmieden wollte,

wollte, bis er, von Hermann besiegt, mit Fluch beladen, zu den Römern flüchten mußte. Aber auch Hermann, dieser untadeliche Held, so lange noch ein Feind der Freyheit zu bekämpfen war, konnte dem Reiz erlangter Gewalt nicht widerstehen, besudelte seinen Ruhm durch deren Mißbrauch, und fiel unter den Dolchen der Seinigen. Oft erzeugt die Natur große Männer für des Lebens einzelne Momente, für das ganze Leben selten oder nie. Rühmliche Thaten verrichtete Hermann für sein Vaterland, doch bis an's Ende blieb er dem Volke nicht getreu, das in ihm einen Heiland verehrte. Wie ein gemeiner Kriegsheld wollte er ein Zwingherr werden und fiel unbedauert. Heil dem Manne, der, wenn er das Große vollbracht, durch Entsagung der Gewalt das Größte vollbringt! nur dessen Ruhm lebt ewig ohne Makel! — Mit Hermann sanken auch die Cherusker. Von den Katten überwältigt, wurde ihrer Thaten kaum mehr gedacht.

Siebenzig Jahre nach Christi Geburt waren verflossen, da entstand ein neuer Krieg, von den Römern Aufruhr genannt. Unter den Batavern brach er aus, die zum Theil im heutigen Holland wohnten, täglich mit dem fluthenden Meere diese Wohnung theilend. Lange schon bezahlten sie den Titel römischer Bundesgenossen theuer mit ihrem Blute; denn in Kriegen, deren Ursach ihnen fremd, deren Erfolg ihnen gleichgültig war, mußten sie es versprützen. Aus ihnen ergänzten die Römer ihre Cohorten, trieben schändlichen Muthwillen mit ihren Jünglingen, oder schleppten Greise unter die Fahnen, um Gold für deren Befreyung zu erpressen. Da stand endlich Claudius Civilis, ein edler Bataver, auf, und hauchte seinen Geist in das Volk und verjagte die tückischen Fremden. Dann strebte er höher, wollte

den

den ganzen Rheinstrom und Gallien selbst entfesseln. Dem römischen Heere, welches Hordeonius Flaccus führte, trat er kühn in Schlachtordnung entgegen, ihm zur Seite die schon erbeuteten Adler, hinter ihm seine Mutter, seine Schwestern, die Weiber und Kinder seiner Waffenbrüder, deren Stimmen jedes Herz erhoben, jeden Arm stärkten. Und so erfocht er einen glänzenden Sieg, umzingelte das römische Lager bey Xanten, konnte es nicht erstürmen, zwang aber die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe. Und nun zerstörten die Deutschen alle festen Plätze am Rhein, die stolzen Zeugen der römischen Macht, das Werk vieler Jahre. Nur Maynz und Vindonissa in Helvetien verschonten sie.

Frey wälzte nun abermals der Rheinstrom seine Wellen. Doch andere Legionen sandte Rom und einen neuen Feldherrn, den Cerealis, der, mit abwechselndem Glücke fechtend, den kühnen Bataver endlich zurück in sein feuchtes Vaterland trieb, sogar dahin zu folgen wagte. Dort aber drohten Mangel und Ueberschwemmungen ihm die Früchte seiner Siege zu entreißen und er pries sich glücklich, durch einen klugen Frieden die jetzt höher geachteten Bundesgenossen wieder zu gewinnen.

So lernten Deutsche, daß auch Römer nicht unbesiegbar seyen. Alle Furcht schwand, Freyheit war die Losung. Roms Freundschaft galt für ein Verbrechen der vormals durch sie Geehrten; sie kostete einem Cherusker Fürsten seine Herrschaft, und keine Hülfe fand er bey den ohnmächtigen Freunden, die nun, in Zeiten gesunkener Macht, die deutschen Waffen durch Gold von ihren Grenzen entfernten. Oft hatten sie mit dem Titel Germanicus ihren Kaisern geschmeichelt, und die nach Pomp lüsternen Augen an Triumphen ergötzt, oft sogar das übers

wun-

wandene Deutschland auf ihren Münzen abgebildet; doch es blieb frey und eben diese Münzen erkauften Schonung von den gefürchteten Barbaren.

Diese hatten endlich begriffen, daß nur Einigkeit der Völker Freyheit schirmt. Viele, bisher vereinzelte, Stämme verbündeten sich. Die Marcomannen, Quaden, Hermunduren und andere längs dem Donaustrome hausende Völker entzündeten einen Krieg, in welchem Rom, damals durch Pest verödet, Sklaven bewaffnen und Straßenräuber dingen mußte; dessen Kosten zu bestreiten Marc Aurel Gemälde und Silbergeschirr verkaufte; in dem der edlen Römer Viele den Tod fanden und einst der Kaiser selbst nur durch ein halbes Wunder gerettet wurde.

Wenig bekannt sind die Begebenheiten wie der Ausgang dieses Krieges. Marc Aurel erlebte ihn nicht, obschon Er einige Stämme der Deutschen mag überwunden haben, denn er war es, der die Marcomannen nach Italien versetzte. Zwar richteten die folgenden Kaiser oft noch Blick und Waffen gegen die Donau. Doch seitdem die römischen Legionen das große Geheimniß gefunden hatten, es stehe in ihrer Macht, Kaiser ab und einzusetzen, verhandelten sie den Thron so oft an den Meistbietenden, daß innere Zerrüttung jede Kraft nach außen hemmte.

Manche, bisher berühmte Namen deutscher Völkerschaften gingen unter im Strom der Zeit, andere erhoben sich aus dem Dunkel: die Alemannen, Gothen, Sachsen, Thüringer, Franken, vor Allen die Letztern, an deren Geschichte die der Deutschen sich knüpft.

Die Alemannen, wackere Reiter, tummelten sich längs dem Maynstrom; aber lüstern nach Welschlands

lands Früchten und Schätzen, brachen sie ein und erschütterten Roms Macht. Ob die Franken ursprünglich Ein Volk gewesen? ob mehrere Quellen diesen brausenden Strom gebildet? ist ungewiß. Sprache, Sitten, Gestalt waren deutsch, nur ihre Waffen fremd, denn sie führten Beile mit Widerhaken, welche, des Feindes durchbohrten Schild an sich reissend, dessen unbeschützten Körper tödtlichen Streichen bloß stellten. Sie plünderten Gallien, verheerten Spanien, schifften bis nach Afrika.

Mit ihnen zugleich traten die Gothen auf die Weltbühne; ein kriegerisches Volk, das den Kaiser Decius mit seinem ganzen Gefolge in einem Sumpfe erschlug und, sogar nach Asien streifend, mit köstlicher Beute beladen heimkehrte. Damals wurden die Moldau, Walachey und Siebenbürgen Dacien genannt, ein schönes, von Trajan erobertes Gebiet, welches Aurelian den Gothen Preis zu geben sich gezwungen sah. Hier stifteten sie ein Reich, Sarmatien mit einbegriffen, das unter ihrem Könige, Ermanarich, zu einer gefürchteten Macht empor wuchs.

Noch Einmal ermannten sich die Römer unter dem Kaiser Probus, der die Franken und Alemannen zurück über den Rhein und Neckar trieb, und der erstern viele nach Thracien versetzte. Hier aber zeigten sie, was Muth, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe vermögen. Die Fesseln abschüttelnd brachten sie zur kühnen Flucht einige Schiffe in ihre Gewalt, durchsegelten den Hellespont, landeten in Griechenland und Afrika, um plündernd ihr Leben zu fristen, schifften nach Sicilien, eroberten das stolze Syrakus, vor dem die ganze Macht der Athenienser einst gescheitert, fanden aus dem Mittelmeer den Weg in den Ocean, und betraten endlich, zum Erstaunen

staunen der Welt, die vaterländische Küste. 277
Jahr nach Christi Geburt begab sich dieses wunder-
volle Abentheuer.

Als Rom, von seiner eigenen Größe erdrückt,
die Herrschaft zwischen mehreren Cäsaren theilte, 286
wurden die Grenzen thätiger beschützt. Constan-
tin, der seinen Thron nach Constantinopel versetzte,
bewies den sogenannten Barbaren Achtung. Seiner
besten Feldherrn Einer war der Franke Bonitus,
sein schlauer Rathgeber der Alemannen König
Eurot.

Constantius, der schwache Sohn dieses viel-
gepriesenen Monarchen, konnte nicht die Deutschen
zügeln. Cölln, des Reiches Vormauer, wurde von
den Franken geplündert; in Gallien tobten die Ale-
mannen. Zwar besiegte Julian beyde Völker,
doch war er kaum in Persien gefallen, da brachen
die wilden Scharen aufs neue hervor. Wenn auch
die Städte bisweilen ihrer Wuth trotzten, so wurde
doch das Land zur Wüste, denn vom Pfluge rissen
sie den Ackersmann in die Knechtschaft.

Solcher Raubfehden Unabwendbarkeit, uner-
schwingliche Auflagen, Habgier der Höflinge oder
Beamten, gesunkene Kriegszucht, Schwäche der Re-
genten und eine vom damaligen Christenthume
unzertrennliche Entnervung, drängten das römi-
sche Reich an den Abgrund. Noch ein Stoß und es
stürzte hinab. Doch dem Weisesten war nicht zu ah-
nen möglich, aus dem unbekannten Norden Asiens
werde dieser Stoß die Welt erschüttern bis zum Ka-
pitol. Unstät und kriegerisch, gleich Europens Be-
wohnern, waren auch die Völker jenseit des Don;
doch jene unbekümmert um ihr Treiben, bis plötz-
lich die Hunnen vom asoffschen Meere (damals die 376
mäotische See genannt) auf die Alanen und

Gothen stürzten, die, nach vergeblichem Widerstande, ihre Wohnungen zu räumen beschlossen. Mit der Römer unbesonnener Einwilligung und Hülfe setzten sie nach Thracien über, gelobten, sich friedlich anzusiedeln, und hätten vielleicht Wort gehalten, wenn schnöde Habsucht der römischen Befehlshaber sie nicht empörte. Arm und hungernd kamen die Verdrängten in das fremde Land, wo sie jeden Trunk Wein, jeden Bissen Brot, bisweilen einen Hund durch Eines der Ihrigen Freyheit erkaufen, ihre Weiber und Knaben dem schändlichsten Muthwillen Preis geben mußten. Da zuckten sie endlich die Waffen, mordeten und plünderten, lockten durch die Beute Hunnen und Alanen herbey, gewannen eine Schlacht, in welcher Kaiser Valens den Tod fand, und bestürmten sogar Constantinopel.

Glücklicher stemmte sich ihrem Wüten Theodosius entgegen, der seine Hauptstadt mit einer Triumphsäule schmückte, doch freywillig den Gothen räumend was sie anfangs begehrt, eine Freystatt in Thracien, wo sie hinfort unter eigner Obrigkeit, nach eigenen Gesetzen lebten.

Tadelnd wird dieses Vertrauen dem Kaiser vorgerückt, doch so lange er lebte, mißbrauchten es die Gothen nicht, vergalten es vielmehr durch treue Waffendienste. Als aber diese unbelohnt blieben, traten, unter seinem schwachen Sohne Arcadius, zwey gothische Heerführer, Gaines und Alarich, trotzend auf. Jener mordete unter des Kaisers Augen dessen Günstlinge, wollte sogar die Hauptstadt überrumpeln; ein mißlungener, mit Blute gebüßter Anschlag. Die alte Heimath mußte er wieder suchen, wo, nach tapferm Widerstande, die Hunnen diesen Zweig der Gothen vertilgten.

Alarich

Alarich hingegen drang in Griechenland ein, und da Gewalt ihn nicht vertreiben konnte, so wurde der glückliche Räuber zum Präfekten von Illyrien erhoben; denn leichter als erworbenes Verdienst führt verbrecherische Gewalt zum Ziele. Nicht einmal gnügte ihm das Ertrotzte. Er kannte die sorglos bewachten Pässe, Welschlands Pforten; er wußte, in welchem tiefen Schlummer die üppigen Römer lagen, und faßte den kühnen Entschluß, dort ein Reich zu erobern. Plötzlich erschien er mit 40000 Mann diesseit der Julischen Alpen. Das bestürzte Rom besserte eilig seine Mauern, raffte Soldaten zusammen, rief alle Grenztruppen herbey, und verscheuchte zwar den Abentheurer, doch fühlend, es habe die Todeswunde aus diesem Kampfe geholt. 400

Denn die Nachricht, eine Hand voll Gothen habe Rom erschüttert, erreichte schnell die entblößten Grenzen. Der ganze Norden bewegte sich und Wanderlust ergriff, einer Seuche ähnlich, die Völker. Zwischen dem Rhein und der Donau brachen wilde, zahllose Haufen unter dem Deutschen Radegais nach Italien auf. Rom erbebte. Angstvoller sahen Viele dem Heiden Radegais entgegen, als vormals Alarich dem Christen. Es ging die Sage, er wolle seinen Göttern das Blut aller Römer opfern. Noch gab es unter dem Adel der Heiden Viele, die huben jetzt die Häupter empor und nannten Roms Bedrängniß der Götter gerechtes Strafgericht. 405

Aber die Deutschen, im Städtebelagern unerfahren, verloren die Zeit und des ersten Schreckens Vortheil vor den Mauern von Florenz, während Stilicho, der tapfere römische Feldherr, mit zusammengerafften Fremdlingen die Zufuhr abschnitt. Da wichen sie zurück in die Apenninen, wo Alle, nicht vom Hunger Aufgeriebene, sich dem Feinde er-

geben mußten, der sie Scharenweis um Spottgeld verkaufte.

406 Doch unabgeschreckt wälzten die Vandalen und Alanen ihre Horden nach Gallien, schlugen die Franken, die dem Raubzuge sich widersetzten, und überströmten diese römische Provinz bis an die Pyrenäen. Durch ihr Glück gelockt, zogen bald in dichten Haufen zahllose Völker ihnen nach; die Sachsen, Franken, Heruler und Quaden, die Alemannen, Burgunder und Gepiden. Alle plünderten Gallien um die Wette.

Dann wurden sie durch deutsche Söldner unter römischen Fahnen auch nach Spanien gerufen, hausten dort im Bunde mit Seuchen und wilden Thie-
411 ren, unterwarfen und theilten das verwüstete Land. Zugleich bedrohte Alarich Italien aufs neue, und dem geängsteten Kaiser Honorius machten Ohrenbläser seinen Helden Stilicho verdächtig, als strebe er nach hohen Dingen. Gehaßt war dieser Mann, von väterlicher Abkunft selber ein Vandal, den Barbaren ergeben, und stets von Hunnen umringt, die seine Leibwache bildeten. Sein Untergang wurde beschlossen und seine Hinrichtung die Losung zu einer empörenden Grausamkeit. Denn alle in Städten zerstreute Weiber und Kinder der, den Römer dienenden, Fremdlinge wurden ermordet.

Ihre Männer und Väter, 30000 an der Zahl,
409 vereinten sich, nach Rache dürstend, mit Alarich, der nun gerade auf Rom stürzte, welches vor seinen Thoren, seit Hannibal, keinen Feind gesehen, und sich stolz die Ewige nannte. Jetzt durch Hunger gebeugt, sandte es Unterhändler in Alarichs Lager, begehrend einen gelinden Frieden, doch auch die Drohung beyfügend: das römische Volk sey beherzt, waffenkundig und zahlreich. Lachend versetzte Alarich:

„Am

„Am leichtesten ist dichtes Gras zu mähen.“ Alles Gold und Silber, alle Sklaven barbarischer Herkunft foderte er als Friedenspreis. „Was wird uns übrig bleiben?“ fragten die Gesandten. „Eure feigen Seelen“ antwortete Alarich.

Mit ungeheuern Schätzen erkauften die Bedrängten eine kurze Frist. Denn, nachdem der Sieger, seine Waffen nach Hetrurien wendend, vergebens mit dem übelberathenen Kaiser Unterhandlung gepflogen, erschien er zum zweyten Mal vor Rom, es zwingend einen neuen Herrn zu wählen. Attalus, der Statthalter, wurde zum Kaiser ausgerufen, eigentlicher Alarich selbst, denn unter ihm sollte die Kriegsmacht stehen, die allein herrschende. Durch Hochmuth und Mißtrauen verlor der Schatten-Kaiser bald seines Schöpfers Gunst. Alarich, neue Unterhandlungen mit Honorius anknüpfend, riß die Krone wieder von des Schützlings Haupte, und als jene sich zerschlugen, ging er zum dritten Mal nach Rom, das jetzt von eingerückten Truppen vertheidigt werden sollte. Stürmend eroberten es die Gothen, aber schonender walteten sie, als später manche, der milderen Sitten sich rühmende Krieger. Wer in die Kirchen floh, fand Sicherheit, und die Barbaren selbst führten Flüchtlinge zu den Altären, dem heiligen Schutzort vor Mißhandlungen. Die goldenen und silbernen Gefäße der Peterskirche gab Alarich zurück. Von Rom wandte er sich nach Campanien, wollte nach Afrika übersetzen, dort ein Reich stiften. 410
Der Tod steckte auf diesem Zuge seinen kühnen Thaten ein Ziel.

Auf einer kleinen Insel am Ausfluß der Donau geboren, nichts besitzend als sein Schwert und den Muth Verbrechen zu begehen, wagte er, mit geringer Macht, sich mitten in ein feindliches

Land,

Land, stürzte das Erste Reich der Welt, setzte Kaiser ab und ein. Mag er doch der Große genannt werden, so gut als irgend Einer in der blutigen Reihe der Eroberer, weil ihm Alles gerechte Beute schien, was er mit dem Schwert erreichen konnte.

Seine Macht, nicht seinen Geist, erbte Ataulf, der den kühnen Entwurf, Carthago herzustellen, fahren ließ, mit Zustimmung der Römer in Gallien sich ansiedelte, und des Kaisers Schwester, Placidia, seine Gefangene, sich vermählte. Doch Constantius, ein Feldherr, war Mitbewerber um die Hand der Prinzessin, die ihn einst, wenn Honorius kinderlos verstürbe, zum Throne geleiten sollte. Erbittert bot er alle Ränke auf, um jenes Band der Ehe und des Friedens zu zerreissen. Vergebens wünschte Placidia ihm Dauer, denn die Römerin hatte einen liebevollen Gatten in dem Barbaren gefunden. Doch durch glückliche Waffen zwang Constantius den Nebenbuhler nach Spanien zu entweichen, wo er von den Seinen ermordet wurde. Die trauernde Witwe blieb des Siegers Beute.

Aber den Burgundern konnte Rom nicht wehren, in Gallien sich einzunisten und auch die Gothen kehrten bald zurück in des römischen Gebietes Mitte,
419 das Westgothische Reich gründend, indessen die Vandalen, unter ihrem Helden Genserich, den Römern Afrika entrissen.

Nun trat plötzlich einer jener furchtbaren Geister auf, durch die der zürnende Himmel von Zeit zu Zeit die Erde mit Blut überschwemmt. Attila, der Hunnen König, der im kleinen Körper unersättliche Ruhmsucht barg, dessen finsterm Ernste nie ein Lächeln abzugewinnen war, der, ein Feind des Prunkes, mäßig in jedem Genuß, nur im Blute schwelgte, von feilen Dichtern sich besingen ließ, und

so

so schlau im Unterhandeln als tapfer im Felde war; dieser Attila — vor dem Asien und Europa zitterten, seitdem er, die sonst vereinzelten Hunnenstämme zu einem mächtigen Volke verbindend, jenseit der Donau mit dem gefundenen Schwerte des Mars eine Herrschaft gegründet hatte — zwang jetzt die Römer, einen Landstrich an der Sau ihm abzutreten, und bedrohte in dieser Stellung Westen mit dem einen, Osten mit dem andern Arme.

Eine Schwester hatte Kaiser Valentinian, Honoria, deren Ausschweifungen ihren Stand beschimpften. Um jeden lästigen Zügel abzuwerfen, bot sie insgeheim dem Attila sich als Braut, des Bruders Thron als Brautschatz an. Geschmeichelt griff er zu den Waffen, den Römern vorspiegelnd, sein Zug sey gegen die Westgothen gerichtet, und diese wiederum durch die Versicherung täuschend, er ziehe gegen die Römer. In Deutschland, welches er durchstreifte, schlossen manche deutsche Völker seinem Heere sich an. Die ersten, von ihm berührten, Städte Galliens empfingen ohne Widerstand den vermeinten Freund in ihren Mauern. Doch als sie schnell und bitter den leichten Glauben büßten, schlossen andere ihre Thore, wurden erstürmt und geplündert. Maynz, Trier, Straßburg, Speyer und 451
Worms traf dieß herbe Schicksal.

Indessen hatten die erschrockenen Römer mit den Westgothen sich verbunden, und eines der blutigsten Treffen in der Ebene von Chalons zwang den Räuber zum Rückzug. Aber im folgenden Jahre überströmte er Welschland mit seinen Horden und zerstörte viele der angesehensten Städte. Schon wollte er seine Geisel auch über Rom schwingen, als des Papstes 452
Leo Bitten, vielleicht mehr noch Mangel und Seuchen im Heere, ihn abzulassen bewogen, aber dro-

hend

hend mit neuem Ueberfall, wenn nicht Honoria, und was vom kaiserlichen Schatze ihr gebühre, ihm ausgeliefert werde.

453 Sein Tod befreyte die Welt von einem Ungeheuer, und war die Losung für alle Völker, die sein Schwert geküßt hatten, ihre Fesseln zu zerbrechen. So löste sich das fluchbeladene Band, das der Zeitgenossen Freyheit durch die Furie der Herrschsucht erstickte. Könnten nur Tyrannen, die blutigen Kronen aus den Gräbern emporhebend, ihr zerstörtes Werk der Finsterniß schauen und die Flüche der Nachwelt hören! Bald nachher berief eine kaiserliche
455 Witwe, Eudoxia, die mit ihres Gemahls Mörder das blutbefleckte Lager theilen mußte, den König der Vandalen, Genserich, zum Rächer. Er kam mit einer wohlbemannten Flotte. Noch einmal wurde Rom geplündert. Wilde von der Ostsee Strande rächten Carthago an den Römern, führten ihre Schätze nach Afrika. Nemesis waltet, oft spät, aber unerbittlich.

Neun Kaiser trugen noch die längst entehrte Krone, heute gewählt, morgen gestürzt, bis Odoacer, ein armer Heruler, der unter Deutschen im römischen Solde stand, die wachsende Zerrüttung benutzte, und, Welschland unterjochend, das abendländische Kaiserthum vernichtete. Ihm ließ er gnügen
476 an dem Titel eines Königs von Italien. Des Thrones war er würdig, hätte ihn des Volkes Wahl, das einzige heilige Recht bey Gründung neuer Herrschaft, darauf gehoben. Der Römer Gesetze und Religion blieben unangetastet. Sein Reich dehnte er durch Eroberungen, hier bis an die Donau, dort bis nach Sicilien aus. Dreyzehn Jahre herrschte er gefürchtet,
493 bis der ostgothische Prinz Theodorich ihn stürzte.

Es währte lange ehe die Deutschen ihre rauhen Tugenden gegen der Ueberwundenen Abgeschliffenheit vertauschen lernten. Sprache, Gesetze, Kleidung, Lebensweise, Denkart und Begriffe, alles war anders in den eroberten Ländern als in der waldigten Heimath. Anders, nicht immer besser. Selbst wo das Neue den Vorzug verdiente, fand das Alte Schutz in der Menschen Seelen-Trägheit, die ungern anderen Formen sich fügt. Gleich den Flüssen Rhein und Mayn, die zwar einander aufnehmen, doch lange geschieden neben einander fließen, ehe sie ihre Farbe mischen, lebten auch die Deutschen unter den Besiegten von ihnen getrennt, wohl sie verachtend um ihrer Verderbtheit willen.

Freylich hatten auch die Barbaren der Laster manche aus ihren Wäldern und Steppen mitgebracht: unkeusch werden die Hunnen gescholten, grausam die Gepiden, räuberisch die Alanen; die Sachsen wild, die Franken treulos, die Alemannen Trunkenbolde; aber die Römer waren längst mit allen Lastern vertraut, jeder Wilde beschämte sie. Auch ist angeborene Untugend minder empörend als erworbene.

Außer den Gothen, deren König am orientalischen Kaiserhofe erzogen, entsagte noch kein Deutscher der alten Volkstracht. Seine Sprache redete er mitten unter Lateinern. Doch weil er sie nicht schreiben, noch, wenn er ein Christ wurde, den neuen Gott in ihr verehren konnte, so gewann der Römer Sprache nach und nach die Oberhand. — Künste und Wissenschaften wurden längst nicht mehr geachtet. Die Barbaren konnten weder zerstören noch sich aneignen, was sie nicht mehr fanden. Schon ehe ihre rauhen Gestalten auf klassischem Boden wandelten, schien den Römern ein Gelehrter eine unnütze

Bürde

Bürde des Staates. Willkommen waren nur Sänger und Gaukler, Neuigkeitskrämer, geschickte Wagenführer. Flöten und Wasserorgeln verdrängten die Bücher. Als bey einer Hungersnoth alle Fremdlinge aus Rom weichen mußten, traf dieß Geschick vor Allen die Lehrer der Wissenschaften, nicht 3000 Tänzerinnen. Gleiches Loos war den Künsten beschieden, deren Stelle geschmacklose Pracht ersetzte. Was konnten da Barbaren noch verderben?

Die römische Regierungskunst erlernten zwar die deutschen Könige bald, doch blieb noch lange dem Volke sein Machtantheil unbestritten. Es wurde befragt, wenn neue Gesetze es verbinden, ein Krieg von seinem Herde es entfernen sollte. Es gab Könige um des Volkes willen. Für dieses wurde gefochten; nur von der Beute dem Fürsten ein reicheres Loos beschieden. Jeder freye Mann blieb Soldat wie vormals. Dieser Stand allein war Ehrebringend; ein wiederkehrendes Vorurtheil in Zeiten, die zu der alten Barbarey sich hinneigen. Der Gothen Kinder durften keine Schule besuchen, weil ihr König meinte: wer als Knabe die Ruthe gefürchtet, könne des Feindes Lanze und Schwert nicht unerschrocken entgegen treten. Doch je tiefer die römischen Wollüste schmeichelnd in deutsche Gemüther drangen, je mehr und schneller verweichlichten diese. Der sonst flammende Kriegsgeist glimmte und erlosch. Die Lehns-Verfassung entspann sich merklich. Durch einen besondern Eid der Treue fesselte zu Schutz und Trutz der Fürst ein immer schlagfertiges Gefolge, vormals durch freye Tafel, Rosse, Waffen belohnt, jetzt durch Ländereyen, deren Werth nun erkannt und geschätzt wurde. Man nannte sie Lehen, deren Inhaber Vasallen. Nur auf Lebenszeit wurden sie verliehen, obschon die Besitzer nach und nach in

Eigen-

Eigenthum sie zu verwandeln, sich reich, die Könige arm zu machen wußten. Wiederum schmiegte das Volk sich an die Großen, und so sank die Freyheit; an den Platz der Ehre trat Eigennutz. Des geselligen Zustandes Kindheit bezeugten der Deutschen erste Gesetze. Geld büßte alle Verbrechen, Raub der Ehre und des Lebens. Wer nicht zahlen konnte, wurde des Beleidigten Knecht. Mehr als die Furcht vor Strafe sollten Jeden seine Waffen schützen, darum der Dieb den Tod litt, der Mörder nicht; darum eines wehrlosen Weibes Mord höher verpönt, als der am Manne verübte.

Die Redlichsten wurden zu Richtern gewählt, Richter und ehrlicher Mann war bey den Franken gleich bedeutend. Kläger führten Beweis durch Zeugnisse, Schwüre, Gottesurtheile. So nannte Aberglaube den Zweykampf, die Feuer- und Wasserprobe.

Mit dem Hinsterben der Sitteneinfalt kam Titelsucht unter die Deutschen und ist nie mehr von ihnen gewichen. Vormals vielleicht das Wort Herr ihrer Sprache fremd, wollten sie nun erhabene Männer oder Grafen und Herzoge heißen, ja ihre Könige sogar ließen von den Schatten-Kaisern, deren Herrschaft sie mit Füßen traten, gern prunkende Titel sich verleihen. Das besser und geachteter seyn wollen eines Stammes vor dem andern, erregte öfter Zwietracht. Aeltere Bekanntschaft mit den Römern, längeres Verweilen auf deren Boden, erzeugte einen gewissen Stolz, ein Herabsehn auf die später Angekommenen.

Doch den Ueberwundenen schienen sie mehr Brüder als Herren. Freyer und glücklicher fühlten sich diese, als zu den Zeiten ihrer glänzenden Dienstbar-

keit.

keit. Fürwahr, bey jener großen Umwälzung gewannen die Römer mehr als ihre Sieger, die gegen alte Genügsamkeit und Sitten-Einfalt nur neue Bedürfnisse, neue Laster eintauschten.

2.

Die Franken.

Gallien war getheilt zwischen Gothen, Burgundern und Franken. Auch ein römischer Feldherr behauptete sich noch, unter dem Namen eines nicht mehr vorhandenen Volkes. Die Franken — noch Heiden, im Selbstlobe unerschöpflich, von allen Zeitgenossen aber der Treulosigkeit beschuldigt, Männer, die mit lachendem Munde Meineide schwuren — herrschten von der Somme bis an den Rhein.

Dann erblühte das Reich der Thüringer vom Harz bis an den Maynstrom, und grenzte mit den Sachsen, berühmten Seeräubern, die endlich Bri-
455 tannien eroberten.

Dann erschienen zum ersten Mal die Slaven, den Deutschen in verlassene Grenzen nachrückend, in Böhmen, Mähren, Meißen, an der Elbe und Havel sich ausbreitend. Deutsche wohnten noch in Oestreich und Bayern, dem Odoacer unterworfen, nach ihm den Ostgothen.

Jetzt trat Chlodwig auf, der Franken-Fürsten Einer aus dem Stamme der Merowinger; denn wie alle jene Völker von Anbeginn, waren auch die Franken unter mehrere Häuptlinge zertheilt. Chlodwig, schlauer oder mächtiger als seine Mitfürsten, unterwarf sich Alle, griff den Ueberrest der Römer an,

an, schlug ihn bey Soissons und vernichtete in Gal- 486
lien die Herrschaft, welche, vor einem halben Jahr-
tausend, Cäsar gegründet hatte. Den geflüchteten
Feldherrn foderte sein Uebermuth von den Gothen
zurück, deren Feigheit den Wehrlosen einem grausa-
men Tode überlieferte. Dann warf sich Chlodwig
auf die Thüringer. Aus unbekannten Gründen,
sprechen Einige; warum nicht aus Eroberungssucht,
die in jenen Zeiten von treuherzigen Verbrechern nicht
bemäntelt wurde? Er zwang ein Volk, dessen ganzes
Unrecht oder Unglück die Nachbarschaft der Franken 491
war, ihm Tribut zu entrichten.

Jetzt traf die Reihe die Alemannen. Sie sollen
einen Fürsten der Franken, Sigebert zu Cölln, mit
Krieg überzogen haben, dem blutdürstigen Chlodwig
ein willkommener Vorwand. Eine hartnäckige
Schlacht bey Zülpich im Herzogthum Jülich, gab 496
auch diesem Volke Fesseln. Chlodwig sandte Colo-
nien in das, dem Frankenreiche einverleibte Land,
welchen Frankfurt am Mayn und Frankenland die
Namen verdanken.

Aber tapfer hatten die Alemannen gefochten,
lange war der Sieg zweifelhaft geblieben, und da-
mals soll der bedrängte Chlodwig ein Christ zu werden
feyerlich gelobt haben, wenn der Gott der Christen
im Blutvergießen ihm beystehen wolle. Mit man-
chen frommen Fabeln haben Chroniken, nach ihrer
Weise, die Sage geschmückt. Aber Liebe nur und
Staatskunst führten den Heiden zur Taufe. Clo-
tilde, seine Gemahlin, eine burgundische Prin-
zessin, bediente sich der einzigen, nie besiegten Wa-
fen, der ihres Geschlechts, um den Gemahl aus
ihrem Schooße in den Schoos der Kirche zu locken.
Weil aber Herrschsucht für Liebe und Freundschaft
das kalte Herz verschließt, so milden Gefühlen wenig-
stens

stens den kleinsten Raum nur gönnt, so ist kaum zu zweifeln, daß noch andere, seinem Geiste näher verwandte, Gründe ihn bestimmten. Eines Eroberers Lippen bekennen jede Religion, wenn seine Lage es heischt. Alle benachbarte, christliche Könige saßen fest auf ihren Thronen durch das Christenthum, weil es Gehorsam, Demuth, Unterwerfung lehrte; und weil der Mißbrauch solcher Lehren den Geist der Freyheit erstickte. Was Wunder, daß ein Chlodwig eben diesen Mißbrauch göttlich pries! Wäre dieser nicht vorhanden gewesen, er würde ihn erfunden haben. Mit großer Pracht ließ er sich taufen und blieb der er war. Zugleich mit ihm empfingen 3000 Franken auf ihren Häuptern das heilige Bad.

Theodorich, der schlaue Gothen-König von Italien, der schon als Jüngling an einem verderbten Hofe Menschenkenntniß gesammelt, durchschaute den neuen Christen, und, wohl kundig des nimmer ruhenden, nimmer satten Geistes der Herrschsucht, wollte Er schon damals, ihn zu dämmen, den ersten deutschen Fürstenbund errichten. Die Könige der Thüringer, Westgothen und Burgunden foderte seine Klugheit auf. Unbeachtete Ermahnungsschreiben empfing auch Chlodwig von ihm. Denn kaum war ein Bruderzwist in Burgund ausgebrochen, als Er
500 hastig in den heillosen Kampf sich mischte, dem Einen der Brüder half, ihn wiederum verließ, des Andern Rache Preis gab, den übrig bleibenden zinsbar machte. Nun waren nur die Westgothen ihm noch lästige Mitbesitzer von Gallien. Ihr König, Alarich, nährte jenen verderblichen Irrthum, man könne, durch kluges Vermeiden jedes Zwistes, einem Eroberer Einhalt thun. Statt zu rechter Zeit die Waffen zu zücken, blieb Er ein ruhiger Zuschauer des Einbruchs in Thüringen, der Schlacht bey Zülpich,

des

des Kampfes der Burgunder. Seine Verblendung sollte eine unbenutzte Lehre auf die Nachwelt bringen.

Vergebens hielt Er mit Chlodwig eine Zusammenkunft und ließ bey dessen Barte sich Freundschaft schwören. An Vorwand, jeden Schwur zu brechen, fehlt es dem Herrschsüchtigen nie. Den mußte jetzt der neue Glaube leihen. Katholisch bekannte er sich, und die Gothen waren der Secte des Arius zugethan. „Mir ist unleidlich," so sprach er, „daß „diese Ketzer Galliens Boden verunreinigen; laßt „uns mit Gottes Hülfe das Land von ihnen säu„bern." Und gleich jenem Wolfe, der das Lamm zerriß, weil es ihm die Quelle trübe, stürzte er auf Alarich, schlug die Gothen in der Gegend von Poitiers, zog siegreich in Bordeaux ein, plünderte den königlichen Schatz in Toulouse. Alarich selbst war im Treffen geblieben. Zwischen seinen Söhnen, deren Einer nach Spanien entwich, theilte sich das Volk. Dunkel sind die Berichte von des Krieges Ausgang. Theodorich trat gerüstet zwischen die Kämpfer, nicht zaudernd bis die späte Hülfe keinen Vortheil bringen konnte. Er zwang den Sieger, die Belagerung von Arles aufzuheben, wo unter fränkischen Fahnen auch die Burgunder fochten; denn wer nicht gegen Chlodwig sein Blut vergoß, der mußte für ihn es vergießen. Unterwerfung lohnte er nur mit der Ehre für ihn zu sterben.

Es scheint, daß Chlodwigs Waffen vor den Mauern von Arles ein Ziel gesteckt worden, denn diese Stadt verblieb, als Welschlands Vormauer, in Theodoriches Gewalt. Die wenigen, entronnenen Westgothen aber besaßen hinfort nur ein kleines Gebiet, das heutige Languedoc, wo noch eine Weile das Verlorne zu beseufzen ihnen vergönnt wurde.

So

So hatte Chlodwig nun auf Leichen einen mächtigen Thron gegründet. Von außen winkte keine Beute mehr, doch sein Schwert ruhte nur, um der, nicht minder blutigen, Arglist freyen Lauf zu gönnen. Oft waren Verbrecher, die jedem Fremden gerechten Abscheu einflößten, doch ihren Blutsverwandten treue Freunde, an diesen gleichsam vergütend, was die Menschheit durch sie gelitten. Nicht so dieser Chlodwig; der hatte keine Verwandte, nur Knechte. Er stand allein und wollte allein stehn.

Sein Vetter, Sigebert von Cölln, sein Waffenbruder und Siegesgenosse bey Poitiers, stand ihm noch im Wege. Da wiegelte er den Sohn gegen den Vater auf, daß er mit Vatermord seine Faust besudelte. Dann ließ er den Bösewicht meuchlings morden, und so gewann er neue Länder, neue Schätze. Einem andern Fürsten seines Blutes, Kararich, durch Hinterlist herbey gelockt, schor er das Haupt, weihte ihn zum Priester, Gott und die Welt verhöhnend. Einen dritten bestrafte er mit dem Tode, weil er von verrätherischen Unterthanen sich hatte binden lassen. Durch ihn selbst bestochen, hatten die Verführten es gethan. So räumte er auch den letzten seiner Verwandten aus dem Wege, und seufzte dann heuchlerisch, daß Gott ihm keine gelassen.

Mit stumpfem Leichtsinn, nach Art der damaligen Franken, war das Volk Zeuge aller dieser Mordthaten, und kein empörtes Gemüth lieh dem zögernden Tode einen bewaffneten Arm. Tyrannen zaudern, gleich Klapperschlangen, die Völker in Starrsucht.

Aber das Schicksal, endlich müde einem Verbrecher zu dienen, zerriß seinen Lebensfaden im 45sten
511 Jahre. Er starb zu Paris und Europa schöpfte Athem.

Vier

Vier Söhne theilten seinen Raub. Zwischen der Mosel und dem Rhein schlug Theuderich, der älteste, den Thron zu Metz auf. Man nannte sein Reich Austrasien, weil es den übrigen Frankenländern gegen Osten lag. Von der Mosel bis an die Loire herrschten seine Brüder, Hof haltend zu Paris, Orleans und Soissons. Ihr Reich hieß Neustrien.

Es reihten sich nun Verbrechen an Verbrechen. Ach! fast immer führt die Geschichte nur das Protocoll eines peinlichen Gerichtshofes. Leer ist der Richterstuhl während Tyrannen wüthen. Erst von der Nachwelt wird er besetzt, und auch dann nicht immer mit unbestochenen Richtern.

Theuderich hatte seines Vaters Eigenschaften und Laster geerbt. Beyde zu entwickeln, gab ein Bruderzwist auch ihm Veranlassung. Drey Brüder beherrschten Thüringen. Hermannfried, der Aeltere, einer ostgothischen Prinzessin, Amalberge, vermählt, der die getheilte Macht unleidlich dünkte. Von ihr gereizt ermordete Hermannfried den einen Bruder, und gegen den andern rief er Theuderich zu Hülfe, der gehofften Eroberung Hälfte ihm zusagend. Der unglückliche Baderich fiel in 521
der Schlacht. Doch Hermannfried, von dessen Lande nun Besitz ergreifend, gedachte seines Wortes nicht, ließ den König von Austrasien grollend heimziehen. Indessen hatte ein Burgunder Fürst seinen Sohn erschlagen, und bereuend ein Kloster gebaut. Ihn bekriegten die fränkischen Könige, von ihrer frommen Mutter Clotilde angefeuert. Er unterlag und fand sein Grab in einem Brunnen. Gemahlin 523
und Kinder wurden ihm nachgestürzt. Die Burgunder rächten bald darauf seinen schmählichen Tod, einen der neustrischen Könige, Clodomir, bey

Vienne im Treffen erschlagend. Sein Haupt erkannten sie am langen Haar, dem Schmuck der Könige, trugen es zur Schau auf einer Stange, entrannen aber doch dem fränkischen Joche nicht.

Noch immer hatte Theodorich, der Ostgothen weiser Beherrscher, der Franken Macht das Gleich-
526 gewicht gehalten. Allein er starb und jeden Zügel ihrer Habgier löste sein Tod. Die Bayern, obschon unter eignen Herzogen aus dem Geschlecht der Agilolfinger, mußten der Franken Schutzherrschaft erkennen. Gegen Hermannfried ließ Theuderich den
528 alten Groll ausbrechen. An der Unstrut überwand er ihn; dessen gänzliche Vertilgung aber konnte nur Verrath bewirken. Freundlich lockte er ihn nach Zülpich, lustwandelte mit ihm auf der Stadtmauer in traulichen Gesprächen und ließ ihn plötzlich hinab stür-
531 zen, worauf Thüringen dem Meuchelmörder huldigte; eine Macht-Vergrößerung, die den Franken vergönnte, von der Donau bis ans Meer sich auszubreiten.

Das Ende eines neuen Kriegs mit den Westgothen erlebte er nicht. Sein Sohn Theodebert be-
534 stieg den Thron von Austrasien, und richtete die herrsch-lüsternen Blicke auf Welschland. Dort hatte Theodorichs würdige Tochter, Amalasunthe, ihren schwachen Vetter Theodat zum Gemahl erwählt, das Ruder mit männlicher Kraft und Klugheit ergriffen, des griechischen Kaisers Freundschaft erworben und bewahrt, bis zu ihrem gewaltsamen Tode; worauf Kaiser Justinian, durch seinen berühmten Feldherrn, Belisar, die Ostgothen siegreich bekriegte und Rom eroberte.

Bisher hatten die Franken, ihrem Rufe der Treulosigkeit entsprechend, beyden Kämpfern Hülfe zugesagt, von Beyden Geld empfangen, und dennoch

ruhig

ruhig zugeschaut; wie Beyde sich erschöpften. Nun zog Theodebert mit einem Heere über die Alpen, und 539
Beyde schmeichelten sich, Er komme als ihr Freund. Aber plötzlich griff er die Gothen an, schlug sie in die Flucht, zog dann die Larve gegen die Römer ab, und zwang sie nach Hetrurien zu weichen. Nur zwey Feinde, doch die unbezwinglichsten, blieben zu bekämpfen ihm noch übrig: Hunger und Seuchen in dem ausgezehrten, durch Leichen verpesteten Lande. Diese vernichteten seine hochfahrenden Entwürfe. Zum Erstenmale wurde Italien, wie so oft nachher, das Grab der Franken.

Sein Rückzug war die Losung für Belisar, die Gothen aufs neue zu bedrängen. Zwar ließ Theodebert noch einmal ihnen Hülfe bieten, wenn sie seine Herrschaft in einem Theile Welschlands erkennen wollten; aber sie achteten der glatten Worte treubrüchiger Franken ferner nicht. Lieber warfen sie sich dem Belisar in die Arme, der ihren letzten König, Vitiges, und ihre Schätze nach Constantinopel sandte.

Kaum trugen ihre Hände römische Fesseln, als Scham und Verzweiflung ihren Muth weckten. Schon bey Belisars triumphirendem Einzug in Ravenna hatten ihre Weiber sie angespieen, weil sie vor den kleinen, unansehnlichen Römern gewichen. Spott und Lob der Weiber sind zu allen Zeiten die mächtigsten Hebel des männlichen Muthes. Jetzt verschworen sich tausend Männer, Freyheit oder Tod zu erkämpfen. Nicht mehr als tausend herzhafte Männer! welche Lehre für seufzende Nationen! Zu ihrem Anführer wählten sie einen Helden, Totilas, bey dessen Thaten die Geschichte gern verweilt, denn er führte rühmlich den seltensten Krieg, den gerechten. Zweymal schlug er des Kaisers Miethlinge,

eroberte ganz Unteritalien, trat vor Roms verschlossene Thore und begehrte friedlichen Einzug, erinnernd an die Wohlthaten, welche Theoderich und Amalasunthe gespendet, verglichen mit der Morgenländer drückender Herrschaft. Die Römer wollten oder durften nicht seiner Ueberredung weichen. Hunger brachte sie zur Verzweiflung. Der ewigen Stadt den Rücken kehrend, wankten die meisten Bewohner aus den Thoren. Bald darauf zog eine bestochene Wache vier Gothen an Stricken über die
341 Mauern. Es wurden in der Nacht die Pforten geöffnet und am Morgen drangen die Gothen ein.

Plünderung konnte Totilas nicht verhüten, aber den Vorschlag, Rom der Erde gleich zu machen, verwarf er mit Abscheu. Nur den dritten Theil der Mauern riß er nieder, daß sie ferner keine Schutzwehr dem Feinde gewähren sollten. Nach Campanien mußten die Einwohner ihm folgen. Wer die Gebeugten ziehen sah, erkannte jene Römer nicht, die einst, mit gefesselten Königen, so manchen übermüthigen Triumph geschmückt hatten.

Durch bewundernswürdige Schnelligkeit entriß Belisar dem Sieger die Frucht. Justinians Held flog nach Rom, stellte dessen Mauern eilig wieder her, sammelte zerstreute Bürger, und zu spät erkannte Totilas, nicht grundlos sey der Vorwurf, den er von Murrenden hören mußte: er habe Rom schleifen oder mit den Waffen es behaupten sollen. Vergebens wandte er sich schnell, hoffend, der Vollendung von Roms Mauern vorzueilen. Er kam und wirklich mangelten noch die Thore. Aber eine Stadt, in welcher Belisars Geist waltete, konnte ihrer entbehren. Vergebens bestürmte Totilas die offnen Pforten. Erst als sein überlegener Gegner, nach Constantinopel berufen, den Kampfplatz verließ,

zog er, abermals mit verrätherischer Hülfe unbezählter Söldner, ohne Schwertstreich ein, und schmerzlich war ihm der Anblick der verödeten Stadt, die schon, um sich des Hungers zu erwehren, auf ihren Trümmern säete und pflügte. Auch jetzt begehrten die Seinen, was noch stand, in Schutthaufen zu verwandeln. Doch der menschenfreundliche Held baute das Zerstörte selbst auf, sammelte die Flüchtlinge und versorgte sie mit Lebensmitteln.

Nicht immer war das Glück dem Muthe günstig. Eine Seeschlacht bey Ankona hätte Totilas vielleicht vermeiden sollen, da die Gothen auf diesem Elemente nicht heimisch waren. Der Verlust dieses Treffens erschütterte seine Macht. Die Feinde mehrten sich. - Auch die Franken hatten wiederum den Weg nach Welschland gefunden. Was sie dort eroberten, Liguriens, Venetien, trat er ihnen ab, den Frieden erkaufend, um mit ungetheilter Streitkraft gegen Narses zu fechten, der mit einem frischen Heere durch Dalmatien heranrückte. Obschon überall die Natur den Muth an Mannheit knüpfte, so schien doch dieser verschnittene Grieche ihr Gesetz umzustoßen, denn er war ein tapferer, geschickter Feldherr, und hatte, was oft für beydes gilt, ein zahlreiches Heer, dem der Gothen Häuflein unterliegen mußte. Eine Schlacht in Hetrurien entschied ihr loos. Schwer verwundet fiel Totilas. Mit dem Vergnügen schwindender Angst empfing Kaiser Justinian des Helden blutiges Kleid. Vergebens zuckten die Gothen noch einmal im Todeskampfe. Den Tejas stellten sie an ihre Spitze, doch als auch dieser den Tod im Treffen fand, unterwarf sich der Gothen größter Theil. Der kleinere stützte seine letzte Hoffnung auf ein Heer von Franken und Alemannen, welches Hülfe brugen, eigentlich den Vorwand nur 552

be-

benutzen wollte, um auf Trümmer den eignen Thron zu bauen. Aber des siegreichen Narses Waffen, des südlichen Himmels ungewohnte Glut und Welschlands unreife Trauben vertilgten die Fremdlinge. Eine Wüste, in der kein alter Römer sein Vaterland erkennen mogte, stand noch einmal unter dem Scepter der morgenländischen Kaiser.

In Austrasien erlosch Chlodwigs Geschlecht, von dessen vier Söhnen nur Clotar noch übrig blieb,
558 der zwar das ganze Reich vereinte, (sogar einen Theil der Sachsen ihm zinsbar machte) doch nur,
561 um bey seinem Tode es abermals unter vier Söhne zu versplittern, wodurch der Zwietracht Same, reichlich ausgestreut, viele Jahre lang Verbrechen aller Art erzeugte. Keines Volkes Geschichte wurde mit so vielem Blute geschrieben, in keiner finden sich so viele Greuel gehäuft. Väter, Söhne, Brüder wütheten gegen einander, und Weiber, von der Hölle ausgespieen, mischten ihre blutdürstige Arglist in der Männer blutdürstigen Trotz. Durch innerliche, empörende Kriege wurde der Könige Macht zerrüttet und herabgewürdigt; die der Großen wuchs; Niemand gehorchte; kein Verbrechen scheute den Tag, denn es blieb straflos.

Während die Franken sich selber auftrieben, kam
568 men die Longobarden, ein deutsches Urvolk, unter Alboin, rächten die Ostgothen an den griechischen Kaisern, und gründeten in Welschland ein neues, mächtiges Reich. Umsonst versuchten Chlodwigs verworfene Enkel diesen Schicksalsschluß zu hemmen. Ihre Macht war nicht mehr furchtbar;
613 ihr Geschlecht vertilgte sich, bis auf Clotar den Zweyten, den einzigen, von jenem fluchbeladenen Stamme noch vorhandenen, der, wie es schien,

durch eine gerechte, friedliche Regierung die Seelen seiner Vorfahren mit Gott versöhnen wollte.

An seinem Throne stand die Furie der Herrschsucht nicht. Er willigte in Beschränkung der königlichen Macht. Er theilte mit den Bischöfen das Recht der Wahlen und die geistliche Gerichtsbarkeit. Er verbesserte die Gesetze, war fromm und wohlthätig. Seinem Sohne, Dagobert, überließ er Austrasien, das erste Beyspiel in der Frankengeschichte von eines Sohnes Regierung bey des Vaters Leben. Zweyen Räthen vertraute er seine Jugend: Arnulf, Bischof zu Metz, der Eine, Pipin der Andere. Diesem verlieh er die Würde eines Großhofmeisters, in jenen Zeiten Major domus genannt. Die, mit diesem Amte verknüpfte, Gewalt stieg in der Folge immer höher und die Majordomus wurden, was in spätern Tagen die Richelieu und Mazarin gewesen. Pipin stammte aus einem edlen Hause in dem Lande an der Maas. Ihm und Arnulf war beschieden, die Ahnherren der Karolingischen Könige zu werden. 622

Dem Clotar wird vorgeworfen, daß er Jagd und Weiber zu sehr geliebt. Wenn er jene dem Kriege vorzog, durch diese ein milderes Herz im Busen nährte, so soll die Geschichte ihn darum nicht verdammen. Um Zeitgenossen zu beglücken, nicht um der kalten Nachwelt Staunen durch ungeheure Thaten zu erregen, sollen Könige seyn. Den schönen Beynamen, der Gütige, hat sich Clotar auf alten Denkmälern erworben, und, durch diese höher geschmückt als durch geraubte Kronen, stieg er, nach einer siebenzehnjährigen Regierung, gesegnet in die Gruft. 628

So lange Dagobert in Arnulf den Rathgeber verehrte, schien er des Thrones würdig. Als aber dieser Greis Ruhe in der Einsamkeit suchte, wich

sein

sein guter Geist von ihm. Den gröbsten Ausschweifungen ergab er sich. Drey Königinnen theilten sein Lager zu gleicher Zeit. Der Buhlerinnen Zahl war ungemessen. Habgierig drückte er die Unterthanen. An geistlichen Gütern vergriff er sich. Alle seines Stammes Laster lebten wieder auf in ihm, wie erstarrte Crocodille im thauenden Schlamme.

Er hatte einen Bruder, Charibert, dem er, wider Willen, einen Theil der Herrschaft eingeräumt.
631 König von Aquitanien wurde Charibert genannt und thronte zu Toulouse. Als er starb, vereinte Dagobert das Frankenreich zum vierten Male, unbeachtend zweyer Bruders-Söhne Rechte. Auch in fremde Kriege verwickelte sich der Weichling, und war der
632 erste Franke, der mit den Slaven seine Kräfte maß. Die hatten in Dalmatien, in Kärnthen und Steyermark sich eingenistet, und fränkische Kaufleute geplündert. Dagobert schied ohne Ruhm aus diesem Kampfe, der nur der Slaven öftere Streifzüge in das fränkische Gebiet nach sich zog. Zwar bot er, zu Vertheidigung seiner Grenzen, die Sachsen auf, ihnen den bisherigen Tribut von 500 Kühen erlassend; aber sie konnten oder wollten nicht seiner Aufforderung gnügen, und in seinem Herzog Radulf von Thüringen erweckten einige Siege Uebermuth gegen den Herrn selber, dem Er den Arm geliehen.

Auch in das Reich der Westgothen sandte Dagobert seine Burgunder, sich mischend in den Kampf zweyer Nebenbuhler um die Krone; sie erreichten nur Saragossa und keine Waffenthat wird von ihnen gemeldet.

Um das Murren der Austrasier zu stillen, (weil Dagobert seinen Sitz nach Paris verlegt) gab er diesem Volke wieder einen eignen König, aber einen
632 König von zwey Jahren, seinen Sohn Sigebert.

Den

Den mönchischen Weihrauch, der ihm reichlich dampfte, verdiente er sich durch Stiftung des Klosters St. Denys. Dahin ließ er sich bringen, als er seines Todes Annäherung fühlte, vom heiligen Dionys Verlängerung eines Lebens hoffend, welches seine Ausschweifungen, stärker als jenes Heiligen Macht, im 35sten Jahre abkürzten. 638

Zwey Söhne hinterließ er, Sigebert und Chlodwig, in Austrasien jener, in Neustrien dieser ein König, beyde noch Kinder, sie und das Land vom Majordomus regiert. Nun war die Zeit gekommen, wo diese Würde noch über die königliche hervorzuragen begann; wo schwache Fürsten nur den Namen liehen, Sklaven ihrer Unterthanen wurden, und, von diesen verführt, die eigenen, etwa keimenden Geistesgaben in Ausschweifungen erstickten. Immer noch glücklich Austrasien, so lange Pipin dessen Majordomus war. Ein kluger, gerechter Mann. Allein er starb, als Sigebert, der Knabe, noch kaum ein Jahr mit seiner Krone spielte. Grimoald, des Verstorbenen Sohn, betrachtete dessen Amt schon als erblich, und behauptete sich darin durch den Mord eines Nebenbuhlers.

Während die Großen am Hofe mit einander rangen, welcher von ihnen des Königs Gängelband halten sollte, warfen die entfernten Großen jeden Zügel ab. Radulf, der Thüringer, empörte sich ungescheut, schlug den König an der Unstrut, drückte, dessen Hoheit verspottend, sich selber eine Krone auf das Haupt, und schloß Bündnisse mit seinen Nachbarn. Die Bayern und Alemannen schüttelten um eben diese Zeit ihre Fesseln ab. Der Franken innere, stets wachsende Zerrüttung verbürgte jedem Verwegenen Straflosigkeit. Wenn der Kerker brennt, so entspringen die Gefangenen.

Einen

Einen jungen Prinzen, den der sterbende Sigebert hinterließ, verbannte Grimoald, um seinen eigenen Sohn zu krönen. Aber des Beraubten Oheim, der Neustrische König Chlodwig der Zweyte, verhaftete den Räuber, ließ im Kerker ihn hinrichten, und vereinigte zum fünften Male das zerstückelte Frankenreich, ohne des verschwundenen Neffen weiter zu gedenken. Oft strafen Könige Ver-
656 brechen nur um deren Frucht zu genießen. Ihm entriß sie der Tod, als er eben erst die Hand darnach gestreckt. Sein Sohn, Clotar III., bestieg den Thron von Neustrien und Burgund, Childerich II den von Austrasien. Der Jüngste, Theoderich, blieb von der Theilung ausgeschlossen, und als Clo-
670 tar in seiner Blüthe kinderlos verstarb, wollte Ebroin, der Majordomus, dessen unversorgten Bruder, wie es billig schien, auf den Thron erheben. Warum die Großen wie das Volk dem sich widersetzten, mag nur Ebroins hochfahrender Geist erklären. Sie wußten, er werde, unter des Prinzen Namen, ihr wahrer König seyn. Ihn haßten sie, weil seine Wege zu jedem Ziele von der Gewalt gebahnt wurden. Lieber wollten sie Childerich II über sich herrschen sehen, obgleich schon damals Eifersucht Austrasien und Neustrien, die Glieder eines Körpers, trennte. Aufruhr brach aus. Der verlassene Ebroin rettete nur, in eine Kirche flüchtend, das Leben, und wurde in ein Kloster verbannt, sein Schützling im Kerker bewacht. Childerich empfing die Krone.

Fast alle Regenten beginnen ruhmwürdig, und erwecken im Volke süße Hoffnungen der Zukunft; fast alle täuschen diese Hoffnungen, weil sie nur den Ernst des Willens, nicht den der Ausdauer, mit auf den Thron bringen. So auch Childerich II, der sein

Ohr

Ohr Schmeichlern lieh; der weder selbst zu herrschen, noch klugen Rathgebern zu folgen wußte; dessen jugendliche Hitze Grausamkeiten erzeugte, die bald ihm selber den gewaltsamen Tod bereiteten; denn Verschworene ermordeten ihn, da er noch ein Jüng- 673
ling war, samt seiner Gemahlin und einem seiner Söhne. Der andere entrann zu höheren Schicksalen aufgespart.

Nun gingen, Theoderich aus dem Kerker, Ebroin aus dem Kloster hervor, jener den Scepter von Neustrien fassend, dieser ihn bewegend. Aber Austrasien erinnerte sich endlich des, nach Irland verbannten, Prinzen Dagobert, den berief es auf seinen Thron. Vielleicht erfreute ihn dieser Glückswechsel, vergessend, daß dem Throne nahe stehende Fürsten damals nur in Verbannung Sicherheit ihres Lebens fanden. Auch er wurde ermordet. 678
Warum? von wem? ist unbekannt. Nur mag das, in Chlodwigs Geschlechte heimische Verbrechen die Vermuthung wohl begründen, daß Theoderich dem lästigen Vetter die Todtengrube gegraben.

Doch Austrasien, die Herrschaft Ebroins verabscheuend, weigerte sich standhaft, gleichsam eine Provinz von Neustrien zu werden. Jener wackere, unter die Heiligen versetzte Bischof Arnulf, dem Volke als Führer Dagobert des Ersten unvergeßlich, hatte würdige Enkel hinterlassen, Martin und Pipin, welche klug und muthig Austrasiens Rechte vertraten. Jenen wußte Ebroin nach Hofe zu locken, wo der Mörder Dolche seiner warteten. Der schlauere Pipin vermied das ausgespannte Netz. Darum sollte er offener Gewalt unterliegen. Verlorne Schlachten beugten seinen Muth nicht, und — als endlich Ebroin, vom Schwerte eines vornehmen Franken durchbohrt, ein Opfer der Rache stürzte, —

erfocht

erfocht er einen Sieg über die Neustrier, durch den
687 Paris, der königliche Schatz und selbst Theoderich in seine Hände fielen. Des ganzen Reiches Majordomus war er nun, ein Herzog und Fürst der Franken genannt. Dem Könige ließ er den Titel, Schwelgerey und Müßiggang. Das Volk erblickte nur an gewissen Tagen im Jahre das Schattenbild der Gewalt auf einem mit Rindern bespannten Wagen. Pipin herrschte unbeschränkt, aber weise, gerecht, verehrt, bewundert. Er verstand die Kunst, Fesseln unter Blumen zu verbergen. Es war eine alte Gewohnheit, in den ersten Märztagen jedes Jahres mit dem versammelten Volke gemeinsames Wohl zu berathen. Auch er begrüßte es auf diesem Märzfelde; und wenn gleich der König, den Vorsitz führend, nur eine Puppe war, wenn gleich das längst Beschlossene nur vorgetragen wurde, so nährte es doch der Völker Zufriedenheit, daß sie es noch genehmigen durften. Und was Pipin verordnete war gut, jeder Vaterlandsfreund genehmigte es gern.

Dem Rauben und Morden wurde gesteuert; Gesetzlosigkeit wich dem Rechte; und eine neubelebte Kriegsmacht erzwang neuen Gehorsam der abtrünnigen Bayern, Schwaben und Alemannen; zum ersten Male beugten sich die Friesen. Unter drey nach einander folgenden Königen, deren unberühmte Namen vergessen werden mögen, stellte Pipin sein Ansehn immer fester. Ehrgeiz war seine Leidenschaft, Glück und Klugheit dienten ihr. Kaum mag des königlichen Ansehens Herabwürdigung ihm aufgebürdet werden, denn er fand es schon erloschen, und keinen Würdigen auf dem Throne, der neuen Glanz ihm leihen konnte, wenn auch Pipin es nicht zu hindern strebte. Der Staat glich einem ungezäumten

Rosse

Rosse in der Irre, dessen Mähnen er nun ergriff. Ordnung, Ruhe, Sicherheit des Volkes waren seiner Kühnheit Früchte. Wohlthaten spendender Ehrgeiz ist Tugend, wenn gleich nicht die erhabenste.

Aus jenen dunkeln Zeiten, wo nur Thaten aufgeschrieben, oft entstellt, und deren Quellen nie erforscht wurden, ist von Pipins häuslichem Leben keine Kunde aufbehalten, obschon eines großen Mannes öffentliches Wirken ohne solche Kunde nie Klarheit gewinnt. Es scheint, daß eheliche Treue keine, von den alten Deutschen auf ihn vererbte, Tugend war. Seine Gemahlin, Plectrud, lebte noch, Mutter von zwey Söhnen, als er die geliebte Alpais sich zugesellte, die ihm den berühmten Carl Martel gebar. Der Plectrud ältern Sohn, Grimoald, hatte er zum Majordomus von Neustrien ernannt, und, nach dessen Ermordung, dem jungen Enkel, Theodebald, dieses Reich vertraut.

Mit großen Entwürfen ging er noch schwanger, als, im Jahr 714, der Tod sie zerstörte. Karl, der einzige unter seinen Söhnen, auf dem zwiefach des Vaters Geist ruhte, war gezwungen, dessen Würde zu erkämpfen, denn die Neustrier versuchten sein Geschlecht zu stürzen. Ein anderer Majordomus drang sich ein und seine Stiefmutter wiegelte Austrasien zu Gunsten ihres Enkels auf.

Mit dem Schwerte besiegte Karl jedes Hinderniß. Die Könige traten wieder unter die alte Vormundschaft. Was gegen äußere Feinde Pipin begonnen, vollendete er. Die Aquitanier gehorchten. 725
Die Friesen erkannten seine Hoheit. Die eingedrungenen Sarazenen düngten Gallien mit ihrem 731
Blute. Die Sachsen wurden zinsbar. Die 734
Bayern und Schwaben trugen seine Fesseln. Er selber die der Sunehild, des Bayrischen

Herzogs

Herzogs Nichte, die schönste Beute aus seinem Feldzuge. Sie wurde seine Gemahlin.

Auf Lorbern ruhend, sah er plötzlich neue Schranken der Ehre sich ihm öffnen. Gesandte
741 Papst Gregor des dritten erschienen an seinem Hofe. Noch erkannte Rom der morgenländischen Kaiser Oberherrlichkeit. Ihre Statthalter zu Ravenna, Exarchen genannt, bestätigten die Päpste. Aber kein Heer zog, Ehrfurcht gebietend, vor dem Schatten ihrer Macht einher. Nur höfische Ränke und Furcht vor den nahen Longobarden, fesselten die Römer noch. Das reiche Erbe der heiligen Peter und Paul gab den Päpsten schon Gewicht. Ein Religionsstreit, heftig wie sie alle, war über die unsinnige Frage entstanden: ob man Bilder anbeten dürfe? Die Morgenländer zerstörten die gemalten Götzen. Gregor III. nahm sie in Schutz, und Ketzer wurde gescholten, wer seine Kniee vor dem Werke eines Malerpinsels nicht beugen mogte.

In dieser Spannung, zugleich von den Longobarden bedroht — denn unter dem Vorwand, die Römer zu schützen, eroberten sie nach und nach deren Gebiet — rief der Papst den gefürchteten Majordomus der Franken zu Hülfe. Gregors schmeichelnde Beredsamkeit wurde von Geschenken, und, was dem Ehrgeizigen höher galt, von dem Erbieten begleitet, die Würde eines Patriciers ihm zu verleihen. Ursprünglich hatte Constantin an seinem Hofe sie eingeführt; damals kein Amt, nur ein Ehrentitel, hoher Geburt, bisweilen Verdiensten ertheilt. Jetzt schien sie mehr zu bedeuten. Mit ihr war eine Schirmvogtey über die römische Kirche, eine weltliche Gerichtsbarkeit über Rom verknüpft, und sie veranlaßte in der Folge des abendländischen Kaiserthums Erneuerung. Auf diese Ehrenbahn führte

Carl

Carl Martel seine Nachkommen, er selbst betrat sie nicht, denn sein Tod unterbrach die angesponnene 741
Unterhandlung, als er kaum funfzig Jahre zählte. Der Beyname Martel soll einen Hammer bedeuten, weil er seine Feinde zu zermalmen pflegte. Seinem Andenken rühmlicher mögte ein Hammer der Gerechtigkeit darunter verstanden werden, mit dem er das Raub- und Mordgesindel zu Boden schlug. Schon vier Jahre früher war der König unbemerkt gestorben. Da zeigte Karl, was er dem Volke bieten durfte, indem er den erledigten Thron nicht aufs neue besetzte, hingegen kurz vor seinem Tode das Reich unter die eignen Söhne vertheilte. Carlomann, der Aeltere, sollte Austrasien, Schwaben, Thüringen beherrschen, Pipin, der Jüngere, Neustrien, Burgund, Provence. Ein dritter, Grifo, mogte dem Vater nicht würdig scheinen, Völkerschicksale zu lenken, denn sein ganzes Erbe waren Ländereyen, nach Karls Tode von den Großen des Reichs noch angestritten, und, statt bey seinen Brüdern Schutz zu finden, verlor er die Freyheit in Carlomanns Kerker.

So ruhig auch die Franken den Söhnen ihres Majordomus huldigten, so folgten doch die überwundenen Völker diesem Beyspiel nicht. In Aquitanien, in Schwaben und Bayern brachen Empörungen aus, die mit dem Schwerte gedämpft wurden. Auch unter die Franken mag ein Funke dieses Brandes gefallen seyn, oder das Gewissen die herrschenden Brüder unsanft erinnert haben, ihre königliche Macht sey auf kein Recht gegründet; sonst würde unerklärlich bleiben, warum Carlomann freywillig dieser Macht entsagte, Pipin die seinige beschränkte. Jener wählte ein Kloster; dieser hob einen Prinzen 747
aus Chlodwigs Geschlechte, Childerich III. auf

den

den Thron, den er selber durch erheuchelte Tugenden zu verdienen strebte.

Es gelang ihm, Furcht und Achtung einzuflößen. Klug wie Pipin, wurde ein Sprichwort unter dem Volke, dessen günstige Stimmung er zu nutzen beschloß, um den Schattenkönig wiederum verschwinden zu lassen. Aber es sollte auf eine Art geschehen, die kein rechtliches Gemüth empörte, jeden Gewissenszweifel beseitigte. Nur wenn der Papst — an dem die fränkischen Bischöfe, durch sie das Volk, mit blindem Glauben hingen — den Schleyer der Religion über die Gewaltthat warf, konnte still und
748 glücklich sie vollbracht werden. Darum legte jetzt Pipin dem Papste Zacharias die arglistige Frage vor: wer König zu nennen sey? ob die Macht, ob der Name diese Würde verleihe! — und der Papst, unerwägend, daß sein Spruch jeden Usurpator zum rechtlichen Besitzer stempele, entschied für die Macht. Mit diesem Schilde gedeckt, berief der
752 Majordomus einen Reichstag nach Soissons; denn auch dem Volke sollte eingebildet werden, es habe noch einen Willen.

Es war nicht leicht, dem Mitleid die Herzen zu verschließen, denn Niemand klagte über die letzten Könige; sie hatten keinem Unterthan Leides zugefügt, freylich auch keine Thaten verrichtet; doch konnte dieser Vorwurf schwerlich Männer treffen, die nicht handeln durften, die, als Gefangene auf einem Meyerhofe gehalten, jährlich nur einmal in der Volksversammlung erschienen, oder dann und wann fremde Gesandten abfertigten, wobey der Majordomus jedes Wort auf ihre Zunge legte. Doch Beredtsamkeit, bald des Staates Heil vorspiegelnd, bald mit frommen Floskeln sich schmückend, siegte zu Soissons. Die vom Geheimniß Unterrichteten jauchzten

Bey-

Beyfall, und anders Denkende riß der Strom mit fort. Pipin ward als König ausgerufen, gesalbt, gekrönt, und der schuldlose Childerich mit seinem Sohne in ein Kloster geworfen, wo Beyde vergessen starben.

Dieser Begebenheit blieben die Päpste ewig eingedenk, denn in ihr suchten sie die Quelle ihres vermeinten Rechtes, Könige ab- und einzusetzen. Wenn erschlichene Volksstimmen, oder eine glänzende Regierung Kronenraub jemals entschuldigen könnten, so würde Pipin gerechtfertigt erscheinen. Der Papst mogte sein Gewissen mit der Noth beschwichtigen, denn er bedurfte einer mächtigen Stütze gegen Aistulf, König der Longobarden, der immer weiter um sich griff. In des griechischen Kaisers geschwundener Macht fand er diese Stütze nicht; auch nicht in Gebet und feyerlichen Umgängen, obschon er barfuß, mit Aschebedecktem Haupte, das Bild des Gekreuzigten selber trug, an dem die Urkunde eines, vormals mit den Longobarden beschworenen, Friedens flatterte. Auch Bitten und Geschenke vermogten nichts über Aistulf, der schon das Exarchat erobert hatte. (So hieß der Theil Italiens, wo noch ein Statthalter den Schatten der alten kaiserlichen Herrschaft über den Trümmern schweben ließ.) Jetzt bedrohte er Rom.

Da floh Stephan III nach Frankreich, sich und die Kirche in Pipins Arme werfend. Zum ersten Mal erblickten die Franken einen Papst. Sie empfingen ihn mit jener tiefen, in ihre Herzen gepflanzten Ehrfurcht. Pipin selber begrüßte ihn knieend und hielt seinen Steigbügel. Köstliche Gaben für den König und die Großen brachte er mit, die, nicht minder als seine Würde, den Bitten Nachdruck verliehen. Pipin und seine Söhne, Karl und Karlomann,

wurden aufs Neue von ihm gesalbt, und im Namen der römischen Republik zu deren Patriciern ernannt. Einen Winter verlebte er zu St. Denys, während der König, durch seinen Bruder, den Mönch, vergebens mit Aistulf gütliche Unterhandlung pflog.

755 Zwey Heereszüge unternahm er nun nach Welschland; in beyden blieb er Sieger, entriß den Longobarden das Exarchat, und schenkte es, zu Tilgung seiner Sünden, dem heiligen Peter.

Mit welchem Rechte? so fragen Prüfende seit 1000 Jahren. Mit keinem, spricht der Philosoph. Mit dem Rechte der Eroberung, antworte der Krieger, schlägt auf sein Schwert und alles verstummt. Das Sittengesetz ist nur ein Zügel der Schwachen.

756 Hier beginnt die weltliche Macht der Päpste. Ein Strudel von Leidenschaften verschlang die bischöflichen Pflichten. Herrsch- und Habgier hüllten sich in den Mantel der Religion, Volkstäuschung durch Aberglauben wurde römische Staatskunst.

Eine Kette von Siegen wand sich durch die letzten Jahre von Pipins Regierung. Sachsen, Bayern, Aquitanien erkannten ihn als Ueberwinder. Die Sarazenen wichen aus der Gegend von Narbonne, welche Stadt ihm die Gothen räumten.

768 Im 54sten Jahre seines Lebens rief der Tod ihn von der Bühne, auf der er die bewunderte, obschon verhaßte Rolle gespielt.

Wenn dauerndes Glück der Völker nur durch geistige Vervollkommnung erzeugt wird (und wer mögte das läugnen?) — so darf ein kriegerischer Fürst nie unter seines Volkes Wohlthäter gezählt werden. In einem Lande, wo Stürme oft und immer aus derselben Himmelsgegend wiederkehren, beugen sich die Wipfel aller Bäume und

wachsen

wachsen fortan in gebeugter Richtung. So das Volk in den Stürmen des Krieges. Wo täglich die Gewalt verehrt wird, da sinkt das Recht in Verachtung. Wo Gewalt ein Recht ist, da stürzen die Grundfesten der Sittlichkeit zusammen, und der reichste Fürst an Volksmacht wird der ärmste an Volkstugend. Er hat nur Kraft für seinen Ruhm, nur eine Religion für seine Staatskunst, nur eine Moral im Urtheil über seine Feinde.

Den traurigen Beweis für diese ewigen Wahrheiten liefert der Franken sittlicher Zustand in jener Zeit ihres Glanzes: Raub ihr Handwerk, Mordthaten ihre Tagesneuigkeiten, Entführungen ihre Lustspiele. Verspottet wurde ein Gatte, der etwa die Entführte zurück begehrte. Selbst die Könige, fremden Fürstinnen sich vermählend, mußten eidlich angeloben, diese nicht zu verstoßen. Mit Eiden spielte auch der ehrliche Mann; so wenigstens nennt ein alter Geschichtschreiber den Guntram, der, was er Freunden zugeschworen, immer auf der Stelle brach. Man ließ den Schwörenden vergebens die Hand auf Reliquien legen; vergebens führte man ihn aus einer Stadt in die andere, zu den Gräbern aller Heiligen. Es spotteten Gewissenlose jeder Vorsicht, und die etwa noch ein Gewissen zu besitzen wähnten, halfen sich schlau, entfernten zuvor die gefürchteten Reliquien und legten dann keck die Hände auf deren ausgeleerte Behältnisse.

Des Aberglaubens unzertrennliche Gefährtin war auch hier Unwissenheit. Gesetze mußten endlich Leute, die nicht lesen konnten, vom Priesterstande ausschließen. Jagd, Spiel und Schwelgerey waren ihre Ergötzlichkeiten, Prunk ihr Geschmack. Seidne Kleider, damals noch selten, trugen die Großen, mit Goldblech und edlen Steinen verziert.

Aber die Nation blieb arm, und der Arme mußte ungeheuere Zinsen für geliehenes Geld entrichten, oder als Knecht dem harten Gläubiger dienen. Plünderungskriege bereichern nur übermüthige Soldaten, während das Volk schmachtet. Chlodwig, den Bischöfen seinen Willen verkündend, bediente sich noch der Redensart: unser Volk verlangt. Ein Prinz, des Vaters Thron besteigend, mußte noch auf einem Schild emporgehoben, als König vom Volke erkannt werden. Aber nachdem, durch Lehen und Hofgunst, durch Bisthümer und Abteyen, dieses Volkes kleinster Theil erkauft und bestochen worden, trug der größere Sklavenketten.

In jedem Gau befehligte ein Graf. Mehrere Gauen eine Provinz bildend, gehorchten einem Herzog. Diese Aemter, anfangs nur auf gewisse Zeit verliehen, wurden bald, durch Geld und Ränke, bisweilen durch Verdienste, Zeitlebens behauptet.

Das älteste deutsche Denkmal ist das sogenannte salische Gesetz, im ersten Viertel des fünften Jahrhunderts entworfen. Warum ein Theil der Franken die Salier hießen, ein anderer die Ripuarier, ist nicht mehr zu enträthseln, obschon die gleichgültige Frage manchen Gelehrten müßig beschäftigt hat. Dieß Gesetz verordnete Richterstühle, Jeden strafend, der vor solchen zu erscheinen sich weigerte. Aber das edle Faustrecht wurde nur schwach gezügelt. Die Geschichte wimmelt von Beyspielen eigenmächtigen Trotzes. Ein Jüngling erschlug seinen Schwager, weil der die Schwester mißhandelte. In dem Mordgetümmel verlor auch er das Leben. Nun verfolgten die Verwandten beyder Theile sich mit Dolch und Schwert. Täglich floß Blut. Vergebens trachtete die Königin Fredegunde einen Frieden zu vermitteln. Ihre Macht und die der Gesetze

waren zu schwach. Um dem Blutvergießen endlich Einhalt zu thun, mußte sie die Hadernden zur Tafel laden, berauschen und ermorden lassen. Wenn auch der Beleidigte verziehen hatte, bedurfte der Beleidiger noch eines Sicherheitsbriefes gegen dessen Erben und Verwandte.

Gleich den Gesetzen anderer Deutschen, ließen auch die salischen durch Geld alle Verbrechen büßen. Leib und Leben, jedes Glied am Leibe, jedes gestohlne Thier, hatten bestimmte Preise, Wehr- und Friedegeld genannt. Es diente zugleich als Rangordnung, war geringer oder höher, je nachdem der Gemißhandelte frey, edel, geistlich, oder gar des Königs Schützling war. Allein der Knecht stand hier noch unter dem Hengste.

Nur Ein Gottesgericht, die Probe des siedenden Wassers, kannte das salische Gesetz. Der Beklagte stieß mit der Hand in das Becken, dann in einen, vom Richter versiegelten, Sack, und galt für schuldlos, wenn er, nach drey Tagen, sie unbeschädigt hervorzog.

Außer Kranken oder Blödsinnigen mußte Jeder vor Gericht seinen Handel selber führen. Richten war der Könige erste Pflicht, an ihrer Stelle die der Grafen und Herzoge. Unter freyem Himmel standen die Richterstühle, das ganze Volk durfte Zeuge seyn. Töchter erbten keine salischen Güter, ein berühmt gewordenes Gesetz. Manche haben dessen Rechtfertigung in den, auf Ländereyen haftenden, Kriegsdiensten, andere dessen Ursprung in der alten Gewohnheit, die Weiber zu kaufen, gesucht. Vielleicht würden noch jetzt die glücklichen Ehen zahlreicher seyn, wenn Mädchen nur durch Liebenswürdigkeit den Gatten fesseln dürften.

Keiner

Keiner Auflage unterwarfen sich die Franken, nur Geschenke brachte ihr freyer Wille, und jeden Versuch, mit ordentlichen Abgaben sie zu belasten, vereitelte ihr lautes Murren. Dennoch waren die Könige reich, durch Strafgelder und die Einkünfte vieler Meyerhöfe.

Nicht so milde als die alten Deutschen behandelten die Franken ihre Leibeigenen, deren Fesseln nur bisweilen die Frömmigkeit löste. Um Seelenheil zu erkaufen, empfingen die Kirchen Güter, die Sklaven Freyheit; nur von Mönchen nie, denn es zieme sich nicht, wandten sie vor, da sie selber in ewiger Knechtschaft Gottes bleiben müßten.

Hochgeehrt waren schon damals die Bischöfe unter den Franken, wenn gleich Bestechung, bisweilen sogar Gewalt, sie auf den Stuhl der Armuth und des Friedens erhob. Gern bediente man sich ihrer als Gesandten und Staatsunterhändler. An Verwaltung der Gerechtigkeit nahmen sie großen Theil, oft als Versöhner auftretend. Königlicher Prinzen Erziehung lag in ihren Händen. Schon galt ihr Bann und sie wußten die Könige zu beschwatzen, geistlichen Strafen weltliche beyzufügen. Des Volkes Seelenangst trug Schätze für sie zusammen. Den größten fanden die Mönche in Arbeitsamkeit; denn viele machten Wälder und Wüsten urbar. Ungeheuer mußte sich ihr Reichthum mehren, da die gräßlichsten Flüche den Verwegenen trafen, der von Kirchengütern etwas veräußern würde. Ein Mörder der Armen wurde er gescholten. Die Erde sollte ihn verschlingen; seine Sünde nur vergeben werden, wenn der Teufel selig würde.

Alle Verbrecher fanden eine Freystatt in den Kirchen, wo sie der Gesetze und des Königs spotteten. Chilperich wagte nicht, den eignen widerspenstis

spenstigen Sohn vom Altare zu reissen, ohne ausdrückliche Bewilligung des heiligen Martin. Durch ein Schreiben, auf dessen Grab gelegt, wollte seine fromme Einfalt die erbitten, aber es blieb unbeantwortet und der Bösewicht im Schutz der Mönche.

Häufig wirkten Bischöfe und Aebte sogenannte Immunitäten aus, durch welche die Kirchengüter der königlichen Gerichtsbarkeit entzogen wurden. Nur von der Pflicht, Soldaten zu stellen, waren auch diese nicht frey.

Noch gab es keine Mönchsorden. Jedes Kloster folgte nach Belieben einer Regel, die irgend ein frommer Mann ihm vorgeschrieben. Gehorsam war der Mönch dem Abte schuldig, doch Gelübde banden ihn nicht. Er durfte Eigenthum besitzen, auch wohl in den Ehestand treten, nur blieb er dann kein Geistlicher.

Erst der heilige Benedict erfand im sechsten Jahrhundert Ordensregeln, die fast in allen Klöstern gültig wurden.

So schlau und eifrig damals schon die Geistlichkeit sich unabhängig zu machen strebte, so war die königliche Macht doch immer noch ein Fels, den sie nicht erschüttern konnte. Nach Gefallen beriefen die Könige ihre Bischöfe zu Berathschlagungen; nach Gefallen verliehen sie Bisthümer, handhabten die Gesetze in Kirchengütern; bestimmten Bußtage; ließen keinen Freygebornen, ohne ihre Zustimmung, dem geistlichen Stande weihen; waren auch Schirmvögte der Kirchen und Klöster, vergriffen sich als solche nicht selten an deren Gütern.

Noch mißbrauchten die Päpste der Völker freywillige Ehrfurcht nicht. Ohne ihre Genehmigung wurden Concilien gehalten, neue Bisthümer gegründet, Bischöfe ab- und eingesetzt. Pipins gefährlicher

licher Schritt und dessen Schenkung des Exarchats erhoben zuerst ihr Ansehn über die Gebühr.

So stand es bey den Franken. Wie aber bey jenen, durch ihr Schwert unterjochten Völkern? — Nach den Gesetzen der Sieger wurden die ihrigen gemodelt. Manche Spuren verriethen noch das alte, von Tacitus geschilderte Deutschland. Ueberall Krieg und Jagd. Lanze und Mann gleichbedeutende Worte. So lange der Deutsche ohne Hülfe sein Roß besteigen konnte, galt er für einen Mann. Vermogte er das nicht mehr, so trat er, bevormundet, gleichsam in die Kindheit zurück. Höhere Sorge trugen die Gesetze für Hunde und Habichte, als für Heerden und Rosse. Landeigenthum, folglich Ackerbau, war nun geachteter, die Rebe und der Flachs auf deutschen Boden verpflanzt, das geschätzte Eisen nicht mehr unbekannt. Städte blieben immer noch gehaßt. Den Hof umschloß ein Zaun; mit seinen Feldern hieß er ein Weiler; der Weiler mehrere bildeten eine Gemarkung, und deren mehrere einen Gau.

Der Freye schämte sich der Arbeit, bürdete sie Leibeigenen auf. Kriegsgefangene trugen solche Fesseln, oder Schuldner. Auch erzeugte Menschenmangel den Menschen-Raub und Handel. Eigennutz beförderte die Ehen der Knechte. Gesetzliche Unfähigkeit die Waffen zu führen, begünstigte deren Vermehrung. Willkühr bestimmte ihr hartes Schicksal. Des Adels Gewohnheit, auf den höchsten Bergen Raubnester zu gründen, mehrte der Leibeignen schwere Dienstbarkeit.

Höher als die fränkischen Herzoge wurden die der Deutschen geachtet, denn sie hatten zum Theil, wie Alemannien und Bayern, durch Verträge sich

unter-

unterworfen, und manches alte Vorrecht gerettet. Bey ihnen fanden sich schon Spuren von Erblichkeit der Aemter. Sie mußten Heerfolge leisten, durften aber auch, nach eigenem Gefallen, ihr Volk zu den Waffen rufen. Nur um Verbrechen wurden sie entsetzt. Der Bayern Herzog mußte jedesmal ein Agilolfinger seyn.

Freyer noch als ihre Sieger waren die Deutschen. Ohne Zustimmung des Volkes vermogten ihre Herzoge nichts. Im Schwören minder leichtsinnig. Ihr Gottesurtheil der Zweykampf. Geldbußen auch bey ihnen alles ausgleichend. Der Gatte einer Muhme oder Nichte verlor seine Güter; der Vatermörder auch nur diese. (Hat jemals ein Gesetzgeber die schaudernde Natur so grausam verhöhnt?) Wer sein Vermögen, oder sich selber, den Kirchen weihen wollte, bedurfte des Königs Einwilligung nicht. Eines Priesters Mörder büßte durch dreyfaches Wehrgeld.

Schottland und Irland waren damals eine Pflanzschule der Heidenbekehrer. Von dort kam auch der heilige Bonifacius, vom Papste geweiht, um Thüringens Apostel zu werden. Doch 722
war er nicht der Erste, der den Namen Christus in deutschen Wäldern ausrief. Er fand schon Priester, die, für Geld, nach Gefallen, heute Götzen opferten, morgen tauften, der Jagd und dem Trunke ergeben, mit fünf und mehr Beyschläferinnen buhlten.

Noch breiteten die heiligen Eichen ihre schattenden Zweige aus. Bey Geißmar in Hessen eine der berühmtesten, an welche Bonifacius selber die Axt legte. Schaudernd sahen die umstehenden Heiden dessen kühnes Beginnen, hoffend, es werde verzehrendes Feuer aus dem Baume lodern. Aber als

er

er fiel, entflohen sie heulend, und erkannten hinfort des Christen-Gottes höhere Macht. Zu Würzburg, Erfurt, Buraburg (unweit Frizlar) wurden die ersten Bisthümer gegründet. Keine eigentlichen Städte waren die genannten Orte, weil man deren in ganz Deutschland noch vergebens suchte. Alte Gesetze verboten, dem geistlichen Ansehn zu Gunsten, in Dörfern oder Flecken Bisthümer zu errichten; darum mußte Bonifaz für die Seinigen vom Papste Nachsicht erbitten. Diese ersten Stiftungen begründeten des Christen-Glaubens festen Sitz in Deutschland; denn die Bischöfe bauten Kirchen, schufen eine Geistlichkeit, Klöster und Schulen, verbreiteten lieweilen Aufklärung und mildere Sitten.

Zu Ueberschauung und Erhaltung des Ganzen wurde er selber ein Erzbischof, der erste zu Maynz, und in jährlichen Concilien sollte die Kirchenzucht vervollkommt werden. Mit unermüdetem Eifer hat dieser Bonifaz der Päpste ungebührliches Ansehen unter den Deutschen befördert, dadurch seine Wohlthaten vergiftet. Nichts that und beschloß er, ohne Roms demüthig eingeholte Genehmigung. Titel und Amt eines Legaten des heiligen Peter wurden durch ihn gebräuchlich, und in der Folge des römischen Stuhles furchtbare Werkzeuge. Die Märtyrerkrone war sein Lohn.

Viele nennen ihn Deutschlands größten Wohlthäter. Wer mögte unbedingt diesen Ruhm ihm zuerkennen, so lange kein Gott offenbart, ob nicht den Deutschen ein höheres Erdenglück beschieden war, wenn die heiligen Haine unangetastet blieben? Die erhabene christliche Religion erwirbt ihren Bekennern den Himmel, aber auf Erden verwandelt sie (laut dem Zeugniß der Geschichte) im Wesents

sinnlichen nichts. Da herrschen nach wie vor dieselben Leidenschaften und Verbrechen. Nicht minder reich an beyden sind unsere Tage, als die der Katten und Cherusker. An die Stelle todter Götzen traten lebendige: die Pfaffen.

3.

Karl, der Große genannt.

Die Nachwelt steht vor der Geschichtsbühne, uneingedenk daß ihre Väter es waren, die in jenen blutigen Schauspielen handelten und litten. Oft begehrt man von den Zeitgenossen große Opfer für die Nachwelt, vorgebend, man wisse schon jetzt was ihr frommen werde. Es scheint, man wolle, gleich der Mutter, mehr für das Kind als für die Mutter sorgen, und so vergilt auch die Nachwelt, gleich dem Kinde der Mutter, die ihm sterbend das Leben gab, durch kühle Erinnerung.

Wenn aber diese Erfahrung bittere Wehmuth erregt, so ist sie doch in einer Hinsicht tröstlich: die kühlen Enkel, die ohne Furcht und Liebe, ohne Dank und Haß vor der Bühne stehen, richten unpartheyisch; der Glanz blendet sie nicht, das Getös betäubt sie nicht. Sie überschauen nun mit ein[illegible] Blicke, ob, was Ruhmsucht für sie zu schaffen gab oder ein edler Eifer wirklich schuf, ihnen [illegible] gnügt; ob das alte Zerstörte nun wirkli[illegible] neues Besseres ersetzt worden; oder [illegible] ihrer Väter, die Thränen ihrer [illegible] Herrschsucht flossen, die, von ni[illegible] gepeinigt, vorgab, es wer[illegible] Nachwelt Freude und Segen [illegible]

trachtung schwebe vor beym Lesen der Geschichte Karls, den man den Großen nennt, und leite deren Würdigung. Durch diesen Karl wurden die Deutschen zuerst unter einem Oberhaupte vereinigt, er ist der eigentliche Stifter des deutschen Reichs; darum des merkwürdigen Mannes Leben und Thaten prüfend anzuschauen versucht werden soll.

Im Jahr 742 wurde er geboren, wo? ist unbekannt, vielleicht zu Aachen. In ritterlichen Uebungen mogte er aufwachsen gleich andern edlen Jünglingen seines Volkes, auch wohl sein kluger Vater ihn sorgfältiger als jene bilden. Aus Jugendeindrücken wollen Manche seinen Charakter entwickeln. Der päpstliche Besuch an seines Vaters Hofe, die feyerliche Salbung, die schon in seinem zwölften Jahre sein Haupt der Krone weihte; die hohe Achtung, welche dem Papste erwiesen oder vorgespiegelt wurde; Pipins Emporschwung durch persönliche Eigenschaften; alles das wird mit Scharfsinn als Grund und Wurzel Karls Neigungen untergeschoben. Allein es gibt Keime, welche zu ihrer Entwicklung keiner solchen Einwirkung bedürfen; Karl wurde nicht, er war; und hätte man aus einer Hütte ihn plötzlich auf den Thron gehoben, er würde derselbe Karl gewesen seyn.

Früh zog er mit zu Felde und schon als Jüngling wurden einige Gaue seiner Rechtspflege vertraut. Im sechs und zwanzigsten Jahre verlor er
768 seinen Vater. Zwischen Karl und Karlomann wurde das Reich getheilt, wie? ist ungewiß. Beyde waren Könige, aber gegen einander unbrüderlich gesinnt. Das soll Karlomann verschuldet, durch ein zänkisches Gemüth den gelassenen Bruder oft gereizt haben. So schreibt Eginhart, ein schmeichelnder Hausgenosse Karl's; für Karlomann hat

Niemand

Niemand geschrieben. Sein Bruder wurde bald der einzige König und Machthaber, folglich auch der Gerechte. Dieser Zweifel ist eine bittere Frucht der Erfahrung, denn Herrschsüchtige — so lehrt die Geschichte aller Zeiten — haben keine Brüder, ihnen hat die eigne Mutter nur Sklaven geboren.

Der Bruderzwist erhielt bald neue Nahrung. Karl wollte Aquitanien unterjochen, das Land zwischen der Garonne und den Pyrenäen. Herzoge aus dem Geschlecht der Merowinger beherrschten es, Toulouse war die Hauptstadt. Schon Pipin hatte diese Fürsten gedemüthigt. Sein Tod und des Reiches Theilung zwischen Brüdern, die sich haßten, schien der günstige Augenblick, in dem die gebeugten Häupter sich erheben durften. Sie wagten es. Karl foderte Beystand von seinem Bruder, der ihn zusagte, jedoch nicht leistete. Aber des jungen Helden Lauf wurde dadurch nicht gehemmt. Er allein sammelte die ersten blutigen Lorbeern, und als Herzog Hunold nach Gascogne zu seinem Neffen floh, bedrohte Karl diesen mit Feuer und Schwert, wenn er den alten grauen Oheim nicht ausliefern werde. Es geschah. Ein Kloster verschlang ihn. 770

Auch Gascogne unterwarf sich. Die Erbitterung der Brüder wuchs. Noch einmal wurden sie durch ihre Mutter versöhnt. Das geschah zu Selz am Rheine. Mit welchem Unwillen die ganze Christenheit des ärgerlichen Haders Zeuge gewesen, bewies des Papstes Jubel über die Versöhnung: „Engel und Menschen freuen sich,“ rief er aus, „nur der Satan trauert.“

Nachdem dieß Schwerste der klugen Bertha gelungen, unternahm sie auch das Leichtere; denn ein fremder Feind ist leichter als ein Bruder zu versöhnen.

sühnen. Friede und Eintracht wollte sie stiften zwischen Desiderius, dem Könige der Longobarden, und ihren Söhnen. Der Papst, durch jenen bedrängt, hatte diese bey den Schrecken des jüngsten Tages beschworen, ihm und dem heiligen Peter zu helfen. Aber die Freundschaft des mächtigen Longobarden wurde höher geachtet, als der verheißene himmlische Lohn. Auch höher als die irdische Tugend der ehelichen Liebe und Treue; denn Bertha zog nach Welschland, um des Königs Tochter für einen ihrer Söhne als Gemahlin zu erlangen. Freylich waren beyde schon vermählt, und Karlomann, minder hohen Geistes, doch mehr ein rechtlicher Gatte und Vater, verwarf den Vorschlag unbeweglich, die schuldlose Gefährtin seines Lebens zu verstoßen. Karl hingegen trennte sich ohne Bedenken von der Tochter eines Fürsten von Toledo, um der longobardischen Königstochter die Hand zu reichen.

Vergebens ermahnte der Papst, wehklagend: „das sey eine Versuchung des Teufels, und schimpflich eine Verbindung mit der stinkendsten Nation, „ja wahnsinnig zu nennen.“ Vergebens erinnerte Stephan ihn an seine Gelübde, drohte mit Bann und Höllenstrafen und legte diese angstvolle Ermahnung auf des heiligen Peters Grabe nieder. Karl diente nicht der Religion, sie mußte ihm dienen. Er
771 führte die fremde Braut heim, verstieß Sie aber auch im nächsten Jahre wieder, dadurch beweisend, daß nicht die Staatskunst jenen Wankelmuth beschönigte, denn zwischen ihm und Desiderius war die Lage unverändert. Warum er sie verstieß? man weiß es nicht; man vermuthet irgend ein Gebrechen. Er eilte sich die dritte Gemahlin beyzulegen, Hildegard aus schwäbischem Stamme, die seinen Augen wohl gefallen. Darin mogte wohl der einzige Grund

des

des schnellen Wechsels liegen; denn wäre die verstoßene Königstochter schuldig erschienen, so würde nicht Karls Mutter den eignen Sohn verdammt, so würde nicht sein Vetter, ein Pfalzgraf Adelard, der neuen Königin zu huldigen sich standhaft weigernd, lieber in ein Kloster geflüchtet seyn.

Also auch der Mutter Zorn, der nächsten Verwandten laute Mißbilligung hatte Karl erregt und zugleich das Murren der Großen, denn Sie hatten bey der Vermählung in seine Seele schwören müssen, daß er die Gattin nie verstoßen wolle. Karl spottete eigner und fremder Schwüre. Dennoch vertheidigt ihn ein Geschichtschreiber unserer Zeit mit den Worten: „Glück und Größe überhoben ihn gemeiner „Rechenschaft.“ Diese Worte sind gräßlich. Sie machen das Glück zum Freypaß für den Verbrecher! Warlich! der Erste, der zu einem Fürsten sprach: „Euer Recht ist ein anderes Recht als das unsrige,“ der hat die Menschheit schmählig verrathen!

Der Tod befreyte Karln in diesem Jahre von dem lästigen Bruder. Der rechtliche Karlomann starb plötzlich unweit Lyon. Und jetzt wurde es offenbar, wie wenig selbst die Nächsten, in den Familienzwist Eingeweihten, dem Herzen des versöhnten Bruders trauen zu dürfen glaubten, denn die Wittwe floh mit ihren Kindern zu dem Könige der Longobarden, an dessen Hofe jetzt alle von Karl Bedrängte eine Freystatt fanden. Des Bruders Krone wurde auf Karls Haupt gesetzt, er war nun der einzige König der Franken. Welche Grenzen hatte sein Reich? Welche Völker gehorchten ihm? Die Nordsee und das Land der Sachsen bildeten die Grenze gegen Norden. Westphalen, Niedersachsen und Belgien waren jenes tapfern Volkes Wohnsitze, dessen Ursprung zweifelhaft ist wie der seines

Namens.

Namens. Auch die bezwungenen Friesen wohnten gegen Norden am Meere. Die Bayern gegen Osten unter ihrem Herzog. Zwischen der Fulde und der Saale hausten die besiegten, durch fränkische Grafen regierten Thüringer. Hinter der Elbe saßen die Slaven.

Gegen Süden wurde das Frankenreich vom mittelländischen Meere bespült. Die Pyrenäen trennten es von Spanien, wo die Araber herrschten. An der westlichen, vom atlantischen Meere umflossenen Grenze lag Bretagne, von brittischen, dort angesiedelten Flüchtlingen also genannt. In der einen Hälfte dieses Reichs, der westlichen, waren die Gallier das zahlreichste, die Franken das herrschende Volk; in der andern wohnten lauter deutsche Nationen, die Franken, Schwaben und Burgunder, nicht immer durch gleiche Sitten, nur durch ihre Staatsverfassung zu Einem Volke gestempelt. Eine Hauptstadt gab es nicht. In Paris stand ein Palast vom Kaiser Julian erbaut und einige Könige hatten dort Hof gehalten, die meisten aber in irgend einem Schlosse auf dem Lande. Im ersten Jahre der ungetheilten Regierung Karls hielt er das Märzfeld nach
772 alter Weise, aber nicht im alten Geiste. Rath begehrte er nicht, nur Gehorsam. Er durstete nach Krieg. Der Heerbann erging. Ein Zug gegen die Sachsen wurde zu Worms beschlossen. Warum? Sie waren noch Heiden, und Karl, der die Ermahnungen der Kirche, wie ihre Drohungen, vor kurzem noch verhöhnte, und, als er die lombardische Königstochter sich verlobte, ungerührt vom Papste die Worte vernahm: „das ist gottlos; Heidenwerk!“ der unerschüttert den Bannfluch hörte: „er sey ausgestoßen aus dem Reiche Gottes und werde in ewigen Flammen lodern!“ derselbe Karl fühlte sich

plötz-

plötzlich zum Heidenbekehrer berufen. Ihm hauchte der Herrschsucht furchtbarer Geist den Gedanken ein, es sey erlaubt und löblich, dem fremden Volke einen Glauben mit dem Schwerte aufzudringen. Keine Spur ist zu finden, daß etwa der Papst ihn dazu gereizt. Auf ihm allein lasten die Verbrechen jenes schaudervollen Krieges, der mehr als dreyßig Jahre wüthete; auf ihm allein der Vorwurf, daß sein Beyspiel in folgenden Jahrhunderten noch manche christliche Fürsten zu gleichen Uebelthaten bewaffnet, daß von ihm die Päpste lernten, durch Feuer und Schwert die Macht der Kirche auszubreiten. Rauh war das Land der Sachsen, Städte hatten sie nicht, kaum einige feste Burgen. Das freye Volk, arm an Gold und Früchten, gehorchte nur im Kriege erwählten Heerführern. Doch bestand von Alters her ein Unterschied der Stände, sie hatten Edelinge, Freye und Knechte. Beute im Kriege oder Raub im Frieden erkämpft galt ihnen gleich, und ist auch nur durch ein Vernünftein der Raubsucht ungleich geworden. Sie hatten keine Geschichtschreiber, nur ihre Feinde haben sie geschildert, darum blos ihr Lob unverdächtig scheinen mag.

Wild, starrsinnig, meineidig wurden sie gescholten, aber keusch, beherzt und menschlich mußte man sie wider Willen nennen. In Eichenhainen brachten sie Menschenopfer. Eine gräßliche Gewohnheit! Doch hatte Karl das Recht sie darum zu schmähen? Welchem Götzen ward mehr Blut geopfert als seiner Herrschsucht?

In vier Völkerschaften theilten sich die Sachsen: Westphalen, Angrarier, Ostphalen, Nordalbingier. Am kühnsten stritten sie zur See und waren vertraut mit diesem Elemente. Blutige Kriege

hatten sie schon früh mit den Franken geführt, zuletzt einen jährlichen Tribut von 300 Pferden angelobt.

Ueberall berührten sich die Grenzen, nicht immer durch Berge oder Ströme, die Grenzfesten der Natur, geschieden; daher Streifereyen oder Raubzüge in das nachbarliche Gebiet häufige Klagen veranlassen mogten, obwohl sie schwerlich unerwidert blieben.

Solche Klagen sind es, die Eginhart, Karls Ruhmreducer, als des Krieges einzigen Grund darstellt. Nicht er noch andere wagen zu behaupten, daß die Sachsen den Tribut verweigert, folglich war der Kern der Nation mit dem, was ihr Auswurf an den Grenzen that, nicht einverstanden. Solch Raubgesindel mogte in einem mit Wäldern bedeckten Lande schwer zu zügeln seyn. Ein wachsames Heer an der Grenze, wie zu der Römer Zeiten, konnte diesem Unfug steuern, auch hatten schon tausend Jahre früher die Chineser ein Beyspiel aufgestellt, wie man ohne Blutvergießen, durch den Fleiß der Hände, vor räuberischen Nachbarn sich schützen könne; sie bauten jene berühmte Mauer, die noch heute steht.

Karl wollte lieber vertilgen. Vielleicht sah er voraus, daß der ewige Hader zwischen den Päpsten und Longobarden ihn bald nach Welschland rufen würde und hielt für klug, auf solchen Fall den Rücken zu befreyen. Vielleicht wollte er auch die Sarazenen nachahmen, deren damalige Größe das Schwert durch Glaubenseifer begründet zu haben schien. Eroberungssucht verschmäht keine Art der Beschönigung. Doch nimmer wird ein Menschenkenner überredet werden, daß Menschenbeglückung sein Ziel gewesen. Der Wilde, das Gras einer Steppe in Brand steckend, weil es ihn hindert herum zuschweifen, oder weil es Thiere bürgt, die oft min-

der

der wild sind, als er, denkt nicht daran, daß die Asche den Boden für künftige Zeiten düngen werde. Es gibt Tugenden, die zu ihrer Nahrung des Wohlwollens nicht bedürfen, Gerechtigkeit ist eine solche; es gibt andere, deren Seele das Wohlwollen ist, zu diesen gehört der schöne Trieb die Menschen zu beglücken. Wessen Einbildungskraft mag eines Weltverwüsters blutige Siege mit diesem Triebe verknüpfen. Nur Thoren kann der Held überreden, daß er ein Gefühl für künftige Geschlechter hege, welches für die Lebenden ihm mangelt. Es haben manche den Sachsenkrieg durch die Erinnerung vertheidigen wollen, daß er mit lauter Zustimmung des ganzen Volkes beschlossen worden. Als ob eine Volksversammlung je etwas beschlösse? Der Vorschlag war ein Verbrechen, die Erwerbung der Stimmen eine gar geringe Kunst, die für den Mächtigen nie ein Geheimniß war. Karls Geist und seine furchtgebietende Persönlichkeit trugen in solchen Versammlungen den leichten Sieg davon. Darum eben zieht auch nur ihn die Nachwelt zur Verantwortung. Der Kampf um der Sachsen Heiligthümer, Freyheit und Religion begann. Ohne Kriegserklärung brachen die Franken ein, eroberten Eresburg, eine Hauptfeste der Sachsen in der Gegend von Paderborn, und zerstörten die berühmte Irmensäule, für ein Götzenbild sie achtend. Sie wird von andern für ein Denkmal des Befreyers der Deutschen, Hermann des Cheruskerfürsten, gehalten. Es heißt, sie habe Schätze an Silber und Gold verborgen und ein plötzlich hervorsprudelnder Quell habe das lechzende Heer erquickt. Wunder stehn überall dem Sieger zu Gebote. Karl drang bis an die Weser vor. Hier schloß er einen Vertrag, empfing zwölf Geiseln und kehrte zurück.

Vermuthlich war es nur Eine der sächsischen Na-

tionen, die Angrarier, die er gedemüthigt hatte, denn selten während des ganzen Krieges fochten sie gemeinschaftlich. Der Völker Untergang wird stets durch Mangel an Eintracht vorbereitet. Warum nennt uns kein Geschichtschreiber die Punkte jenes Vertrags? — Fochten die Franken nur für den christlichen Glauben, so mußte ja wohl die Taufe der Besiegten die erste Bedingung seyn? und wäre sie es gewesen, keine Chronik würde das damals Rühmlichste verschwiegen haben. Vermuthungen gnügen hier nicht, sonst schiene glaublicher, daß feindselige Entwürfe des Königs der Longobarden den König der Franken bestimmten, dießmal die himmlische Krone, die er in Sachsen erkämpfen wollte, der Sicherheit der irdischen nachzusetzen.

Desiderius, Karls wachsende Macht fürchtend und seinen Haß durch schmerzliche Erinnerung an die seiner Tochter zugefügte Beschimpfung nährend, an dessen Hofe überdieß die vertriebene Witwe, die unglücklichen Waisen Karlomanns litten und klagten, Desiderius hofte, innere Feinde ihm zu erwecken, wenn er den Papst bewegen könnte, die Söhne Kar-
773 lomanns zu Königen der Franken zu salben. Doch Hadrian blieb unbeweglich. Er mogte Karls gehofften Beystand in der Noth nicht gegen der Longobarden unsichere Freundschaft vertauschen; und als der König, hartnäckig auf seinem Begehren beharrend, das päpstliche Gebiet eroberte, verwüstete, Rom sogar zu belagern drohte, sandte Hadrian Eilboten nach Dietenhofen an der Mosel, wo Karl damals Hof hielt, verrieth ihm des Longobarden bedenkliches Ansinnen und flehte kläglich um Hülfe.

Mehr bedurfte es nicht um Karln zu waffnen. Er sammelte ein Heer bey Genf. Getheilt zog es über die Alpen, unter seinem Oheim Bernhard erklimmte

klimmte es den Ibrisberg, unter ihm selbst den Berg Cenis. Die Longobarden vertheidigten die Engpässe, flohen aber unrühmlich als eine Frankenschaar, aus einer Schlucht hervorbrechend, die man für ungangbar gehalten hatte, sie plötzlich im Rücken bedrohte.

Ob eine Schlacht geliefert worden, oder ein panischer Schrecken das feindliche Lager verödet, ist ungewiß. Karl stand als Sieger auf dem offnen Felde, Desiderius verschloß sich in Pavia, sein Sohn Adalgis, ein tapferer, des bessern Schicksals würdiger Jüngling, in Verona, wohin auch Karlomanns Witwe und Waisen sich retteten. Doch Verona wurde schnell erobert, Adalgis floh nach Constantinopel, die Neffen aber, sammt ihrer unglücklichen Mutter, fielen in des Oheims Hände. — Was ist aus ihnen geworden? — Wer fragt? — Hätten sie des Siegers Großmuth rühmen dürfen, wie herrlich würden Karls Lobredner ihn darum gepriesen haben! Das gänzliche Schweigen der Geschichte ist ein laut gesprochenes Todesurtheil über die Verlassenen. Schwieriger als die Eroberung von Verona, schien die Belagerung von Pavia. Karl beschloß, die Feste auszuhungern. Sein Oheim Bernhard umzingelte sie, während er selbst die Begierde, ein Osterfest in Rom zu feyern, nicht unter- 774
drücken mogte. Auch seine Gemahlin, Hildegard, von ihm eingeladen, kam mit ihren Kindern. Sein Zug nach Rom war ein Triumph. Fern von der Stadt empfingen schon die Richter ihn mit der Fahne, die Schüler mit Palmen- und Oelzweigen, gerade wie sie den König der Longobarden, als Sieger, würden empfangen haben.

Auch das Kreuz wurde Karln, dem Patricius, entgegen gesandt. Da er's erblickte, sprang er vom Rosse und folgte ihm zu Fuße nach der Peters-

terkirche. Hier küßte er jede Stufe. In der Vorhalle stand der Papst, ihn erwartend. Beyde waren stattliche Männer, ihre hehren Gestalten schmückten die Feyerlichkeit. Sie umarmten sich wie Brüder. Karl, dem Papste zur Rechten schreitend, betrat die Kirche, und tausend Stimmen jauchzten ihm entgegen: Gebenedeyt ist der da kommt im Namen des Herrn!

Am Grabe des heiligen Peter kniete Karl nieder mit dem Blute seiner Neffen besprützt, betete und dankte für die erfochtenen Siege. Dann beichtete er und schwur dem Papste, über dem Leichname des Apostels, eine ewige Freundschaft. Hadrian wiederholte den Schwur, die vornehmsten Franken und Römer bekräftigten ihn. Nach der Messe bat Karl um Vergünstigung in die Stadt zu ziehen, um auch in andern Kirchen seine Andacht Schau zu stellen. Es wurde verwilligt. Hadrian taufte in seiner Gegenwart einen Knaben, vielleicht Karls eignen Sohn.

Das geschah am Oster-Abend. Unter Gottesdienst und Schmausereyen verstrichen die Feyertage; seit die Welt steht haben die Menschen beydes vereinigt. Zum ersten Male zeigte sich Karl als Schirmvogt von Rom (damals die höchste nach der kaiserlichen Würde), im langen Schleppkleide, in Schuhen nach römischer Weise. Des Papstes Bitten sollen ihn dazu vermogt haben, denn er haßte jede fremde Tracht. Am vierten Tage nutzte Hadrian des Königs Frömmeley, um die Bestätigung des Schenkungsbriefes zu erbitten, den Pipin seinen Vorfahren verliehen. Karl bewilligte sie und aus eignem Antriebe ließ er eine neue, das päpstliche Gebiet noch mehr vergrößernde, Urkunde ausfertigen, die er, sammt allen Bischöfen, Aebten und Grafen unterzeichnete, mit einem furchtbaren Eide besiegelte und

sie mit eigner Hand auf den Leichnam des heiligen Petrus unter das Evangelienbuch niederlegte. Ob das geschehen mit Vorbehalt der Oberherrschaft? darüber ist gestritten worden. Die Urkunde ging verloren oder wurde verheimlicht, um sie gelegentlich noch weiter auszudehnen; doch daß sie vorhanden gewesen, wird nicht mehr bezweifelt. Der Papst machte dem Könige ein Gegengeschenk mit einer Sammlung von Kirchengesetzen aus den ersten Jahrhunderten, sie begleitend mit schlechten Versen an Roms Befreyer gerichtet.

Pavia fiel, durch Hunger und Seuchen härter geängstet, als durch des Feindes Schwert. Desiderius ergab sich der Großmuth des Ueberwinders, die in einem Kloster mit geschornem Haupte ihn verschmachten ließ. Auch seine Gemahlin, seine Töchter wurden Karls Gefangene; ihr Schicksal ist unbekannt. Im Heere theilte man das erbeutete Gold. So endete das Reich der Longobarden nach mehr als zweyhundert glänzenden Jahren. Das alte tapfere Volk hatte seine Sitten, seine Freyheitsliebe unter dem milden Himmel verloren, darum unterlag es einem einzigen Streiche. Karl schrieb sich nun einen König der Lombarden, soll auch zu Mailand die eiserne Krone empfangen haben. Doch blieb das eroberte Reich für sich bestehend und hatte mit dem Frankenreiche, außer dem Könige, nichts gemein.

Den größten Vortheil trug vielleicht dieses Königes Geist davon, dessen Ideenkreis mehr als der Staat sich erweiterte. Denn welche Vorstellung er auch aus fremden Berichten von der alten römischen Cultur geschöpft haben mogte, so konnte doch schwerlich in seinem rauhen, Städte-armen Gebiete eine klare Anschauung von Handel, Kunstfleiß, Wissenschaften ihm geworden seyn. Zwar hatte Italien nur

noch

noch verwitterte Steine, verblichene Gemälde seiner vormaligen Größe aufzuweisen; doch für Karl's empfänglichen Geist eine neue, mit Begierde verschlungene Nahrung, die neue Gedanken erzeugte, und seine Gedanken wurden immer Thaten. Kaum hatten die Sachsen vernommen, daß die Alpen sie von einem Sieger trennten, der jenseits einen zweifelhaften Kampf begonnen, als sie den erzwungenen Frieden brachen, mit großer Macht in Franken einfielen, Eresburg zerstörten und bis Frizlar vordrangen. Karl sandte schnell ein dreyfaches Heer, ging bey
775 Bonn über den Rhein, eroberte Siegburg, baute Eresburg neu, behauptete den Weserstrom, besiegte die Ostphalen, während ein anderer Theil seiner Macht die Westphalen demüthigte. Geiseln und reiche Beute — vermuthlich Sklaven, denn was hatten sonst die Sachsen? — waren des Feldzugs Früchte. Zwey feindliche Heerführer wurden Christen und Karl's getreue Anhänger.

Indessen wagte Adalgis den Versuch, mit Hülfe der Griechen sein väterliches Reich wieder zu
776 gewinnen. Ihn unterstützte der Herzog von Friaul, nebst andern, die neue Herrschaft hassenden, denn hatten sie gleich die Ruthe schon geküßt, so blieben sie doch dem alten Königshause treu ergeben und wurden darum Verräther gescholten. Karl, von dem zitternden Papste herbey gerufen, erschien plötzlich, als man noch in deutschen Wäldern ihn herumirrend wähnte, verbreitete Schrecken, überfiel den Herzog von Friaul, nahm ihn gefangen und ließ ihn enthaupten. Sein Verbrechen war, daß er dem alten Herrn, seinem Wohlthäter, mehr angehangen als dem neuen, der ihn unterdrückte. Oft scheint Fürsten die Tugend der Treue nur rühmlich, wenn sie in eigner Noth an den Ihrigen sie erproben;

ben; aber des Feindes hinderliche Tugend wird nur von großen Seelen erkannt. Wenn der Prinz der Longobarden siegend, jenen Herzog für Karl streitend gefangen hätte, würde er nicht mit größerem Rechte ihn enthauptet haben? denn war nicht Adalgis des Reiches, zwar vertriebener, doch rechtmäßiger Erbe? der sein Volk des Eides der Treue nicht entlassen, und an dessen Stelle dieses Volk weder Karl den Franken, noch irgend einen andern zum Könige erwählt hatte? Die Longobarden, ursprünglich Deutsche, waren nicht gewohnt sich Könige aufdringen zu lassen. Freylich hatten sie vergessen, daß, zweyhundert Jahre früher, auch nur das Eroberungsrecht ihrem Heerführer, Alboin, die Krone von Italien erworben und daß die Schuld der Väter jetzt auf gleiche Weise an ihnen gerochen wurde. Es scheint, der Mensch habe für Besitzthum keinen moralischen Maßstab; nicht das Recht, sondern die Zeit bringt er in Anschlag. Mit Recht besitzt in seinen Augen, wer lange besessen hat. Daß Gewalt nie ein Recht verleihen könne, ist ein Satz, den nur die Besiegten murmeln, um, sobald sie können, ihn selbst zu verletzen. So ist der Mensch.

Karl konnte überall nur das Feuer dämpfen, so lange seine Waffen es gleichsam bedeckten. Immer rüttelten sich die Sachsen wieder und steckten ihre Häupter unter dem Joche hervor. Auch jetzt hatten sie abermals, vertrauend auf Karl's Entfernung, Eresburg mit List gewonnen und bestürmten Siegesburg mit Belagerungswerkzeugen. Karl, der Allgegenwärtige, kam auch hier zu rechter Zeit. Sieg war sein treuer Gefährte. Neue Unterwerfung, neue Geisseln besänftigten ihn, mehr noch das Schauspiel einer Taufe, zu welcher die Sachsen mit Weibern und Kindern zahlreich herbey strömten. Zu Paderborn

horn zeigte sich Karl im höfischen, durch vornehme spanische Flüchtlinge vermehrten Glanze. Nur Einer wurde dort vergebens erwartet: der edle Sachse Wittekind, der seine Größe im Unglück erprobte, seinen gerechten Haß nicht in stummer Bewunderung des Helden erstickte, besiegt aber ungebeugt zum Dänenkönige Sigurd entwich, und nichts unversucht ließ, um der fränkischen Uebermacht neue Dämme zu erschaffen. Von seinem Geiste nicht beseelt, erschienen zu Paderborn die Anführer der Sachsen und schlossen förmlich Frieden. Von einem großen Heere umringt, genehmigten sie seufzend folgende Bedingungen: die Sachsen sollen hinfort des Christenthums Verbreitung in ihrem Lande auf keine Weise hindern, noch die Franken beleidigen, bey Verlust des Eigenthums, der persönlichen Freyheit und sogar des Vaterlandes; denn es wurde gedroht, in ferne Provinzen sie zu versetzen. Hingegen sollte ihre Verfassung unangetastet bleiben, und nur ein Tribut des Franken-Königes Oberherrschaft andeuten. Damals konnten Schmeichler Karl's Mäßigung preisen, die den Ueberwundenen nichts raubte als Religion und Freyheit. Wie erklärt sich aber, daß die Sachsen, für beyde glühend, von Haß gegen die Franken durchdrungen, als tapfer anerkannt, doch immer so bald unterlagen? — Theils waren sie schlechter bewaffnet als ihre Feinde; ein Harnisch galt für eine Seltenheit in dem eisenarmen Lande; die Franken hingegen besaßen die alten, römischen Waffenfabriken, deren Erzeugnisse Karl den Feinden zuzuführen streng verbot. Aber das Entbehren solcher Waffen war den Sachsen minder verderblich, als der Mangel an Einigkeit und ausgezeichneten Feldherren. Sie hatten nur Einen Wittekind, dessen kriegerische Eigenschaften die des Königs der Franken doch nicht aufwogen,

wagen, wenn anders ein Feldherr mit beschränkter, getheilter Macht dem Unbeschränkten verglichen werden darf. Die spanischen Araber, die zu Paderborn erschienen, waren Empörer gegen Abderahmen, den mächtigsten Fürsten der Saracenen in Spanien; sie suchten Schutz und Beystand. Zum Erstenmale flehten Mahomedaner einen christlichen König an, und Karl — der Rechtgläubige, der das Blut der Sachsen nur vergoß, um ihre Seelen dem Himmel zu erwerben, verband sich mit aufrührerischen Unchristen zu einem Kriege, den Rechtlichkeit, Staatskunst und Glaubenseifer verdammen mußten. Er achtete nicht, daß in Italien wie in Deutschland das Feuer unter der Asche glimmte, daß er als Sieger wenig gewinnen, besiegt alles verlieren konnte; ihn lockte der eitle Ruhm, in den Zwist von Völkern sich zu mischen, vor deren Macht Asien und Europa oft gezittert hatten. Kühn aber unweise, und, nach damaligen Begriffen, gottlos, begann er das Werk, ging über die Pyrenäen mit zwey großen Heeren, eroberte Pampelona und Saragossa, setzte seine Schützlinge, 778
die widerspenstigen Statthalter, wieder ein, befreyte die dortigen Christen von einer Steuer und dehnte sein Gebiet bis zum Ebro aus. Warum begehrte er von den Saracenen nicht, wie von den Sachsen, daß sie ihre Häupter am Taufbecken neigen sollten? warum erkaltete sein Eifer in Süden? waren die gebildeten Saracenen des himmlischen Bürgerstandes minder würdig, als die rohen Sachsen? oder wußte er den gehorsamen Glaubenseifer zu mäßigen, wenn die Klugheit es gebot? Er kehrte nicht als Sieger heim, denn bey dem Rückzuge über die Gebirge erlitt er bey Roncevaal jene harte Niederlage, in der sein tapferer Neffe Roland fiel, der doch nur in Ariosts Gesängen seinen größten Ruhm gefunden.

Manche

Manche schreiben dem Könige der Franken auch bey diesem unbesonnenen Heerzuge weitaussehende, beharrlich verfolgte Eroberungsplane zu, gleich als ob die Lava — vom Berge fließend, jede Vertiefung ausfüllend, jeden Baum in Brand steckend — ihren Weg sich vorgezeichnet hätte. Nein, sie fließt und brennt, wo sie fließen und brennen kann. Reizender mußte die Eroberung der spanischen Gefilde als die der deutschen Wälder scheinen; furchtbarer, und darum ehrenvoller zu bekämpfen, ein kriegserfahrener, in allen Künsten wohlgeübter Nachbar, als jene wilden Horden. War folglich sein Zweck Sicherung der Grenzen, warum kehrte er seine Waffen nicht von Anbeginn gegen die Saracenen? — oder Ausbreitung des Christenthums? Auch da schien es rühmlicher, wenn im Süden ein gebildetes Volk mit dem Schwerte getauft, dann nach und nach durch Ueberzeugung gewonnen wurde, die es vielleicht auf das ganze, von seinen Brüdern bewohnte Reich der Kalifen fortpflanzen konnte, da hingegen der Norden für den Himmel eine unbedeutende Eroberung schien. Aber es mogte sich Karl den Saracenen, so lange sie einig waren, nicht gewachsen glauben, und als sie endlich zwieträchtig wurden, hinderte ihn der angesponnene Krieg im Norden, den größern Vortheil daraus zu schöpfen. Alles ergab sich nach den Umständen, nichts war voraus berechnet.

Der Urheber jener Niederlage, der härtesten, die den Helden je betroffen, war Lupus, Herzog von Gascogne, ein Abkömmling der Merowinger, welchen Karls Uebermacht, nicht das Recht, zum Vasallen erniedrigt hatte; daher sein Groll, der zum Verrath ihn trieb, doch minder gehässig erscheint, als des Frankenkönigs grausame Strenge, die den überwundenen Enkel des Beraubten hängen ließ. Doch gab

er

er dessen Sohne — vielleicht durch die Großmuth der Reue bewogen — einen Theil von Gascogne zurück. Die Unweisheit des spanischen Feldzuges bewies ein neuer Einbruch der Sachsen, die durch nachgelassene, in wenigen zerstreuten Festen wachende Franken nicht gezügelt werden konnten, und hier dem Christenthum mehr Schimpf bereiteten, als Karl in Spanien ihm Ruhm erworben hatte. Denn sie zogen unter Wittekind den Rhein herauf bis Coblenz, verwüsteten mit Feuer und Schwert, zerstörten die Gotteshäuser und schonten nicht der Nonnen. Karl's behende Schaaren ereilten sie auch dießmal auf dem Rückzuge, 779
die Schmach so blutig rächend, daß ihrer nur wenige entrannen. Solche Einbrüche, solche Züchtigungen, muß die Kriegsgeschichte bey jedem Jahre wieder- 780
holen. Schwüre wurden stets erneuert, und immer neue Geiseln geliefert, welche Karl in Klöstern unterrichten ließ, damit sie einst christliche Prediger ihres Volkes werden mögten. Fränkische Grafen regierten fortan in Sachsen; keine Volksversammlung wurde mehr gestattet, die Freyheit war verloren. In Bremen trat ein Heidenbekehrer auf, in Mainz, Cölln und Würzburg trugen Bischöfe die Hirtenstäbe, in Amorbach und Fulda Aebte. Gleich als habe Karl der Sachsen Widerwillen gegen die neue Religion noch mehren wollen, schärfte er jetzt mit großer Strenge die Abgabe des Zehnten an den Priesterstand ein. Niemand wurde ausgenommen. Nicht allein der Gutsbesitzer, auch der Tagelöhner mußte von seinem kargen Erwerb den lästigen Zins entrichten, und Mißwachs galt für eine Strafe Gottes wegen Unterlassung dieser drückenden Pflicht. Den Tod sollte leiden wer den Götzen Menschenopfer brächte. Rühmliche Strenge. Aber auch die sollten sterben, die ihre Todten verbrennen, sich der Taufe

ent-

entziehen, oder in den Fasten Fleisch genießen würden. Grausamkeit des Aberglaubens. Die Taufe hingegen sollte von allen Verbrechen reinigen und jede Strafe heben. Wenn Karl auf solche Weise den schwachen, grausamen Frömmling zeigte, so muß doch auch von ihm gerühmt werden, daß er um dieselbe Zeit das schändliche Vorrecht der Kirchen, flüchtigen Verbrechern eine Freystatt zu gewähren, wenigstens beschränkte, gebietend, daß kein Flüchtling dort mit Speise und Trank versorgt werden dürfe. Warum hob er aber das empörende Recht, von ihm als verderblich erkannt, nicht gänzlich auf? warum bekümmerte die murrende Eifersucht der Bischöfe den gefürchteten Despoten? die ganze Maßregel konnte hier nicht bedenklicher seyn, als die halbe.

Neue Unruhen riefen ihn jetzt nach Italien, denn der Papst klagte beweglich, daß die Griechen, auf böslichen Rath des Herzogs von Benevent, ihm Terracina entrissen. Er warnte vor der Ankunft des Prinzen der Longobarden und begehrte die Eroberung von Neapel. Doch schien der König dießmal nicht mit neuen Lorbern sich schmücken zu wollen, denn ihm gnügte ein Reichstag zu Pavia. Dann zog er abermals nach Rom. Ihn begleiteten Hildegard mit ihren Söhnen, Karl, Karlomann und Ludwig, mit ihren Töchtern, Rohtrud, Bertha und Gisela. Wie das Erstemal wurde er feyerlich empfangen, und verrieth nunmehr den eigentlichen Zweck der Reise. Schon damals hegte er den Gedanken, seine Staaten unter seine Söhne zu vertheilen. Karl, der älteste, sollte auf dem Throne der Franken ihm folgen. Der zweyte, der fünf Jahre zählte, hatte zwar einen Nahmen, aber noch nicht die Taufe empfangen. Karlomann hieß er, ein verhaßter Nahme, der an den gemißhandelten Bruder

der erinnerte. Vermuthlich darum erhielt er jetzt, vom Papste getauft, den beliebteren Nahmen Pipin. Es ist merkwürdig, daß Karl, der die Sachsen mit dem Schwerte zu der Taufe trieb, seine eigenen Kinder so lange ungetauft ließ; und scheint zu beweisen, daß er den hohen Begriff von der Nothwendigkeit dieser Handlung nur heuchelte. Pipin wurde zum Könige von Italien, sein dreyjähriger Bruder Ludwig zum Könige von Aquitanien gesalbt. Dann trennte sich der Vater von ihnen, vertraute sie weisen Erziehern und sandte sie in jene Länder, die sie einst beherrschen sollten, um in deren Sitten aufzuwachsen. Eine löbliche Maßregel. Der Salbung Zeugen waren auch die Gesandten der griechischen Kaiserin Irene, die für den jungen Prinzen Constantin um die achtjährige Rohtrud warben. Der Vertrag wurde geschlossen und beschworen, aber nicht gehalten. Irene selbst fand nach sieben Jahren die Verschwägerung bedenklich.

In Pavia lernte Karl den gelehrten Britten 781
Alcuin kennen, und diesem Zufall verdanken wir großentheils die Rettung der Wissenschaften von ihrem gänzlichen Untergange. Schon aus eignem Durst nach Kenntnissen hatte Karl im männlichen Alter, unter dem Geräusch der Waffen, in der lateinischen Grammatik durch einen Priester von Pisa sich unterrichten lassen. Jetzt machten Alcuins Gelehrsamkeit und die seltene Gabe, sie gefällig vorzutragen, den tiefsten Eindruck auf ihn. Er warb um dessen Freundschaft, bewog ihn, sein Vaterland gegen Frankreich zu vertauschen, wußte durch freygebige Huld das neue Vaterland ihm werth zu machen, und wurde sein Schüler in manchen Wissenschaften, besonders in der Astronomie, der er sich fast leidenschaftlich ergab, weil sie unter Allem eines erhabenen Geistes

stes am würdigsten ist. Welche Erholung bey diesem Karl noch einige Augenblicke zu verweilen!

Sein Beyspiel ermunterte die Höflinge zum Anbau der Wissenschaften. Alcuin wurde Vorsteher einer gelehrten Gesellschaft, von der wir nur noch wissen, daß ihre Mitglieder bedeutende Nahmen sich beylegten, Homer, Pindar u. dgl. Karl selbst führte den Nahmen David. Ohne Zweifel hatte er diesen König (von dem eine jüdische Schmeicheley spricht: er sey der Mann nach dem Herzen Gottes gewesen) sich zum Muster erkoren. Die Psalmen wußte er auswendig. Sein zärtlichstes Vertrauen schenkte er einem klugen, treuen Jünglinge von vornehmer Geburt, Engelbert, den die Gesellschaft ihren Homer nannte. Gern denkt man sich den Freund der Musen in diesem Kreise und vergißt darüber den Eroberer. Die ihn umgebenden Gelehrten nicht allein, auch fremde schätzte er nach Verdienst, unter allen am meisten den Geschichtschreiber der Longobarden, Paul, und wenn die folgende Erzählung wahr ist, so ehrt sie den König mehr als eine gewonnene Schlacht.

Paul war am Hofe der Longobardischen Monarchen erzogen, Freund und Kanzler des Desiderius, dessen Fall er schmerzlich beweinte. Zwar bewog ihn der gnädige Ueberwinder, eine Zeitlang in dessen Nähe zu verweilen, doch er kehrte bald in sein Kloster zurück, des Siegers Wohlwollen nur benutzend, um seinem kriegsgefangenen Bruder die Freyheit zu erbitten. Noch sind zwey, in Karls Nahmen verfaßte Gedichte an diesen Paul vorhanden, in welchen Liebe und Freundschaft athmen. Nun aber verwickelte sich Paul, wie Einige wollen, in die Unternehmung seines rechtmäßigen Herrn, Adalgis, und als Karl, dem es verrathen worden, ihn selbst darum befragte, gab er ohne Scheu zur Antwort:

„Zu-

„Zufällige Begebenheiten entbinden mich nicht von meinen Pflichten, Desiderius bleibt mein König, ihm bin ich Treue schuldig.“ Da habe Karl, in Aufwallung des Zornes, befohlen, ihm beyde Hände abzuhauen, doch gleich darauf, seiner Verdienste sich erinnernd, sanftmüthig hinzu gefügt: „nein, nein! verlöre er die Hände, womit würde er uns künftig so schöne Werke schreiben?“

Gern wollen wir diesen wohlthuenden Zug glauben, wenn er gleich ungnügend verbürgt ist. Karl bediente sich des wackern Paul, um lehrreiche Stellen aus den Kirchenvätern zu sammeln, die an Sonn- und Festtagen der Gemeinde vorgelesen wurden. Mit königlicher Freygebigkeit behandelte er die Gelehrten, und wich sogar zu ihren Gunsten von der Strenge ab, mit der er sonst über alten Kirchengesetzen hielt. Eines derselben verbot, mehrere Pfründen in Einer Person zu häufen, aber seine Lieblinge begabte er mit solchen über die Gebühr. Fast wider Willen wurde Alcuin Besitzer von vier reichen Abteyen und dadurch Herr von vielen tausend Leibeigenen. Er selbst klagte über die ihm aufgeladenen Pflichten und Sorgen, die am Studiren ihn hinderten; er selbst bat den König, wiewohl vergebens, um Erlaubniß, einige dieser Pfründen seinen Schülern abzutreten. Dennoch war für seine Schwächen Karl nicht blind, nur behandelte er sie mit zarter Schonung, davon ein Beyspiel gebend, da Alcuin in einem durch seine Mönche veranlaßten Streite heftiger und bitterer wurde, als einem solchen Manne geziemte. Der König ertheilte den Mönchen einen strengen, noch vorhandenen, Verweis, unter andern ihnen vorrückend, daß sie die Weisen und Lehrer der Kirche zu Neid und Jähzorn verleitet hätten. Er meinte Alcuin, nannte ihn aber nicht. Gleiche Scho-

nung bewies der Lehrer seinem erhabenen Schüler. Noch besitzen wir das Schreiben, in dem er mit den triftigsten, doch zart eingekleideten Bewegungsgründen ihn ermahnte, die getauften Heiden mit dem Zehnten zu verschonen. Eine heilsame Warnung, die der Verblendete unbefolgt ließ. Karls Ruf war nun schon bis in die fernsten Länder gedrungen. Er
782 empfing im nächsten Jahre zu Cöln die Gesandten eines Dänen-Königes, eines Chan der Avaren und eines mächtigen nordischen Fürsten; wahrscheinlich bloße Ehrensendungen, Folgen seiner wachsenden Macht, der eben jetzt aufs neue eine heftige Erschütterung drohte. Es wurde berichtet, daß die Sorben, ein slavisches Volk zwischen der Elbe und Saale, in Thüringen und Sachsen eingefallen. Sogleich empfingen die Statthalter in diesen Gegenden Karls Befehle, mit vereinter Macht der Sachsen und Franken gegen diese Feinde aufzubrechen. Aber Wittekind eilte auf den Flügeln der Rache aus Dänemark herbey, die Sachsen überredend, in diesem günstigen Augenblicke das Frankenjoch abzuschütteln; die Grafen, es vernehmend, gaben sogleich den Kampf gegen die Sorben auf, um der dringendern Gefahr zu begegnen. Theoderich, ein kluger Feldherr, Karl's Verwandter, eilte mit einigem Volke vom Rhein herbey, sie zu verstärken, doch unwillkommen, denn sie wollten den Ruhm nicht theilen. Darum, gegen seinen Rath, ohne seine Mitwirkung, griffen sie die vorbereiteten Sachsen an der Weser an, wurden umringt und, bis auf wenige, vertilgt. Doch den Sieg zu nützen, vielleicht die größte der Kriegskünste, verstand Wittekind nicht, oder war selbst durch den Sieg geschwächt; denn, statt Theoderich anzugreifen, oder gegen Karl, den schnellen Rächer, sich zu schützen, blieb er unbeweglich in räthselhafter Unthätigkeit.

Da

Da erschien Karl, wie er pflegte, rasch und schrecklich und beugte abermals der Sachsen Trotz und rächte mit schändlicher Grausamkeit das Zucken der sterbenden Freyheit. Alle Theilnehmer am Aufruhr sollten ihm ausgeliefert werden; aber das Haupt der Verschwörung Wittekind, war nach Dänemark entflohen. Gegen fünftausend der zu diesem Wagstück von ihm Ueberredeten wurden als Reuige dem Könige übergeben, und alle an Einem Tage enthauptet. Der Allerstrom, an dessen Ufern dieß geschah, verwandelte sich in Blut. Von Zorn berauscht war Karl Zeuge der gräßlichen Hinrichtung; denn, was Neuere behaupten, er habe den Mord mit kaltem Blute verübt, mag ihm ohne Beweis nicht aufgebürdet werden.

Die Unthat strafte sich selbst. Jedes abgeschlagene Haupt schien verdoppelt wieder zu erwachsen, und die Völkerschaften, die bisher nur allzuoft gestreitet ihr Heil suchten, reichten sich jetzt die Hände über dem Blutstrome ihrer geschlachteten Brüder.

Schon das nächste Jahr sah in Franken mit 783
neuer Wuth sie einbrechen. Zwey hitzige Treffen entschieden nichts. Die Sachsen — aber auch Karl — zogen sich zurück. Der Widerstand war hartnäckiger als jemals. Einen andern Verlust erlitt der König um diese Zeit durch Hildegards Tod. Sieben Kinder hatte sie ihm gebohren, zwölf Jahre lang ihn treu begleitet; doch die Erde auf ihrem Grabe war noch locker, als er schon zu Worms Frau Fastraden, die Tochter eines thüringischen Grafen, sich vermählte. Sie wird stolz und grausam geschildert, auch ihr vorgeworfen, sie habe öfter den Gemahl von gewohnter Milde abgelenkt. Der Mörder an der Aller bedurfte wohl kaum eines Spornes zur Grausamkeit. Die Gemüther waren ihm entfremdet. Der

784 Sachsen Grimm verheerte die Küsten der Nordsee. Er beschloß, nun auch im Winter den Waffen keine Ruhe zu gönnen, obschon er das Ungewöhnliche den Franken aufbürden mußte. Dieß Volk schien keinen Willen mehr zu haben.

Er lagerte sich bey Eresburg, wohin Gemahlin und Kinder ihm folgten, denn er lebte gern in ihrer Mitte. Die Söhne ritten ihm zur Seite. Die Töchter, von Trabanten umgeben, schlossen sich an den Zug. Der siebenjährige Ludwig hatte, mit Knaben seines Alters, nach Paderborn reiten müssen, damit der Aquitanier mildere Sitten ihn nicht verweichlichen mögten.

785 Durch Streifereyen im Winter suchte Karl die Sachsen zu ermüden, doch begriff er endlich, daß Strenge allein ihn nicht zum Ziele führen werde. Schwache Empörer vertilgt der Despot, mit starken unterhandelt er und läßt seine Furcht für Gnade gelten. Der Sachsen vornehmste Häupter wurden gewonnen; auf welche Weise ist unbekannt. Ueberredung mogte diesen, Bestechung jenen, Furcht einen dritten fesseln. Die Machtboten, welche Karl an die sächsischen Fürsten sandte, mußten wohl zu den beredesten Männern ihrer Zeit gehören, da es ihnen sogar gelang, den trotzigen Wittekind zu bewegen, daß er, mit sicherm Geleite, dem Könige unter die Augen trat. Ohne Zweifel hat Karl, an Menschenkenntniß reich, ihm hohe Achtung bewiesen und durch einnehmende Persönlichkeit auf ihn gewirkt; ohne Zweifel hat er ihn bewogen, den sanftesten, geschicktesten Predigern des neuen Glaubens das Ohr zu leihen; denn ein Held wie Wittekind weicht nur sanfter Ueberreduug, nur des Feindes Achtung schmeichelt ihm.

Ungelockt durch zeitlichen Vortheil, oder durch den Titel eines Herzogs von Sachsen, unterwarf er sich

sich mit Größe, wie er mit Größe widerstanden. Er beugte sich über das Taufbecken und der König selbst war Zeuge. Seinem und der Häupter Beyspiel folgten die Sachsen, viel Taufwasser wurde versprützt.

Dießmal hatte Karl einen Sieg errungen, dessen er sich freuen durfte, den schönsten Sieg, denn er war unblutig; den nützlichsten, denn was ein Wittekind schwur, das hielt er auch. Mit überfließendem Herzen meldete Karl dies frohe Ereigniß nicht allein dem Papste, sondern auch dem Könige Offa in Britannien. Freude und Stolz theilten sich mit. Wittekind zog heim, baute Kirchen auf Ruinen der Götzentempel, und hing fortan fest am neuen Glauben. Die verjagten Bekehrer fanden überall sich wieder ein. Zerstörte Kirchen stiegen aus dem Schutt, und an manchen Orten neue empor. Doch mitten im Genuß dieser Ruhe wurde eine Verschwörung gegen Karls Leben entdeckt. Graf Hardrat, ein edler Thüringer, stand an der Spitze. Die Veranlassung ist dunkel, doch, wie es scheint, dem Könige unrühmlich. Eginhart, sein Lobredner, will die Schuld auf Hastradens Stolz und Herrschsucht wälzen, aber dann fiel sie doch immer auf Karl zurück, dessen Schwäche unter eines Weibes Härte die Unterthanen seufzen ließ. Andere berichten, er habe den Grafen zwingen wollen, seine verlobte Tochter einem Franken auszuliefern, wodurch des Vaters Gemüth empört worden. Er läugnete den Anschlag nicht, auch dann nicht, als er schon gefangen vor dem Könige stand. „Hätten meine Gefährten," sprach er, „meinen Muth besessen, du wärest nie mehr über den Rhein gekommen." — Es wird dem Könige zum Ruhme angerechnet, daß er nur drey der Schuldigen, die sich hartnäckig vertheidigt, umbringen lassen. Welch ein Ruhm! welch eine Milde! — Er sandte

die

die übrigen nach Rom, um ihren Eid der Treue auf Reliquien zu erneuern. Sie thaten es und kehrten heim, vertrauend ihre Schuld sey nun abgebüßt. Da
786 wurden sie bey Worms ergriffen, ihrer Güter beraubt und mit ausgestochenen Augen in fremde Länder verbannt. War Einer unter ihnen, der den Tod nicht vorgezogen hätte? — Karl, den man den Großen nennt, verknüpfte mit der Grausamkeit hier auch die Treulosigkeit.

Um seiner harten Herrschaft sich zu entziehen, standen damals die Bewohner von Bretagne auf, diese, von den Angelsachsen einst vertriebenen, den Franken zinsbaren Fremdlinge. Sie mußten bald die abgeschüttelten Fesseln wieder anlegen; doch beweist ihr Versuch, daß in den verschiedensten Gegenden die von Frankreich abhängigen Völker ein Geist gerechten Unmuths quälte. Sie hatten einen weltberühmten König, aber glücklich waren sie nicht. Alle scheuten das Joch, keiner besaß Macht genug es zu zerbrechen.

Nur der Herzog von Benevent, vormals den Longobarden unterthänig, behauptete lange seine Unabhängigkeit durch äußere Umstände begünstigt. Karl nannte das Empörung, da das Reich der Longobarden ihm durch das Schwert gehörte. Doch Benevent war ein mächtiger, wohlbevölkerter Staat, drey Viertheile von Neapel in sich fassend — (das übrige besaßen noch die Griechen) — mit festen Städten wohl versehen, am Meere gelegen, alle Zufuhr offen, und von Aregis, einem stolzen, kühnen Manne beherrscht, dessen Gemahlin, Amalberge, eine Tochter des unglücklichen Desiderius, ihren gerechten Haß gegen den Vertilger ihres Geschlechts dem Gatten glühend mittheilte. Er legte das Amt eines Herzogs nieder, ließ sich zum Fürsten

ken salben, trug Krone und Scepter und handelte mit unbeschränktem Willen, nicht selten feindselig wider den Papst, folglich auch wider den König der Franken, den Schirmvogt der Kirche. Karl's beschwerliche Kriege in Sachsen und der weite Weg, den seine Heere bis an die Grenzen von Benevent zu durchwandern hatten, mogten Aregis Muth und Hofnung stärken. In der That schwieg Karl, so lange er nicht durch Waffengeklirr sprechen konnte; aber ein Eroberer entsagt nie, schiebt nur auf, und wehe solchen, die da schlummern während er aufschieben muß! Kaum war der Friede mit den Sachsen geschlossen, so schien es ihm an der Zeit, den Kühnen zu demüthigen, der seiner Alleinherrschaft sich zu widersetzen wagte. Er verband den Heereszug nach Italien mit schlauen oder ernsten Frömmeleyen, erschien zu Rom als Pilger mit einer goldenen Pil- 787
gertasche, und verschwendete sein Gold an wallfahrtende Müßiggänger, deren Menge, zu des Reiches großer Beschwerde, die Straßen nach Rom bedeckte. Ja, er beschenkte sogar die Christen zu Jerusalem, Alexandrien, Carthago, und suchte um ihretwillen die Freundschaft der muselmännischen Fürsten, damit nur überall von ihm, dem christlichen Könige der Franken, geredet werden mögte. Dann zog er gegen Benevent. Aregis mußte sich unterwerfen, weil die Franken in seinen Staaten, nach dem Ausdruck eines Annalisten, alles bis auf die Wurzel abgenagt hatten. Doch er fügte dieser Unterwerfung eine Bedingung bey, die seinen ganzen Haß und Stolz bezeichnete: er wollte nicht persönlich vor Karl erscheinen; er wollte den Mann nicht sehn, welchen anzugaffen Vielen ein Glück schien. Einen seiner Söhne, Grimoald, übergab er als Geisel; aber des Siegers verhaßten Anblick ihm zu ersparen,

darauf

darauf bestand er fest; und Karl fügte sich in die kränkende Bedingung, aus Frömmigkeit wie es hieß, um der Kirchen und Klöster zu schonen, mit welchen das Land übersäet war. Doch ließ er sich für diese Schonung große Summen zahlen. So rettete Aregis sein Herzogthum.

Minder glücklich war Thassilo, der Bayern Herzog, wohl auch minder dessen würdig. Von größerem Umfange, als in unsern Tagen, war damals Bayern, es begriff Länder, die nun zu Böhmen, Oestreich, Salzburg und Tyrol gerechnet werden. Das Geschlecht der Agilolfinger herrschte dort, wiewohl abhängig, einst von den Gothen, dann von den Franken. Schon Thassilo's Vater hatte vergebens der fränkischen Oberherrschaft widerstrebt, der Sohn sie stets unwillig getragen, und schon Pipin's Verdacht erregt, als er, zur Heeresfolge aufgerufen, zwar dem Zuge gegen Aquitanien sich beygesellte, doch bald, Krankheit vorschützend, entwich; aus Stolz, wie man behauptet, weil es ihm unleidlich dünkte, vor Pipin als ein Vasall zu stehen; darum er auch bey seiner Heimkunft geschworen, nie sein Antlitz mehr am fränkischen Hofe zu zeigen. Doch außer diesen eitlen Schwüren wagte er nichts; nur maßte er sich, so oft es ungestraft geschehen konnte, der Rechte eines unabhängigen Fürsten an und nannte sein Herzogthum ein Reich. Karl, in Kriege verwickelt, schwieg, und Thassilo, durch diese Nachsicht eingeschläfert, hatte nicht einmal den Muth, dem Vater seiner Gemahlin, Luitberge, eben jenem unglücklichen Könige der Longobarden, Beystand zu leisten, obschon jeder Staats- und Menschenkundige voraussehen mußte, daß der Eroberer nirgend stehen bleiben würde, so lange noch ein Strich Landes von Himmel und Meer ihn trennte.

Auch

Auch die Sachsen unterstützte Thassilo nicht, nur seiner Zunge ließ er freyen Lauf gegen die gehaßten Franken. Insgeheim mag er wohl mit seinem Schwager, dem Herzog von Benevent, Verbindungen angeknüpft haben, die für den Bedrängten werthlos blieben, dem Unentschlossenen aber schadeten.

Karl, dessen Lauscher an Thassilo's Hofe des schwachen Fürsten ewigen Zungenkampf verriethen, hatte früher schon beym Papste über dessen Treubruch geklagt. Hadrian drohte mit dem Banne, zugleich den König und sein Heer von allen Sünden freysprechend, die bey der Züchtigung des Bayerfürsten etwa begangen werden mögten; ein bequemer Freypaß für alle Greuel. Thassilo wurde nach Worms vor die Versammlung der Großen geladen. Den nicht Erscheinenden zwang der König, durch Umzingelung mit drey Heeren, aufs neue die Lehn zu 788
empfangen, auch durch Schwur und Geiseln, unter welchen sein eigner Sohn, die Treue zu verbürgen.

Doch nun fielen die Hunnen zu gleicher Zeit in Welschland, und durch Bayern in Franken ein. Sie wurden zwar zurück geschlagen, aber Thassilo beschuldigt, er habe sie herbey gerufen. Da mußte er zu Ingelheim erscheinen, stand entwaffnet in der Versammlung, und von allen Seiten erhoben sich Klagen gegen ihn, dessen Untergang beschlossen war. Es hieß, er habe den Seinen geboten, den Franken Eide leistend, stets einen andern Gegenstand in die Gedanken zu fassen, und so zum ungestraften Meineid die Thür sich offen zu halten. Er habe gesprochen, lieber wolle er zehn Söhne verlieren, als solche Schwüre erfüllen; der Tod sey einem solchen Leben vorzuziehen, und was dergleichen mehr dem Unbesonnenen

nenen entschlüpft seyn mogte. Die schwerste Anschuldigung war sein Verständniß mit den Hunnen, und gerade diese wurde ihm nicht erwiesen; nur was er im Unmuth gesprochen, gestand er ein. Dennoch erkannte die Versammlung ihn des Todes schuldig. Karl schenkte ihm das Leben, wenn anders die letzten, im Kloster vertrauerten Jahre dieses Greises ein Leben genannt werden dürfen. Seine Gemahlin, Söhne und Töchter traf unverschuldet ein gleiches Schicksal. Die erblichen Herzoge von Bayern verschwanden, und Grafen, die der König nach Gefallen wechselte, traten an ihre Stelle. Man mögte immerhin die Verhöhnung des Gebots: Kinder sollen der Väter Missethat nicht büßen, (welches die Bibel der Natur nachgesprochen) kluge Vorsicht nennen, hätte nicht Karl zu gleicher Zeit im ähnlichen Falle bewiesen, daß er Strenge und Großmuth, wie jeder Despot, nur nach Launen übte. Die Griechen hatten längst mit Eifersucht ihm zugeschaut; sie fürchteten für ihre letzten italiänischen Besitzungen. Dort lebten sie vormals in stetem Zwist mit dem Herzog von Benevent, weil er ein verhaßter Longobarde war; jetzt aber, nach der ihm abgezwungenen Unterwerfung, trugen sie ihm ein Bündniß an, und mit Freuden ergriff es der unwillig gehorchende Aregis. Zum Patricius ernannt, sollte er im ganzen Lande griechischer Statthalter seyn, nur den ältern seiner Söhne, Romuald, als Geisel nach Constantinopel senden. Mit einem griechischen Heere sollte Adalgis landen und zum Könige von Italien ausgerufen werden. Plötzlich verwandelte der Haß gegen Karl den Herzog von Benevent in einen Griechen; er schlug den Patricier-Mantel um seine Schulter und entsagte seiner Nation, indem er das lange Haar verschneiden ließ, wozu Irene selbst ihm die

Scheere

Schreyn sandte. Kräftige Anstalten waren bereits getroffen um das neue Bündniß zu bewähren, da starb sein Sohn, als er die Reise nach Constantinopel antreten sollte, und ihm folgte der Vater nach wenigen Wochen durch Kummer verzehrt, denn Romuald war sein Liebling.

Nun sandten die von Benevent an Karln, den Tod ihres Fürsten ihm berichtend und flehend, er wolle den jüngern Sohn, der noch als Geisel in seinen Händen war, ihnen zum Herzog bestätigen. Und Karl, der Thassilo's Söhne eben jetzt hinter Klostermauern verschlossen, bewilligte ihre Bitte trotz des Papstes klugen Warnungen. Er gefiel sich bisweilen in der Großmuth, doch war sie ihm ein fremder Schmuck, den er selten trug. Grimoald, von einem der Lieblinge Karl's beobachtet, bewies anfangs Treue, denn er schlug die Griechen, die wirklich landeten; und Adalgis, nach Constantinopel zurückkehrend, gab seine letzten Hoffnungen auf. Doch daß Karl unweise gehandelt, jenem die ferne Provinz zu vertrauen, bewies in wenigen Jahren die Folge. Weit unbedenklicher hätte er Thassilos Söhnen die väterliche Würde bestätigen mögen, denn sein Auge konnte sie bewachen. Zum ersten Male stand er nicht an der Spitze seiner Heere, weder die Griechen noch die Hunnen wurden von ihm persönlich bekämpft. Aber ohne Krieg war ihm das Leben unschmackhaft. Männer knüpfen mit den Jahren sich immer fester an die Gewohnheiten ihres Lebens; wehe dem Volke, dessen Fürst sich an Krieg gewöhnt! — Karl zog gegen die Wilzen, ein sla- 789
visches Volk am baltischen Meere, und ging zum ersten Male über die Elbe. Warum? ist unbekannt. Das Raubgesindel an der Grenze mag den Vorwand hergeliehen haben. Der Sieg über dieß rohe Völk-

chen

chen war leicht; es schwur Treue, gab Geiseln und murrte nie wieder. Kaum wäre dieser Feldzug der Erwähnung würdig, doch in einer Rücksicht bleibt er sehr bedeutend: Warum drang Karl den Wilzen das Christenthum nicht auf? War sein Bekehrungseifer erloschen? oder hatte die Herrschaft über einige wilde Stämme jenseit der Elbe keinen Reiz für ihn?

790 Bald darauf erschienen Gesandte der Hunnen an Karls Hofe zu Worms. Einst waren sie vom Don und von der Wolga hervorgebrochen, Hirten, Jäger und Räuberhorden; jetzt hausten sie in den schönen Ländern, die nun Oestreich und Ungarn begreifen, bis zu der Ems an Bayerns Grenze. Die Griechen nannten sie Avaren. Von ihrer alten kühnen Wildheit trugen sie noch Spuren, wie ihr letzter Einbruch bewies. Geschwächt durch ihre Niederlage wollten sie nun friedlich die Grenzen berichtigen, und in gleicher Absicht sandte Karl seine Machtboten zu ihrem Chan. Aber der Vergleich kam nicht zu Stande, und es ist mehr als wahrscheinlich, Karl habe nicht gewollt, daß er zu Stande kommen sollte, denn es gab neuen Krieg, neue Länder zu erobern. Mit ungewöhnlicher Vorsicht wurden dieses Mal die Rüstungen veranstaltet. Seltsam, doch nicht ungeschickt, hatten die Hunnen ihre Grenze bewahrt. Hölzerne, mit Rasen belegte, mit Erde und Steinen gefüllte, mit dickem Gesträuch bewachsene Wälle, die sich ununterbrochen längs derselben zogen, bargen Wachthäuser, deren keines von dem andern weiter entfernt lag, als ein Trompetenstoß gehört werden mogte. So konnte, bey jeder plötzlichen Gefahr, das ganze Land augenblicklich aufgestürmt werden. Hätte Karl vormals diese geringe Kunst, die er von Barbaren lernen konnte, gegen die streifenden Sachsen

sen angewendet, so würden jene dreyßigjährigen Greuel sein Andenken nicht besudeln.

Die Hunnen fochten nur zu Pferde. Unter Karl's Heere gab es wenig Reiterey, denn die Ritterzeiten, wo nur Roßdienst Ehre brachte, waren noch nicht gekommen. Doch es scheint, Karl habe jetzt die Reiterey vermehrt und vielleicht eben darum so lange mit dem Angriff gezögert; es wird zum mindesten in diesem Feldzuge als des größten Unfalls erwähnt, daß eine Pferdeseuche neun Zehntheile dieser Thiere hinweg gerafft. Mit drey Heeren drang der König 791
in das Land der Hunnen, das eine zog am nördlichen, das andere am südlichen Ufer der Donau, das dritte, unter Pipin, kam aus Italien. Doch ehe Karl die feindlichen Grenzen überschritt, frömmelte er drey Tage lang. Es waren Bet- und Fasttage, Niemand durfte Wein oder Fleisch genießen, er hätte denn dafür bezahlt. Die Priester im Lager mußten Psalmen singen, Messen lesen und den Prozessionen barfuß folgen. Kaum setzten sich die Heere in Bewegung, so lief auch schon die frohe Botschaft ein, daß Pipin zuerst auf den Feind gestoßen und den vollkommensten Sieg erfochten. Dankfeste wurden gefeyert. Die erschrockenen Hunnen suchten Rettung in Wäldern und Gebirgen. Die Franken verheerten das Land zwey und funfzig Tage lang und führten zahllose Sklaven, Männer, Weiber und Kinder mit sich fort.

Dennoch währte dieser Krieg bis in's achte Jahr. Ohne das Land für jetzt behaupten zu können, zog sich Karl nach Bayern zurück, wo er den Winter in Regensburg verweilte.

Daß er auch im folgenden Jahre nichts gegen 792
die Hunnen unternahm, ist räthselhaft, denn eine

das

damals entdeckte, schnell unterdrückte Verschwörung konnte schwerlich einen ganzen Feldzug hemmen. Karl hatte noch einen Sohn, der sonst nicht genannt worden, vermuthlich weil weder des Vaters Geist noch Liebe ihn auszeichneten. Doch war er der älteste von allen und führte schon längst den theuern Namen Pipin, als man seinen jüngern Bruder, den König von Italien, auch damit bezeichnete. Schon diese gleiche Benennung zweyer Kinder schien anzudeuten, daß Karl eins derselben nicht achtete, es nicht zu seinem Geschlecht gezählt wissen wollte. Freylich hatte er diesen Sohn außerehelich erzeugt, Fräulein Himelerud war seine Mutter, doch hätte es dem Könige der Franken wohl geziemt, ein solches Loos ihm zu bereiten, daß er seines Vaters Wollust nicht verfluchen, seiner Brüder Glück nicht beneiden dürfen. Schuldlos an dem Flecken seiner Geburt, mußte es tief ihn kränken, seinen Bruder Karl stets an des Vaters Seite, für den Thron der Franken bestimmt, die jüngeren schon als Könige zu erblicken, während nicht einmal eine Grafschaft oder ein Heer ihm anvertraut wurde; wenn vielleicht die sanfte Hildegard bisher sein Schicksal erleichtert hatte, so erschwerte es nunmehr die grausame Fastrade, und er beschloß endlich, durch ein Verbrechen seinen Vater zu erinnern, daß sein ältester Sohn die Frucht eines Verbrechens sey.

Unter den Großen der Mißvergnügten viele zu finden, war leicht am Hofe eines launenhaften Despoten. Pipin verschwor sich gegen des Königs und seiner beneideten Brüder Leben: Er wollte den Thron besteigen. Karl's treuer Gefährte, das Glück, wachte auch dieses Mal. In einer Kirche, in der die Verschwornen sich beriethen, barg zufällig der Altar einen longobardischen Mönch, Fardulf, der

alles

alles belauschte. Zwar wurde er gefunden, hervor gezogen, allein man war nicht kühn genug, an heiliger Stätte ihn zu ermorden, man glaubte seine Zunge durch einen Eid zu fesseln. Fardulf schwur und ging sogleich den Schwur zu brechen. Die Verschwornen wurden plötzlich verhaftet, eine Versammlung zu Augsburg verurtheilte sie zum Tode, der König ließ sie köpfen und hängen. Nur seines Sohnes Blut wollte er nicht vergießen, doch floß es unter der Geißel hinter Kloster-Mauern.

Eben als Karl den neuen Feldzug gegen die 793
Hunnen beginnen wollte, kam die üble Botschaft, daß im Oldenburgischen einer seiner Feldherren von den Sachsen erschlagen worden. Die Furcht, der Aufruhr mögte um sich greifen, bewog ihn, gerüstet in seinen Staaten zu bleiben. Des Heeres Masse benutzte er für einen Entwurf, der schon allein in jenen Zeiten den großen Geist verrieth. Die Schifffahrt auf dem Main gewährte seit mehreren Jahren ihm eine liebe Beschäftigung; jetzt wollte er den Rhein mit der Donau verbinden durch einen Kanal, der die schiffbaren Ströme, Rednitz und Altmühl, vereinigen sollte. Ausschweifende Lobredner behaupten, er habe dadurch den levantischen Handel nach Franken ziehen, die Nordsee mit dem schwarzen Meere in Verbindung setzen wollen. Dergleichen weit aussehende Handels-Entwürfe konnten, zu einer Zeit, wo es noch keinen Handel gab, schwerlich den klügsten Kopf berauschen. Ohne Zweifel wollte Karl nur, durch Verknüpfung zweyer Hauptströme, die schnellere Bewegung seiner, dann leicht zu versorgenden, Heere unterstützen, und auch in dieser Hinsicht bleibt es ein großer Gedanke, nur in jenen Zeiten zur Ausführung nicht reif. Es fehlte an Kenntnissen und Werkzeugen, um

einen

einen schlammigten Boden zu zwingen; häufige Regenströme mehrten die Hindernisse; was am Tage gegraben worden, das verschwemmte die Nacht. Fruchtlos arbeitete das Heer den ganzen Sommer hindurch; Karl, sonst ungewohnt ein Vorhaben aufzugeben, mußte der stärkern Natur weichen. Sicher that er es mit großem Widerwillen, da er die kostbare Zeit verrinnen lassen, statt der Sachsen Aufruhr zu dämpfen, obgleich ein Bote nach dem andern ihm berichtete, daß immer weiter die Empörung sich verbreite. Unbekannt ist deren Ursprung; Westphalen begann sie, ohne Zweifel den harten Druck der neuen Herrschaft unerträglich achtend.

Zu gleicher Zeit erfuhr Karl die Folgen seines unweisen Krieges gegen die Saracenen, die jetzt, aus den Pyrenäen hervorbrechend, sich auf die Gegend um Narbonne stürzten, Widerstand zwar fanden, doch mit großer Beute beladen die verheerte Grenze verließen. Hätte Karl's Uebermuth sie nicht gereizt, schwerlich würde er diesen Schimpf erfahren haben.

Es bleibt räthselhaft, warum die blutigen Schauspiele in Westen und Norden ihn so wenig kümmerten, daß er sein Heer einen ganzen Sommer hindurch die Schwerter gegen Schaufeln vertauschen und es endlich gar auseinander gehen ließ. Er brachte den Winter in Frankfurt zu, wohin er für den
794 nächsten Frühling eine Versammlung berief. Etwa um hier zu berathen, wie dem dreyfachen Feinde, Hunnen, Sachsen, Saracenen, am kräftigsten zu begegnen sey? — Das war zum mindesten nicht der erste Zweck derselben, denn sie bestand aus dreyhundert Theologen, die, unter seinem Vorsitz, über eine Ketzerey entschieden. Ein Bischof, Nahmens Felix, wollte Christum nur für einen adoptirten Sohn

Got-

Gottes gelten lassen, und dieser subtile Zwist schien Karl dem Großen wichtiger, als die Beschützung seiner Grenzen. Felix wurde verdammt. Ein spanischer Bischof hatte dessen Meinung angenommen und vertheidigt; ihm schrieb Karl: er habe zwar die Saracenen bekämpfen wollen, doch wenn die spanischen Christen in der Ketzerey beharrten, so werde er sie ihrem Schicksal überlassen. Auch der berühmte Bilderstreit wurde damals in Frankfurt ausgefochten. Obgleich das nicäische Concilium den Bilderdienst, mit Zustimmung des Papstes, verordnet hatte und Karl für einen gehorsamen Sohn der Kirche stets gehalten seyn wollte, so trat doch dieß Mal seine Ueberzeugung — warum nicht auch der Groll gegen die griechische Kaiserin Irene? — in den Weg, und er trug nicht Scheu, in vier Büchern, den so berühmt gewordenen libri Carolini, mit blindem Eifer, Bitterkeit und kindischem Wortkram den Bilderdienst zu verdammen. Stolz auf dieses Werk sandte er seinen Homer, Engelbert, nach Rom, um es nicht allein dem Papste zu überreichen, sondern auch von ihm zu begehren, daß er den jungen griechischen Kaiser für einen Ketzer erkläre. Sanftmüthig soll Hadrian den Heftigen widerlegt, ihn seines Irrthums überführt haben, doch die Antwort ging verloren.

Nachdem Karl zu Frankfurt den Krieg der Meinungen durch Machtsprüche geendet, dachte er wieder an die Schwerter, die von drey Seiten ihm drohten. Den Kampf gegen die Saracenen hielt er für den unbedeutendsten und vertraute dessen Führung seinem Sohne Ludwig von Aquitanien. Seine Zurüstungen bewiesen, daß er den Hunnen-Krieg für den wichtigsten erkannte, dennoch wollte er auch diesen nicht in Person führen, sondern übertrug ihn seinem Sohne Pipin, nebst den Grafen in Bayern

und Tyrol. Nach Sachsen rief ihn selbst der alte Groll. Die Hunnen konnten erst nach Jahren überwunden werden, und vielleicht minder durch Waffen, als durch Anschüren ihrer innern Zwietracht. Alle Beute, die seit drittehalb hundert Jahren diese Horden auf ihren Zügen durch die reichsten
796 Länder geraubt, fiel den Franken in die Hände, die, im Vergleich mit solchen Schätzen, bisher ein armes Volk zu nennen waren. Unter Soldaten und Höflinge vertheilte Karl die Beute. Der Chan der Hunnen, Tudun, ließ sich zu Aachen taufen, erregte drey Jahre später noch einmal einen Aufstand, wurde gefangen, litt den Tod und sein geschwächtes Volk trug fortan geduldig der Franken Joch. Das Menschenleere, an Wohnungen verödete Land bezeugte die Menge der Schlachten und des vergossenen Blutes, aber erst neun Jahre später kam ein dauerhafter Friede zu Stande. Das Reich der Hunnen behielt, unter eigenen, von Karl nur bestätigten Zaren, seine alte Verfassung und wurde dem Frankenreiche nicht einverleibt. Auch in Spanien siegten die fränkischen Waffen, obgleich des Vaters Geist und Kraft nicht auf dem siebenzehnjährigen Könige von Aquitanien ruhten. Gegen die Sachsen kämpfte Karl mit Glück, doch bekennen mogte er sich, daß er selbst durch Grausamkeit und Strenge dieses Volkes Herzen von sich abgewendet, denn er ließ nun endlich zu dem Ver-
797 suche sich herab, es durch mildere Gesetze zu gewinnen. Die Franken durften jedes Verbrechen durch Geld abbüßen, nur für die Sachsen galt Todesstrafe; das hob er auf. Ihr altes Gewohnheitsrecht legte er den neuen Gesetzen zum Grunde, ihre Richter ehrend, indem er die Appellationen von ihren Stühlen durch Geldbußen erschwerte. Solche und mehrere, einen mildern Geist athmende Verordnungen kamen

zu

zu spät. Erinnerung an Karl's bewiesene Grausamkeit, mehr noch vielleicht die Gewißheit, im Unterwerfungsfalle unter seinen Fahnen dienen, seine Eroberungskriege in fremden Landen führen, und durch Verspritzung ihres Blutes ihm neue Sklaven erkaufen zu müssen, hielt die Sachsen ab, schmeichelnden Versprechungen zu trauen. Doch war es leider nur noch das Volk, dessen gesundes Urtheil richtig abwog, die bestochenen Edelinge hatten kein Vaterland mehr, sahen ruhig zu, wie ihre verzweifelnden Brüder durch den geharnischten Fuß des Despoten zertreten wurden, denn sie lüsterte nach den Lehngütern, die Karl freygebig seinen Kriegern zutheilte, weil sie nur das Blut der Franken ihn kosteten, mit dem er nie kargte. Als endlich der Sachsen Muth und Kraft erschöpft war, und ein Friede im Jahr 803 unter leidlichen Bedingungen geschlossen wurde — denn sie sollten nur dem Heidenthume entsagen, frey von allen Abgaben, den Zehnten ausgenommen, bleiben, nach eigenen Gesetzen unter Grafen leben, den König der Franken für den ihrigen erkennen — so traute Karl auch diesem Frieden nicht. Schon rüsteten sich die Dänen; ihr Einbruch konnte zu neuem Aufstande die Sachsen wecken. Darum, nicht achtend des gegebenen Wortes, ergriff er, zu künftiger Sicherheit, das grausamste Mittel, das ein Feind der Menschheit nur ersinnen konnte. In großen Heerden, gleich dem Vieh, trieb er die Sachsen aus ihrem Vaterlande nach Flandern. Zwey ihrer Heiligthümer, Religion und Freyheit, hatte er ihnen schon geraubt, das dritte, letzte, war noch übrig, ihr Vaterland, und auch diesem mußten sie entsagen. Viele flohen zu den Normännern und rächten in der Folge blutig Karls Verbrechen an der Menschheit. Ihre verlassenen Wohnungen bezogen

die Obotriten, ein slavisches, den Franken stets treu verbündetes Volk. Grimoald, den Karl's unvorsichtige Laune zum Herzog von Benevent ernannte, trotzte nun so lange er lebte dem jungen Könige Pipin, sprechend, er sey frey geboren und frey wolle er sterben. Die Waffen klirrten oft und entschieden nichts. Erst nach Grimoalds Tode konnte sein friedfertiger Nachfolger gewonnen werden. Papst Ha-
796 drian starb — und dieser Augenblick ist einer der seltenen, in welchen der scheue, von ferne stehende Beobachter Karl's des Helden, sich, freyer athmend, Karl dem Menschen nähert; denn sein Kummer über den Verlust dieses treuen Freundes war ungeheuchelt und so groß, als ob der liebsten Söhne Einer ihm entrissen wäre. Er ließ ein Trauergedicht in Marmor graben, und Hadrians Gruft mit diesem Marmor schmücken. Es trug keine Spuren der geschmacklosen Künsteley jener Zeiten, es war herzlich und natürlich. Im ganzen Reiche wurden Messen gelesen, Almosen vertheilt. Weit minder hatte ihn, zwey Jahre früher, Fastradens Tod betrübt, von der zwey Töchter ihm geblieben. Er vermählte sich sogleich zum fünften Male mit Luitgarden aus Schwaben. Leo III hatte nun den päpstlichen Thron bestiegen und sogleich den König der Franken als Herrn von Rom erkannt, indem er nicht allein die Schlüssel zum Grabe des Apostels und das Stadtpanier ihm überreichen ließ, sondern auch ihn auffoderte, durch Gesandte den Eid der Treue vom römischen Volke zu empfangen. Karl schickte seinen Engelbert, um den Freundschaftsbund zu erneuern, der für Hadrian wie für den König so segenreich gewesen. Als wenige Jahre nachher eine Verschwörung
799 gegen Leo ausbrach und der hart Gemißhandelte fliehen mußte, suchte er, noch mit Narben bedeckt, persön-

sönlich Schutz bey Karl, der damals in Paderborn fast üppig Hof hielt. Mit großen Ehren empfing man ihn, Hülfe wurde zugesagt; von Bischöfen und Grafen begleitet, kehrte er nach Rom zurück, wo fränkische Richter die an ihm begangene Unthat strenge untersuchten. Karl selbst beschloß zu folgen, nachdem er zuvor die Küsten der Nordsee bereist, gegen die Streifzüge der Seeerfahrenen Normänner Maßregeln ergriffen, und, wie der damals noch nicht geendigte Kampf gegen die Sachsen fortzusetzen, angeordnet hatte.

In Tours, wo er seinen Freund Alcuin heimsuchte, erkrankte Luitgarde und starb. Der Witwer 800
eilte nach Rom. Dort schlug er selbst den Richterstuhl in der Peterskirche auf, um die Beschuldigungen von Leo's Gegnern zu prüfen. Wer Klagen vorzubringen hatte, sollte ohne Scheu auftreten. Ein ernstes Gaukelspiel, denn wie der Streit enden sollte, war schon beschlossen.

Ob Karl als römischer Patricius, oder nur als erbetener Schiedsrichter auf seinem Stuhle gesessen, darüber ist in folgenden Zeiten viel, in jenen Tagen nie gestritten worden; denn so lange Karl, der Mächtige, lebte, zweifelte wohl Niemand an seiner Befugniß den Papst zu richten. Kein Widerspruch, kein Vorbehalt, wurde gehört, erdacht oder geschrieben. Die Geistlichkeit wagte nicht, das Oberhaupt der Kirche anzutasten, und Leo reinigte sich durch einen feyerlichen Eid von allen ihm angeschuldigten Verbrechen. Karl verdammte seine Ankläger zum Tode; des Papstes Bitte verwandelte dieß Urtheil in Verbannung.

Am Weihnachtsfeste, als der König betend dem Hochaltare gegenüber kniete, ging plötzlich Leo, als

von

von göttlicher Eingebung getrieben, auf ihn zu, setzte ihm eine Krone auf das Haupt, salbte ihn mit dem heiligen Oele, und kniete vor ihm, unter lautem Jauchzen des Volkes: „Leben und Sieg dem „frommen, großen, friedebringenden Kaiser von „Rom!" Mit bescheidener Bestürzung empfing Karl die Krone, und äußerte nachher im Kreise der Vertrauten: er würde, selbst an diesem hohen Feste, die Kirche nicht betreten haben, wenn des Papstes Vorhaben ihm bekannt gewesen wäre. Doch mit Recht vermuthen alle Menschenkenner, es sey vorlängst zu Paderborn verabredet worden. Ein Umstand, der nur scheinbar geringfügig ist, unterstützt die Vermuthung. Karl, der so ungern in fremder Tracht erschien, zeigte dieß Mal sich zu Rom in der Kleidung eines Patriciers, den Franken vor dem Volke verbergend. Auch bewies er durch die kostbarsten, doch wohl in Bereitschaft gehaltenen, Geschenke, daß er weit entfernt war zu zürnen. Doch den stärksten Beweis liefert sein Charakter. Wenn ein Mann, wie Karl, die Kaiserwürde erlangen kann, so trachtet er gewiß darnach.

Die Päpste nannten hinfort die von Leo ausgeübte Handlung eine bloße Uebertragung des Kaiserthums von den Griechen auf die Franken, durch ihn, als Gottes Statthalter, geschehen. Andere wollten, es sey die Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde, doch gleichfalls den Papst als deren Urheber betrachtend. Heller Denkende erinnerten, er sey nur des römischen Volkes Dollmetscher gewesen. Karl selbst nannte sich nun Kaiser, der das römische Kaiserthum regiert, und auf den Gedächtniß-Münzen las man: Erneuerung. Zugleich mit ihm empfing sein Sohn die königliche Salbung; der Vater wollte ihm die Kaiserwürde sichern.

Ohne

Ohne Zweifel würden große Vortheile, wenn nicht für Karl, doch für die Nachwelt, daraus entsprungen seyn, wenn er nunmehr den kaiserlichen Sitz in Rom aufgeschlagen hätte. Doch in der Franken Verfassung lagen wichtige Hindernisse. Es gab noch keine stehenden Heere — sollte er deren errichten? oder auf die Treue der Italiäner bauen, wenn die Seinigen im Winter die Heimath suchten? Das Erste war schwierig, das Letztere gefährlich. Sollte er die unzufriedenen Großen in Franken nicht mehr mit eignen Augen bewachen? das war vielleicht am gefährlichsten. Wer weiß denn auch, ob nicht Leo, schon zu Paderborn, klüglich seine Gefälligkeit durch die Einschränkung bedingt hatte, keinen Herrn in Rom neben sich zu dulden? — Byzantinische Geschichtschreiber berichten, Karl habe jetzt um Irenens Hand geworben, um auch die morgenländische Kaiserkrone der abendländischen beyzufügen. Freylich hatte sie ihren Gemahl vergiftet, ihren Sohn ermordet, aber sie war noch schön und Kaiserin; Ehrsucht und Wollust die Klippen von Karls Vernunft; darum mangelt wenigstens der Behauptung die innere Wahrscheinlichkeit nicht. Irene schien geneigt das Bündniß einzugehen; sie mogte Karls Rache für so manche ihm gespielte Ränke, sie mogte den Verlust von Neapel und Sicilien fürchten; doch ihr Minister, ein Verschnittener, fürchtete noch mehr den Verlust seines Ansehens. Während Karl's Gesandte bereits in Constantinopel unterhandelten, reizte er das Volk zum Aufstand und setzte den Kanzler Nicephorus auf den Thron. Irene mußte im Kloster ihr Verbrechen büßen und verhöhnt zog die Gesandtschaft heim. Doch war der neue griechische Kaiser ein Mann von furchtsamer Klugheit, der bald darauf seine Friedens-Neigung feyerlich zu erkennen gab.

Karl

801 Karl hatte Italien verlassen. Wie dort Venedig die Franken mit den Griechen entzweyte, und wie Pipin, vom Vater berathen, doch mit wechselndem Glücke focht, soll hier übergangen werden. Pipin starb als ein junger Mann, (810) einen Sohn, Bernhard, hinterlassend, welchen Karl, unter Vormundschaft eines Grafen, zum Könige von Italien ernannte. Fünf Enkelinnen nahm er bey sich auf. Die griechischen Gesandten, die nach Welschland gekommen waren, um mit dem Sohne zu unterhandeln, empfing nun der Vater, und ein Friede, der Venedigs aufblühende Freyheit begünstigte, war dieser Sendung Frucht. So verzogen sich die Kriegsgewitter in Süden und Westen, im Norden aber wurden die slavischen Völker beschwerlich. Nur die Obotriten, der Sachsen alte Feinde, hingen mit beyspielloser Treue an den Franken, obschon diese Treue nicht selten ihnen theuer zu stehen kam. Die Wilzen und Böhmen hingegen neckten durch Streifereyen und belästigten die Hunnen, die, sich selbst zu vertheidigen, nun zu ohnmächtig waren und Schutz bey dem neuen Herrn suchten. Der hatte damals einen päpstlichen Besuch empfangen und dankbar mit dem
805 Kronenspender das Weihnachtsfest gefeyert. Dann war er an die Trave gezogen, um sich mit dem Dänenkönige, Gottfried, zu besprechen. Der aber blieb aus, und zu Aachen vernahm der Kaiser die Beschwerden der Hunnen. Der junge Karl schlug
806 die Böhmen, während sein Vater in den Ardennen jagte, auch die Sorben und Wenden an der Elbe und Saale, wo, zum künftigen Schutz der Grenze, Halle und Magdeburg entstanden; das Erstere vielleicht mit Rücksicht auf die trefflichen, den Feinden mißgönnten Salzquellen. Später besiegte der junge Held auch die Wilzen, und alle jene kriegerischen —

doch

doch an Zahl und Furchtbarkeit den wilden Stämmen der neuen Welt etwa zu vergleichenden — Völkerschaften, mußten durch Tribut und Geiseln der Franken Ueberlegenheit erkennen. Von Taufe war nicht die Rede, sie blieben des Satans Reich. — Damals erfochten Karl's Waffen auch den einzigen noch mangelnden Ruhm, einen Sieg zu Wasser gegen die Saracenen, afrikanische Seeräuber, welche die Inseln Corsika und Sardinien plünderten. Dreyzehn Schiffe wurden erobert.

Nur Ein unbesiegter Feind trotzte noch im Norden, der Dänen-König Gottfried, der die Obotriten überfiel, sie zinsbar machte, ihren Fürsten hängen ließ, ihre Handelsstadt Norich an der Ostsee zerstörte, mit Einem Worte, Karls Rolle zu spie- 808
len begann. Diese des Kaisers Bundesgenossen angethane Schmach zu rächen, zog abermals der jüngere Karl zu Felde und wurde geschlagen. Um sich der Franken in jedem Nothfalle zu erwehren, ließ der schlaue Gottfried an der Ostsee, längs dem Eiderstrom bis an die Nordsee, einen Wall aufführen, in dem nur eine einzige Pforte für Roß und Wagen offen blieb. Unter dem Namen Danewirk ist dieser Wall berühmt geworden. Karl hingegen hatte eine Feste, das heutige Itzehoe, erbaut, auch schon früher an der Elbe die Burg Hochbuck, da wo nun Hamburg prangt. Beyde Theile schienen 809
einander zu fürchten, beyde neigten sich zum Frieden; doch die grollenden Gemüther konnten nicht vereinigt werden, denn Gottfried war, bey geringerer Macht, nicht minder kühn und herrschsüchtig als der Kaiser. Sein Uebermuth — so nennt man stets das nicht Gelungene — drohte, mit einem Heere vor Aachen zu erscheinen und träumte von Deutschlands Unterjochung.

Mit

Mit zweyhundert Schiffen landete er an der
810 friesischen Küste, schlug die fränkischen Grafen, die sich widersetzten, und brandschatzte die Friesen um hundert Mark Silbers. Diesen Schimpf ertragen konnte der alte Kaiser nicht; noch einmal zog er selbst das Schwert, ein Aufgebot erging an alle Franken, und ehe sie noch versammelt waren, trieb ihn schon die Ungeduld mit geringer Macht an der Weser hinab bis zu einem bequemen Lagerplatz, wo er seines Heeres Ankunft erwartete.

Hier wurde ihm gemeldet, daß die Wilzen Hochbuck erobert und zerstört. Doch weit schmerzlicher war ihm die Botschaft von dem Tode seines Sohnes Pipin. Hier empfing er sie. Fast schien es, als wolle das Glück seinem alten Günstling den Rücken kehren; der Gewaltige zwang ihm doch noch manches Lächeln ab. Die unverhoffte Nachricht, daß Gottfried auf der Falkenjagd ermordet, seine Schiffe rückkehrend in hoher See erblickt worden, erfreute den Krieger, wenn sie auch dem Vater keinen Trost gewährte.

Gottfrieds Nachfolger, Hemming, schloß
811 einen Frieden, der klar bewies, wie furchtbar die Dänen geachtet wurden, denn nur auf die Bedingung völliger Gleichheit unterhandelten sie. Die Eyder sollte beyder Reiche Grenzen bezeichnen, zwölf vornehme Geiseln lieferten beyde gegeneinander aus. Karl baute Hochbuck wieder auf. An der westlichen Küste überschaute er seine klugen Anstalten gegen die kühnen Normänner, deren künftige, zerstörende Macht er mit Thränen geweissagt haben soll. Konnte Karl der Große auch weinen? — Alle Flüsse und Häfen befestigte er. Eine Flotte in der Schelde war auf seinen Wink entstanden und zu Boulogne stellte er den alten, römischen Leuchtthurm wieder her.

Sein

Sein Geist bedurfte in diesem Jahre der Zerstreuung, denn auch seinen ältesten Sohn, Karl, sah er ins frühe Grab sinken. Auf diesen Karl, auf jenen Pipin, hatte der Vater seinen Hoffnungsstab gestützt; ihr Verlust betrübte ihn weit heftiger als der Tod seiner Gemahlinnen, denn sein großes Werk aufrecht erhalten sollten die Söhne. Des Kaisers Gram verdoppelte den Schmerz des Vaters.

Schon fünf Jahre früher hatte er zu Dietenhofen die Großen des Reichs versammelt, seinen letzten Willen vorgetragen, ihn beschwören und vom Papste billigen lassen. Kraft desselben theilte er seine Staaten zwischen drey Söhnen, damals noch lebend und gegenwärtig. Dem ältesten war der größere Theil, das Herz der Monarchie bestimmt. Wenn einer stürbe, mit Hinterlassung eines männlichen Erben, so mögte dieser auf des Vaters Thron folgen, doch nur wenn das Volk ihn wähle, sonst aber des Verstorbenen Brüder sein Erbe theilen. Es ist vielleicht die größte Merkwürdigkeit in Karl's Leben, daß er hier dem Volke ein Recht zugestanden, Er, der alle Volksrechte so oft mit Füßen trat. Es scheint, ihn habe der Fluch seiner Neffen gedrückt, und er habe den Fluch der Enkel vermeiden wollen. — Die Brüder wurden zur Einigkeit vermahnt; Keiner sollte des Andern Herrschaft schmälern; Keiner in der Noth dem Andern Beystand versagen; kein Bruderzwist durch Zweykampf, sondern durch das Kreuzgericht entschieden werden. Unblutig, aber nicht minder thörigt als der Zweykampf, war dieß Kreuzgericht, denn die Zwistigen mußten am Altare ihre Arme kreuzweis gen Himmel strecken und wer in dieser unbequemen Stellung am längsten dauern konnte, der hatte gesiegt. Wenn dieser Punkt die Geistesschwäche des alten Helden beurkundete, so

verrieth ein anderer, wessen er sich, vom eignen Gewissen erinnert, zu seinen Söhnen versah. Keiner sollte des Andern Kinder ohne Urtheil und Recht tödten, verstümmeln, blenden oder in's Kloster sperren. Armer Vater, der solch ein Gesetz Kindern vorschreiben muß! — Uebrigens sollten Alle, nach der Väter Beyspiel, die Kirche ehren, schirmen und ausbreiten. Jeder Tochter wurde gestattet, nach des Vaters Tode einen der Brüder zu wählen, unter dessen Schutze sie leben wollte, oder sie mogte Nonne werden, oder sich vermählen, wenn es schicklich und vernünftig sey. Von der Kaiserwürde war nicht die Rede. Vielleicht glaubte er damals nicht, daß er sie vererben konne. Diese Theilung des Reiches wird von Manchen als unweise angefochten; doch konnte er anders? würden nicht die Söhne, des Vaters Beyspiel mehr als dessen Ermahnung befolgend, einander getödtet und verstümmelt haben, wenn er Einem Herrn sie unterworfen hätte? — Fast waren solche Theilungen ein Gewohnheitsrecht der Franken, aber den Despoten, der kein anderes Recht als seinen Willen kannte, mogte das schwerlich bestimmen. Das Schicksal vernichtete diesen letzten Willen schon vor Karl's Tode. Zwey seiner Söhne waren ihm vorangegangen, die Tochter Rotrud zu gleicher Zeit. Noch blutete die Wunde, die Hadrians Tod geschlagen, und Alcuin, sterbend, riß sie wieder auf. Der graue Held stand fast allein und trank, wenn gleich aus goldnem Becher, die bittere Neige des Lebens. Noch hatte er zwar der Kinder viele, von vier Beyschläferinnen geboren, doch sein Herz hing nicht an diesen. Nur ihre Nahmen, nicht ihre Schicksale sind uns kund geworden; ein Testament, welches zu ihren Gunsten er machen wollen, wurde nicht gemacht. Vier Jahre vor seinem Tode schloß er mit den

den Saracenen einen unsichern Frieden. Die stolzen Griechen zögerten, ihn mit dem Kaisertitel zu begrüßen. Gegen diese Völker, und Benevent, wurden seine letzten Kriege geführt, aber nicht mit dem gewohnten Nachdruck; denn Krankheit und Kummer lähmten die Kraft des alten Löwen, und schon gewahrten die Abergläubigen überall wundersame, dessen baldigen Tod andeutende Vorzeichen. Er selbst mogte fühlen, daß seine große Rolle bald ausgespielt sey, denn er berief seinen letzten, rechtmäßigen Sohn, Ludwig, König von Aquitanien, nach Aachen, und in feyerlicher Versammlung erklärte er ihn zu seinem Nachfolger, auch in der Kaiserwürde, von deren Uebertragbarkeit er seit den letzten sieben Jahren sich andere Begriffe gebildet hatte: er foderte die Zustimmung der Gegenwärtigen, und Alle riefen laut: das sey Gottes Wille! 813

Nur seinem Enkel Bernhard bestätigte er die Herrschaft in Italien auf Ludwigs eigne großmüthige Bitten.

Am nächsten Sonntage erhob sich Karl im kaiserlichen Ornat nach der Marienkirche. Eine goldene Krone lag auf dem Altare, vor dem er, sammt seinem Sohne, still betend kniete. Dann ermahnte er diesen mit lauter Stimme: Gott und der Kirche ein gehorsamer Sohn, den Unterthanen ein treuer Hirt, den Geschwistern und Verwandten ein Vater zu werden. Ludwig versprach es mit lauter Stimme. Da gebot ihm der Vater, die goldene Krone mit eignen Händen vom Altare zu nehmen und sich auf das Haupt zu setzen. Das geschah. Diese Selbstkrönung sollte beweisen, daß Karl das Reich nur Gott und seinem Arme, nicht fremder Gunst verdanke. Auf den Sohn gestützt, wankte er aus dem Tempel, sich selig preisend, daß seine Augen die Kaiserkrone

auf

auf des Sohnes Haupt erblickt. Mit Thränen umarmt und gesegnet zog Ludwig in sein heimisches Reich — sie hatten sich zum letzten Mal gesehn. Des alten Kaisers Siechthum nahm überhand. Die Aerzte achtete er gering, verschmähte ihre Hülfe, nur durch Mäßigkeit und Fasten wollte er noch das Leben fristen. Doch als er fühlte, daß der Sand in seinem
814 Stundenglase verrennen sey, nahm er mit Andacht das heilige Abendmahl, bezeichnete sich noch einmal mit dem Kreuze, befahl den rastlosen Geist in des Schöpfers Hände und schloß für ewig die Augen, vor deren Winke fast ein halbes Jahrhundert hindurch ein Welttheil zitterte. Er starb im zwey und siebenziaften Jahre seines Lebens, deren sieben und vierzig er als König der Franken, vierzehn als Kaiser geherrscht. Aus dem weiten Reiche wurde er in die enge Gruft getragen, stehend auf einem goldnen Stuhle, im kaiserlichen Ornat, mit dem Evangelienbuche auf den Knieen, ein Stück vom heiligen Kreuze auf dem Haupte, von der goldnen Pilgertasche umgürtet. Mit Kostbarkeiten, Rauchwerk und Salben füllte man seine letzte Wohnung, die nun verschlossen und versiegelt wurde. Die Nachwelt gab ihm den Nahmen des **Großen** und versetzte ihn sogar unter die Heiligen. Die Enkel der durch ihn Gemordeten und Vertriebenen beteten zu dem heiligen Karl.

4.

Historisch begründetes Urtheil über den Kaiser Karl.

Gleich einem prächtigen, das Auge blendenden, das Ohr betäubenden Schauspiele, ist dieses Mannes Leben

leben an uns vorübergegangen. Der Vorhang fiel. Der prüfende Zuschauer kehrt in sich und fragt: welcher Eindruck ihm geblieben? — Er zergliedert das Ganze und wägt das Einzelne, wie ein geschickter Künstler goldhaltige Metalle scheidet.

Nicht Feldherr allein war Karl, oder wollte es seyn, auch Staatsmann, Gesetzgeber, Regent, Gelehrter, Christ und Mensch. Wie zeigte er sich in so verschiedenen Rollen? Was er als Krieger vollbracht, erzählen die Annalisten, nicht wie er es vollbracht. Eine Kriegskunst gab es im Mittelalter nicht, oder es war doch nur die Seinige. Ein großer Geschichtschreiber, Gibbon, hat mit Geringschätzung von seinen Thaten gesprochen. Wahr ist: Zwey Helden hatten ihm ihr Beyspiel und ein wohlgeübtes Heer hinterlassen, mit dem er nur gegen wilde oder ausgeartete, unter sich zwieträchtige Nationen focht, die selten oder nie an Zahl und Kriegszucht mit ihm sich messen konnten. Es mag auch wohl die erlittene Niederlage in den Pyrenäen einem Mangel an Vorsicht zugeschrieben werden; doch sie war die einzige, die in sieben und vierzig Jahren ihn selbst betraf; und daß jene Vortheile nicht hinreichten, um den Sieg immer zu fesseln, bewiesen seine Unter-Feldherren, die oft geschlagen wurden. Nur wo Karl in Person erschien, da umschwebte die Siegesgöttin sein Heer. Ununterbrochene Siege verdankt man nicht dem Glück allein, auch nicht der Uebermacht. Er wußte immer zu rechter Zeit das Rechte schnell zu thun. Vielleicht war er auch der alten römischen Kriegskunst nicht ganz unkundig — (hatten doch die Väter der Franken oft unter römischen Fahnen gedient) — vielleicht ging sie erst mit ihm ganz unter, da das Vorurtheil wurzelte, nur Roßdienst gezieme dem freyen Manne.

Siche-

Sicherer ist bekannt, daß in seinen Heeren strenge Kriegszucht herrschte, die stets dem Siege den Weg bahnt. Trunkenheit war hoch verpönt. Nicht einmal zum Trinken einladen durfte ein Soldat den Andern. Noch besitzen wir einen von Karl's Briefen an den Abt zu Fulda, der ein Aufgebot enthält. „Der Abt soll seine Mannschaft, mit Allem wohl versehen, friedlich durch das Reich ziehen lassen; nur Gras und Holz und Waffen dürfen sie fordern; seine Diener sollen bey den Reitern und Karren bleiben bis an den bestimmten Sammelplatz, damit des Herrn Abwesenheit nicht Gelegenheit zu Unfug gäbe." Wer auf dem Heerzuge das Getreide stahl oder zertrat, büßte dreyfach und fiel in den Bann. —

Karl's erste kriegerische Eigenschaft war Schnelligkeit. Wenn die Sachsen, in Welschland ihn wissend, den Einbruch in Franken wagten, so hatten sie kaum den Rhein erreicht, da kehrte er schon über die Alpen zurück und verfolgte sie bis an die Weser. Wenn die Longobarden, tief im Norden ihn wähnend, zu Feindseligkeiten sich anschickten, so erschien er plötzlich in Italien ihre Entwürfe vernichtend. Mit gleicher Schnelle wußte er den Sieg zu benutzen; wohl eine schwere Kunst, weil sie so selten gefunden wird. Nach dieser Ansicht darf man ohne Bedenken den größten Feldherrn seiner Zeit ihn nennen. Falsch ist der Schluß, durch welchen manche seinen Ruhm schmälern wollen: es habe die Barbarey der Völker und Zeiten ihm den meisten Glanz geliehen, gleichwie die Ruinen von Palmyra mitten in einer Sandwüste größere Bewunderung erregen, als wenn blühende Gefilde sie umgäben. Aber diese Ruinen wären doch nur Trümmer, wenn auch von einem Paradiese eingeschlossen; Karl hingegen, in helleren Zeiten geboren, würde seiner Zeit stets vorgeschrit-

ten,

ten, folglich dann auch größer gewesen seyn; darum darf man umgekehrt behaupten: die Barbarey seines Jahrhunderts hat seinen Ruhm verdunkelt. Nicht als Staatsmann zeigte er sich in gleichem Glanze. Alles war auf den Sieg berechnet; Vorschreiben und Drohen fast immer seine Staatskunst. Der, vom Glücke ausgeglichenen, Fehler beging er viele. Aus Politik vermählte er sich die longobardische Königstochter, und doch verstieß er sie, wohl voraussehend, es werde dieser Schimpf seinen Staaten bedenklichen Krieg zuziehn. — Daß er die Sachsen mit dem Zehnten belastete, war unweise. — Daß er den Prinzen Grimoald nach Benevent zurück sandte, ein Mangel an Behutsamkeit, — der Saracenenkrieg eine Herausfoderung, die er bey Ronceval büßte, sein Werben um die Kaiserin Irene ein eitler Wunsch, der, gelingend, alles in Verwirrung stürzen mußte. — Den ersten Keim der Zerstörung legte er selbst in seine ungeheure Schöpfung, als er seine Staaten in Bisthümer zerstückelte, die wiederum den Keim des Mißbrauchs der Gewalt in sich trugen. — Es mußte ferner der beschwerliche Kriegsdienst die Gemüther nach und nach erbittern, eine Umwälzung des Staates vorbereiten. Jeder Lehensmann war gezwungen, Haus und Hof zu verlassen und auf eigne Kosten im Felde zu erscheinen, selten um den Staat zu schützen, gewöhnlich nur um, fern von dessen Grenzen, der Eroberungssucht zu dienen und Länder zu unterjochen, deren Besitz den Staat erweiterte, der Ehrsucht schmeichelte, aber für das Volk von keinem Nutzen war. So lange noch Lehensgüter die Krieger lockten, so lange mogte die Last von der Hofnung überwogen werden; als aber keine Länder mehr zu erobern waren, was konnte dann die Sachsen bewegen, mit Lust einen Zug über die Alpen zu thun? oder die

Gascogner, von der Garonne an die Elbe zu ziehen? — Des ewigen Herumstreifens müde, mußten die Krieger endlich wünschen, daß der ungeheure Staat in kleinere zerfallen mögte; dann hingen sie mehr in jeder Provinz an ihrem Herzoge als am Könige, und dann erwachte in den Statthaltern die Begierde, ihre Aemter in erbliche Würden zu verwandeln. — Des Reiches Einheit und Dauer beruhte auf dem Leben eines einzelnen Mannes, darum hinterließ Karl es schwankend zwischen Anarchie und Despotismus. — Schwerlich kann er nach allem diesen für einen großen Staatsmann gelten. Sein oft gerühmtes Benehmen gegen den Papst sogar zeigen die frankfurter Machtsprüche tadelnswerth, und wenn die Freundschaft mit dem römischen Hofe ungestört blieb, so darf man das Verdienst wohl nur dem klugen, sanften Hadrian zuschreiben. Mag es wahr seyn, daß Karl ein Recht der fränkischen Kaiser begründet, die Päpste zu bestätigen, die seine Herrschaft über Rom dadurch anerkannten, daß sie seinen Nahmen auf ihre Münzen setzten; aber dieß Verhältniß war eben so, wie das zu seinem Reiche, nur an sein Leben, an seine Macht gebunden, es ruhte auf keinem sichern Grunde, er hat nichts für dessen Dauer gethan, vielmehr bezeichnetest seine Aeußerungen eben so oft Unterwürfigkeit als Herrschaft. Auch Karl's Gesetze waren oft nur seine Launen, wenn gleich Montesquieu spricht: es leuchte überall aus ihnen vorsehende Klugheit, überwältigende Stärke hervor; zu strafen habe er gewußt, noch besser zu verzeihen. Dem widerspricht die Geschichte. Zorn weiß nicht zu strafen, Herrschsucht nicht zu verzeihen. Karl hat kein Gesetzbuch hinterlassen, nur eine Reihe zufälliger Verordnungen, ohne Zusammenhang, ohne umfassenden Plan für das Ganze. Viele waren löblich,

viele

diese verderblich. Bisweilen gebot er auch was sich nicht gebieten läßt, zum Beyspiel Gastfreyheit, die nur eine Tochter der Sitten und des Ueberflusses ist, oder Getraidepreise, die nur in höchster Noth ein weiser Regent bestimmt.

Zwar schaute überall das löbliche Bestreben hindurch, Mißbräuche abzustellen, die Sitten zu verbessern; doch wirksamer als seine Verordnungen wäre sein Beyspiel gewesen. Das gab er nur durch Frömmeley, die mit so manchen Handlungen seines Lebens im Widerspruche stand. Dem, der Nation vorgeworfenen, Laster der Trunkenheit war er nicht ergeben, darum seine Strafgesetze hierin die weisesten und sonder Zweifel auch die wirksamsten. Kein Trunkenbold durfte vor Gericht erscheinen, weder als Kläger noch als Zeuge. Der heilsamen Verordnungen wären noch manche aufzuzählen. Nur in Gegenwart eines Richters durften Leibeigene verkauft werden, und keiner über die Grenze, da hingegen in Italien man diese Unglücklichen ohne Bedenken auch über das Meer verhandelte, und sie wohl gar verschnitt, um die Waare den Morgenländern beliebter zu machen. — Auf seinen Befehl wurden die Gewohnheitsrechte der Völker aufgeschrieben. Die Richter sollten geübte Schreiber halten, nur nach geschriebenen Gesetzen sprechen. Wäre diese Vorschrift, eine seiner letzten Jahre, gewissenhaft befolgt worden, so hätten die Völker eine große Wohlthat ihm verdankt. In einem trüben Lichte erscheinen viele andere seiner Verordnungen. Todesstrafe hatten nur verwirkt der Kirchenräuber und der Rädelsführer einer ausgebrochenen Verschwörung. Sonst konnte jeder Mord durch Geld gebüßt werden. Selbst Vater- und Brudermörder blieben nur verhaftet bis zu des Kaisers mündlicher Entscheidung. — Dem

Diebe drohte der Strang erst beym dritten Diebstahl.

Von den Geistlichen wurde dem Kaiser ein Gesetz vorgelegt, welches, nach ihrer fälschlichen Behauptung, schon Constantin der Erste gegeben, kraft dessen streitende Parteyen mitten im Laufe des Processes von dem weltlichen Richter an den geistlichen sich wenden durften, dessen Ausspruch unabänderlich war. Karl verläugnete die Vernunft, welche die verderblichen Folgen einer so unförmlichen Rechtspflege ihm zeigen mußte, er bestätigte das Gesetz. — Die drückende Abgabe des Zehnten führte er ein, obgleich der von ihm so hochgeschätzte Alcuin ihn sanft erinnerte, daß die Apostel keiner Zehnten erhoben.

Karl war es, der die Ausartung der peinlichen Rechtspflege zuerst begründete, theils durch die geistlichen Sendgerichte, theils durch die seinen Abgeordneten übertragene Gewalt. Jene waren die gehässigsten Inquisitionen. Jährlich stellte sie der Bischof in jedem Kirchsprengel an. Da wurde gelauert auf jeden alten, heidnischen Brauch, jedes Laster der Eingepfarrten, und dem Bischof blieb anheim gestellt, was, für ein Laster zu halten, ihm belieben mögte. Schwachheiten, Meinungen, Gebräuche, Handlungen, die, wenn auch tadelnswerth, doch die öffentliche Ruhe nicht störten, galten für Verbrechen. Sieben Männer aus der Gemeinde mußten beeidigen, daß sie alle Fragen, den Wandel ihrer Brüder betreffend, gewissenhaft beantworten wollten. Dann wurde ein Verzeichniß von allen nur ersinnlichen Lastern abgelesen und bey jedem die Frage wiederholt: ob es in der Gemeinde ausgeübt worden? Die Antwort bestimmte das Schicksal des Verdächtigen. Welche weitgeöffnete Pforte für Neider und Feinde und Rachedurstige! — Nach solchen

chen Beweisen einer beschränkten Einsicht mag kein hoher Rang unter den Gesetzgebern dem Kaiser Karl gebühren. Wenn aber die Regierungskunst in der Kraft besteht, das mit Gewalt Zusammengefügte gewaltig zu umfassen, jede Trennung zu verhüten, für bürgerliche Sicherheit, für Handel und Gewerbe die wirksamsten Maßregeln zu ergreifen, so war Karl ein großer Regent, um so größer, da ihm nicht die Mittel unserer Zeit zu Gebote standen, um den ungeheuren Staat vom Ebro bis zur Ostsee, vom aquitanischen Meere bis zur Theisse, kräftig zu regieren, mit dessen innerm Zustand gnügend bekannt zu werden. Es gab keine Posten, keine, auf solche Weise beförderte Eilboten; die Kunst zu schreiben verstanden nur die Geistlichen, selbst wenige unter diesen, und diese wenigen nur in einer fremden, ihnen selten geläufigen Sprache; folglich konnte nur der Geschäfte kleinster Theil schriftlich verhandelt werden.

Allein Karl selbst bereiste unaufhörlich seine Staaten; auf eigene Beobachtungen gründen sich augenscheinlich manche seiner Verordnungen. Sehr oft berief er Volksversammlungen, in welchen Jeder das in seiner Provinz geschehene Merkwürdige erzählen, und des Kaisers schlau gestellte Fragen beantworten mußte. Heimkehrend empfingen Alle die ernste Mahnung, bey ihrer Wiederkunft die genauesten Berichte zu erstatten. Vor allen Dingen pflegte Karl zu fragen: ob das Volk zufrieden? wo nicht, ob dessen Beschwerden abzuhelfen sey? oft ging er mit Allen darüber zu Rathe. Hier theilte er auch die neuen Gesetze den Bischöfen, Aebten und Grafen mit, die mußten bey ihrer Heimkunft, Jeder in seinem Bezirk, dem Volke sie verkünden. Ferner wählte Karl kluge, redliche Männer, oder doch solche, die er dafür hielt, und rüstete sie selbst mit Unterricht und

Voll-

Vollmacht aus; die reisten in den Provinzen umher, jedem Mißbrauch zu steuern. Gesandte des Herrn (missi dominici) wurden sie genannt. Auch durfte Jedermann selbst nach Hofe kommen, um seine Beschwerden persönlich vorzutragen. Nicht nur des Königs Schutz genoß der Reisende, sondern empfing sogar von dessen Gütern nothdürftige Zehrung. Man sieht, es war ihm Ernst, die Gerechtigkeit, die er im Großen zu verhöhnen sich erlaubte, im Kleinen zu handhaben. Daß die beschränkten Mittel den Zweck nicht erreichten, das verschuldete des Reiches unförmliche Größe und diese wiederum er selbst. Um die innere Ruhe zu erhalten, mangelte ihm ein stehendes Heer, allein er hatte feste Burgen und Vasallen; die letzteren in jedem Augenblicke zum Ausbruch bereit.

Gefahren, sagt Montesquieu, schienen für Karl ein bloßes Spiel, vor Allen solche, die den Eroberer stets umschweben, die Gefahren einer Verschwörung. Rühmlich scheint das nicht. Wenn allgemeines Mißvergnügen in Verschwörungen ausbricht, wehe dann dem Fürsten, der damit sein Spiel treibt! Es behaupten Neuere, Karl habe einen Handelsweg nach den südlichen Ländern von Europa angelegt. Die Richtung der Städte Bardewick, Magdeburg, Erfurt, Fachheim und Regensburg soll es beweisen. Aber solche Straßen bilden sich von selbst, der Menschen Gewinnsucht ist mächtiger, als der mächtigste Monarch auf Erden. Karl wollte die Saone mit der Maas verbinden, es wurde versucht ohne Eifer und Erfolg. Doch Aufseher über den Handel mit Slaven, Sachsen und Hunnen hat er eingesetzt, den reisenden Kaufleuten Schutz verliehen, gleiches Maß im ganzen Reiche bestimmt, mit Unbekannten zu handeln verboten, auch Sklaven, Vieh, edle Steine und

Me-

Meinfle bey Nacht zu verkaufen. Keine Ausfuhr als die der Waffen war gehemmt.

Neue gehaltreiche Münzen ließ er prägen. Zölle durften nur bey Fähren und Brücken eingefordert, Niemand gezwungen werden sich dieser zu bedienen, wenn ein anderer Weg bequemer schien. — Jeder Ort mußte seine Armen versorgen, besonders in Hungersnöthen. Almosen empfingen herumschweifende Bettler nur, wenn sie lahm an ihren Händen waren. Aufkauf in theuern Zeiten untersagte er als schändlichen Wucher. Seine eignen, ansehnlichen Vorräthe verkaufte er um einen Denar unter dem Marktpreise. Auf seinen Gütern schien besonders die Schweinezucht ihm wichtig, er besaß Heerden von Tausenden; die vernachlässigte Pferdezucht erhob er wieder. Fischen durfte Jeder. Die Bienen hielt er hoch. Aus den Weinbergen ließ er Ableger versenden. Den Obst- und Pflanzenbau empfahl er dringend. Jagen durfte Niemand, doch der Landeigenthümer das ihm schadende Wild erlegen. Eine bestimmte Zahl von Wolfshäuten wurde ihm jährlich geliefert. Die Falken standen in hohem Werthe. Eine treffliche Verordnung für die Verwalter seiner Meyerhöfe ist uns erhalten worden. Sie geht so sehr ins Einzelne, daß sogar vom Verkauf der Eyer und Gartengewächse darin gesprochen wird. Sie ist ein Denkmal seines vielumfassenden Geistes; doch mögte es wohl ein Fehlschluß seyn, wenn man Sorgfalt für die Landwirthschaft im Allgemeinen daraus beweisen wollte. Zu einer Zeit, wo jeder freye Mann unter den Franken, und selbst ihr König, vom Ertrage seiner Güter lebte, kann diese gerühmte Verordnung ihm nur bezeugen, daß er seiner eignen Wirthschaft wacker vorgestanden. Indessen bleibt sie auch in anderer Hinsicht lehrreich. In Deutschland

gab

gab es damals noch keine Stadt diesseit des Rheins. Eben aus jenen kaiserlichen Meyerhöfen entstanden nach und nach die Städte. Wie? das erklärt sich hier aus Karl's Ermahnung an die Verwalter: sie sollten fleißig Sorge tragen, daß jederzeit Künstler und Handwerker, deren eine Menge er nahmhaft macht, dort wohnen mögten. Er selbst mit seinem Hofstaat hauste bald auf diesem, bald auf jenem Meyerhofe, trieb da Reichsgeschäfte, und aus allen Provinzen suchten die wichtigsten Männer ihn dort auf. Was Wunder daß solche Orte durch Anbau sich vergrößerten und endlich Städte wurden.

An seinem Hofe saßen Pfalzgrafen zu Gericht in weltlichen, der Kapellan in geistlichen Händeln. Kam der Streit vor ihn selbst, so entschied er ihn beym Ankleiden. Gewiß wäre es die erste Pflicht eines Fürsten, dem Menschenwohl am Herzen liegt, seinem Reiche nicht aus Ehr- und Herrschsucht eine so ungeheure Ausdehnung zu schaffen, daß sein Auge es nicht mehr überschauen kann, er nur mit fremden Augen sehen muß; doch hat er, wie Karl, den Fehlgriff einmal gethan, so erwerbe er sich, wie dieser, den Ruhm eines großen Regenten.

Manche haben Karl's wissenschaftliche Kenntnisse hoch erhoben, doch das Wahre beschränkt sich auf Sinn und Liebe dafür. Nichts leichter für einen Machthaber als jenen Ruf zu erlangen, wenn es ihm beliebt. Er darf Künste und Wissenschaften nur beschützen, so leiht ihm jeder Gelehrte, jeder Künstler seine erworbenen Kenntnisse, und, geschmeichelt durch der Fürsten Achtung, verwandelt ihre Eitelkeit den Beschützer in einen Mitbruder. Nur die Achtung ist schmeichelhaft, die auf ein klares Anschauen der Verdienste des Geachteten sich gründet, darum wird von Gelehrten das immer bey

Für-

Fürsten vorausgesetzt — obschon es sich nur selten findet — und gern schmücken sie ihn mit ihrer eignen Weisheit, weil sie von ihm am glänzendsten auf sie zurückstrahlt.

So ist auch Karl zu seinem Rufe gelangt, Er, der in spätern Jahren erst versuchte, schreiben zu lernen, doch mit geringem Glücke; denn ihm gelang, wenn sein Verbesserer nicht bey der Hand war, kein lateinischer Brief. Wir besitzen noch einen solchen, den er aus dem Lager an der Ems an Fastraden schrieb, und den man heutzutage keinem Schüler verzeihen würde. Unter dem Pfühl zu seinem Haupte soll er stets kleine Tafeln bereit gehalten haben, vermuthlich zur Uebung im Schreiben; doch weil immer den Gewaltigen auch die geringfügigsten Bestrebungen hoch angerechnet werden, so hieß es bald, er bediene sich ihrer, um, was bey Tag und Nacht, zu der Kirche oder des Reiches Besten, ihm einfiel, aufzuschreiben. Seine Bibliothek bestand aus funfzig Büchern, doch unter diesen nur zwey Klassiker und vier bis fünf Geschichtschreiber; das übrige frommer Wust oder Sammlungen von Gesetzen. Er legte so geringen Werth auf diese Bücher, daß er in seinem letzten Willen verordnete, sie zum Besten der Armen zu verkaufen.

Die fremden Namen der Monate verwandelte er in fränkische. Die Benennungen der Winde mehrte er bis auf zwölf. Der Kalender gab ihm Stoff zur Unterhaltung. Den gestirnten Himmel beschaute er gern. Spielereyen seines Geistes. Aber um die Muttersprache machte er sich verdient. Ein Lehrbuch derselben wurde von ihm versucht. Die alten Lieder befahl er zu sammeln, auch Predigten an das Volk zu halten. Nur Männer von reifen Jahren durften die heiligen Bücher abschreiben.

Das

Das Rühmlichste, der Nachwelt Heilbringendes waren seine Schulen, deren Stiftung und Erhaltung er gleichen Eifer widmete. Meister für Grammatik und Rechenkunst brachte er aus Rom. Auch Kinder von geringer Herkunft ließ er unterweisen; Er selbst versammelte einst die Schulknaben um sich, prüfte sie und fand, daß nur die von niederer Geburt durch Fleiß sich ausgezeichnet, die Söhne der Edlen nicht. Da stellte er jene zu seiner Rechten, sie rühmend und Vergeltung verheißend. Die zu seiner Linken schalt er weichliche glatte Junker, deren Adel er gar gering achte, und drohte mit Züchtigung. Alle sollten mindrstens den Glauben und das Vaterunser beten lernen, wäre es auch in ihrer Muttersprache. Unentgeldlich war der Unterricht, nur freywillige Gaben dankbarer Aeltern wurden angenommen. Selbst unwissende Priester konnten und mußten hier das Versäumte nachholen, bey Verlust ihrer Pfründen. Zu Tours und Lyon, zu Metz und Fulda blühten hohe Schulen, an seinem Hofe die höchste. Unter den Künsten richtete er seine Blicke auf Musik und Baukunst. Als er in Rom das Osterfest beging, erhub sich ein Wettstreit zwischen den römischen und fränkischen Sängern, die wechselseitig in ihrer Kunst sich zu übertreffen wähnten. Mit großer Heftigkeit begehrten sie des Königs Entscheidung. Der fragte klüglich: was klarer sey? der Quell oder die von ihm abgeleiteten Bäche? und als dem Quell die größere Klarheit zugesprochen werden mußte, wies er die Franken mit dem Bescheid zurück: Geht zum Quell des heiligen Gregor, denn ihr habt den Kirchengesang verdorben. Auf sein Begehren sandte ihm der Papst zwey Schüler dieses Heiligen, um den rauhen Gesang der Franken zu verbessern. Auch im Orgelspiel wurden die Römer der Franken

Lehrer,

Univ. Bibl. München

Lehrer, und es wird gerühmt, daß die Schüler bald Orgeln zu erbauen gewußt, deren Stärke dem Gebräll des Donners, deren Süßigkeit den Tönen der Leyer und Cymbeln geglichen. Weibliche Nerven wurden dadurch bis zur tödtlichen Ohnmacht erschüttert.

Karl selbst hat nie öffentlich gelesen, auch nur halb laut mit andern gesungen. Im Stillen ergötzte er sich an den schönsten der Psalmen, ihm von Alcuin bezeichnet. Daß er zum edlen Styl die Baukunst erhoben, ist unerweislich; denn seine Werke liegen in Trümmern. Doch mögen wohl in Welschland die schönen Muster auf ihn gewirkt, bey seinen vielen Bauten die Erinnerung an jene manches rohe verschönert haben. Das prächtige, mit Marmorsäulen prangende, von Erz und Gold strotzende Münster zu Aachen, so wie sein kunstreicher Palast, von dessen vergittertem Söller unbemerkt, was rings umher vorging, belauscht werden konnte, sind untergegangen. Berühmt war auch sein Palast zu Nimwegen, wie der zu Ingelheim, der mit den Bildnissen alter Helden, mit den Thaten seiner Vorfahren prangte. Alles liegt in Schutt. Ueber den Rhein bauete er eine hölzerne Brücke, die ein Jahr vor seinem Tode vom Feuer zerstört wurde. Der Aufsicht über solche Bauten durfte sich kein Bischof, Graf, noch Abt entziehen. Karl's letzte Beschäftigung war — Bücher corrigiren. Noch am Tage vor seinem Tode arbeitete er, mit Hülfe einiger Syrer und Griechen, an Reinigung des Textes der vier Evangelien. Aus dem Erzählten geht das Löbliche hervor, daß er Wissenschaft und Kunst geachtet und sie ihm ein lieber Zeitvertreib gewesen, nur kann für seine Größe nichts daraus gefolgert werden. Am einstimmigsten, aber auch am unwahrsten, wird von ihm gerühmt,

daß

daß er den sanften Lehren des Welterlösers treulich angehangen: Karl war ein Frömmling, aber kein Christ im reinen Sinne, denn welche Handlung seines Lebens bezeichnet den wahren Christen? wo ist eine Lehre Jesu, die er durch seine Thaten nicht verhöhnt hätte? War es etwa genug, daß er bey Nacht wie bey Tage die Kirchen besuchte? mit güldenen und silbernen Gefäßen, mit priesterlichem Schmuck sie freygebig versah? und fast alle seine Kostbarkeiten Kirchen und Klöstern vermachte? war es genug, daß er durch den Frankfurter Synod erklären ließ, die bösen Geister hätten in den Lüften geschrieen, es sey der Mißwachs eine Folge der unterlassenen Zehnten-Pflicht, weshalb sie die Körner aus den Aehren verschlungen? — oder mag es für Christenthum ihm angerechnet werden, daß er gebot, keine Engel mehr zu erdichten, auf Vogelgeschrey nicht zu achten, ein Hagelwetter nicht durch Briefe an Stangen gehängt zu verscheuchen, und was dergleichen mehr in den Köpfen des Volkes spukte? Wie er den Bilderdienst verdammte, die Gottheit Christi schützte, haben wir gesehen. Gleichergestalt erwog er mit geängstetem Gewissen auf einem Concilium zu Aachen; ob man recht gethan, dem ältesten Glaubensbekenntnisse die Worte beyzufügen, daß der heilige Geist auch vom Sohne ausgehe. Er wandte sich um Entscheidung an den Papst, der, wo Karl als Theolog ihn fragte, als Staatsmann antwortete. Er billigte zwar den Zusatz, nur meinte er, da noch keine allgemeine Kirchenversammlung ihn bestätigt habe, so werde man besser thun, die schon zur Trennung geneigten Griechen nicht zu reizen. Aber die fränkischen Bischöfe waren minder duldsam; Karl schützte sie und bereitete dadurch die gänzliche, so manches Unheil bringende Trennung der griechis

griechischen von der lateinischen Kirche vor. Ein Christ würde gesprochen haben wie sein großer Lehrer: liebt euch untereinander. Möge man immerhin seine spitzfündige Frömmeley durch das Zeitalter entschuldigen. Es gab vielleicht überhaupt damals nur wenige Christen im wahren Sinne des Wortes, und Karl gehörte nicht zu diesen Wenigen. Doch um Verbesserung der Kirchenzucht hat er sich mit Ernst bemüht. Sie war tief gesunken. Schon unter seinen Vorfahren vertauschten die Bischöfe ihre Hirtenstäbe mit dem Schwerte, trugen Wehrgehänge mit Gold und Silber besetzt, vergoldete Sporen und weltliche Kleider. Unwissenheit riß ein. Die Pfründen wurden schon Versorgungen für jüngere Söhne der Großen. Während die griechischen Geistlichen, ihrer Bestimmung getreuer, nur mit Büchern und theologischen Spitzfündigkeiten sich beschäftigten, saßen die abendländischen zu Pferde und führten ihre gekoppelten Hunde auf die Jagd. Während jene bey ihren Zusammenkünften disputirten, zechten und spielten diese. Dem Umfug zu steuern versuchte Karl mit Kraft, nicht immer mit Erfolg. Allen Knechten Gottes verbot er die Waffen zu tragen; kein Priester sollte Blut vergießen, wäre es auch Heidenblut; keiner mit Hunden oder Falken in den Wäldern umher streifen. Wenig fruchteten solche Ermahnungen, denn wie mußte Karl noch lange nachher zu ihnen reden? „Ihr sprecht, ihr hättet die „Welt verlassen? Wie nehmt ihr diesen Ausdruck? „— Freylich seyd ihr unbewaffnet, unvermählt; doch „hat der die Welt verlassen, der täglich nach frem„dem Gute trachtet? der bald den Himmel verheißt, „bald mit der Hölle droht, um Einfältige ihrer Gü„ter zu berauben? Hat der die Welt verlassen, dessen „Habgier meineidige Zeugen erkauft? an gewissen„

„lose

„lose Richter sich wendet? der die Reliquien von „einem Orte zum andern trägt, um für neuerbaute „Kirchen Vermächtnisse zu erschleichen?"

Wehe! wenn solche Vorwürfe gerecht waren! Konnte der Mann, der in der Peterskirche den Papst zu richten wagte, nicht kräftiger durchgreifen? Den Aebten mußte er verbieten: Ihr sollt für Aufnahme in eure Klöster nicht bezahlen lassen. Ihr sollt keinen Mönch blenden oder verstümmeln oder einmauern — keinem Mädgen den Schleyer reichen bevor es 25 Jahre zählt — keinen Priester weihen vor dem 30sten Jahre. Ihr sollt nicht glauben, man dürfe nur in drey Sprachen zu Gott beten, denn in jeder Sprache darf der Gerechte den Herrn anrufen. Den Nonnen mußte er einschärfen: Ihr sollt keine Liebeslieder schreiben, noch um Zauberey willen euch Blut abzapfen. Den Bischöfen mußte er vorschreiben: Ihr sollt nicht über drey Wochen aus euren Kirchensprengeln euch entfernen. So oft Karl mit der Geistlichkeit redet, enthüllt er uns ihre Verbrechen, ihre Sittenlosigkeit oder Unwissenheit. Warum ermahnt er blos? Warum straft er nie? — Weil er ein Eroberer war, der Pfaffen bedürfend, um die seufzenden Völker unter dem Joche ruhig zu erhalten. Die Priester waren sein stehendes Heer. Eignen bessern Einsichten zuwider müssen die Eroberer Nachsicht üben gegen Pfaffen wie gegen Soldaten, die Stützen ihrer beseufzten Gewalt; sie dürfen nicht Christen seyn, und Karl war auch kein Christ. Mögte er wenigstens ein Mensch in der hohen Bedeutung des Wortes gewesen seyn! —

Zwar soll manche löbliche Sitte ihm nicht abgesprochen werden. Mäßig war er und einfach. Wenige Speisen trug seine Tafel, nie sah man ihn

zechen.

jechen. Den schönen, längst vergessenen Brauch, das Vorlesen guter Bücher bey der Tafel führte er ein, und hörte vor Allem gern des heiligen Augustin treffliche Schrift von der Stadt Gottes. — Nur an großen Festen, oder Gesandte empfangend, trug er einen Golddurchwirkten Rock, Schuhe mit Edelsteinen, am Mantel güldene Hefte, eine goldene Krone auf dem Haupte, ein Schwert mit kostbaren Steinen verziert. Sonst unterschied er sich in der Kleidung wenig von dem Gemeinsten im Volke. Ein linnen Wamms und Beinkleid, von seiner Hausfrau gewebt, ein Rock mit seidnem Streif besetzt, um die Füße farbige Bänder gebunden, bisweilen ein weißer oder grüner Mantel — so erschien er täglich. Im Winter deckte ein Wamms von Otterfell ihm Brust und Schultern. Sein Schwert mit goldenem Wehrgehänge und Griff trug er stets an der Seite. Es war so schwer, daß in unsern Tagen ein Mann es kaum erheben, noch weniger schwingen würde. Brachten seine Großen üppige Kleidertrachten, reiches Pelzwerk aus fremden Ländern, so spottete er ihrer in seinem Schaafpelz. Zu einer Zeit, wo noch die nützlichsten Fabriken nur durch Frauenhände betrieben wurden, sah man auch Karl's Töchter spinnen, nähen, sticken, weben. Seine Gemahlinnen waren Hausmütter; Schatz und Kleiderkammer ihrer Obhut vertraut, aus der an hohen Festen sie jährlich einen Feiertrock an jeden Vasallen vertheilten. Sieben Fuß hoch war Karl und stark gebaut. Eine Adlernase, ein lichtes Auge mit durchschauendem Blicke, ein heiteres Antlitz von Silberhaar umflossen, der Stimme Klarheit im Widerspruch mit seiner männlichen Gestalt, aber fest einher schreitend und den fetten Nacken, des Körpers Umfang durch Ebenmaß der Glieder ausgleichend — so wird er geschildert.

Ei-

Einem solchen Manne wurde Fasten beschwerlich; doch in jeder Nacht riefen das Gebet oder der gestirnte Himmel ihn von seinem Lager.

In Leibesübungen war er wohl geübt, die Jagd seine Lust, Schwimmen sein Vergnügen. Zu Aachen in den Bädern mußten seine Freunde und die Großen, bisweilen sogar Trabanten, sich bey Hunderten im Wasser mit ihm tummeln. Seine Häuslichkeit wird gepriesen. Er lebte nirgend lieber als unter seinen Kindern. Daß eine ausschweifende Liebe zu seinen, als schön gerühmten, Töchtern ihn befleckte, mögen wir, als unerwiesen, verwerfen; doch daß er deren keine je vermählen wollte, ist gewiß, aus welchen Gründen? unbekannt. Es mogten Franken oder Fremde um sie werben, Alle wurden abgewiesen. Weder auf Reisen noch bey der Tafel konnte er ihres Umgangs entbehren, sie blieben bey ihm bis an seinen Tod. Aus dieser väterlichen Eifersucht entsprangen die anstößigen Begebenheiten, die, obschon er sie zu bemerken nicht scheinen wollte, doch so manchen Kummer ihm verursachten. Rohtruds Vermählung mit dem jungen griechischen Kaiser kam nicht zu Stande, wenn gleich sie schon deshalb im Griechischen war unterrichtet worden; dennoch hatte sie einen Sohn, Ludwig, Abt zu St. Denis. Zweymal ist Bertha Mutter geworden, und, wenn sie wirklich die Gattin von Karl's Liebling, Engelbert, war, so war sie es zum mindesten heimlich. Nithard, der Geschichtschreiber, verdankte ihr das Leben. Diese Beyspiele mögen wohl der bekannten, romanhaften Geschichte einigen Glauben erwecken, nach der seine Tochter Emma den Geheimschreiber Eginhart auf den Schultern in ihr Schlafgemach trug, damit man seine Fußtapfen im frischgefallnen Schnee nicht erkennen mögte. Fünfmal war Karl ver-

vermählt, ungezählt sind seine Beyschläferinnen. Acht eheliche Kinder und eben so viele uneheliche wurden ihm geboren. Man pflegt zu den Letztern auch jenen Pipin zu zählen, der sich gegen ihn verschwur, dessen Mutter doch vielleicht Karl's erste, verstoßene Gemahlin war, eine Ehe, die manche, ohne allen Beweis, unstandesmäßig nennen. Der Kirche bürdete Karl die Versorgung seiner natürlichen Kinder auf. So war sein äußeres Leben, so waren seine Sitten. Darin haben viele ihm geglichen. Erhob er sich vielleicht durch Charakter-Größe über Viele? — Mit nichten! er war ein gewohnlicher, von Leidenschaften beherrschter Mensch. Ruhmsucht, Herrschsucht und Wollust hatten sich in ihn getheilt. Wo diese schwiegen, handelte Karl recht und gut, wie alle verständige Menschen, wenn ihre Leidenschaften schweigen; sonst blieb er stets ein Sklave derselben. Herrschsucht entzweyte ihn mit dem Bruder, beraubte die Neffen, ermordete die Sachsen, vertilgte die Hunnen, zerstörte das Reich der Longobarden, stieß den Bayerfürsten in's Kloster, unterjochte die Merowinger. Wollust machte ihn zum treulosen Gatten, der bald die Schuldlose verstieß, bald die Gekränkte verhöhnte, und seiner eignen Töchter Sittenlosigkeit durch sein Beyspiel rechtfertigte. Ein Traum, bald nach seinem Tode gedichtet, sah ihn in der Unterwelt, wie seines Körpers sündhaftester Theil von einem Geyer zernagt wurde. Ruhmsucht trieb ihn gegen die Saracenen, Slaven und Normänner; dann wieder in die Peterskirche zu den Füßen des Spenders der Kaiserkrone; dann wieder zu Irenens blutbespritztem Brautgemach, oder in den Kreis der Gelehrten, die ihn verewigen sollten. Er war ein großer Feldherr, ein oft unweiser Staatsmann, ein launenhafter

Gesetzgeber, ein kräftiger Regent, ein Freund der Wissenschaften, ein unchristlicher Frömmling, ein wollüstiger, herrschsüchtiger, grausamer Mensch. Kein Zug in diesem Gemälde, der nicht historisch erwiesen wäre. Will man ihn noch Karl den Großen nennen? — Das möge thun wer nimmer sich Rechenschaft von dem Begriffe gab, den er mit jenem Beynamen verbindet.

Groß seyn und Großes thun ist mächtig unterschieden. Wer eine That vollbringt, welche die gewöhnliche Kraft des Menschen zu übersteigen scheint, der hat Großes gethan, doch ist er darum noch nicht groß; noch kann ein wildes Thier ihm gleichen. Der wahren Größe ewiger Grundpfeiler ist Gerechtigkeit. Nicht immer ist der Gerechte groß, allein der Große muß gerecht seyn. Wenn seine Thaten die Rechte der Menschheit verhöhnen, so mögen sie in die Sterne geschrieben werden, er ist doch nicht groß. Wenn er die Gewalt mißbraucht, um seinen Zeitgenossen abzuzwingen, was er selbst an ihrer Stelle nur von der Gewalt erdulden würde, so ist er ungerecht. Nur feile Schmeichler können ihn den Großen nennen; nur stumpfsinnige Bewunderer können gräßliche Gedanken wie die folgenden verlautbaren:

„Da fragt keiner bey seinem Thun, obs hergebracht? obs erlaubt? obs gewöhnlich? sein „Wille ist ein Gesetz, doch nur weil er eben das „Gesetz will, während der Geistesarme seinen „Willen und sich immer dem Gesetze unterwerfen muß" *). Welch ein Freybrief für jeden Tyran-

*) Siehe Dippolds Leben (oder vielmehr Panegyrikus) Karls des Großen.

Tyrannen! Der redliche Geschichtschreiber legt die unentweihte Feder mit dem Ausruf nieder: Bewahre ein gnädiger Gott die Welt vor solchen großen Männern! wer mögte ihr Zeitgenosse seyn? — Die, dem Eroberer gezollte, Bewunderung ist eine Art von Gespensterfurcht; Jedermann hört gern von Gespenstern erzählen, Niemand mag sie sehn.

Ruhm in fernen Ländern hatte sich Karl erworben, das Nordlicht wurde angestaunt. Die Würde seiner Person, die lange Dauer seiner Regierung, das Glück seiner Waffen, der Ernst und Nachdruck seiner Staatsverwaltung, blendeten ferne Zuschauer. Ein König in Afrika sandte ihm Löwen und tyrischen Purpur, die er durch spanische Maulthiere, Rosse von eigner Zucht, friesische Röcke, fränkische Hunde, Getreide, Wein und Oel vergalt. Ein König in Asturien nannte in seinen Briefen sich Karl's Eigenen, ihm huldigend durch Uebersendung der Siegszeichen, die er von den Mohren erkämpft. Sogar der Kalife Harun al Raschid, dessen Herrschaft sich von Afrika bis Indien erstreckte, begleitete ein Schreiben und den Schlüssel zum heiligen Grabe mit kostbaren Geschenken, unter welchen ein Elephant hervorragte und die erste Schlag-Uhr Staunen erregte. Eitelkeit knüpfte wohl von beyden Theilen dieses lockere Bündniß zwischen Männern, die, einander näher, sich bekriegt haben würden. Jeder Machthaber, auch der verworfenste, wird von den Fürsten, seinen Zeitgenossen, hoch geehrt. Gern würde die Nachwelt, Alles verzeihend und vergessend, in Karl's Ruhm einstimmen, wenn er seine Völker, oder auch nur deren späte Enkel, beglückt hätte. Vor diesem Prüfstein müssen wir verweilen. Wir müssen seine Unterthanen in ihren Hütten belauschen, aus

ihren Gräbern sie hervorrufen und fragen: waret ihr glücklich?

Länger als vierzig Jahre hat er sie von der Elbe an den Ebro, vom Po an die Weser geschleppt, Hausväter, Bürger, Landwirthe, nicht einmal Soldaten. Vom Heerbann, Aufgebot zum Kriege, war Niemand ausgenommen in seinem weiten Reiche, denn auch die Geistlichen mußten ihre Mannschaft stellen. Die härtesten Strafen bedrohten den Saumseligen, der Tod den Flüchtigen. Die ärmsten Besitzer einer Hufe Landes stellten den dritten Mann. Gegen die Sorben mußten sogar alle Sachsen zu Felde ziehn. Das Anwerben seiner Heere veranlaßte die empörendsten Bedrückungen. Die Grafen und Bischöfe suchten auf Kosten der Freyen sich zu bereichern. Wer seine Güter, oder einen Theil derselben, gutwillig abtrat, den ließen sie ungestört daheim; wer sich dessen weigerte, mußte der Heimath den Rücken kehren, bis er durch einige Feldzüge so verarmte, daß er endlich doch gezwungen seine Haabe Preis gab. So wurden oft aus Freyen Knechte.

Der Widerwille gegen den Krieg war endlich bey den Franken so hoch gestiegen, daß sie, um der Heerfolge zu entgehen, nicht nur lieber in Diensten der Bischöfe Falkenmeister und Zöllner wurden oder ihr Eigenthum friedfertigen Herren zu Lehn übertrugen, sondern sogar freywillig in die Knechtschaft sich begaben, auch wohl, aus Furcht entdeckt zu werden, das Gräßlichste begingen, Mutter und Verwandte ermordeten. Und die wenigen daheim gebliebenen, waren die glücklich? —

Unerträgliche Dienste legten die Grafen dem Landmann auf, daß er oft entfloh und die Felder wüste blieben. Des Kaisers Hunde mußte er füttern, nicht selten den Beamten statt der Hunde dienen.

Alle

Als in des Kaisers Geschäften Reisende mußte er beherbergen unentgeldlich. Mit den sogenannten Benefizien trieben die Grafen schändlichen Betrug. Und war nun endlich die Tagesbürde seufzend getragen, durfte wenigstens am Abend sich der Unglückliche seines Lebens freuen? — Mit nichten! denn schon näherten sich die Sendgerichte seinem Bezirk. Da wurde Jedem zu Muthe, als ob ein schweres Gewitter aufsteige, denn seine Ruhe, sein Leben vielleicht, hing in diesen schwülen Tagen von ihm unbekannten Zeugen ab, die, um ins Verderben ihn zu stürzen, jede begangene Schwachheit als ein Verbrechen darstellen konnten. Nur wenn die Sendrichter des Kirchensprengels Grenze verließen, wurde freyer Athem geschöpft, doch schon zitternd vor ihrer Wiederkunft im nächsten Jahre. — Wer mögte zweifeln, daß die Zeitgenossen Karl's des Großen elend waren? Mögen immerhin alle diese Greuel gegen Karl's Willen verübt worden seyn, daß sie verübt werden konnten, ist sein Verbrechen.

Doch es sey! man nehme an, es war der Zeitgenossen Pflicht, für die Nachwelt sich fröhlich aufzuopfern. Man lasse den ungeheuern Satz gelten: es sey dem Eroberer vergönnt, das Heiligste umzustürzen und jedes Verbrechen durch das Zauberwort: „es geschieht zum Heil der Nachwelt" in eine Tugend zu verwandeln; dann aber dürfte mit Recht gefodert werden, Gott habe den Peiniger der Offenbarung gewürdigt, daß, wenn seine Gruft ihn und die Flüche der Zeitgenossen verschlungen hat, die nach ihm Lebenden nun wirklich die Früchte genießen werden, deren Samen er in Blut säete. Es geschah nicht nach Karl's Tode. Millionen hatten vergebens geblutet; tausend Verbrechen an der Menschheit waren vergebens begangen worden; kein neues Glück

blühte

blühte den nächsten Geschlechtern. Das bemäntelt kühl ein herzloser Geschichtschreiber, sprechend: der Nachfolger habe es verschuldet. Freylich kann der Eroberer des Nachfolgers Thaten nicht voraussehen und eben darum mag sein bester Wille, die Nachwelt zu beglücken, nie seine Verbrechen an der Mitwelt beschönigen. Wer reißt eine Frucht ab in Hofnung, die nächste Blüte werde eine bessere Frucht ansetzen? — oder will man uns auf mehrere Jahrhunderte hinaus verweisen? Darf der Schreckliche, der seine Zeitgenossen in den Staub trat, Jahrhunderte lang auf ihren Gräbern stehen und warten, und immer warten, bis endlich hie und da eine Blume hervorsprießt, auf die er jauchzend deutet, rufend: Seht! das ist mein Werk? — Freylich muß im Laufe der gräßlichsten Zeit doch endlich einmal ein Ruhepunkt erscheinen, in dem die Menschen Athem schöpfen; und diesen Ruhepunkt dürfte der Eroberer als seiner Thaten Folge rühmen? — Man prüfe näher, was Viele jenem Kaiser als späte Wohlthaten seiner Regierung anrechnen.

Mit Errichtung der Bisthümer soll die Geistesbildung der Deutschen begonnen haben, denn jene wären für diese geworden, was die Colonieen der Phönicier und Aegypter einst für Griechenland wurden. Gesetzt dem wäre so, konnten denn die Deutschen auf keine andere, bessere Weise ihrem rohen Zustande entrückt werden?

Karl hat die Bisthümer Bremen, Verden, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Münster und Osnabrück gegründet, und sonder Zweifel weise-Männer zu Hirten ernannt; doch wenn diese Männer die erste Entwickelung geistiger Keime bewirkten, so verdanken wir ihnen das schwerlich

als

als Bischöfen, sondern als denkenden Gelehrten. Und jene Behauptung eingeräumt, so wogen doch die Wohlthaten das Unheil nicht auf, das durch die Bischöfe entsprang. Volkslehrer waren sie ursprünglich, Fürsten sind sie geworden, ihre Bisthümer Staaten, ihre Gehülfen, die Sänger und Schulhalter, verwandelten sich in üppige, übermüthige Domherren, die das Recht sich anmaßten, mit Land und Leuten zu schalten; in Müßiggänger, die das Mark der Unterthanen verschwelgten. Das hat Karl verschuldet, denn aus Frömmelny beging er den größten Staatsfehler, der Priesterschaft zeitliche Gewalt und bürgerliche Gerichtsbarkeit einräumend, worüber schon sein Sohn Wehe rufen konnte. Die Klosterschulen, die Predigten in der Landessprache mogten allerdings der Deutschen Seelenkräfte zum ersten Male üben, aber diese Morgenröthe wurde bald von einer langen, noch fürchterlicheren Nacht verschlungen, denn an die Stelle der Unbekanntschaft mit den Wissenschaften trat die Verachtung derselben, worin Adel und Geistlichkeit mit einander wetteiferten. Das hat Karl verschuldet, denn die Wissenschaften sind kein anzündbares Licht; es muß der Nacht die Dämmerung, dieser die Morgenröthe, endlich die Sonne folgen, die nicht verlöscht wie ein Licht. Karl's treffliche Verordnung, daß die Richter nur nach geschriebenen Gesetzen sprechen sollten, würde mehr vielleicht als sein Gelehrten-Verein auf die Bildung der Nation gewirkt haben, wäre nur ein Gesetzbuch in der Landessprache vorhanden gewesen und überhaupt jene heilsame Verordnung wirklich befolgt worden; davon aber findet sich keine Spur. Hingegen erstickte sein Christenthum den Keim des Genies. Schon seit vielen Jahrhunderten sangen die Deutschen Lieder der Liebe auf waldigten

Hügeln,

Hügeln, an schattigen Quellen; belebten die Freuden des Mahles durch Scherz- oder Spottlieder, feuerten ihre Jünglinge durch Lobgesänge auf jene alten Helden an, die in Walhalla aus Feindes Schädeln zechten. Plötzlich brachte das Schwert den neuen Glauben; die Sänger der Liebe, der Freude, des Ruhmes mußten verstummen; man nannte diese Früchte einer kindlichen Muse Eingebungen des Teufels, wer sie sang war ein Verbrecher. Die Barden, die vormals Königen und Helden in der Schlacht zur Seite standen und jedes Siegesfest belebten, die Aufbewahrer vaterländischer Thaten, die ihres Volkes Denkart und Empfindungen schilderten, diese Barden wurden entehrt, zum Pöbel hinabgestoßen, zu Gauklern herabgewürdigt. Zwar ist oft noch erzählt worden: in einem helleren Augenblicke habe Karl die alten Bardenlieder der Vergessenheit zu entreissen befohlen, doch Neuere haben bewiesen, daß Eginhart nur von Gedichten sprach, welche die Thaten der alten fränkischen und burgundischen Könige sangen; und so ist auch dieser Schimmer fast verschwunden.

Mit den mächtig wirkenden Bardenliedern mußten nach und nach die alten Tugenden der Nation untergehen: Vaterlandsliebe, edle Ruhmbegier. Statt warmer lebendiger Darstellungen empfing sie kalte, unbegreifliche Geheimnisse, statt des erhabenen vaterländischen Gesanges ein lateinisches Geplärr. Die gereimten Uebersetzungen der Bibel waren eine todte Frucht mühsamer Anstrengung. Die Ausbildung der Sprache, ein Hauptmittel zur Nationalbildung, wurde gehemmt, die Quelle großer Gedanken, lebhafter Empfindungen verstopft, der rohe kriegerische Geist nicht mehr gemildert durch der Dichtkunst sanfte Lehren. Gastfreundschaft erlosch, edle Krieger wur-

wurden Räuber. Wenn vor alten Zeiten der römische Kaufmann sicher durch die Völkerschaften der gastfreyen Deutschen bis zur Ostsee wandelte, so lauerten nun die Ritter auf jeden Fremdling, der den deutschen Boden zu betreten wagte, um ihn zu morden oder seine Freyheit ihm theuer zu verkaufen. Das waren die Früchte gewaltsamer Umschaffung der Begriffe eines Volkes, die Früchte der Vernichtung vaterländischer Dichtkunst. Wer hat es verschuldet, als Karl, der blutdürstige Heidenbekehrer? Aber, sprechen die Ruhmredner, durch Einführung des Christenthumes und der Mönche ist der Anbau des Landes befördert, und manche Wüstency in blühende Gefilde verwandelt worden. Wie, wenn auch diese, nun seit Jahrhunderten so oft nachgeschwatzte Darstellung irrig, das den Mönchen beygemessene Verdienst der Urbarmachung deutscher Wälder und Sümpfe viel zu hoch angeschlagen wäre? — Seit der Römer Zeiten bis auf Karl waren siebenhundert Jahre verflossen, und während dieses langen Zeitraums hätten die Deutschen nie begriffen, wie ersprießlich die Verbindung des Ackerbaues mit der Viehzucht sey? Die Beyspiele in den Gegenden des Rheins und der Donau hätten gar nicht auf sie gewirkt? trotz der täglichen Erfahrung, daß Viehzucht allein sie nicht nähre? sie zum Auswandern zwinge? — Gibt es keine Spuren in den Gesetzen der Bayern und Sachsen, dieser Völker Ackerbau beweisend, lange zuvor ehe sie ihre Sensen in Schwerter gegen die Franken verwandeln mußten? — Kennt die Sprache der Engländer, die auch Sachsen waren, nicht noch jetzt die Worte Pflug, Sichel, Korn, Brot u. d. m. Und wenn sie diese Worte schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts mit nach Britannien brachten,

mußten

mußten nicht auch die Sachsen sie kennen? — Doch waren die nur Küstenbewohner, trieben Fischfang und Seeräuberey, um wie vielmehr ist zu vermuthen, daß die im Innern des Landes wohnenden Völker, jener Nahrungs-Quellen ermangelnd, Ackerbau neben der Viehzucht trieben. Ja, sie hatten auch schon Gärten; denn nicht die Sachsen allein nahmen das Wort Garten mit in ihr neues Vaterland, auch die Franken und Longobarden; es findet sich noch heute in allen diesen Sprachen. Tacitus nennt Fleisch, Milch und Obst als der Deutschen vornehmste Nahrungsmittel. Zwar bedient er sich des Ausdrucks: wildes Obst, doch wohl nur zum Unterschied von den edleren Früchten seines Vaterlandes, denn es gibt in Deutschland kein eßbares wildes Obst. Karl selbst erwähnt, in der Verordnung für seine Meyereyen, mehrerer Obstgattungen mit deutschen Namen.

Historisch erwiesen sey, so pflegt man zu behaupten, daß der heilige Bonifacius in einer Wüste im Buchenwalde das Kloster Fulda gestiftet und durch seiner Mönche Fleiß die Wüste in fruchtbare Gefilde umgeschaffen. Wäre das, woher die Schenkungen, deren Urkunden wir noch besitzen? durch welche diesem Kloster ausdrücklich Aecker, Getreide, Morgen und Huben ertheilt werden? Alles das war folglich schon vorhanden. Die Plätze, auf welchen man Klöster baute, mogten freylich noch wüste liegen, doch darum auch die ganze Gegend? — Aus acht Gauen bestand der Buchenwald, Schenkungsbriefe nennen sechs Dörfer in einem derselben; darf man solche Gauen Wüsten scheiten?

Was die Mönche einzäunten, nannten sie einen Befang, aber sie hatten dieses Wort nicht erfunden,

den Karl bediente sich dessen schon in einer Urkunde, als eines unter den Sachsen geläufigen Wortes, folglich gab es schon zuvor solche Einzäunungen.

Leichter wäre zu erweisen, daß die Mönche sogar den Wachsthum des Ackerbaues in Deutschland hinderten, denn zu Gunsten dieser Mönche belasteten oft Frömmlinge ihre Güter mit ewigen Abgaben an die Klöster; fürwahr kein Mittel den Landbau zu befördern, so wenig als der Zehnte, durch welchen Karl ihn niederdrückte. Also nur ein Peiniger der Zeitgenossen und nicht einmal ein Wohlthäter der Nachwelt ist Karl gewesen. Will man ihn noch den Großen nennen? muß nicht jeder Rechtliche Voltaire's Urtheil unterschreiben: „Karls Ruf ist der „stärkste Beweis, daß Ungerechtigkeit, von Erfolg „gekrönt, Ruhm verleiht. — Gleich jedem Eroberer, „achtete er weder die Rechte der Natur, noch des „Blutes. — Doch gab es Helden, die nur im Kriege „grausam waren, der Friede brachte mildere Sitten „und Gesetze wieder; Karl hingegen gab Gesetze, an „Unmenschlichkeit seinen Eroberungen ähnlich.

Nicht mit unerreichten Fürsten, mit keinem Trajan, mit keinem Antonin soll er verglichen werden, denn es möchte scheinen, als wolle man das Höchste in der Geschichte nur ausheben, um ihn zu verkleinern, und mit Recht würde man einwenden: Jene beherrschten gebildete Völker und waren Philosophen, Karl nur ein Christ. Wohlan! So werde auch nur ein Christ ihm entgegen gestellt, der auch wilde Völker bändigte, der auch einen Staat in einer Wüste grünen ließ, der auch Gesetze gab und deren Befolgung zu erhalten wußte — Wilhelm Penn. Möge der geneine Leser doch lächeln, wenn er diesen Namen neben Karl's Namen gestellt erblickt, dem Philosophen gilt Penn's grober Hut eben so viel als Karl's gol-

goldene Krone. Der Franken-König bot seine Scharen auf, um alle Völker zu unterjochen, ohne ein anderes Recht als das blutige der Gewalt — Penn empfing von der englischen Regierung, statt Bezahlung einer Schuld, einen großen Landstrich in Amerika. Tausende würden ihr Recht an dieses Land hierauf gegründet haben, er that es nicht, er kaufte es von den eingebornen, rechtmäßigen Besitzern und mit ihrer freien Bewilligung siedelte er sich an. Karl ermordete Jeden, der Gott nicht, wie er es vorschrieb, verehren wollte — Penn gründete seinen Staat auf allgemeine Duldung. Karl erweckte nur Furcht, Penn Vertrauen; Karls Sklaven zitterten, Penn's Wilde nannten ihn Vater. Karl's Sendgerichte waren blutige Inquisitionen, und seine Grafen mehrentheils habsüchtige Volksbedrükker; Penn's Friedens-Richter wurden gesegnet, und dieser Segen war ihr Sold. Karl empfahl das Beten um Verbrechen zu verhüten, Penn das Arbeiten. In Karl's Staaten sollten neue, bessere Sitten die Tugend erzeugen; in Penn's Staaten wurde die Tugend eine Mutter der Sitten. Durch Gesetze wirkte Karl, durch Beyspiel Penn, Karl begann seine Laufbahn als ein unnatürlicher Bruder, Penn die seinige, indem er alle Menschen als seine Brüder umfaßte. Karl fröhnte Wollüsten, welche Penn verabscheute; jenen beherrschten Leidenschaften, diesen eine ruhige Vernunft.

Nur durch Waffen konnte Karl besiegen, Penn war unbewaffnet. Karl hatte nur Soldaten, Penn nur Bürger; für Jenen mußten alle fechten, für diesen durften sie es nicht. Kein Mann in Karl's weitem Reiche war eine Stunde sicher vor dem Heerbann, der ihn aus der Heimath riß,

ist, um in fremden Ländern seines Königs Eroberungskriege zu führen; Penn's Unterthanen kannten kein Eisen, als das ihrer Sicheln und Pflüge, keinen andern Ruf, als den eines Vaters zu freundlicher Berathung mit seinen Kindern. Karl schuf drückende Abgaben, Penn verwarf eine jede. Karl erbaute einen prächtigen Dom, Penn die Brudersstadt. Karl wollte seinem Sohne die despotische Gewalt sichern; Penn entzog seinen Kindern die Befugniß, ohne Zustimmung des Volkes irgend eine Machthandlung auszuüben. Beyde starben; Karl von unterjochten Völkern verflucht, Penn von gesonnenen Völkern gesegnet. Und was wurde nun aus beyden, auf so verschiedene Weise gegründeten Staaten? — Karl's Reich zerfiel nach wenigen Jahren in Trümmern; seit hundert und dreyßig Jahren blüht Penn's Staat immer herrlicher! — Welcher von Beyden ist der Große?

5.

Ludwig der Fromme.

Noch lange bäumen sich die Wellen, wenn gleich auf den Sturm plötzlich Windstille folgt. Nach dem Tode des Rastlosen schien Ruhe der Völker einziges Bedürfniß. Aber entwöhnt von der Ruhe taumelten sie noch gleich Seefahrenden, die das Schiff verlassen. Alle verabscheuten Krieg, doch schätzten wenig den Frieden, denn Krieg war Zeitvertreib geworden. Das Böse wie das Gute wird Völkergeist, wenn dem Regenten gelingt, als tägliche Beschäftigung es dem Volke aufzudringen. Das sind die schmerzlichen

Nach-

Nachwehen der Regierung eines Eroberers. Wenn der Erbe seines gehäuften Raubes nicht auch der Erbe seiner Laster ist, so bereiten die dem Volke fremd gewordenen Tugenden ihm den Untergang. Nie frommt einem großen Reiche ein Beherrscher, dessen Herzensgüte die Geisteskraft überwiegt, am wenigsten, wenn seines Vorgängers Thron auf gebeugten Nacken steht. Ludwig war ein trefflicher Fürst, aber nicht für ein Reich wie das der Franken. Er hatte in Aquitanien musterhaft regiert, Bewunderung und Liebe erworben, am meisten durch die menschenfreundliche Verordnung, die jeden Unterthan von Kriegslieferungen entband, und nur den König damit belastete; eine, selbst von Karl dem Bedrücker gerühmte, Wohlthat. Mäßig war Ludwig, von reinen Sitten, freigebig, der Gesetze kundig, ein gerechter Richter jedem Klagenden, unermüdet auf dem Richterstuhle; in Wissenschaften nicht unerfahren, doch bescheiden, fast demüthig. Nur seine Güte, seine Offenheit wurden leicht mißbraucht. Sein Unglück rief ihn auf den größern Schauplatz. Er konnte muthige Rosse lenken, wilde nicht bändigen. Hätte Karl voraus gesehen, daß er einst die Zügel in dieses Sohnes Hände werde legen müssen, nimmer hätte er ihn von sich entfernt, in fremden Sitten unter fremden Rathgebern den Jüngling aufwachsen lassen. Nun brachte er fremde Begriffe mit, eine unbekannte Rechtlichkeit, eine verhöhnte Milde, eine Vaterhand, keine Despotenfurcht.

Oft verdanken die gepriesensten Fürsten ihres Ruhmes größten Theil der herrlichen Naturgabe, unter Allen die zum Regiment sich drängen die Rechten und Starken zu erkennen und an den rechten Platz zu stellen; es gab noch keinen großen Regenten ohne

diesen

diesem echt-fürstlichen Instinkt und auch Karl hatte ihn besessen. Ein kostbarer Theil der dem Sohne hinterlassenen Erbschaft waren kluge Geschäftsmänner, von welchen regiert die ungeheure Maschine sich im alten Gleise fortbewegen konnte. Aber selten mag ein Sohn in des Vaters Fußtapfen treten, seltner noch dessen Vertraute zu den Seinigen wählen; denn auch er hat Günstlinge, zwar noch unerprobt in Staatsgeschäften, aber sie haben ihn geliebt, ihm geschmeichelt als er sie noch nicht belohnen konnte; jetzt kann er es und widersteht dem Reize dieses Vergnügens nicht. Seine Höflinge, zuvor im Stillen ihren geringen Einfluß beseufzend, erheben jetzt schnell die Häupter, tadeln das Alte laut, machen das Neue nicht besser, und klimmen empor, Verdacht erregend gegen alte Werkzeuge der vorigen Regierung, die ohnehin vielleicht dem Thronerben, durch Erfüllung ihrer Pflichten, bisweilen mißfallen mußten. Sie zu ersetzen dünkt Jeden leicht. So wurde auch Ludwig, ehe er noch Aachen erreichte, gegen Wala verstimmt, einen Bastard des königlichen Hauses, der seines Vaters rechte Hand gewesen und dem man jetzt kühne Entwürfe, sich des Thrones zu bemächtigen, andichten wollte. Ehrsüchtig war er und unruhigen Geistes, aber klug und schnell entkräftete er die Anschuldigung, indem er so unbefangen als unterwürfig dem neuen Herrn entgegen kam. Mit kühler Gnade wurde er aufgenommen und ein gehässiges Geschäft ihm übertragen. Der Schwestern, vom Vater geduldete, Sittenlosigkeit war dem frommen Ludwig ein Greuel. Um ihre Flucht zu hindern, ihre Günstlinge zu verhaften, sandte er Wala voraus. Man hat ihn darum getadelt, vorgebend, ein Fürst müsse verdrießlichen was sein Geschlecht beschimpfe. Mag die Klugheitslehre 314

im gemeinen Leben gelten, wo Verheimlichung bisweilen möglich ist, nicht da, wo jeder Höfling mehr Augen als Argus besitzt und keines derselben jemals schließt; da scheint ein Fürst zu billigen was er übersieht. Wala mußte bald nachher das Staatsruder gegen den Hirtenstab der Mönche zu Corvey vertauschen und blieb nicht ruhig in seinem Kloster.

Freygebig vertheilte Ludwig seines Vaters Schätze, nicht einmal behaltend was ihm gebührte. An diese Handlung der Großmuth knüpfte er die edlere der Gerechtigkeit. Seine Machtboten durchstreiften das ganze Reich und zogen die Schlachtopfer habsüchtiger Gewalt aus ihren Hütten hervor. Zahllos waren die Unglücklichen, die durch seines Vaters Grafen und Beamten der Güter und Freyheit beraubt worden. Allen gab Ludwig Beyde zurück. Ja er suchte sogar eines der schwersten Verbrechen an der Menschheit wieder gut zu machen, indem er den verpflanzten Sachsen ihr Vaterland wieder öffnete. Das hatten die Großen ihm warnend widerrathen, doch richtiger leitete ihn sein Gefühl, denn es haben die dankbaren Sachsen ihm die Reue erspart.

Hätte des Vaters Geist in dem Sohne gebrannt, er würde mit einem Feldzuge gegen die Normänner begonnen haben, die damals unter sich um die Herrschaft kämpften. Ein Flüchtling, Harald, suchte
815 Hülfe bey Ludwig dem Friedfertigen, der bloß durch seine Grafen einen lauen Krieg an der Grenze führen ließ, keine Völker demüthigen, keine Länder erobern wollte, und die Friedensgesandten der Normänner willfährig aufnahm.

Einem solchen Fürsten mußte der Bericht empören, es habe Leo, der Papst, eine neue Verschwörung durch Blutvergießen unterdrückt. Das Henkerschwert

in der Hand des Völkerhirten dachte er sich mit ernstem Unwillen. Seinen Neffen, Bernhard, sandte er deshalb nach Rom als Richter über den Papst, den der Tod nun bald dem Hasse der Römer entzog. Sein Nachfolger, Stephan IV., nachdem er das römische Volk dem Kaiser huldigen lassen, begab sich in Person an dessen Hof nach Rheims, wo Ludwig dreymal mit ausgestrecktem Leibe sich vor ihm auf die Erde warf, hingegen feyerlich von ihm gesalbt und gekrönt wurde. Aber diese Krone war einem Haupte zu schwer, das lieber im Gebet sich neigen, als unter dem Volke das Erste hervorragen wollte; darum theilte Ludwig schon jetzt das Reich auf einer Versammlung zu Aachen. Ehe er diese unselige Handlung unternahm, widmete er drey Tage fastend und betend dem Himmel, dann überzeugt, daß ihm Erleuchtung von oben geworden. 816 817

Drey Söhne hatte er, Lothar, Pipin und Ludwig. Den ältesten ernannte er zum Mitregenten des Kaiserthums, der zweyte wurde König von Aquitanien, der jüngste König von Bayern. Es geschah mit Rath der Großen, welche die Theilung beschwuren, und sofort wähnten sich die Prinzen unabhängig in ihren Staaten.

Den Vorwand dieser Theilung ergriffen die Bischöfe von Mailand und Cremona, um eine Kriegsfackel anzuzünden, bey der so gern die Priester ihre Rehe in die Blutströme werfen. Sie wiegelten den Neffen Bernhard gegen den Oheim auf, ihm vorspiegelnd, Er, ein Sprößling von Karl's ältestem Sohne, sey das eigentliche Haupt der Carolinger, ihm erbühre die Kaiserwürde, Italien müsse er dem Joche der Franken entreissen. Da erhob sich Ludwig von seinem Bettstemel und zeigte Kraft. Schon stand er

bey Chalons gerüstet dem Neffen gegenüber, doch mehr als Waffen wirkte schlaue Unterhandlung. Verachtet wird im gemeinen Leben wer eines Feindes Diener besticht, die Hausgenossen ihm abwendig macht; Fürsten aber halten sich befugt, ihrer Feinde Unterthanen aufzuwiegeln, obschon es nicht minder verächtlich ist. So urtheilen auch die Fürsten, denen solche Tücke wiederfährt, doch nur zu oft sie selbst verübend, wenn das Kriegsglück ihnen lächelt. Ludwigs Gold und Versprechungen zerstreuten Bernhard's Heer. Verlassen blieb der junge Mann und hoffte in dem frommen Oheim einen gütigen Richter zu finden. Dieser Hoffnung vertrauend begab er sich freywillig in des Kaisers Lager, flehte knieend um Gnade. Man stellte ihn vor Gericht, das Todesurtheil wurde gesprochen, Ludwig schenkte ihm das Leben. Grausame Barmherzigkeit! denn ihm wurden die Augen ausgestochen. Auf Geheiß der Großen, will man behaupten, als ob der Diener unbekannte Verbrechen den Herrn nicht belasteten. Der unglückliche starb unter Qualen, die er auf des Oheims Gewissen vererbte, indessen jene Bischöfe, die ihn verführten, nur in Klöster verwiesen wurden; eine übel vergoltene Schonung der Kirche. Treulich hatte Ludwig bisher den letzten Willen Karl's erfüllt, indem er dessen natürlichen Söhnen ein Vater gewesen. An seinem Hofe wurden sie erzogen und waren seine Tischgenossen; auch ist nicht bekannt, daß sie dieser Güte sich unwerth bezeigt; aber dem Kaiser mangelte jene Größe, die den Argwohn verschmäht und nur hohen, kräftigen Gemüthern eigen ist, des Neffen Beyspiel hatte ihn schüchtern gemacht; er entfernte seine Brüder, sie mußten Mönche werden. Als Andachtsübungen nicht immer hinreichten, Ludwigs Furcht oder Sorgen zu zerstreuen, suchte er

318

um

im Arm der Liebe, was ihm die Frömmigkeit versagte,
sich zum zweyten Mal vermählend mit Guta, einer 819
Tochter des Grafen Guelf, die ihm einen Sohn,
Karl den Kahlen, gebar. Seit diesem Augenblicke
öffneten sich ihm neue Ansichten des Lebens, aber zu
spät. Kaum vier Jahre hatte er regiert, als schon
überall sichtbar wurde, daß seines Vaters gewaltige
Faust das Ganze nicht mehr zusammen hielt. In
Bretagne und Gascogne brachen Empörungen aus,
in Ungarn und Dalmatien rüttelten sich die Slaven;
mühsam wurden die Flammen gedämpft und erstickt.
Noch schien das Reich unangetastet, die Oberfläche
grünte noch, während sie von allen Seiten unter-
graben wurde. Die schönen Hofnungen verschwan-
den, die Ludwig, nach aller Fürsten Weise, begin-
nend erweckt hatte. Das Gute, das er gewollt,
wußte er nicht zu bethätigen. Gerechtigkeit erlag
aufs neue unter dem Druck der Großen. Auf Miß-
wachs folgten ansteckende Seuchen; Strafruthen
Gottes! dafür erkannte sie Ludwig, söhnte sich aus 822
mit allen Beleidigten, und erklärte reuig in einem
Edikt, das zu seiner Unehre noch vorhanden: er
habe mehr gesündigt als die, welchen er zum Muster
dienen sollen, er gelobe Besserung. Solche Bekennt-
nisse mögen löblich seyn, doch dem Volke flößen sie
Verachtung ein. Nur durch ein kräftiges aber stilles
Bestreben, das Tadelnswerthe zu bessern, muß ein
Fürst sich schuldig bekennen. Es war eine eitle Ehre, 826
die ihm wiederfuhr, als Harald, der Dänen König,
an seinem Hofe sich taufen ließ. Die Normänner
folgten dem Beyspiel nicht, und Harald selbst, heim-
gekehrt, spottete bald der fränkischen Herrschaft wie
des neuen Glaubens.

Doch mögte Ludwig noch lange ruhig auf sei-
nem Throne gebetet haben, hätte er nur sein Auge

von der Kirchenzucht gewendet; hätte er nicht begehrt, es sollten die Bischöfe ihren güldenen Wehrgehängen, ihren Dolchen mit edlen Steinen besetzt, ihren ritterlichen Sporen entsagen. Die Priester, denen er liebkoste, waren die Ersten ihm auf den
829 Nacken zu treten, und Wala an ihrer Spitze warf ihm öffentlich zu Aachen auf dem Reichstage jedes Unglück, das den Staat betroffen, vor, hinzufügend: Du bist der Schuldige! — Er wagte sogar, die eheliche Treue der Kaiserin verdächtig zu machen, und die Strafe dieser Kühnheit war doch nur Verweisung in sein Kloster.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Suta, von einem schwachen Gemahl zu zärtlich geliebt, ein willkürliches Spiel mit seinem Herzen getrieben. Ihren Liebling, Bernhard, Statthalter von Barcellona, einen hoffärtigen Mann, schmeichelte sie in Ludwigs unbegrenztes Vertrauen, und man erlaubte sich öffentlich die kecke Rede: „Wir haben keinen Kaiser, „nur einen Knecht der Kaiserin und des Ministers.“ Doch zu verargen war der Mutter nicht, daß sie ihrem Sohne eine Versorgung wünschte, daß sie, nach des Vaters Tode, ihn der Gnade seiner Brüder nicht überlassen mogte. Leicht war sein Schicksal dann zu prophezeyen: ein Kloster würde ihn verschlungen haben. Allein was konnte Ludwig für ihn thun? er hatte ja schon alles weggegeben; er hatte — so schien es der Mutter — den Ungeborenen beraubt. Durch feyerliche Schwüre war den Stiefsöhnen die Frucht der übereilten Freygebigkeit zugesichert worden. Nur der bittende Vater durfte hoffen, seines Wortes entbunden zu werden, und Ludwig entschloß sich zu bitten. Lothar, der Erstgeborene, schien bereitwillig und beeidigte sogar das Versprechen, seinem Bruder ein Vormund, ein Beschützer

schäfer zu werden. Doch Pipin und Ludwig der Jüngere hegten ungleiche Gesinnungen und nur zu bald trat auch Lothar wortbrüchig auf ihre Seite. Indessen hatte der Kaiser, den kindlichen Gefühlen der Söhne vertrauend, die Schweitz, Oberburgund und einen Theil der Gegenden am Rhein Karl dem Kahlen zum Erbe bestimmt. Da erneuerten sich unter den Karolingern die Greuel, welche den Stamm der Merowinger geschändet hatten. Drey Söhne traten 830
bewaffnet gegen ihren Vater auf, dem sie allein die Macht verdankten, die nun ihm trotzte. Von den Großen, Bischöfen und Aebten wurden sie angefeuert, das göttlichste der Gebote (weil es das natürlichste ist) ohne Scheu mit Füßen zu treten. Das Volk wurde aufgewiegelt, Ludwig verlassen und gefangen, mit ihm Guta, der Gegenstand des öffentlichen Hasses, welche angeloben mußte eine Nonne zu werden, auch dem Gemahl durch Ueberredung die Wahl des Klosterlebens aufzudringen.

Ludwig wurde streng bewacht. Nur mit Mönchen durfte er Umgang pflegen, sie sollten zu der künftigen Bestimmung ihn vorbereiten. Doch es glimmte noch ein Funke von des Vaters Geist in ihm, er fügte nicht so leidend, als man geglaubt, sich in des Glückes Wechsel; er gewann einen der Mönche, Namens Bundobald, sandte ihn heimlich zu den jüngern Söhnen, Pipin und Ludwig, Vergrößerung ihres Erbtheils verheißend, wenn sie den Vater befreyen würden. Er durfte hoffen, in unnatürlichen Söhnen auch treulose Brüder zu finden, und er irrte nicht. Ihnen kam zu statten, daß Alle sich getäuscht sahen, die von Lothars Herrschaft Wunderdinge gehofft. An der Reichsverwaltung wurde nichts gebessert; seine habsüchtigen Günstlinge kämpften nur um den meisten Einfluß; Alles wurde schlimmer und

des

des Volkes Unbehagen führte eine verdienstlose Reue herbey. Ludwigs Feinde wollten in Frankreich eine Versammlung berufen, die das letzte Urtheil über ihn sprechen, sein endliches Schicksal bestimmen sollte. Doch Er, den Deutschen mehr vertrauend, bestand darauf, nur an Deutschlands Grenzen sich zu stellen, und es geschah zu Nimwegen, wohin die Deutschen haufenweis strömten, und, sich laut für ihn erklärend, seinen Muth stärkten. Plötzlich erhob er die Stimme, ließ einige der Rädelsführer verhaften und gebot sie weg zu führen. Lothar verstummte, bebte, sah sich verlassen und flehte um des Vaters Verzeihung. Er hatte die Menschheit zu tief verachtet, wähnend, eine Volksversammlung werde ungerührt den Vater in den Fesseln des Sohnes erblicken. Solche Schauspiele sühnen oft sogar mit Verbrechen aus, um wie vielmehr mit einem schwachen Vater, der es redlich meinte, der auch jetzt den Sohn begnadigte, nur der kaiserlichen Würde ihn entsetzte und seine Herrschaft auf Italien beschränkte. Mit großem Gepränge wurde Guta aus dem Kloster geführt; doch ehe Ludwig sie förmlich wieder als seine Gemahlin erkannte, mußte sie durch einen feyerlichen Eid ihre Unschuld betheuern.

831 Zu Aachen hielt der Kaiser Gericht über die Empörer und strafte seine Söhne auf eine Weise, die Zartfühlende am schmerzlichsten verwundet haben würde; denn sie selbst, die kurz zuvor an der Spitze dieser Empörer standen, mußten jetzt ein Urtheil über Mitschuldige sprechen, und, den Tod zuerkennend, sprachen sie ihr eigenes. Laut billigte das Volk den Spruch. Nur Ludwig, der Versöhnliche, schenkte allen das Leben in ferne Kerker sie verbannend. Die undankbaren Söhne vergaßen nur zu bald die väterliche

liche Großmuth, zumal da Ludwig den gehaßten Günstling Bernhard, der keck durch Zweykampf sich zu reinigen erbot, in Gunst und Würden wieder einsetzte. Ein Fürst sollte nie der allgemeinen Stimmung seines Volkes trotzen, denn selten ist dauernder Volkshaß ungerecht. Bernhard mogte Verdienste haben (hoffärtige Gewalt verdunkelte sie), das größte war vielleicht, daß er dem Kaiser es bequem machte, zum Psalmodiren ihm Zeit verschaffte. Der Söhne Groll brach zuerst in Ungehorsam aus, nicht erscheinend, wenn der Vater sie berief, oder seinen Willen unbeachtend. Pipin sollte zu Trier Hof halten unter des Vaters Augen, allein er flüchtete nach Aquitanien. Ludwig aus Bayern versuchte sogar mit Gewalt sein Erbtheil ungeschmälert zu erhalten, mußte noch einmal vor des Vaters Waffen sich demüthigen, und erhielt noch Einmal unverdiente Verzeihung. Aber des Kaisers Geduld war erschöpft und seine Liebe zu dem unmündigen Sohne wuchs mit der Abneigung gegen die ältern Brüder. Der widerspenstige Pipin sollte Aquitanien verlieren, Karl es besitzen, und diese neue Theilung mußten abermals die Großen beschwören, die am Ende nicht mehr wußten, welchen unter den vielen Schwüren sie erfüllen sollten. Da entwichen viele zu den Fahnen der Empörung, welche nun des Kaisers Söhne abermals aufpflanzten. Auch der Papst, Gregor IV, stand ihnen zur Seite, weil damals schon der Kirche Vortheil des Kaisers Demüthigung heischte. Er drohte mit dem Banne, der zwar noch nicht, wie später, Beraubung aller Güter nach sich zog, allein jedes Menschen fesselnde Band lösen sollte. Doch Ludwig war noch bewaffnet, noch gehorchte ihm ein Heer. Im Elsaß stand der gebeugte Vater den Söhnen gegenüber, um seiner Kinder Blut zu vergießen oder sein eigenes durch ihr Schwert.

Da

Da begab sich der Statthalter Gottes in das kaiserliche Lager, Unterhandlung vorspiegelnd, Aufwiegelung des Heeres bezweckend. Was dem Kaiser gegen seinen Neffen Bernhard einst gelungen war, gelang jetzt dem Priester gegen den Kaiser. Noch in derselben, auf den verrätherischen Besuch folgenden, Nacht ging die Hälfte von Ludwigs Heere zu Lothar über. Man sagt, die Ebene, auf welcher Tages zuvor unterhandelt worden, heiße noch jetzt das Lügenfeld, ein Name, der fast immer solchen Orten zuzueignen wäre. Die Wenigen, die noch den alten Herrn umgaben, drängten sich zu ihm, fragend: was zu thun? — Da antwortete Ludwig, wie einst der Römer Otho: „geht zu meinen Söhnen, denn ich begehre nicht, daß um meinetwillen auch nur Einer „das Leben oder ein Glied verliere." — Sie weinten und gingen. Ludwig ergab sich. Nur für das Leben seiner Gemahlin ließ er sich herab zu bitten. Es wurde ihm zugesagt, Guta gefangen nach Welschland, der zehnjährige Karl in das Kloster Prüm gesandt.

Schwerlich gab es jetzt in dem weiten Frankenreiche einen unglücklicheren Mann, als den Kaiser. Von allem, was ihm lieb und theuer war, mußte er sich trennen, so wollten es seine Kinder. Er selbst blieb ein Gefangener, der Kerkermeister war sein Sohn. Er mußte Zeuge seyn, wie die Pflichtvergessenen ihres lebenden Vaters Erbe theilten; er mußte dem Lothar nach Frankreich folgen, und dort zu Soissons, im Kloster St. Medard, aufs neue sich bestärmen lassen ein Mönch zu werden.

Um diesen Entschluß zu beschleunigen spiegelte man ihm vor, es habe Guta bereits den Schleier genommen, und als er dennoch standhaft sich weigerte,

gerne ersann der Höllengeist, der den Lothar beseelte, ein anderes Mittel ihn der Regierung unfähig zu machen. Es gab ein Kirchengesetz, Kraft dessen, wer öffentliche Kirchenbuße gethan, die Waffen nicht mehr tragen konnte. Man fürchtete des wankelmüthigen Volkes Mitleid, das schon hie und da sich wieder zu regen begann; gelang es aber, einen König der Franken so tief zu erniedrigen, daß er unbewaffnet bleiben mußte, so war man sicher, ihn dem kriegerischen Volke verächtlich zu machen. Die Bischöfe traten als Bußprediger auf, und ängsteten des frommen Kaisers Gewissen so lange, bis er ihren heimtückischen Rath zu befolgen gelobte. Ebbo, Erzbischof 833
von Rheims, den Ludwig selbst, den Gesetzen zuwider, aus der Leibeigenschaft zu dieser Würde erhoben, trat jetzt auf den Nacken seines Königes und Wohlthäters. Von dreyßig Bischöfen und einem Mönchsschwarm umringt, führte man den Kaiser in die Kirche, wo Lothar auf einem Throne an des Vaters Demüthigung sein Auge weidete. Ebbo befahl, daß Ludwig sein Schwert und Wehrgehänge ablegen, auf einem Bußsack vor dem Altare mit dem Gesicht zur Erde gekehrt sich ausstrecken, dann die Liste der ihm angeschuldigten Verbrechen mit lauter Stimme ablesen sollte. Diesen Schimpf ertragend verdiente Ludwig ihn. Er bekannte: unwürdig habe er sein Amt verwaltet, Gott beleidigt, der Kirche ein Aergerniß gegeben, Volksunruhen veranlaßt. Er las: ich habe meinen Neffen Bernhard ermordet, das Heiligthum geschändet, meine Gelübde gebrochen, das Volk zum Meineid verführt; ich habe in den Fasten einen Feldzug unternommen, am grünen Donnerstage eine Reichsversammlung ausgeschrieben; ich habe Geistliche verurtheilt, obschon sie keinem weltlichen Richter unterworfen sind. Ja, er mußte so-

gar

ger unter seine Verbrechen zählen, daß er gegen die empörerischen Söhne sich vertheidigt habe. Dann übergab der Büßende die schimpfliche Schrift den Bischöfen, die, während dieses gräßlichen Schauspiels, Psalmen singend die Hände auf ihn legten. Ebbo entkleidete ihn mit unsanfter Hast. Des Reichs verlustig erklärten die Priester ihn nicht, wie Manche vorgeben; es wurde vorausgesetzt, er habe selbst durch seine Erniedrigung dem Throne entsagt; man nannte ihn weder König noch Kaiser. Im Bußgewande wurde er nun in eine Zelle gesperrt, ohne Bedienung, ohne Trost, lebendig todt. Allein die vielen hundert Zeugen dieser schamlosen Mißhandlung verließen die Kirche mit andern Gefühlen, als Lothar und seine übermüthigen Bischöfe. Anfangs mit stummem Erstaunen, zuletzt mit tiefer Rührung des Unwillens hatten sie murrend dem Schauspiel zugesehn und verbreiteten nun die, jedes rechtliche Gemüth empörende, Erzählung. Sie ging von Munde zu Munde: sie erreichte das Ohr Ludwigs von Baiern, und — möge nun ein kindliches Gefühl sich in ihm geregt, oder Lothar's schnöde Behandlung seiner Brüder ihn gereizt haben — er versuchte, anfangs gütlich, des Vaters Schicksal zu mildern, und als Lothars Uebermuth ungebeugt blieb, verband er sich mit seinem Bruder Pipin zu des Vaters Befreyung.

834 Plötzlich stand Lothar von Feinden umringt, welche zu bekämpfen er weder Kraft noch Muth zeigte. Kaum sahen des alten Kaisers Freunde das Zünglein in der Glückswage sich wieder zu ihm neigen, so erhoben sie nach und nach die gebückten Häupter und wollten ihn bewegen, ohne weitere Förmlichkeit die Krone wieder aufsetzen. Dem schwachen Manne schien das unerlaubt, denn nicht die Bischöfe

schöfe ihn absolvirt und er aus ihren Händen die Waffen zurück empfangen. Seine Retter eilten herbey. Noch einmal umgürtete ihn das Schwert; noch einmal schloß er die Gemahlin sammt dem geliebten Kinde in seine Arme. Eine Versammlung zu Diedenhofen vernichtete was zu Soissons geschehn. Noch einmal bestieg Ludwig den Thron.

Lothar, nachdem er das Glück der Waffen umsonst versucht, mußte um Gnade bitten, und der Unwürdige fand abermals Gnade in dem Vaterherzen. Keine andere Strafe wurde ihm auferlegt, als die, nicht ohne des Kaisers Erlaubniß Italien zu verlassen. Auch die Rebellen unter den Großen beraubte Ludwig ihrer Güter nicht einmal; kaum entzog er ihnen die, welche sie aus seinen Händen als ein übel vergoltenes Geschenk empfangen.

Und was wurde aus jenem verbrecherischen Erzbischof? — Er verlor sein Bisthum, wobey man noch die Schonung ihm bewies, nur in der Sakristey ihn dessen zu entsetzen, ihn, der seinen Kaiser vor allem Volke verhöhnt hatte. Ludwig wußte nicht zu strafen. Dieser Mangel an gerechter Strenge stürzte ihn bald aufs neue, bis an seinen Tod, in fortwährende Unruhen. Sein Lieblingswunsch, des jüngsten Sohnes Versorgung, beherrschte sein Herz, doch hatte er begreifen gelernt, daß er ohne Zustimmung der ältern Brüder, nachdem er sie zu mächtig werden lassen, nichts dauerhaftes beschließen und sein Tod alles wieder umstürzen werde. Darum versuchte er, bald diesen, bald jenen zu gewinnen, vor Allem den eigennützigen Lothar. Nur geschmeichelte Habsucht konnte dem unmündigen Bruder dieses feile Herz erwerben. Pipin war gestorben, das erleichterte die neue Theilung, denn seiner Kinder 839

wurde

wurde nicht gedacht. Ludwig in Bayern sollte mit diesem Lande sich begnügen, alles übrige Lothar mit dem Stiefbruder theilen. Das kränkte den Zurückgesetzten und wohl mit Recht. Er war es ja, der aus dem Kerker den Vater wieder auf den Thron geführt; es war es ja, der ihn den Mißhandlungen eines Sohnes entrissen, der nun ihm vorgezogen wurde. Das ertrug er nicht, griff zu den Waffen, unterwarf sich zwar als der Kaiser mit überlegener Macht ihm entgegen eilte, empörte sich aber aufs neue, sobald der drohende sich
839 entfernte. Zu gleicher Zeit murrte das Volk von Aquitanien, das wärmer an den Kindern seines verstorbenen Herrn, als Ludwig an den verwaisten Enkeln hing. Durch Kummer und Leibesschwäche tief gebeugt, mußte der Greis noch einmal das Schwert ziehen — und gegen wen? — gegen den eignen Sohn, den er, ein seufzender Sieger, verfolgte. Aber zu
840 Ingelheim, einer Insel unweit Maynz, trat der Tod in sein Zelt, und fand ihn kinderlos, ärmer und verlassener als den Tagelöhner in seiner Hütte, dem liebende Kinder die Augen zudrücken, doch eben so müde des Lebens. Nur einer seiner Stiefbrüder, Drogo, stand bey ihm, ermahnend, daß er in diesen letzten Augenblicken dem Sohne verzeihen wolle. „Ich thue es von Herzen," sagte der Sterbende, „doch wissen soll Ludwig, daß er mein graues Haar mit Kummer in die Grube gebracht. So verschied er, gleichsam mit den Waffen in der Hand gegen seine Kinder.

Ein Schauder erregendes Schicksal! — Verdient rufen Viele. Es mag seyn, aber wodurch? — nur seine Herzensgüte wurde ihm verderblich. Auch das gehört unter Kaiser Karl's Verbrechen an der

Nach-

Nachwelt, daß sein gewaltsames Regiment einen gütigen Nachfolger zum ungeschickten machte. Wer Karls Thron mit Ruhm besteigen wollte, mußte ein Tyrann seyn oder unterliegen.

Wären Ludwigs ältere Brüder nicht so früh ins Grab gesunken, hätte er sich mit Aquitanien begnügen müssen, — und wie gern hätte er das gethan! — die Geschichte würde in ihm ein Regenten-Muster verehren. Daß er seinen Kindern vertraute, war der größte von ihm begangene Fehler, und auch der nur Befolgung des väterlichen Beyspiels. Der unselige Familien-Zwist hemmte alle die kräftigen Schritte, die er, den Scepter ergreifend, zum Heil des Volkes mit redlichem Willen gethan. Was darf der Billige von einem Kaiser fodern, der unaufhörlich um seine Vater-Rechte kämpfen muß? — Ja, es war Herzensschwäche, daß er diese unnatürliche Brut nicht gleich erstickte, als sie zum Erstenmale gegen ihn gezischt; es war nicht kaiserlich, aber doch so menschlich! Die Nachwelt bewundert ihn nicht, aber sie darf ihn bemitleiden und wohl vermuthen, daß, ohne diese grausame Zwischenspiele, das Reich unter ihm der lang entbehrten Ruhe würde genossen haben. Allzugroße Liebe für seine zweyte Gemahlin rückt man ihm vor, doch war Guta keine Jastrabe. — Die Tugend der Freygebigkeit soll er grenzenlos geübt, die besten Meyerhöfe verschenkt haben. Freylich machte er nur Undankbare. — Die Demuth hat er zu weit getrieben. Freylich waren die Großen an Uebermuth gewöhnt. Der eigentliche Grund des Hasses lag doch in seiner standhaften Gerechtigkeitsliebe. So fromm er war, so viele Klöster er stiftete, so ließ er doch nicht ab die usurpirten Freyheiten der Priesterschaft zu beschränken, auf löbliche Kirchenzucht ein strenges Auge zu richten, das unterdrückte

Volk

Volk zu schützen gegen bedrückende Große, und Bischöfe, die nun auch schon Große waren. Darum hingen sie so leicht sich an die verbrecherischen Söhne; darum konnte dem redlichen Manne nichts gelingen.

Doch wenn das Schicksal ihm den Ruhm eines Kaisers nicht vergönnte, so hat es doch die wehmüthige Erinnerung an einen edlen Unglücklichen der Nachwelt nicht rauben können.

6.

Untergang der Karolinger.

Um der Völker wachsendes Elend zu weissagen, bedurfte es wohl nach Ludwigs Tode keiner prophetischen Gabe. Was die Söhne gethan, zeigte, was die Brüder thun würden. Jeder suchte des Andern Untergang. Vor Allen gedachte Lothar alles an sich zu reißen. So vortheilhaft des Vaters letzte Theilung ihm gewesen; so hoch die Schwüre, durch die er sie bekräftigt; so war doch alles schnell vergessen beym Anblick der Reichskleinodien, die der Sterbende ihm zugesandt. Als Kaiser wollte er nun ein Herr des ganzen Reiches, Herr seiner Brüder seyn. In allen Ländern ließ er hochmüthig ansagen, man solle gebührend sich bereiten zu seinem Empfang, denn er werde kommen die Oberherrschaft anzutreten. So entbot er dem Volke, die Großen lockend oder schreckend durch Zusagen und Drohungen. Entsetzte Bösewichter, seines Vaters Henker, bekleidete er aufs neue mit den verlornen Würden, sogar jenen verächtlichen Ebbo, sie Alle dadurch an seinen Vortheil

theil knüpfend. Es gab, außer seinen Brüdern, noch zwey junge Prinzen mit gerechten Ansprüchen, Pipin und Karlmann, Ludwigs verwaiste Enkel in Aquitanien; sie wurden von der Guta Sohne hart bedrängt. Lothar, der Ränkevolle, begriff, daß er, um alle diese Mitbewerber unter sein Joch zu beugen, Jeden einzeln überwinden müsse. Den König der Bayern wollte er zuerst vernichten, und, bis ihm das gelungen, sollte der Franken-König schlummern. Darum beschickte er diesen freundlich, nannte ihn seinen lieben Bruder, seinen geistlichen Sohn — er hatte ihn aus der Taufe gehoben — erneuerte die alten Verträge, die geheuchelte Freundschaft, und begehrte blos Schonung für Pipin, den er in der Folge als ungeschwächten Feind gegen den Getäuschten aufstellen wollte. Karl wurde eingeschläfert, aber bald erkannte er bereuend des Bruders Tücke; denn als Lothar, an den Rhein ziehend, den König von Bayern wider Vermuthen wohl gerüstet fand, betrog er ihn durch Friedenshoffnungen, kehrte schnell seine Waffen gegen Karl, schloß ein Bündniß mit Pipin, und, nach manchem Wechsel von Hochmuth, Feigheit und Arglist, zwang er den König der Franken nach Bayern zu entfliehen, wo gleiche Furcht die vormals zwistigen Brüder vereinte. Noch einmal versuchten sie, den hofärtigen Kaiser durch Friedensboten zu bewegen, doch als er jedes gute Wort verwarf und verhöhnte, riefen sie Gott zum Richter in der Schlacht, die bey Fontenay geliefert wurde. 841
Zwey Könige standen da zwey Königen gegenüber, drey der Kämpfer waren Brüder, der Vierte ihr Neffe, alle Kaiser Karls Enkel. Lothar wurde geschlagen. Es sollen hunderttausend Streiter in diesem blutigen Treffen den Tod gefunden haben. Möge die Angabe übertrieben lauten, so scheint doch glaub-

wür-

würdig, es sey damals die Macht der Franken so entkräftet worden, daß sie künftig ihre Grenzen nicht erweitern, noch beschützen können.

Dennoch wurde nichts durch diese Schlacht entschieden, denn die Sieger — statt den nach Aachen flüchtenden Lothar verfolgend aufzureiben — wurden beym Anblick des mit Leichen übersäeten Schlachtfeldes von einer frommen Wehmuth ergriffen, begruben die Erschlagenen, verbanden die Verwundeten und fragten seufzend die Bischöfe: ob sie recht gethan? — Da wurde feyerlich der Sieg für ein Gottesurtheil erklärt, doch dem ganzen Heere Gebet und Fasten auferlegt. In dem Sohne, der ohne Bedenken gegen seinen Vater gefochten, erweckte nun des störrischen Bruders Niederlage Gewissensbisse, die ihm die Frucht des Sieges raubten. Unergründliches Menschenherz! — Lothar, vom ersten Schrecken sich erholend, und eben so erstaunt als erfreut unverfolgt zu bleiben, schmiedete neue Ränke. Aus Herrschsucht hatte sein Großvater den Sachsen das Christenthum aufgezwungen, aus Herrschsucht wollte jetzt der Enkel sie wieder in Heiden verwandeln. Völlige Duldung verkündete er den Sachsen, die Kirchen mogten sie niederreißen, zurück in ihre Eichenhaine kehren, wenn sie nur den Bruderkrieg für ihn ausfechten wollten. Siehe da die Religion böser Fürsten! ein geschmeidiges Werkzeug in ihrer Hand. Noch immer mußte wohl das Heidenthum in den Gemüthern der Sachsen frische Wurzeln nähren, obschon seit ihrer Taufe ein neues Geschlecht aufgewachsen war, denn es entstand große Gährung unter dem Volke; nur die Edelinge, die fester an ihren Lehengütern als am alten Glauben hingen, auch wohl besser unterrichtet waren, wankten nicht. Aber die Normänner gewann Lothar, ihnen Länder anweisend

und

und dadurch den Weg in das fränkische Gebiet den gefährlichen Bundesgenossen bezeichnend. Alle diese Ränke, selbst einige Vortheile seiner Waffen, bewirkten nur ein festeres Bündniß seiner bedrohten Brüder. Bey Straßburg, von ihren Heeren umringt, erhuben sie laut ihre Stimmen, Ludwig in deutscher, Karl in romanischer Sprache, die aus verdorbenem Latein in Frankreich sich gebildet hatte. Also sprachen sie: „Lothar hat uns gezwungen unsere gerechte Sache Gott anheim zu stellen; durch „ein Gottesurtheil haben wir gesiegt, doch um des „Volkes willen den Ueberwundenen geschont. Dennoch blieb sein Trotz ungebeugt. Gottlos, unbrüderlich verfolgt er uns. Darum stehen wir hier im „Angesichte unserer Getreuen, und wollen beweisen, „daß wir mit dem Volke es redlich meinen und wollen vor aller Augen und Ohren uns ewige Treue „schwören. Seiner Pflichten entbunden sey Jeder „von uns, wenn wir meineidig erfunden würden.“ Darauf schwuren beyde unter Gottes Himmel vor vielen tausend Zeugen, und ihre Lehensmänner bekräftigten den Eid Jeder in seiner Sprache. Keiner wollte seinem Herrn Beystand leisten, wenn von ihm der Schwur gebrochen würde. 842

Noch einmal gingen Friedensboten zu Lothar, die nicht einmal sein Antlitz schauen durften. Da brachen die verbundenen Brüder auf, trieben den Hoffärtigen aus Aachen nach Lyon, und foderten an ihres Großvaters Grabe von den anwesenden Bischöfen, daß sie ein Endurtheil sprächen. Es wurde gesprochen, Lothar — ein Treuloser gegen Vater und Brüder, ein Feind der Kirchen und des Volkes, ein Flüchtling aus dem Treffen — des Thrones für unfähig erklärt, der Unterthanen Eid gelöst und an Karl wie an Ludwig die Frage gestellt: ob sie besser

regieren wollten? — Sie gelobten es mit Gottes Hülfe. „Wohlan!" erwiederten die Bischöfe: „so „ordnen und befehlen wir an Gottes Statt, daß ihr „das Reich übernehmet und nach seinem Willen re„gieret." — So war Lothar entsetzt und Ludwig eilte nach Sachsen, wo er die Aufgewiegelten strenge züchtigte. Ohnmacht des Ueberwundenen führte endlich den Frieden herbey, den er mit Stolz erbat und vortheilhafter zu erschleichen wußte, als seine Lage erwarten ließ. Auf einer Insel in der Saone wagte er, seiner Arglist vertrauend, eine persönliche Zusammenkunft mit den beleidigten Brüdern. Durch welche Künste er sie besänftigt, ist unbekannt geblieben; seine Schlauheit bewies der Erfolg: ein Waffenstillstand und der Auftrag, den von jeder Seite vierzig Große empfingen, trotz dem göttlichen Willen, den die Bischöfe kund gethan, eine neue Theilung vorzubereiten.

843 Nach manchen Hindernissen kam der berühmte, zu Verdun geschlossene Vertrag zu Stande. Lothar blieb Kaiser in Italien und Herr von allen Ländern, die zwischen Frankreich und Deutschland gelegen. Karl der Kahle wurde König in Frankreich und Aquitanien, doch sollte er die Söhne Pipins anständig versorgen. Deutschland, für immer vom Reiche der Franken getrennt, war Ludwigs Königreich bis an den Rhein. Auch jenseit dieses Stromes blieben Mayntz, Speyer und Worms in seiner Gewalt, wohl minder um des Weines willen, wie man vorgegeben, als um die Rheinpässe gegen den verdächtigen Bruder zu sichern. Die so oft gemißbrauchten Worte: ewiger Friede! wurden auch damals ausgesprochen; ein Familienbund sollte ihn besiegeln, Jeder seine Staaten unabhängig besitzen. Die deutschen, jetzt unter eigenem Scepter vereinigten Nationen wa-

waren Sachsen, Friesen, Thüringer, Franken, Schwaben und Bayern. Die Geschichte hat oft erprobt, daß gehäufte Eroberungen eines Staates Grenzen schwächen, denn mit dessen erweitertem Umkreise mehrt sich auch der feindlichen Nachbarn Zahl; es fällt die Scheidewand, die ferne Barbaren vom Sieger trennte; einzelne Haufen, vormals hinreichende Grenzwächter, müssen sich nun in Heere verwandeln. Als ein weiser Staatsmann soll Kaiser Karl die Sachsen unterjocht haben, wähnend, es sey dadurch im Norden das Franken-Reich wohl geschützt; gleich als wäre ihm unbekannt geblieben, daß hinter den Sachsen wieder andere, nicht minder kriegerische Völker wohnten, und immer weiter immer wieder andere in unabsehbarer Kette. Hier standen die Slaven auf, dort die Normänner, durch Sprache, Religion und Sitten von den Deutschen grell geschieden, an Tapferkeit überlegen; denn von jenen, die nun Christen waren, hieß es schon: „sie tragen noch den „alten Namen, doch die alte Kraft und Mannheit „sind verschwunden.“ Zu ihrem Glücke waren die wilden Nachbarn in zahllose Stämme gespalten, die — gleich den Sachsen in ihrer Heldenzeit von keinem Gemeingeist beseelt, unter keinem Oberhaupt vereinigt, nur den ungeregelten Raubkrieg führten. Selten verfloß ein Jahr unter Ludwigs Regierung ohne Kampf gegen diese Barbaren, die, trotz mancher Niederlagen, Thüringen, Sachsen und Bayern oft verwüsteten. Zwar sollten überall die nächsten Grafen und Bischöfe, sobald die Lärmtrompete erschallte, dem Angegriffenen zu Hülfe eilen, doch hier geschah es träge, dort unwillig, und Jeder zog mit seiner Schaar wohin es ihm beliebte. Da mußte man, Ordnung bezweckend, die von Kaiser Karl verworfene Herzogswürde aufs neue errichten, um die Ein-

heiten wirksamer in ein Ganzes zu verbinden. Ludolf wird genannt in Thüringen, Ludolf in Sachsen Herzog. Die Normänner, jetzt glückliche Seeräuber — denn der Franken zunehmende Schwäche war ihre Stärke — lebten auf den Gewässern gleich den Hunnen auf ihren Rossen. Oft waren einige Schiffe, oder eine Hand voll tapferer Männer, die ganze Ausstreuer königlicher Prinzen. Kühne Wagehälse, die sich Ruf erworben, sammelten Beutegierige Abentheurer zu ihren Flaggen, wurden nicht selten Anführer furchtbarer Geschwader auf eigene Gefahr, eigenen Gewinn, oder standen im Sold der Könige, die das im Sommer Geraubte im Winter verschwelgten. Wo sich Ströme in's Meer ergossen, da ruderten sie gern mit ihren Schiffen aufwärts, plünderten die Ufer zu beyden Seiten, und verschanzten sich auch wohl auf kleinen Inseln mitten im feindlichen Lande. So verwüsteten sie Hamburg, dessen Handel erblühte; so bedrängten sie die Friesen; doch am härtesten Frankreich unter Karl dem Kahlen.

843

Dieser schwache Fürst, der seiner Großen Uebermuth nur durch Meuchelmord zu dämpfen wußte, auf den der Ahnherr alle seine Laster ohne seinen Geist vererbt hatte, wurde bald gehaßt und verachtet. Pipin, auf seine Großmuth angewiesen, mußte verzweifelnd zu den Normännern flüchten. Die Aquitanier, Zeugen und Opfer von des Königs Verbrechen, schrieen endlich laut auf, begehrend, Ludwig der Deutsche solle sie befreyen und beherrschen. Da erlosch im Kronenglanze die so feyerlich beschworne Freundschaft. Der deutsche König zog hin, fand in Frankreich großen Anhang, sah den Bruder vor sich fliehen, zeigte aber weder Kraft noch Schnelligkeit, in der die höchste Kraft liegt. Er zauderte bis Pitbrid für den Vertriebenen erwachte. Die Geistlichkeit

856
858

rat

trat zu Karl, dem Geistesschwachen, über, den sie besser
gängeln konnte, und Ludwig verlor das erbeutete Land 859
schnell wie er es gewonnen, beydes ruhmlos. Der brü-
derlichen Freundschaft gezwungene Erneuerung begleitete
der Argwohn; sie gelobten einander, was, unversprochen,
der Rechtliche zu halten pflegt: Kein Richteramt
sich anzumaßen zwischen mißvergnügten Unter- 864
thanen und deren Fürsten. Sie stellten dießmal Bürgen
für treue Befolgung des Angelobten, und diese Bürgen
empfingen das Recht, den etwa wortbrüchigen mit Ernst
an seine Pflicht zu mahnen. Eitle Wortesprungen!
nur so lange kräftig, als Habsucht schlummert, denn
die Erwachte ist taub. Ein siecher Körper und ein
befleckteß Gewissen hatten den Kaiser Lothar ins Kloster
geworfen, wo er, in der Kutte, schon am sechsten Tage
starb. Sein Drittel der fränkischen Monarchie wurde
abermals unter drey Söhne zerstückelt: Ludwig der
Zweyte, Kaiser, behielt Italien; Lothar empfing das
alte Austrasien, nach ihm Lothringen genannt; Karl
die Provence, Burgund und was man in der Folge das
Reich von Arelat geheißen. Männliche Nachkommen
aus rechtmäßiger Ehe hatte keiner dieser Fürsten. Des
Letzten Tod zu einer Zeit, wo die habsüchtigen Oheime
gerade nicht im Stande waren sich einzumischen, verschaffte
seinen Brüdern das unangefochtene Erbe.
Doch nun starb Lothar in bequemern Zeiten, und also- 869
bald verschloß Karl der Kahle den ermahnenden
Freundschafts-Bürgen sein Ohr. Keines Erbrechts
achtend — das doch wohl am lautesten für den Bru-
der des Verstorbenen, den Kaiser Ludwig sprach — 870
vertraute er dem Rechte der Gewalt und ließ zu Metz
als König von Lothringen sich krönen. Aber Ludwig
der Deutsche, obschon krank, rüstete sich, um mit dem
Schwerte die Erbschaft zu theilen, an die auch ihm

das

das Recht gebrach, und Karl, vor den Normännern zitternd, trat ihm gütlich — weil er mußte — die Hälfte von Lothringen ab, wodurch Cölln, Strasburg, Basel, Trier, Metz und Aachen mit Deutschland vereinigt wurden. Des beraubten Neffen gedachte Niemand; sein Schwert war ohne Schärfe, sein Geist ohne Kraft, obgleich der Papst ihn schützen wollte.
873 Sein Tod würde kaum bemerkt worden seyn, wenn er nicht lockende Titel und Länder hinterlassen hätte. Seine klügere Gemahlin, Engelberge, hatte während seines Lebens ihn geleitet, und Ludwig dem Deutschen die Kaiserwürde zugedacht, wodurch sie diesem schlau, mit päpstlicher Hülfe, das halbe Lothringen wieder abschmeichelte. Doch nun, als nach des Kaisers Tode der älteste der Karolinger seine Rechte geltend machen wollte, trat Karl der Kahle ihm abermals in den Weg. Der Papst benutzte die Gelegenheit, sich zum Kronenspender aufzuwerfen. Dem gehorsamsten und freygebigsten Sohne der Kirche sprach er die Kaiserkrone zu, und so empfing sie Karl, dem vielleicht sein Bruder sie wieder abgefochten hätte, wäre nicht der Tod ins Mittel getreten,
876 Ludwig den Deutschen von der Bühne rufend. Er hatte sechs und dreißig Jahre nicht ohne Glück, auch wohl mit einigem Ruhme regiert, und man darf das karge Lob ihm zumessen, daß er unter den Söhnen Ludwigs des Frommen der Bessere gewesen. Was er am Vater gesündigt, rächte Nemesis, wider Gewohnheit, schon bey seinem Leben, denn auch er hatte drey unnatürliche Söhne, welchen er zu früh Länder anvertraute; auch ihm drohten seiner eigenen Kinder Waffen, so oft ihre Habsucht argwöhnte, er wolle die getroffene Theilung antasten. Durch des Vaters Schonung und des Mainzer Erzbischofs versöhnende Zusprache wurden zwar die Flamme gedämpft,

doch

doch mogte sie, still rächend, an seinem Herzen glühen.

Deutschland zerfiel nun in drey Reiche. Karlmann, der älteste Prinz, nahm Bayern und Oestreich in Besitz, thronend zu Regenspurg, welches lange Zeit die größte deutsche Stadt gewesen. Ludwig, sein Bruder, beherrschte Sachsen, Thüringen und Franken; seine Hauptstädte waren Mannz und Frankfurt am Main. Der jüngste, Karl der Dicke, begnügte sich mit Schwaben. Alle drey liessen ihre Schwerter nicht rosten, denn sie wurden von allen Seiten durch Normänner und Slaven bekriegt. Doch kräftiger als gegen Heiden, von denen wenig zu gewinnen war, fochten sie gegen ihren Oheim. Das Schicksal hatte beschlossen, Kaiser Karls Nachkommen untereinander aufzureiben.

Mit den Waffen in der Hand ging Karl der
Kahle aus der Welt; mit getäuschten Hoffnungen 877
sein Neffe Karlmann, und bald auch Ludwig kinder- 880
los, denn sein einziger Sohn fand zu Regenspurg, 882
vom Söller stürzend, den Tod. In Frankreich bestieg
Ludwig der Stammler den Thron, ein Vermählter zweyer Frauen, aus deren Armen er ins
frühe Grab gerufen wurde. Zwey Söhne spalteten
sein Scepter: Ludwig der Eine, lüstern nach einer
Bauerdirne, verfolgte sie bis in des Vaters Wohnung und starb an einer Quetschung, die, zwischen
der niedrigen Hüttenthür, bey dieser unrühmlichen
That seine Brust empfangen. Karlmann, der
andere, jagte einen wilden Eber, und fiel von einem 884
der Seinigen durch Zufall tödtlich verwundet. Ein
finsterer Geist der Rache waltete über dem Geschlechte
des Eroberers. Karl der Dicke blieb noch übrig
und Karl der Einfältige, ein Kind von Vielen
für unächt gehalten.

Mit

Mit dem Lächeln der Verachtung blickt der Zuschauer auf diese Reihe unwürdiger Fürsten, für welche die Zeitgenossen keine andern Beynamen zu finden wußten, als die des Kahlen, Stammelnden, Dicken und Einfältigen. Von ganz Deutschland, Italien und Lothringen war jetzt Karl der Dicke ein unbehülflicher Herr. An heftigen Krämpfen mußte er leiden, die bisweilen vor allem Volke ihn niederwarfen. Wie mogte er den raschen Normännern widerstehn, die eben damals, an der Maas verschanzt, die Gegend verheerten? — Willig traten zwar die deutschen Völker zahlreich unter die Waffen, Noth erzeugte Muth, die furchtbaren Gäste wurden hart belagert und ihr Untergang schien unvermeidlich — da bewilligte Karl einen, für die Deutschen unrühmlichen, Frieden, den er mit einem Theil von Friesland und mehr als zweytausend Pfund Gold und Silber bezahlte, dagegen sich begnügend mit der Pathenstelle bey dem normännischen Könige Gottfried. Murrend zerstreute sich das Heer der Deutschen und die spottenden Normänner zeigten bald, daß eine Hand voll Wasser ihre Flügel nicht gelähmt. So unwürdig Karl der Dicke des deutschen Thrones sich bewiesen, so berief dennoch Frankreich ihn auf den Seinigen, weil Karl der Einfältige, ein unmündiges Kind, sie weder regieren noch schützen konnte. Schutz erwarteten sie von einem Fürsten, dem Deutschland und Italien bereits gehorchten, und so vereinte des Stifters Urenkel noch einmal die ganze fränkische Monarchie. Aber sie war ein Körper ohne Seele. Das wurde
885 offenbar als die fecken Normänner Paris belagerten, welches, unter seinem Grafen Odo heldenmüthig länger als ein Jahr sich vertheidigend, endlich zu dem neuen Könige um Hülfe rief. Karl erschien, aber nur um dem Feinde siebenhundert Pfund Silber auszuzahlen

und

und ihnen Wohnungen in Burgund einzuräumen. Dieser zweyte schimpfliche Vertrag lud Verachtung der Feinde wie der Freunde auf sein schwaches Haupt. Die Deutschen knirschten, die Italiäner höhnten, die Franzosen spotteten, Alle murrten, am meisten über seinen Liebling, einen Bischof Leutward, dem die bösen Rathschläge zugeschrieben wurden. Es hieß, er sey vom Feinde erkauft; er lasse die edelsten Töchter mit Gewalt entführen, um seinen Vettern sie anzutrauen; ja, er pflege verbotenen Umgang mit der Kaiserin.

Als der schwache, sonst von ihm beherrschte Karl das vernahm, gnügte ihm nicht den Beschuldigten seiner Würden zu entsetzen; er klagte seine Gemahlin öffentlich vor allem Volke des Ehebruchs an. Sie erbot sich, durch die Feuerprobe, oder durch den Zweykampf ehrenwerther Männer, ihre Unschuld zu erweisen; aber ein Kloster barg ihren Schimpf und Leutward floh. Damals war ein Herzog in Kärnthen, Arnulf, ein Bastard Karlmanns von Bayern, klug, tapfer und hochherzig, erprobt im Felde gegen Slaven und Normänner, erprobt im Rathe als wahrer und ehrliebend, denn immer hatte er Karls feige Maßregeln laut gemißbilligt. Zu ihm, auf den die Deutschen lange schon mit Stolz und Hofnung blickten, floh der gestürzte Bischof. Man berieth sich mit den Großen über des Königs Unfähigkeit und es wurde beschlossen, ihn von einem Throne herabzustoßen, den nur sein Körper füllte. Er hatte einen 887
Reichstag nach Ingelheim ausgeschrieben, wo er seinem natürlichen Sohne Bernhard die Krone zuwenden wollte. Eben zog er mit Bequemlichkeit dorthin, als Arnulf zu Tribur, einem kaiserlichen Palaste im Darmstädtischen, ihn des Reiches verlustig erklärte. Einmüthig billigten die Deutschen diese Handlung;

nur die Schwaben, bey denen Karl aufgewachsen und die er am meisten geliebt, bewiesen noch eine lobenswerthe Anhänglichkeit, aber auch sie wichen endlich dem Strome. Arnulf wurde zum Könige ausgerufen. Als die Botschaft an Karl's Hoflager gelangte, verließen ihn seine Krieger, seine Höflinge und sein Muth. Bernhard mußte dem Erwählten die Reichskleinodien bringen, mit welchen er, vor kurzem noch, sich selbst zu schmücken hofte. Der Entsetzte war so tief gesunken, daß die Barmherzigkeit des Mainzer Erzbischofs ihm das tägliche Brot reichte, bis Arnulf seinen demüthigen Bitten einige
888 Meyerhöfe zugestand. Im Stifte Reichenau starb er schon im nächsten Jahre und es will verlauten, es haben seine eignen Diener ihn ermordet. So wurde schon im vierten Gliede mit gleichem Maße vergolten, was an den Merowingern die Karolinger verübt.

In Europa's schönstem Theile herrschte nun Zerrüttung. Es gab kein Recht der Geburt noch Wahlrecht. Der Starke vertilgte den Schwachen, bald wiederum einem Stärkern unterliegend. Abentheurer kämpften mit Bischöfen um die Herrschaft über Knechte. Arnulf zwar gewann durch persönliche Eigenschaften die Achtung seines Volkes; keiner lehnte sich gegen ihn auf; doch täuschte ihn die Hofnung, er sey durch Wahl der Deutschen auch an die Spitze der übrigen Völker berufen. Gleich einem gestrandeten Schiffe, dessen Wrack die Wilden plündern und stückweis heimtragen, so erging es nun der zusammen geraubten Monarchie. In Frankreich wurde Karl der Einfältige noch einmal übergangen, Graf Odo, der tapfere Vertheidiger von Paris, auf den Thron erhoben. Zwey burgundische Königreiche wurden gestiftet, das Eine in Provence durch

den

den kühnen Grafen Boso, der das Recht dazu von einer, aus dem Kloster entführten, Enkelin Kaiser Karl's entlehnte; das andere in den Gebirgen der Schweitz und Savoyens durch Rudolf, einen Grafen aus dem alten Stamme der Welfen. Zwischen der Loire und den Pyrenäen ergriff ein Herzog von Aquitanien den Scepter. Die Italiäner wollten keinem Fremdlinge mehr gehorchen, und konnten doch die Wahl aus ihrer Mitte nicht einmüthig beschließen. Herzog Berengar von Friaul und Herzog Guido von Spoleto, beyde durch ihre Mütter Sprößlinge vom Stamme der Karolinger, kämpften um das Land wie um die Kaiserwürde, bis endlich Guido seinem Gegner auf den Nacken trat, vom Papste gekrönt, bald ein verhaßter Tyrann wurde, von welchem Arnulf die wankelmüthigen Italiäner erlösen sollte.

Der hatte indessen den unternehmenden Rudolf 891
von Burgund in seine Gebirge zurückgetrieben, dann sein Schwert gegen die Slaven und Normänner gewandt. Ueber die Letzteren wurde von ihm ein glänzender Sieg erfochten. Sie hatten hinter Gewässern und Morästen sich verschanzt. Arnulfs Reiter stutzten auf unnützen Rossen. Da sprang er selbst der Erste vom Pferde, Alle folgten ihm; durch Sümpfe und Moräste watend griff er muthig an. Was den Feinden Schutz gewähren sollte, wurde ihr Verderben, die Meisten ertranken. Zwey ihrer Könige blieben auf der Wahlstatt. Das geschah an der Dol unweit Löwen, nachdem sie kurz zuvor einen Erzbischof von Mainz besiegt und getödtet hatten.

Unter den Slaven besaß Arnulf einen alten Freund, den mächtigen Fürsten der Mährer, Zwentibold, der ihm die Krone erringen helfen, und dafür

dafür Beweise der Dankbarkeit empfangen. Denn Arnulfs natürlicher Sohn wurde nach ihm Zwentibold genannt, und Böhmen vertraute ihm der König, eine gefährliche Vergrößerung seiner schon furchtbaren Macht. Fürsten-Freundschaft pflegt zu schwinden mit dem Wachsthum ihrer Stärke. Das erfuhr auch Arnulf, als die Böhmen, sonst ruhig und treu, sich empörten, und Zwentibolds Uebermuth der königlichen Vorladung Hohn sprach. Da soll er die Ungarn gegen ihn herbey gerufen, dadurch dem neuen, überschwemmenden Strome Deutschland geöffnet haben. Es ist ungewiß, denn schon hatten sie auch ohne ihn die Straße nach Italien gefunden. Damals nannte man sie Hunnen, wie alle die furchtbaren Wilden, die aus Asien hereinbrachen, sie aber sich selbst Madscharen. Als Nomaden irrten sie herum, der Pferde Fleisch, Blut und Milch ihre Nahrung, Raubkrieg ihr Geschäft; wohlgeübt im Pfeilschießen, behende zur Flucht wie zum Angriff, schnell wiederkehrend, in Hinterhalte lockend, als Sieger grausam. Doch daß sie der Erschlagenen Blut gesogen, wohl gar als köstliche Arzney deren Herzen verschlungen, mag ein vom Schrecken erfundenes Mährgen seyn, denn lange wurde in der Litaney gesungen: vor den Pfeilen der Ungarn bewahr' uns Gott!

Diesen Barbaren unterlag das Großmährische Reich und sie gründeten das ihrige im heutigen Ungarn, hier noch einen Theil der Wallachey, dort ein Stück von Oestreich an sich reissend. Der Schatten deutscher Hoheit im Osten verschwand; hingegen schien es, daß in Westen und Süden der deutschen Name sich erheben werde. Karl der Einfältige wurde jetzt in Frankreich von Vielen als König anerkannt. Um Odo's Ueberlegenheit an Geist und Macht ein
893 Gegengewicht zu schaffen, kam er selbst nach Worms

und

und erkaufte Arnulfs Beystand durch den Eid der Treue. Die Bischöfe und Grafen an der Maas empfingen Befehl, ihn mit gewaffneter Hand auf den Thron seiner Väter zu setzen. Aber Odo behauptete sich in der wohl verdienten Würde bis an seinen Tod, und Arnulf, der als Feind ihm nicht zu schaden vermogte, reichte ihm als Freund die Hand. Damals geschah es, daß die Italiäner, und selbst der Papst Formosus, ihn zum Erlöser beriefen. Er kam und befleckte seinen alten Ruhm durch Grausamkeiten. Einen wackern Vertheidiger von Bergamo ließ er — statt die Tapferkeit zu ehren — vor den Thoren hängen. Da unterwarf der Schrecken ihm die Städte der Lombardey. Die Gelegenheit schien günstig, den burgundischen König Rudolf zu demüthigen, Arnulf ging über die Alpen, doch Jener trotzte zwischen seinen Felsen. Da führte er das Heer nach Italien zurück, wo sich die Herzen schon von ihm gewendet hatten, denn, mit manchem Stück der Lombardey die Seinigen belehnend, verrieth er schon, daß seine Hülfe zu theuer erkauft werde. Gefahren drohten ihm, als er in Thuscien mit einem abgematteten Heere sich dem Winter nahte. Von Feinden und falschen Freunden umringt, faßte er den kühnen Entschluß, gerade nach Rom vorzudringen, um die Gestalt der Sachen durch einen entscheidenden Schlag zu wandeln. Er achtete nicht der rauhen Witterung noch der verschlammten Wege, die er mit seinen gefallenen Rossen bedeckte. Allen Hindernissen trotzend und Alle besiegend kam er vor Rom. Doch da herrschte Guido's Wittwe mit ihrem Sohne Lambert, den man Kaiser nannte. Eine Belagerung war schwierig; das Glück mußte, durch einen lächerlichen Zufall, den Kühnen zum Siege führen. Ein aufgescheuchter Hase wurde von dem

894

896

Deutschen

Deutschen mit Jagdgeschrey verfolgt. Die Römer auf den Mauern, vermeinend man wolle Sturm laufen, wichen feige, und die Jäger, das gewahrend, stürmten nun im Ernst. Wer weiß nicht, an welche elende Zufälle oft das Glück den Sieg knüpft? — Andere wollen, durch der Römer Schelten von den Mauern sey der Deutschen Wuth entflammt, daß sie plötzlich ungeheißen die Graben gefüllt, die Mauern erstürmt, die Thore gesprengt. Es mögte noch im Zweifel stehen, ob der Deutschen Ehrgefühl nicht von ihrer Jagdlust übertroffen wurde.

Der Papst empfing den Sieger hoch erfreut und krönte ihn zum Kaiser. Das Volk huldigte. Agiltrud, die alte Kaiserin, entwich mit ihrem Sohne. Arnulf wollte ihr folgen, Italiens Eroberung vollenden, doch der Anblick seines geschmolzenen Heeres und eine zehrende Krankheit trieben ihn eilig nach Deutschland zurück. Weder Er fand die Gesundheit, noch Italien die Ruhe wieder. Dort erlaubte sich sogar der folgende, dem Kaiser Lambert zugethane Papst, seinen eigenen Vorgänger aus dem Grabe zu scharren, und dessen alles Priesterschmuckes beraubten Leichnam in die Tiber zu werfen. — So wurden Arnulfs hohe Entwürfe in Frankreich und Welschland vernichtet.

In Deutschland gesellten sich manche nagende Sorgen zu des Körpers Hinfälligkeit. Mit seiner Gemahlin lebte er unfriedlich. Sie mußte vom Verdacht des Ehebruchs durch zwey und siebenzig Eideshelfer sich reinigen. Seinem Bastard, Zwentibold, wünschte Vaterliebe den deutschen Thron zu hinterlassen und die Stände willigten darein, doch bedingend, daß der Gewählte weichen solle, wenn ein rechtmäßiger Sohn geboren würde. Das geschah.

Ein

Ein Knabe, Ludwig, empfing das Leben, vom Vater unerwünscht, der Liebling sollte nun mit Lothringen sich begnügen, doch murrend nahmen die Großen jenes Landes ihn auf; er konnte weder Furcht noch Vertrauen erwecken, und wagte unbedachte Schritte, die er mit Krone und Leben bezahlte. Arnulf starb nach dreyjährigem Siechthum, von den 899
Deutschen geehrt, von den Italiänern gehaßt, von den Franzosen gefürchtet, von den Normännern gemieden. Der Königswürde lieh er neues Ansehen; die Großen scheuten den kräftigen Regenten, der einen Herzog Poppo von Thüringen zu entsetzen wagte. Er that manches für seinen Ruhm, nichts für das Volk. Die edle Hochherzigkeit, die an ihm gepriesen wurde, als er nur noch Herzog von Kärnthen war, schien oft erloschen nachdem die Königskrone ihm zu Theil geworden; denn selten nimmt ein Fürst die Tugenden mit auf den Thron, die zuvor ihn zierten, seltner noch kann die Geschichte einem Titus nachrühmen, daß er auf dem Throne besser geworden.

Jetzt berathschlagten die Deutschen, wem künftig zu gehorchen sey. Arnulfs hinterlassener Sohn, der junge Ludwig, konnte das Staatsruder nicht regieren in einem Augenblicke, wo Lothringen brannte, die Großen zwieträchtig im Innern, die Ungarn drohend an der Grenze standen. Doch schien auch wiederum bedenklich den Sprößling der Karolinger auszuschließen; man fürchtete Parteyung wie in Frankreich und Welschland. Diese Furcht erzeugte Ludwigs Wahl, ihm gleichsam Vormünder zugesellend, 900
Hatto, den Erzbischof von Mainz, und der Sachsen Herzog Otto. Da war nicht Kraft noch Einheit im Regiment. Die Großen entzügelten sich aufs neue, befehdeten einander und zerrütteten ihr Vaterland.

Auch

Auch Arglist wurde eine deutsche Waffe. Ein Bischof von Würzburg focht gegen einen Grafen von Babenberg, der für der Fehde Urheber galt, darob vor eine Versammlung geladen und, nicht erscheinend, in seinem Schlosse belagert wurde. Lange vergebens. Endlich bewog ihn Hatto, des Königs Gnade in dessen Lager zu erflehen; ihm sein Wort verbürgend, daß er ihn unverletzt auf das Schloß zurück geleiten wolle. Um dieses Wortes schändlichen Bruch in seinem Priestergewissen zu beschönigen, stellte er sich — da schon mit frohem Muthe die Wallfahrt angetreten war — als wandle plötzlich ein Gelüst ihn an, zuvor noch ein Frühstück einzunehmen. Der arglose, gastfreye Graf kehrte sogleich wieder um, bewirthete den Verräther, der nun sein Wort selbst glaubte, und wurde dann von ihm zum Tode geführt. So ersetzte die Regierung durch Tücke den Mangel an Kraft. Jene Schandthat wurde im ganzen Lande auf den Straßen gesungen.

Daß in diesem Zeitraum Lothringen wiederum mit Deutschland vereinigt wurde, ist alles rühmliche, was die Geschichte unter Ludwig aufzuzeichnen findet. Weit überwog diesen geringen Vortheil der Jammer, den Gesetzlosigkeit, Sittenmangel und der Ungarn Schwert über das Reich brachten. Bayern, Thüringen, Sachsen, Schwaben, Franken wurden nach einander von jenen Wilden geängstigt und geplündert. Nur durch schimpflichen Tribut konnte Ludwig sie entwaffnen. Die Deutschen riefen mit dem Prediger der Bibel: „Wehe dem Lande, dessen König „ein Kind ist!" Er befreyte sie durch einen frühen
911 Tod von der Bürde seiner Kindheit und zugleich von dem fluchbeladenen Stamme der Karolinger. Nur in Frankreich verdorrte später der letzte Zweig mit Ludwig dem Faulen, als, nach manchen innern

Zer-

Zerrüttungen, Hugo Capet, der in dem wackern Odo seinen Großoheim verehrte, durch List und Gewalt den französischen Thron bestieg (987). Jener gräßliche Fluch einer strafenden Gottheit, die des Vaters Missethaten an Kindern und Kindeskindern zu rächen droht, hat nie schwerer auf einem Geschlechte gelastet. Vaterverhöhnung — Bruderzwist — Verwandtenmord — Familien-Beschimpfung — blutige Habgier — Völkerelend — das sind die Thaten der Karolinger, die, gleich ihrem schrecklichen Ahnherrn, immer nur herrschen, nie regieren wollten. Aber beherrscht werden Sklaven, regiert wird ein Volk. Es ist leicht, einen Welttheil zu beherrschen, und schwer, ein kleines Land zu regieren. Eben daß die meisten Fürsten nur nach dem Herrschen trachten, beweist den geringen Werth, den sie auf das Regieren setzen. In jenem finden sie ihr Glück, in diesem sollten sie Völkerglück suchen. Große Regenten wollen sie seyn, gute nicht.

7.

Allgemeiner Zustand unter den Karolingern.

Gerechtigkeit, der öffentlichen Wohlfahrt Grundpfeiler, war ein leerer Name. Welcher von jenen Fürsten allen konnte, im Blutrausch oder in Ohnmacht, um die von feilen Richtern Gemißhandelten sich kümmern? Einige machten den Versuch; ihn zu bethätigen, mangelte diesem die Kraft, jenem die Zeit. Das Verlangen, dem Volke wohl zu thun, wich überall der Begierde, einen Vater zu demüthigen oder einen Bruder zu vernichten.

Meineid beschwerte kein Gewissen. Wer eines Beyspiels bedurfte um Verbrechen zu beschönigen, der fand es sicher auf dem Throne. Weil aber diese Fürsten auch das Verbrechen unter ihre Majestäts-Rechte zählten, so wollte schon Karl jenem überhandnehmenden Laster durch ein Gesetz steuern, welches den Meineidigen mit Abhauen der Hand bedrohte, also daß er nicht mit Geld die verurtheilte Hand lösen dürfe. Doch fast scheint, er habe befürchtet, es mögten der Verstümmelten, dadurch zum Eroberungsdienst Untüchtigen, allzu viele werden, denn er widerrief sein Gebot und man durfte nach wie vor den Namen Gottes für Geld verhöhnen. Auf gleiche Weise wurden Mordthaten gebüßt. Ludwig der Fromme fügte Verbannung hinzu.

Räuber sollten den Tod leiden. Dieß Gesetz erneuerte Karl, damals der größte aller Räuber. Doch Beyspiel und Gewohnheit hatten dieß Handwerk längst von Ehrlosigkeit entladen. Man befragte die Bischöfe, ob auch von Christen Todesstrafe verhängt werden dürfe?

Die seufzende Wahrheit unterlag den unsinnigen Gottes-Urtheilen: Feuer- und Wasser- oder Kreuzes-Probe, am beliebtesten der Zweykampf. Selbst die Geistlichkeit ließ ihre Vögte für sich kämpfen. Selten gab es auch andere Mittel den Streit zu schlichten, denn nur nach eignen, alten Gesetzen wollte jedes Volk gerichtet seyn, und von fünfen, die etwa an Einer Tafel saßen, bekannte sich oft Jeder zu einem andern Rechte. Da nun aber Zeugen mit dem, der sie aufrief, gleichen Rechten zugethan seyn mußten, so war es schwerer solche zu finden, als den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen. Unwissenheit und Aberglaube verbreiteten sich mit

dem

dem Christenthume. Fast jede weise Lehre seines Stifters unterdrückte, mißbrauchte die Eigensucht. Bischöfe und Aebte wurden kleine Tyrannen, trachteten nach Staats-Geschäften, und bedeckten ihre Leidenschaften mit dem Mantel der Religion. Den Papst hatte Karl durch seine Schenkungen mächtig erhoben. Die Söhne und Enkel folgten dem bösen Beyspiel. Immer freyer wurden die Bischöfe von der weltlichen Macht, immer abhängiger vom Papste. So entstand die ungeheure Mißgeburt der Verfassung: Staatsbürger, die keine waren und keine seyn durften ohne päpstliche Erlaubniß: Kinder Einer Familie, die das von ihnen bewohnte älterliche Haus in Brand stecken mußten, wenn es dem Bischofe an der Tiber gefiel; Schmarotzer-Pflanzen am Volks-Stamme. Gleichwie Epheu zwar aus dem Boden wächst, doch einmal an der Mauer klebend der Wurzel nicht mehr bedarf, auch mit durchschnittenem Stamme üppig fortgedeiht, so wuchs die Geistlichkeit aus der Religion hervor, deren sie nun entbehren konnte. Sie selbst durchschnitt den Stamm, denn auf den klebenden Ranken blühte nur Aberglaube. Es wurden zu jener Zeit die falschen Decretalen geschmiedet, nämlich Verordnungen, welche die römischen Bischöfe der ersten vier Jahrhunderte sollten gegeben haben. Gräßlich oder abgeschmackt lauten die aufgestellten Sätze: „Christus hat in eigner Person die „Priester aus dem Tempel gejagt, darum darf nur „Gott die Bischöfe richten. — Sie müssen geduldet „werden, wären sie auch Verbrecher; denn sollte „schon in dieser Welt die Strafe folgen, was bliebe „in jener Gott übrig? — Wehe dem, der seine „Hand gegen einen Fürsten ausstreckt! aber dreymal „Wehe über den, der einen Augapfel Gottes „antastet! — Weltliche sind unfähig einen Bischof

„zuklagen, Geistliche sind ehrlos wenn sie es thun. „Endurtheile gebühren allein dem Papste, der alle „große, wichtige Händel entscheiden muß.“ Die Aechtheit dieser Verordnungen wagte Niemand zu bezweifeln; sie wurden, für jede beliebige Anmaßung, geltende Schutzbriefe. Freylich hatte Kaiser Karl große Gewalt über die Priesterschaft und den römischen Erzpriester geübt, aber sie nicht begründet. Nur seine Persönlichkeit erzwang unwilligen Gehorsam. Schon unter dem frommen Ludwig erhoben sie die Häupter und gaben den Weltlichen die Losung zu keckem Widerspruch, dessen Straflosigkeit Karl dem dicken die Krone kostete. Das Maß der Klugheit eines Regenten war auch das der Gewalt. Aber ein Staat ist übel geformt, wenn der Stifter nicht verhüten konnte, daß unter jedem schwachen Fürsten sogleich die Triebräder stocken. Ein guter Baumeister sorgt, daß sein Palast unerschütterlich stehe, wenn auch ein künftiger Bewohner dessen Erhaltung vernachlässigt; denn es wäre thörigt, wenn er hoffen wollte, es würden nach ihm sein Gebäude lauter Kunsterfahrene bewohnen. Aber an diesem Grundübel erkranken alle von Eroberern gestiftete Reiche. Diese Helden bringen stets bey allen ihren Schöpfungen die eigene Persönlichkeit in Anschlag, gleichsam unaufhörlich ihren Nachkommen zurufend: Gleichet uns! so wird das Reich bestehen! — Doch selten oder nie gleichen diese dem Schöpfer und darum besteht es nicht. Das hatten, lange vor Karl, schon Cyrus und Augustus bewiesen. Im Grunde freylich war fast immer dem Eroberer wenig daran gelegen, was, wann seine Augen sich schlossen, aus den zusammen geraubten Ländern wurde. Er wollte herrschen und hat geherrscht. Die Großen küßten seine Füße, Königinnen sein Knie — (Hoffitte unter

den

den Karolingern) — Sein Nachruhm glänzte um so heller, wenn er der einzige Stern an diesem blutigen Horizonte blieb. Die Grafen und Herzoge, denen er Kronen zu tragen erlaubte, waren doch nur Sklaven. Seiner Enkel Schicksal rührte ihn nicht, denn er war ein Einzelwesen, mit keinem andern Wesen in der Natur verwandt. Alles Unheil der päpstlichen Hierarchie hat Kaiser Karl über Europa gebracht. Gehorsam foderte und erzwang er, zugleich den Priestern die Waffen schmiedend, damit sie künftig, wenn Er vom Schauplatz abgetreten, Niemanden mehr gehorchen dürften. Schon unter seinem Sohne traten sie den weltlichen Ständen auf den Nacken, waren nicht mehr Lehrer, sondern Herrscher, und führten schamlos das empörende Schauspiel von Ludwigs Kirchenbuße vor allem Volke auf. Der Päpste Macht und Stolz erwuchsen. Schon wollten sie richten zwischen dem Kaiser und dessen Söhnen. Schon drohte Hadrian II mit dem Banne, als Karl der Kahle Lothringen nahm. Nach der Schlacht bey Fontenay, da die zwistigen Brüder sich versöhnten, maßte ein anderer Papst das Recht sich an, den etwa Friedensbrüchigen zu züchtigen. Als Karl der Dicke den König Boso von Burgund verfolgte, schrieb ein dritter: Laßt Euch gnügen an dem, was ihr besitzt, denn wer sich auflehnt gegen unsern Sohn, den glorreichen Fürsten Boso, den werden wir excommuniciren. — Früher hatte schon derselbe Uebermüthige — man nannte ihn Johann den Achten — den König mit dem Banne bedroht, wenn er nicht in sechzig Tagen das einem Nonnenkloster Geraubte wiedergäbe; und sogar hinzugefügt: Wirst du keine Besserung zeigen, so sollen härtere Schläge dich Klugheit lehren. — Keinen Weltlichen beehrten jetzt die Päpste mit dem Titel Herr, nicht einmal die Kaiser,

denen

denen sie schon zur Pflicht machten, aus ihren Händen die Krone zu empfangen. Auch die Bischöfe erniedrigte ihr Hochmuth. Sie durften Gregor den Vierten nicht mehr Bruder nennen, Vater wollte er heißen, nämlich Herr. Rom wurde ein Schauplatz aller Laster, aller Leidenschaften, aller Thorheiten, und verbreitete sein Gift in weiter Ferne unter seinen Helfershelfern, die, es auf die Völker spritzend, Jahrhunderte lang jede Kraft zum Guten, Wahren und Großen wegätzten. In Deutschland gab es anfangs nur zwey Erzbischöfe zu Mainz und Cöln; als aber auch der Norden sich zum Christen-
834 thume neigte, entstand ein neues Erzbisthum,
849 Hamburg, doch bald, der normännischen Verwüstung halber, nach Bremen verpflanzt.

Auf Concilien wurde der deutschen Kirche Heil berathen. Dort bestätigten zwar die Könige die Beschlüsse, allein sie wurden nicht in ihrem Namen verkündet. Schon waren sie nur Söhne der Kirche, die in diesem Zeitraume zahllose Güter, Zoll- Münz- und Markt-Gerechtigkeiten an sich riß. Die Seligkeit wurde so theuer vermäkelt, daß selbst der fromme Ludwig zu der Verordnung sich gezwungen sah: kein Geistlicher solle Schenkungen empfangen, über welche enterbte Kinder seufzen müßten; keiner die fromme Einfalt in die Mönchskutte locken, um deren Güter dem Kloster einzuverleiben. Eine Kirche galt noch nicht für reich, wenn sie nur tausend bis zweytausend Hufen Landes besaß, manche zählte deren achttausend und drüber, den drückenden Zehnten ungerechnet. Und wie ungeheuer mußte der geistliche Reichthum sich mehren, als die Priester auch, durch unbedachte Vergünstigung, die Richterstühle besteigen durften; als sie nach und nach alle Rechtshändel an sich zogen, oder unter dem Vorwand, Gott gefällige

sämtige Sitten zu handhaben, mit königlicher Macht umher spukten, nach Willkür straften oder mit befriedigter Habgier die Strafe erließen. Die meisten der Fragen, welche die verhaßten Sendgerichte bey ihrem Umzug vorlegten, waren Eingebungen des Aberglaubens, der geistlichen Habgier oder Herrschsucht. Man forschte nach Zauberern und Hexen; man wollte wissen, ob Jemand Blut oder Fleisch von einem Thiere genossen, das gestorben oder durch ein anderes zerrissen worden? Ob Jemand Wasser zu sich genommen, in dem eine Maus ertrunken? ob der Zehnte Gott und seinen Heiligen entzogen worden? ob sich Jemand einen Zweifel an dem Recht der Bischöfe erlaube, die Bauern nackend mit Ruthen zu peitschen? u. dgl. m. Gegen Uebertreter solcher abgeschmackten Vorschriften wurden strenge Bußen erkannt, aber sie konnten mit Geld abgekauft werden, und dieses Geld empfingen die Priester. Nur Arme, die ihre Sünden nicht klingend zu lösen vermogten, büßten mit ihrem Leibe, bluteten unter der Ruthe oder fasteten bey Brot und Wasser, oder beteten 1200 Psalme knieend, 1680 stehend. Konnte die Hölle etwas Kräftigeres ersinnen um die Priestermacht zu erheben, den geistlichen Seckel zu füllen und das bebende Volk unter das eiserne Joch zu beugen? — Einmal wagte Karl der Kahle, oder der, der ihm die Feder lieh, das kühne Wort: „Wir „Könige sind nicht Eure Statthalter, sondern Herren „des Landes, und schon der heilige Augustin sprach: „Ihr habt Eure Gewalt von den Königen;" — als er aber den Thron verlieren sollte, da klagte er demüthig: „wie darf man mich verstoßen, ehe die Bi„schöfe mich verhört und ein Urtheil gesprochen ha„ben? ihren väterlichen Ermahnungen oder Strafge„richten war ich stets bereit mich zu unterwerfen und

„bin

„bin es noch.“ Kaiser Karl's weise Verordnung, welche Verbrechern die Freystatt in den Kirchen verschloß, umgingen die schlauen Priester durch die Auslegung: sie treffe nur den Unbußfertigen. — Und diese hochfahrenden Weltrichter, die kein anderes Gesetzbuch kannten als die, zu jeder Verdrehung gemißbrauchte Bibel oder die päpstlichen Machtsprüche, konnten selbst, ohne Wissen ihres Bischofs, vor kein Gericht gefordert, kein Urtheil konnte über sie gesprochen werden. Nur Ein Gegengewicht fand diese wachsende Priestermacht in der Raubsucht der Großen, die, in dieser Hinsicht, eine Wohlthat wurde. Beyde Stände glichen hungrigen Wölfen oder Spinnen, die sich endlich selbst verzehren. Den Großen wurde bitter vorgeworfen, es scheine fast ihr Glaube, sie könnten nicht selig werden, ohne Kirchengüter an sich zu reissen; und es wurde versichert, daß schon unzählige um dieser Missethat willen durch Krankheit, Blindheit und Tod gestraft worden. Aber die Großen achteten dieser Warnungen nicht. „Wir sind Schirmvögte der „Kirche“ sprachen sie, „und folglich deren Güter als unsere eigenen zu betrachten.“ — Die Päpste führten gleiche Klagen. Johann der VIII legte sie den Bischöfen vor, und sie antworteten trüßselig: „In Aegypten, unter Pharao, sey kein Haus gewesen, in „dem nicht ein Todter gelegen, also daß keiner den „andern trösten können.“

Durch das Aufgebot zum Kriege wurde auch ein Theil des ausgesogenen Völkermarkes von den Priestern wiederum erpreßt, denn sie mußten Bewaffnete stellen, und wer für sie fechten sollte, that es nicht um Gottes willen, sondern begehrte Lehen zum Lohne. Oft nahmen auch wohl Bischöfe den Vorwand, um Vettern oder Lieblinge auf Kosten ihrer Kirche zu be-

bereichern; daher man schon ausdrücklich in Schenkungsbriefen sich verbitten mußte, die frommen Gaben andern zu verleihen.

Daß, bey aller Furcht vor der geistlichen Macht, dennoch die tiefste Verachtung den ganzen Priesterstand bey Hohen und Niedern traf, mögte unbegreiflich scheinen, bewiese nicht zu allen Zeiten die Geschichte, daß die Völker zwar vor gemißbrauchter Gewalt zittern, doch den hassen und verachten, der sie übt. Jeder Graf, oder angesehene freye Mann, wählte Einen seiner Knechte, den er spärlich unterrichten und zum Priester weihen ließ, nicht allein um den Gottesdienst in seinem Hause zu verrichten, sondern auch gelegentlich um seine Hunde zu koppeln oder der Hausfrau den Steigbügel zu halten. Das Volk ergötzte sich in Possenspielen an Nachäffung der Mönche. Den Königen ist nachzurühmen, daß, um den Hofstaat zu erhalten, der Arme nicht den kargen Bissen mit ihnen theilen mußte. Die Karolinger lebten von ihren Gütern, Geschenken der Großen, Wehr- und Strafgeldern; nicht einmal Zölle, Münzen, Jagden und Erzgruben waren den Königen vorbehalten. — Noch versammelte man sich auf Reichstagen; noch wurde das Volk genannt, obschon nicht mehr beachtet. Verordnungen, dort abgefaßt, hießen Kapitularien von ihrer Eintheilung in kurze Kapitel. Das verderbliche Lehnssystem erhob die Großen. Die bürgerliche und soldatische Gewalt lag in den Händen der Grafen, die noch überdieß, zum höchsten Unbill, in ihren Gerichtsbezirken Eigenthum erwerben durften. Darum drückten sie Alle, nach deren Gütern sie gelüstete. Wenn nun der Grafschaft größter Theil ihre Beute geworden, so erschienen sie als mächtige Herren, die selbst der

König

König schwer von ihren Posten verdrängen konnte. Darum pflegte schon damals der Sohn dem Vater im Amte zu folgen, als eine väterliche Erbschaft es betrachtend. Solche Grafen und Herzoge sollten die bezwungenen Völker hüten, und bedurften bald der Obhut am meisten.

Noch gab es, außer den Großen, Freye und Edelinge, Landeseigenthümer; wollten sie jedoch vor Raube sich schützen, so mußten sie ihr Eigenthum einem Mächtigen als Lehen übertragen, sich nur den Nießbrauch vorbehalten. Dann waren sie, nach herrschenden Begriffen, dem Lehensherrn enger verbunden als dem Könige selbst. Nicht mehr in der Freyheit wurde Ehre gesucht; die Lehen nannte man honores und es gab nur wenige Männer, die, den alten Volksgeist hegend, noch den Muth hatten, solche Honores zu verschmähen, um Niemanden dienstpflichtig zu werden. Freygelassene waren darum noch nicht Freye, blieben noch durch manchen Dienst dem Herrn anhängig, und durften vor Gericht als Zeugen verworfen werden. Die Bauern konnten Eigenthum erwerben, doch an ihren Boden blieben sie gebannt, wurden zugleich mit diesem verschenkt, verkauft, vertauscht; durften, ohne des Herrn Willen, nicht einmal die Braut heim führen. Noch bedauernswerther schien der Knechte Loos, die kein Eigenthum hatten und, gleich des Herrn Jagdhunden, der schnödesten Willkür überlassen waren.

Welche Sitten konnten unter einem Volke herrschen, welches den Thron wie die Altäre mit Lastern besudelt, mit Verbrechen beladen erblickte? — Durch Lehren, selbst göttliche, werden Einzelne gebessert, nur durch Beyspiel ein Volk. Aber das

Jahr-

Jahrhundert der Karolinger war ein Pfuhl, in dem alles Gute, alles Rechtliche versunken, jede Anlage zur Sittlichkeit untergehen mußte. Denn sie hatten unverhohlen durch ihre Thaten gelehrt: dem Menschen, wie den wilden Thieren, sey alles erlaubt, wozu die Stärke ihm nicht mangle. Die Großen raubten wie die Könige, das Volk wie die Großen; Heere und Schaaren führten jene, Banden dieses, im Grunde sich Alle gleich. Selbst königliche Meyerhöfe mußten bey Tag und Nacht durch Feuer und Wachen vor Räubern geschützt werden. Den uralten Brauch der Deutschen, nie unbewaffnet zu erscheinen, wollte Kaiser Karl vertilgen, doch umsonst. Er hätte besser durch sein Beyspiel sie lehren sollen, wie man Waffen mit Ehren trägt. Auch ohne die heidnischen Normänner — so riefen die Bischöfe mit thränenden Augen — würden unsere Räuber das Land verödden. —

Königstöchter wurden entführt — Königssöhne geblendet — königliche Gemahlinnen öffentlich des Ehebruchs bezüchtigt — was durfte man im Volke suchen? — Nicht einmal die alte Tapferkeit war diesem Raubgesindel noch übrig. Wüthend gegen seine Brüder, flüchtig vor Normännern und Ungarn, lebte es unter den Waffen und entzog sich doch dem Kriegsdienst auf jede ersinnliche Weise. Jagd, Trunk und Possenspiel waren seine Freuden. Ruhig ließ es sich plündern, nur sein Schwert und seinen Stoßvogel versuchte es zu retten, allenfalls durch Meineid. Auch Weiber, mit dem Falken auf der Hand, sah man der Jagd zu Rosse folgen. Den Grafen mußte verboten werden, nicht an Gerichtstagen durch die Wälder zu streifen. Aebte und Aebtissinnen sollten weder Hunde noch Possenreisser halten; die Mönche nur das Wild erlegen, um in dessen

Haut

haut ihre Bücher zu binden oder sich in Krankheiten durch den Genuß zu stärken. Brüderschaften vereinten sich zum Trunke. Man sah die Nüchternen so selten, daß ein Gebot den Grafen einschärfen mußte, nicht betrunken zu Gericht zu sitzen. Was konnte unter diesem elenden Volke Aufklärung genannt werden, die man so freygebig der Einführung des Christenthums zuzuschreiben pflegt? — Die Künste schlummerten noch; man müßte denn das Orgelbauen für einen Beweis ihres Erwachens halten; denn es wird erzählt, und von Vielen pomphaft wiederholt, daß ein Papst sich eine Orgel, sammt Leuten, die sie spielen könnten, vom Freysinger Bischof ausgebeten. Die Wissenschaften schlummerten noch. Ein einzelner Gelehrter, wie Rhaban Maurus, würde unter jedem Volke, zu jeder Zeit sich ausgezeichnet haben, und mehr als damals; wo er, um der Schwachen willen, die Geometrie nur darum als nützlich preisen mußte, weil beym Bau der Arche und des Tempels Cirkel und Vierecke gebraucht worden. Einfluß auf die Bildung der Nation kann diesem Manne schwerlich nachgerühmt werden in Zeiten, wo man jährlich die Landprediger fragen mußte: ob sie auch das Evangelium zu lesen verständen?

Die Muttersprache wurde verachtet. Wer noch schreiben konnte, schrieb latein. In jener durfte nicht einmal Gottes Lob gesungen werden. Arm war sie nicht, aber rauh. Darüber klagte Ottfried, der zuerst so kühn war, die Evangelien in deutsche Reime zu übersetzen. Hofsprache blieb sie nur, so lange Deutschland und Frankreich Einem Herrn gehorchten. Aber seit dem Vertrage von Verdun behauptete die sogenannte romanische den Vorzug. Dichter gab es in Deutschland nicht, doch Reimer genug. Minnelieder, Spottlieder, Ehren- und

Teu-

Teufelslieder wurden verfertigt, die gereimten Spöttereyen oft verboten, doch vergebens, denn sie waren die einzige Rache, die das leidende Volk an seinen Bedrückern nahm. Einen Wolf nennen wir noch Isegrim, weil jene Spottlieder einen östreichischen Grafen dieses Namens auf solche Weise verewigt haben. Das berühmte Gedicht, Reinecke Voß, wird für gleichen Ursprunges gehalten. Die Teufelslieder, auf Gräbern gesungen, waren ein heidnischer Ueberrest und nicht der einzige.

Ein Bischof mußte klagen, nicht einmal die Heiden wären so Mährgengläubig gewesen, als nun die Christen, die ihre Wettenmacher allgemein verehrten und aus Magonien, einem schimärischen Lande, Luftschiffe kommen sahen, welche das verhagelte Getraide entführten.

Wohl mit Recht waren die Deutschen gegen diese luftigen Gäste erbittert, denn in einer Zeit von vierzig Jahren haben die Chroniken sechsmal Hungersnoth aufgezeichnet. Hunger raffte den dritten Theil der Bevölkerung hinweg, und öftere Seuchen raubten das Vieh.

Nach diesem Maßstabe berechne man des Ackerbaues Fortschritte, der, trotz Kaiser Karls eigner, musterhafter Wirthschaft auf seinen Meyerhöfen, in der Kindheit blieb und bleiben mußte; denn unter den Karolingern bedurfte man der Menschen, um mit ihrem Blute das Feld zu düngen, nicht um durch ihre Hände es zu bearbeiten. Der leibeigene Landmann wurde verachtet und gedrückt. Karl selbst nannte den Ackerbau eine knechtische Arbeit, und unter allen seinen Verordnungen ist auch nicht Eine zu Gunsten eines Standes, der die übri-

gen

gen Stände ernährt. Plündern war das große, rühmliche Handwerk, und wer das nicht konnte, der umgürtete sich, statt des Schwertes, mit einer Pilgertasche, wallfahrtete nach Rom, wohl gar nach Jerusalem; ein bequemes Leben, durch der Karolinger Frömmeley begünstigt, denn es durfte Niemand dem Pilger die Herberge versagen. Was die Ungarn und Normänner, die einheimischen Räuber und die Zehnten dem Landmanne noch übrig ließen, das verzehrten jene Müßiggänger, die auch in Hospitälern der Klöster und Domkirchen stets willige Aufnahme fanden. Ihre Zahl wuchs ungeheuer, sie belästigten das Reich; dennoch wurde nichts verfügt um ihre Menge zu vermindern; denn daß sie endlich Zeugnisse von ihren Bischöfen vorweisen sollten, es sey ihre Wallfahrt nicht aus Müßiggang, sondern aus Andacht unternommen, war so gut als nichts, weil es der Mittel viele gab, dergleichen Schutzbriefe sich zu verschaffen. Unmöglich konnte Ackerbau in einem Lande blühen, wo, bey so manchen andern, drückenden Hindernissen, bey ewigem Kampfe gegen einen rauhen Himmel, auch noch der Faulheit so geflissentlich Vorschub gethan wurde. Aber auch der Handel blühte nicht. Dem freyen Manne schien er unanständig. Die Juden hatten sich seiner bemächtigt. Er machte sie bald so reich und übermüthig, daß die Deutschen in dem Glauben irre wurden, als sey dieß Volk von Gott verworfen. Ihr Gold erkaufte jede beliebige Hofgunst, und klingelte sogar die christliche Frömmeley in den Schlaf; denn es wurde den Geistlichen verboten, Knechte der Juden wider Willen ihrer Herren zu taufen. Man verlegte die Markttage nach ihrem Verlangen; christliche Weiber dienten ihren Lüsten und die Geldbedürftigen Großen bewarben sich um ihre Freundschaft. Unerschwing-

schwingliche Zölle hemmten den Handel. Jeder Mächtige, dessen Boden der Kaufmann betrat, forderte so mannigfaltige Abgaben, daß wir sogar die Namen derselben nicht mehr zu enträthseln wissen. Zwar erfreute sich der Kaufmann der gerühmten und sogar gebotenen Gastfreyheit, starb er aber im fremden Lande, so blieb, was er mit sich führte, des Wirthes Beute, den harrenden Kindern ein entzogenes Erbe. Der Menschenhandel, meist auch durch Juden getrieben, entehrte die Nation. Oefter noch geraubt als erhandelt, wurden die Unglücklichen den Saracenen in Spanien verkauft. Sonst mogten Pferde, Pelzwerk und friesische Tücher die Waaren seyn, gegen welche die Specereyen des Orients eingetauscht wurden. Das seltene Baumöl lieferte Afrika. Der Wein gehörte zu den köstlichen Geschenken, die etwa ein Bischof dem Andern, doch sparsam, übersandte, „daß er mit seinen Brüdern einen guten Tag „sich machen sollte.“ Der Münzen gab es mancherley. Gold und Silber wurden Pfundweis zugewogen. Man grub Metalle, besonders Kupfer, Eisen in Menge und Silbers genug; aus dem Rheinsand wurde Gold gewaschen.

Die Städte erhuben sich, die Menschen rückten zusammen, als der Ungarn Ueberfälle ihr Eigenthum gefährdeten, Schutz suchend auf königlichen Meyerhöfen oder auch bey Bischöfen, deren Eitelkeit gern in Städten prunken mogte. Alle die hergezählten Uebel mußten sonder Zweifel auch die Bevölkerung hemmen, obgleich die Denkmäler von Fulda zu beweisen scheinen, daß Ortschaften, die noch heute in jener Gegend angetroffen werden — nicht mehr noch weniger — schon damals vorhanden waren — doch wohl größtentheils verödet; denn ewige Kriege, fremde und heimische Raubzüge, leibeigenschaft und

Klö-

Klöster konnten schwerlich der Bevölkerung günstig seyn. Man stelle nun aus allen diesen Zügen ein Bild zusammen: frömmelnde Tyrannen auf dem Throne — herrschsüchtige Pfaffen — raubgierige Große — unterdrückte Freye — zitternde Sklaven — Menschenhandel — Judenübermuth — verachteter Landbau — begünstigter Müßiggang — Geistesschlaf — blinder Aberglaube — rohe Sitten — Rechtslosigkeit — unaufhörliche Befehdungen — blutdürstige Nachbarn — und dann erstaune man über den Ausruf eines Neuern, der mit den Worten: glückliches Volk! gepriesene Zeit! beginnt. —

Heute empfängt der Landmann ein Aufgebot zum Kriege, morgen plündern ihn die Räuber, übermorgen peitschen ihn die Sendgerichte; heute muß er den Zehnten bezahlen, morgen zünden die Ungarn seine Hütte an, übermorgen rauben ihn die Juden auf der Straße. Wer mögte zu diesem glücklichen Volke gehört — wer in jener gepriesenen Zeit gelebt haben?

8.

Konrad der Erste und Heinrich der Große.

Furcht erzeugt bisweilen Einigkeit, nur keine dauerhafte. Hätten nicht Ungarn und Slaven Deutschland gepeinigt, es würde nun in kleine Staaten zerstückelt worden seyn. Denn gleichwie von den Trümmern altrömischer Größe die neuen Römer zu ihren Palästen Werkstücke brachen, so hatten damals die Großen aus der deutschen Krone nach und nach die edelsten Steine sich selbst zum Diademe geraubt.

Kon-

Konrad in Franken, Otto in Sachsen, Arnulf in Bayern, Burkard in Schwaben, Raisner in Lothringen, lauter mächtige Herzoge, die nicht mehr des Königs Beamte, sondern Fürsten heißen wollten. Doch bedachten sie klüglich, daß einzeln keiner den drohenden Nachbarn gewachsen sey, die im gährenden Deutschland leichtes Spiel gefunden hätten. Darum schien rathsam, mit schweigender Ehrsucht einem Oberhaupte sich zu unterwerfen, und die Wahl fiel auf den Würdigsten.

Otto der Erlauchte, Herzog in Sachsen und Thüringen, hatte die Achtung der Menge durch erprobte Tapferkeit im Felde, die der Verständigen durch Weisheit im Rathe gewonnen. — Einer jener seltenen Männer, die einzeln in der Geschichte wie erquickende Brunnen in der Sandwüste stehn, denn ihm lag des Vaterlandes Heil mehr als ein Thron am Herzen. Ein hohes Alter vorschützend verbat er sich die angetragene Krone. Es mögte scheinen, als wäre dem Greise kaum als verdienstlich anzurechnen, daß er die Bürde gescheut; aber Otto hatte einen geliebten Sohn, Heinrich; dem gegenüber stand Konrad, der Franken Herzog, aus einem gegen die Sachsen feindlich gesinnten Hause. Jenen schlug er nicht an seine Stelle vor, wohl aber diesen, und in demselben Augenblicke nahmen ihn die größten Männer des Alterthums im Ehrentempel unter sich auf. Der allgemeinen Wohlfahrt eignen Ehrgeiz opfern ist groß — eignen Haß bekämpfen größer — des Feindes Verdienste laut anerkennen am größten. Es galt Deutschlands Heil und der edle Otto vergaß, daß er ein Sachse war, nur ein Deutscher wollte er seyn. Und alle folgten seinem Rathe, Lothringen 912
ausgenommen. Konrad war es würdig, von dem edelsten Manne seiner Zeit so ausgezeichnet zu wer-

den, denn ihm wird nachgerühmt, daß er im Kriege mit Lorbeern, im Frieden mit Tugenden die Krone geziert. Aber schon im ersten Jahre seines Königthums raubte ihm das Schicksal den alten biedern Otto und gab an dessen Stelle ihm einen bösen Rathgeber, den Erzbischof Hatto von Mainz. Diesem mag zugeschrieben werden, daß Konrad undankbar erscheint, indem er dem Sohne seines Wohlthäters einen Theil der väterlichen Lehen, vermuthlich Thüringen, entziehen wollte. Vielleicht hielt er es auch für eine Königspflicht, die allzugroße Macht eines Vasallen einzuschränken. Eine blutige Fehde entstand. Heinrich, ein würdiger Erbe des erlauchten Vaters, trotzend auf den im Slavenkriege erworbenen Waffenruhm, mehr noch auf die Liebe seiner Sachsen, behauptete durch Gewalt sein vermeintes Recht und folgte mit abwechselndem Glücke, bis ein Vergleich die Ruhe herstellte. Unbekannt ist, welche Bedingungen ihn entwaffneten. Es scheint, er war zu mächtig um gestraft zu werden und behielt was er besaß mit des Königs abgedrungenem Willen.

Minder strafbar vielleicht waren die schwäbischen Edlen, Erkanger und Berthold, die den, an Konrads Freunde und Kanzler, dem Bischofe von Kostnitz, verübten Unfug mit ihrem Blute büßten — minder strafbar vielleicht Herzog Arnulf von Bayern, denn ein Versuch sich aufzulehnen mißlang, weshalb er flüchtig bey den Ungarn eine Freystatt suchen mußte.

Solche innere Zerrüttungen hemmten Konrads kriegerische Thätigkeit gegen Lothringen, dessen Bewohner, in Sprache und Denkart von den Deutschen fast geschieden, sich mehr zu Frankreich hin neigten. So konnte auch den Ungarn nicht mit Kraft gesteuert werden, die, obgleich bisweilen geschlagen, sich stets

wie-

wieder sammelten, und endlich gar, durch Thüringen brechend, über Basel in Elsaß und Lothringen einfielen. Deutschland hatte ein gesundes Haupt, aber krampfhafte Glieder. Es mangelte Einigkeit, daher den Königen die schützende Macht. Denn seit jenem Zeitpunkt wurde von den Fürsten nach Landeshoheit getrachtet, auch wohl bisweilen sie errungen, wenn Glück und Zeit günstig waren. Unter solchen Kämpfen verstrichen die wenigen, dem wackern Konrad zugemessenen Jahre. Der griechischen Sprache war er kundig und seine Erholung ein freundlicher Umgang mit Gelehrten, wodurch die Sanftmuth sich zu seinen Herrscher-Tugenden gesellte. Ungeheuchelte Frömmigkeit wurde an ihm gepriesen. Einst verwundet im Kampfe gegen die Ungarn, war er sieches Leibes geworden; er fühlte des Todes Annäherung. 919
Da bekümmerte ihn das Vaterland, denn er fürchtete, sein Bruder werde um die Krone buhlen, woraus ein neuer Zwist mit Sachsen, verderblich für ganz Deutschland, entspringen konnte. Aber ihm schwebte Otto des Erlauchten Beyspiel vor den brechenden Augen, vor der hohen Seele, die, jenem gleich, den alten Haß zu nähren verschmähte, wenn es die Ruhe des Vaterlandes galt. Manchen Tag der kurzen Regierung hatte Heinrich ihm verbittert, manchen Lorbeer ihm entrissen, das väterliche Amt ertrotzt; aber alles vergessend berief Konrad die Fürsten an sein Sterbelager nach Limburg an der Lahn, vor Allen seinen Bruder Eberhard, den mächtigen Herzog der Franken, und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Bruder, ich „scheide, vertrauend auf dich, du werdest Deutschlands Heil nach meinem Rathe befördern. Wir „Franken sind mächtig, haben Städte, Volk und „Waffen, mögen wohl einem Königsthrone Glanz „verleihen; doch an Glück und Weisheit übertrifft

„uns Heinrich, auf ihm beruht des Reiches Wohl„fahrt. Nimm diese Kleinodien, Lanze und Schwert, „Geschmeide und Krone der alten Könige, über„bringe sie Heinrich dem Sachsen, daß er, dein „Freund, in Frieden herrsche. Melde ihm, daß „Konrad sterbend allen Fürsten ihn zum Könige em„pfohlen habe." Mit Rührung gelobten die Anwesenden seinem Rathe zu folgen. Beruhigt schloß er die Augen, und die Boten eilten nach Sachsen, dem Herzog Heinrich was vorgefallen zu berichten. Der lebte damals in stolzer Ruhe mit unbestrittner Macht auf seinen Gütern am Harze, und es hat die Sage sich erhalten, daß ihn die Boten beym Vogelfang getroffen, woher der unwürdige Beyname des Vogelstellers dem großen Manne verblieben.

Erstaunt, aber geneigt, empfing er die überraschende Botschaft. Konrads letzte Worte stifteten, zum Segen für das Vaterland, zwischen Sachsen, Thüringen und Franken eine truglose Freundschaft. Sie zogen gen Fritzlar und erwählten dort den würdig Empfohlenen zum Könige der Deutschen. Damals soll der Erzbischof von Mainz ihm die Salbung angetragen, Heinrich sie verbeten haben, sprechend: ihm gnüge an des Volkes Wunsche und Willen; wofür die erbitterten Priester durch eine Erscheinung, die als ein Schwert ohne Handgriff ihn darstellte, sich rächen wollen. Dunkelheit und Widersprüche verhüllen diese Begebenheit, (wie so manche andere jener Zeiten,) die, wenn sie unbezweifelt wäre, Heinrichs kräftigen, hellen Sinn beym ersten Königsschritte beurkunden würde.

Arnulf und Burkhard, die streitbaren Herzoge von Bayern und Schwaben, mißbilligten zwar die Wahl, Unterwerfung verweigernd; doch als Heinrich schnell in Schwaben eingedrungen, hat der

der letztere ihm gehuldigt. Nur Arnulf, einst nach Ungarn vertrieben, jetzt in Bayern jauchzend wieder aufgenommen, wagte Widerstand, sich selbst einer Krone würdig achtend und an der Spitze eines Heeres mit dem Königstitel prunkend. Heinrich rückte ihm entgegen. Arnulf konnte nicht im Felde vor dem Mächtigern bestehn und suchte Schutz hinter Regensburgs Mauern.

Heinrich wollte lieber durch kluge Worte als durch des Schwertes Schärfe siegen, er lud den Trotzenden zu freundlicher Unterredung. Man sagt, es habe der Bayerfürst vermeint, der König fodre ihn zum Zweykampf, und so dem Gegner sich gestellt. Doch mit heiterer Offenheit empfing ihn Heinrich, sprechend: „ich habe nicht nach der Krone gestrebt; „des Schicksals Wille, des Volkes Wunsch hat sie „auf mein Haupt gesetzt. Wäre sie dir zu Theil „geworden, ich würde unbedenklich dir gehuldigt „haben. So erwarte ich nun von dir ein gleiches „und bin nicht gekommen dich zu bedrücken, sondern „dir die Hand zu reichen, auf daß wir vereint dem „Vaterlande Frieden schenken."

Den freundlichen Worten mogte Arnulf nicht widerstehn. Dem Königstitel entsagend schlug er ein in die Hand des biedern Gegners, der ihm nicht allein durch Bestätigung seiner Herrschaft vergalt, sondern auch für seine Lebenszeit ihm das Königsrecht vergönnte, die Bischöfe in Bayern zu ernennen, wofür die gereizte Priesterschaft den kräftigen Herzog mit dem Beynamen des Bösen bey der Nachwelt zu brandmarken versuchte. So waren nun, Lothringen ausgenommen, die deutschen Staaten wieder vereinigt. Aber in diesem Lande — dessen Bewohner wankelmüthig, ränkevoll, streitsüchtig und doch unkriegerisch gescholten werden — waren dem deutschen

schen Scepter nur Elsaß und Utrecht noch unterworfen, und auch diese wollte Karl der Einfältige an sich reißen, obschon er selbst am Rande eines Abgrunds schwankte. Der tapfere Heinrich ließ sein Schwert ihn fühlen, und foderte nun ganz Lothringen zurück. Zugleich durch einen Gegenkönig bedrängt, mußte Karl durch Bitten den von ihm selbst gereizten Feind entwaffnen. Bey Bonn, auf einem
921 Schiffe mitten im Rheine, besprachen sich beyde, so ungleiche Fürsten; dort stifteten sie eine kühle Freundschaft, und nannten sich: König der Westfranken Jener, König der Ostfranken Dieser. Was sonst verhandelt worden, ist vergessen.

924 Erst einige Jahre später wurde Lothringen von
925 Karl dem Einfältigen abgetreten, von Heinrich unterworfen und dessen Herzog durch ein Familienband gefesselt, denn der König gab ihm seine Tochter Gerberge zum Weibe.

Jetzt blieben nur die alten Feinde noch zu bekämpfen übrig, die Slaven und Ungarn; denn jene sonst so furchtbaren Normänner waren endlich vom deutschen Schauplatz abgetreten, seitdem sie Neustrien in Frankreich erworben. Sie hatten in manchen Schlachten die Deutschen fürchten, wenigstens achten gelernt, und berührten nur noch die Grenzen, wo sie, bey entstehendem Zwist, öfter Gesetze annahmen als vorschrieben. Selbst ihr gemeinschaftlicher Name verlor sich nach und nach, die Stämme traten einzeln hervor, Dänen, Norweger, Schweden. Ein Theil der Slaven, die Mährer und Böhmen, waren den Deutschen zinsbar, ein größerer an der Ostsee unabhängig. Das Schicksal der in Christen verwandelten Slaven konnte ihre heidnischen Bruder nicht reizen, ein gleiches Loos zu wünschen; der Deutsche mußte ihnen hassenswürdig scheinen, denn jede Tu-

gend

gend seiner Väter, jede Pflicht der Menschheit verletzte er unbedenklich sobald ein heidnischer Slave sie in Anspruch nahm. Gegen Götzendiener schien alles erlaubt. Wehe dem Unglücklichen, der in der Deutschen Hände fiel! Tod oder harte Dienstbarkeit war sein Loos. Knecht und Slave wurden gleichbedeutende Worte, (daher vielleicht noch jetzt der Ausdruck Sklav.) Man schleppte sie Familienweis zu Markte, man verkaufte den Vater hierhin, die Mutter dorthin, beyde von ihren Kindern getrennt. Was Wunder daß sie sich empörten, so oft die Zeit günstig schien. Auch die Ungarn riefen sie jetzt zu Hülfe. 924
Stets raubfertig kamen die Gerufenen, mit einem großen Heere den Schrecken ihrer Pfeile bis nach Thüringen und Sachsen tragend. Heinrich, damals krank, vermogte nicht im offnen Felde ihnen zu widerstehn, obwohl er seine Deutschen nun auch gewöhnte, zu Rosse mit den ungarischen Reiterscharen zu kämpfen. Damals lehrte ihn die Noth, das offene Vaterland durch Grenzfesten zu verwahren. Eine solche trotzte bey Merseburg, und an der Elbe baute er Meißen, eine wohlbesetzte Feste, die das Land umher nach und nach der deutschen Sprache, den deutschen Sitten aneignete und in der Folge eine Markgrafschaft begründete. Nützlicher als Siege wurde ihm der Zufall, der einen vornehmen, von seinem Volke geliebten, Ungar ihm zum Gefangenen machte. Vergebens wurde hohes Lösegeld geboten, nur Frieden foderte Heinrich und es gelang ihm, einen neunjährigen Waffenstillstand gegen den Gefangenen einzutauschen. Der schimpfliche Tribut, welchen damals die Deutschen noch den Ungarn entrichten mußten, wurde so lange verschoben. Nun wandte sich Heinrich gegen die Slaven, belagerte den Fürsten der Böhmen in Prag und beugte ihn unter sein Scepter. Ein anderes

res Volk, die Heveller, schlug er in manchem Treffen und eroberte mitten im Winter, durch Hunger, Schwert und Kälte, ihre Hauptstadt Brennaburg.

Seufzend muß die Geschichte auch eine Unthat von diesem trefflichen Könige melden. Die Brennaburger mogten ihn erbittert haben, denn gegen sie allein verleugnete er Milde und Großmuth, seine Gewohnheits-Tugenden, den einzigen, aber unvertilgbaren, Schandfleck seinem Ruhme aufspritzend. Er ließ die eroberte Stadt nicht nur plündern, auch alle Erwachsene morden, die Kinder in die Sklaverey schleppen. Es kostet Ueberwindung, einen wahrhaft großen Mann wie diesen Heinrich der gehässigen Leidenschaft unterliegend darzustellen. Gleich dem Künstler, der, von einer Bildsäule in Erz gegossen, den kleinsten Makel vollends abschleift, mögte man ihn fleckenlos der Nachwelt überliefern; aber nichts würdig ist der Geschichtschreiber, der auch nur einen Augenblick seines hohen Berufes vergißt. Unter den Trümmern von Brennaburg verlor Heinrich die schönste Lorbeerkrone, und kaum vermögen achtzehn Jahre unbescholtener, tugendreicher Herrlichkeit die Nachwelt mit ihm auszusöhnen. Auch einer seiner Feldherren, Burkhard, befleckte den Sieg über die
930 empörten Ahetrier, indem er wehrlose Kriegsgefangene hinrichten ließ. Die Grafschaft Nordsachsen wurde dort errichtet.

Nun war Heinrich den seeräuberischen Dänen so nahe gerückt, daß er ihnen Ruhe abzwingen konnte. Vormals wurde Deutschland durch die Eyder von Dänemark getrennt, jetzt gründeten Heinrichs Waffen die Markgrafschaft Schleswig. Ein Dänen-
931 könig Kanut, ließ sich taufen; ein anderer, Gocmo, mußte vergönnen, daß unter seinem Volke das Kreuz gepredigt wurde, und dieses Volk entsagte scheußlichen

chen Menschen-Opfern, die zuvor in Seeland geblutet hatten. Durch diese Friedensbedingung — die glorreichste, die ein König vorschreiben mag — versuchte Heinrich das Blut der Brennaburger von seiner Krone zu waschen.

Indessen war der Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen, ihre Machtboten erschienen um den Tribut zu empfangen. Doch der König, der seine Reiter nun im Kampfe wohl geübt achtete, sprach zum Volke: „Um die Ungarn schimpflich abzukaufen, „seyd ihr bisher geplündert worden. Gold und „Silber haben wir nicht mehr, oder wir müssen die „Tempel Gottes berauben. So rathet nun was „besser sey: den Raub der Altäre den Ungarn hin„zutragen? oder durch muthigen Kampf einen gnä„digen Gott zu erwerben?" — Da hoben alle die Hände zum Himmel und gelobten zu fechten. Verspottet mußten die Gesandten heimziehen. Erbittert kam ihr Volk, um mit den Waffen das Verweigerte zu holen. Aber schon an den Grenzen fand es nicht mehr die alten Freunde, noch die offenen Straßen. Von den Verschanzungen herab verhöhnte man sie, fette Hunde zum Gastmahl bietend, eine Anspielung auf die Hunnen, ihre Väter. Nach Rache dürstend drangen sie weiter und standen bald dem Könige gegenüber. Der hatte, nach altem Sachsen-Recht, bey Lebensstrafe jeden waffenfähigen Mann aufgeboten, binnen drey Tagen im Heere sich zu stellen. Alle gehorchten. Dennoch drohte ein harter, zweifelhafter Kampf, hätten nicht schon früher die Ungarn, durch unklugen Uebermuth verleitet, in zwey Haufen sich getrennt, deren einer bereits von den Thüringern, unweit Sondershausen, durch Schwert, Hunger und Kälte vernichtet, der gefangene Ueberrest aufgeknüpft worden. Der andere, größere,

wollte

wollte eine Stadt erobern, in der Heinrichs Schwäger, Wido, ansehnliche Schätze bewachte. Eine finstere Nacht verzögerte den Angriff, hemmte aber nicht die Schritte des herbeyeilenden Königs. Indessen hatte schon das Gerücht von der Niederlage ihrer Brüder Schrecken unter den Ungarn verbreitet, der mit anbrechendem Morgen sich verdoppelte beym
933 Anblick des zahllosen, wohlgerüsteten Feindes. Da standen die deutschen Reiter fest geschlossen, den ungarischen Bogenschützen mit vorgehaltenen Schildern trotzend, bereit mit verhängtem Zügel einzubrechen, sobald die erste Pfeilwolke zu Boden gesunken wäre. Heinrich fürchtete nun des Feindes schnelle Flucht, er suchte ihn zu umzingeln. Ein wüthender, doch nicht hartnäckiger Kampf entstand. Die Ungarn wichen bald. Auf einer Strecke von acht Meilen war der deutsche Boden mit Fechtenden, Fliehenden, Verfolgenden bedeckt — der Sieg vollkommen — das ganze Lager erbeutet sammt allem Raube, und die Gefangenen umarmten ihre Erlöser.

Ein Gemälde von diesem Siege, welches Heinrich in seinem Pallaste zu Merseburg aufstellen ließ, hat uns die Zeit entrissen; aber es ist merkwürdig, daß noch heute ein Kirchspiel im Stifte Merseburg — Keuschberg dessen Name — jene Rettung von den Ungarn jährlich feyert. Dort lebt der Name Heinrich noch im Munde des Landmannes, dem sein Pfarrer in kunstloser Erzählung ihn jährlich nennt — in der Geschichte wird er ewig leben! denn keine Wolke verdunkelt diese Heldenthat; es war ein seltener, ein gerechter Krieg, für Eigenthum und Freyheit wurde gekämpft ein seltener, ein wohlthätiger Sieg, denn Heinrich baute das Zerstörte wieder, versorgte die Waisen, deren Väter im ruhmvollen Kampfe gefallen waren, ließ die Töchter solcher Helden im

Stifte

Stifts Quedlinburg anständig erziehen, und veredelte mancher Stifter ursprüngliche Bestimmung, indem er hinfort aus ihren Predigerschulen nicht blos Heidenbekehrer foderte, sondern Jugend-Erziehung, Armen-Pflege zu ihren kunftigen Pflichten zählte.

So durfte Heinrich nun mit zufriedenem Blick das sichere Deutschland überschauen. Sein Ehrgeiz war befriedigt. Der Fürsten Pest, Ländergier, kannte er nicht, obschon er damals leicht sie hätte sättigen mögen; denn in Frankreich war der mächtige Graf Heribert mit seinem Könige Rudolf in offener Fehde begriffen; er suchte Schutz bey dem, durch seine Thaten berühmt gewordenen, Helden der Deutschen und wurde dessen Lehensmann.

Nun konnte Heinrich seine Waffen in das Herz von Frankreich tragen; allein er machte einen edleren 935
Gebrauch von seinem Ansehn, indem er mit redlichem Bemühen die Feinde zu versöhnen trachtete. Es gelang ihm, in persönlicher Unterredung mit Rudolf, auch diesem schönen Oelzweig in seine Lorbeern zu flechten. Nun erst wollte er nach Italien ziehen, den Schauplatz bürgerlicher Kriege, wo zu Rom ehrlose Weiber mit der päpstlichen Thaar spielten, wo jedes Laster, jede Ausschweifung die Gräber der Apostel besudelte. Ob Heinrich die Kaiserkrone verschmäht, oder diesen Schmuck der deutschen Königskrone beyfügen wollen? darüber ist gestritten worden. Sein edles Benehmen gegen Frankreich hat bewiesen, daß der Ruhm eines uneigennützigen Vermittlers ihm allein des Strebens werth dünkte, darum wohl zu vermuthen, daß er in Welschland sich treu geblieben wäre. Den Zug dahin beschloß er auf einer großen Reichsversammlung zu Erfurt, wo er den Ständen, im Fall vergebens gehoffter Heimkehr, seinen Sohn Otto zum Könige empfahl. Einmüthig

wurde

des Wunsches Erfüllung ihm zugesagt. Doch plötzlich ergriff ihn ein Fieber. Er eilte auf eines seiner Güter an der Unstrut, wo der Tod im sechszigsten
936 Jahre seines Lebens den Deutschen ihren großen König entriß.

Mit Verwunderung wird gefragt: warum sein Vater einst den Fremdling ihm vorgezogen? warum er nicht gleich den würdigen Sohn empfohlen? — Die Geschichte antwortet: Heinrich war in seiner Jugend der Liebe und dem Weine, vielleicht mehr als einem Fürsten ziemt, ergeben; das mogte des weisen Vaters Bedenken erregen. Eine heftige Leidenschaft für die schöne Hatburg wurde dem Prinzen als unsittlich vorgerückt, denn sie war eine verschleierte Witwe. So nannte man solche, die, nach der Männer Tode, das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Heinrichs Liebe schmeichelte ihr den Schleier wieder vom Haupte; er vermählte sich mit ihr, wurde darum vom Halberstädter Bischof in den Bann gethan, den der König Konrad zu lösen befahl. Doch mußte Heinrich von der Geliebten sich trennen, und der Sohn, den sie ihm geboren, galt für einen Bastard. Er vermählte sich mit Mathilden, der Tochter eines westphälischen Grafen; das ist alles, was trockene Annalisten von der Geschichte seines Herzens aufzubewahren für würdig geachtet; sie ahneten nicht, daß eines Fürsten Liebe oft die Quelle seiner Thaten ist. Ungestüm war der junge Heinrich. Im Kampfe gegen die Wenden hätte seine Tollkühnheit ihm fast den Tod gebracht. Schon zu den Zeiten König Arnulfs seinen Vater nach Italien begleitend, büßte er die Jugendsünden, indem er großentheils den langen Weg zu Fuße pilgerte. Seine christlichen Tugenden — so ging die Sage — erwarben ihm die Herrlichkeit der Welt, obschon auch ihn der Zeitgeist in manchen

Aber-

Aberglauben verstrickte, die Ueberreste der Märtyrer schienen ihm Segenspfänder, nach deren Besitz er eifrig strebte. Man will sogar, er habe die heilige Lanze — in der einige Nägel vom Kreuze des Erlösers befestigt waren — gegen ein Stück von Schwaben eingetauscht, oder auch dem Könige Rudolf abgedrohe. Sie wurde in seinen Händen ein Unterpfand des Sieges, ein Panier, dem sein Heer vertrauend folgte. Des Vaters Beyspiel und Lehren, mit der Zeit im Bunde, hatten ihn gebildet und gereift, als er im männlichen Alter Konrads Thron bestieg. Vergessen wurden alle Fehler seiner Jugend, denn er bedeckte sie mit Tugenden und Lorbeern. Nicht glückliche Kühnheit allein erhob ihn zum großen Feldherrn, weise Umsicht war Gefährtin seiner Tapferkeit, die neue Kriegskunst sein Werk. Im Frieden lehrte er die Deutschen durch stete Waffenübungen sich zum Kriege vorbereiten. Mann gegen Mann mußten sie fechten; und, weil das Nützliche wenig Eifer in den Menschen erweckt, so lange sie es für Arbeit achten, so gab ihm Heinrich die Form der Spiele, in welchen doch der Ehre fast nicht minder als auf dem Schlachtfelde zu erringen war. Er selbst, schon als ein trefflicher Jäger berühmt, galt auch für den gewandtesten Kämpfer und wurde ein Schrecken seiner Gegner genannt. So entstanden die Turniere, Adelsschulen der Tapferkeit. Zum Dienste des Vaterlandes berief er aus jedem Geschlechte den ältesten Sohn. Diesem gebührte seitdem aus der väterlichen Erbschaft das sogenannte Heergeräthe. Oefter zeigte Heinrich, nach bekämpfter Jugendhitze, den kühlen Staatsmann. Mehr durch Ueberredung als durch Waffen besiegte er den Herzog der Bayern. Nur durch Ueberredung, nicht durch Waffen, erstickte er die Flamme, die in Frankreich loderte. Auch die Un-

ter-

terhandlungen, von welchen der Rheinstrom Zeuge war, beurkunden seine Staatskunst. Die Weisesten unter den Bischöfen wählte er zu Rathgebern; sie zierten seinen Hof und es wird gefunden, daß der Titel Durchlaucht sie bisweilen auszeichnete. Gerechtigkeit übte Heinrich mit unerschütterlicher Strenge, und selbst die Bitten seiner geliebten Gemahlin vermogten nichts über ihn, wenn die Gesetze sprachen. Als ein kräftiger Regent verwaltete er das Reich nach hergebrachter Ordnung durch Herzoge und Grafen, mehr durch sich selbst. In Meißen, in der Lausitz, in Nordsachsen und Schleswig schuf er neue Fürsten, in Lothringen einen Pfalzgrafen, doch keinem blind vertrauend, bereiste er die Provinzen so oft die karge Zeit es ihm vergönnte. Weder lesen noch schreiben konnte der Held, dennoch erhob sein hoher Geist in weniger als zwanzig Jahren das deutsche Vaterland zur ersten Macht der Christenheit. Zerrüttet fand er das Reich durch innere Fehden und Räuberbanden; kein geübtes Heer stand ihm zu Gebote, kein erfahrner Geschäftsmann zur Seite; er allein schuf seine Macht und Deutschlands Ruhe.

Einem solchen Geiste wären die Wissenschaften eine willkommene Nahrung gewesen; doch was in Klosterschulen gelehrt wurde, verdiente diesen Namen nicht. Bey allen den erhabenen Eigenschaften, die den König schmückten, blieb er stets der liebenswürdigste Mensch. Schon seine männliche Schönheit gewann die Augen, aber seine freundliche Redlichkeit die Herzen. Wer den Namen seines Freundes Einmal erworben hatte, war sicher ihn nie zu verlieren. Alle Deutsche liebten ihn; sogar die Franken, seines Hauses vormalige Feinde, wetteiferten ihm Liebe zu beweisen. Und dieser König — der Lothringen mit Deutschland vereinte — die Slaven

und

und Ungarn bändigte — dem Christenglauben einen Weg nach Dänemark bahnte — dort die Menschenopfer unterdrückte — sein Volk durch neue Waffen siegen lehrte, doch am liebsten das Schwert der Gerechtigkeit trug — Städte erbaute und deren Wohlstand auf neue Verfassungen gründete — der unter den Fürsten, seinen Zeitgenossen, der Mächtigste war und doch die Macht nie mißbrauchte — jeder Lockung zu ungerechten Eroberungen widerstand — dieser Seltene hat von der Geschichte den Beynamen des Großen — nicht empfangen, obschon er der erste, dieses Namens würdige, Beherrscher der Deutschen war. Der des Vogelstellers ist ihm geblieben, weil die Jagd ihn ergötzte, oder weil die Priester ihn haßten, denn er hatte ihre Salbung ja verschmäht, alle Hoheitsrechte über sie geübt, und zu Erfurt auf Verbesserung der Kirchenzucht gedrungen; ja er hatte — ehe die große Schlacht gegen die Ungarn begann — einem Sieg verleihenden Gotte gelobt — nicht neue Kirchen zu bauen, neue Klöster zu stiften — sondern die Bestechlichkeit der Geistlichen auszurotten.

Nicht weil er in finstern Zeiten lebte, ragt Heinrich hervor; durch Eigenschaften, die den meisten Fürsten fremd geworden sind, würde er noch heute der Erste unter ihnen glänzen. Darum soll er hinfort, nach Recht und Gebühr, Heinrich der Große genannt werden.

9.

Die Ottonen.

Drey Söhne hatte Heinrich mit Mathilden erzeugt: Otto, Heinrich und Bruno. Der vierte, Tankmar, das Kind der Liebe von der schönen Hatburg, galt für unächt. Bruno, dem geistlichen Stande gewidmet, wurde Erzbischof von Cöln. Heinrich, schön wie sein Vater, doch sonst ihm unähnlich, war der Mutter Liebling. Ihm wollte sie die Krone zuwenden, weil Otto nicht, wie er, im Purpur geboren worden. Mutterliebe schien, der Herzogin fremd, erst in der Königin erwacht zu seyn.

Solche lustige Gründe konnten die Fürsten nicht bestimmen das Wort zu brechen, welches sie zu Erfurt Heinrich dem Großen gegeben. Wenn Otto gleich des Vaters rechtliches Gemüth nicht besaß, so war er doch in dessen Grundsätzen aufgewachsen, kannte dessen Entwürfe und konnte sie vollenden. So kamen nun die weltlichen Fürsten in Aachen zusammen — noch war den Geistlichen die Mitwirkung versagt — und wählten einstimmig den Prinzen Otto zu ihrem Könige. In einem fränkischen, eng an die Glieder schließenden, Kleide wurde er in die Kirche geführt, wo Klerisey und Volk, mit dem Mainzer Erzbischof Hildebert an der Spitze, ihn ehrerbietig empfingen; denn daß er gesalbt werden solle, hatten nun die Geistlichen errungen. Wem es gebühre diese Feyerlichkeit zu verrichten, darüber stritten Cöln und Trier. Jenes Erzstift gründete sein Recht auf den Umfang seines Kirchensprengels, in welchem Aachen gelegen; dieses rühmte sich eines höhern Alterthums und seiner Stiftung durch den heiligen Peter. Beyde, sich vergleichend, wichen für dieses

Mal

Mal dem Erzbischof von Mainz, dessen Persönlichkeit allgemeine Liebe und Ehrfurcht erworben hatte. Dieser führte den Erwählten in die Mitte der Kirche und erhob seine Stimme zum Volke: „Sehet hier „den Herrn und König Otto, von Gott erkoren, „von weiland seinem Vater empfohlen, von unsern „Fürsten einmüthig bestätigt. Gefällt Euch die „Wahl, so hebe ein Jeder die rechte Hand empor!" Und es geschah unter lautem Zujauchzen. Schon damals konnte dieser Aufruf nur für eine leere Förmlichkeit gelten; denn hätte das Volk die Wahl der Großen nicht gebilligt, sie wäre darum nicht minder bey Kraft erhalten worden. Auch können schwerlich die Wenigen, mit Vorsicht Erlesenen, die eine Kirche faßt, Stellvertreter des ganzen Volkes heißen. Was verstand man überhaupt unter der Benennung Volk? Die wenigen Freyen und Lehensmänner? oder den großen Haufen der Knechte? Es gab in Deutschland noch kein Volk, aber es war doch eine Achtung, die man herkömmlich diesem Namen bewies; es wurde doch nicht verhöhnend ein Regent aufgedrungen; der ferne Sachse, der ferne Franke konnte doch zu seinen Kindern sprechen: „So ging „es zu bey unsers Herrn Krönung; wer von uns zugegen war, durfte nach Belieben seine rechte Hand „erheben oder sinken lassen; wir sind gefragt worden, ob wir dem gehorchen wollten, den die Fürsten „erkoren." Diese Vorstellung, so eitel sie seyn mogte, gab der Nation Anhänglichkeit; sie duldete lieber was von einem Könige ihr auferlegt wurde, dem sie nicht wie eine Heerde überliefert war. Otto wurde nun zum Hochaltar geleitet, auf dem die Reichskleinodien lagen, das Schwert, der Mantel, das Armgeschmeide, der Hirtenstab, der Scepter und die Krone. Eines nach dem andern reichte ihm

der Erzbischof mit frommen Ermahnungen. Das heilige Oel benetzte seine Stirn, der goldene Reif zierte sein Haupt und so geschmückt bestieg er den Thron, vor dem durch Handschlag die Großen gelobten, treu, hold und gewärtig ihm zu bleiben, worauf er unter Lobgesängen das Abendmahl empfing. So geschah in jenen Zeiten die Königsweihe. Ein feyerliches Gastmahl folgte, bey dem der König mit den Bischöfen und allem Volke zur Tafel saß, während die Herzoge ihn bedienten; wahrscheinlich hier der Ursprung der sogenannten Erzämter. Denn Giselbert, Herzog von Lothringen, folglich auch Herr in Aachen, sorgte im Allgemeinen und mogte Erzkämmerer heißen. Eberhard, der Franken Herzog, schaffte die Speisen herbey, Hermann der Schwaben Herzog, die Getränke; so konnte Jener ein Erztruchseß, dieser Erzschenke genannt werden. Unter Obhut des Herzogs der Bayern, Arnulf, standen das Hoflager und der Marstall, ihm mogte der Titel Erzmarschall gebühren. Herzog Siegfried von Sachsen war daheim geblieben, denn die Ungarn regten sich wieder und fanden in Sachsen noch einmal ihr Grab. Der neue König entließ die Fürsten reich beschenkt, von einer durch den Vater auf ihn vererbten Zuneigung für ihn beseelt, die er nicht zu erhalten wußte. Groß waren seine Thaten, größer noch sein Glück; doch sollten jene bewundert werden, dieses unbeneidet bleiben, so mußte eine liebenswerthe Persönlichkeit die Fürsten an ihn fesseln, und diese Gabe schien ihm zu mangeln. Hingegen besaß er eine andere, die oft allein hinreicht, um einen großen Namen in der Geschichte zu erwerben, ja sogar das Volk zu beglücken: Die Gabe das Verdienst zu unterscheiden, auch aus der Dunkelheit es hervor zu ziehen. Das bewies er schon im ersten

Kriege,

Kriege, den er, um verweigerten Gehorsams willen, gegen die Böhmen führen mußte. Sein erster Feldzug war nicht glücklich und gewährte ihm dennoch großen Vortheil, denn er lernte Hermann Billung's Tapferkeit und Klugheit kennen. Diesen Mann, von geringer Herkunft, erhob er, viele neidische Große übergehend, zum Heerführer der Sachsen, zu seinem Stellvertreter in Regierungs-Geschäften, Würden, die ihm bald den Weg zum Herzogthume bahnten. Vierzehn Jahre währte dieser Krieg, und erst nachdem Hermann's Kopf und Schwert die Siegesbahn geebnet hatten, gelang es Otto ihn durch Grausamkeit zu endigen. Denn wer bewaffnet angetroffen wurde, mußte sterben, und wer vom Christen-Glauben abfiel, wurde Sklave. Noch eines andern, von ihm erprobten Mannes bediente sich Otto zu der Wenden Vernichtung, eines Markgrafen Gero, der ihm seinen Arm und seine Tücke lieh. Vorgebend, es trachteten ihm die Slaven nach dem Leben, lud dieser Gero dreyßig ihrer Edelsten zu Gaste, und als sie fröhlich zechten, ließ er sie ermorden. Diese Schandthat blieb unbestraft, folglich wurde sie gebilligt und lastet auf dem Namen dessen, der sie bestrafen konnte.

Otto gehörte zu jenen hochfahrenden Geistern, die, wenn alles willig vor ihnen die Kniee beugt, wohl gnädig um sich blicken; aber Jedem Haß und Rache schwören, der einer Anmaßung, einer Despotenlaune sich widersetzt. Er begann seine Regierung mit einer zweydeutigen Handlung der Gewalt. Rudolf, König von Burgund, war gestorben, einen minderjährigen Prinzen, Konrad, hinterlassend. Das Recht, mit welchem Otto die Vormundschaft über diesen Knaben behauptete, ist unergründlich;

lich; aber gewiß, daß er mit gewaffneter Hand die Burgunder zwang, ihren Thronerben auszuliefern, den er an seinem Hofe erziehen ließ. Durchgreifen, auf die Gefahr alles zu zerreissen, war immer die erste Regung seines trotzigen Gemüths. Herzog Arnulf in Bayern starb. Der große Heinrich hatte diesem mächtigen Fürsten weise Schonung bewiesen und königliche Rechte sogar mit ihm getheilt. In solchen Begriffen waren die Söhne dieses Herzogs aufgewachsen; Bayern sahen sie ausgezeichnet vor allen deutschen Provinzen; den ältesten ihrer Brüder von den Ständen und selbst vom Papste als rechtsmäßigen Herzog begrüßt; das mögte zu einer Zögerung sie verleiten, des Vaters Erbe vom neuen Könige als Lehen zu empfangen. Alsobald schlug Otto mit dem Schwerte zu, verjagte die Prinzen und ver-
938 lieh das Herzogthum dem Pfalzgrafen Berthold, ihres Vaters Bruder. Noch härtern Unglimpf mußte Eberhard, der Herzog der Franken, durch ihn erfahren, uneingedenk daß dieser edle Fürst seinem Vater einst freywillig die Krone brachte, die er auf das eigne Haupt leicht hätte setzen mögen. Doch war nicht unrechtlich was Eberhard's Gemüth empörte und ihm die Waffen in die Hand gab. Aus Vorliebe für seine Sachsen und überzeugt, daß sie seines Vertrauens am würdigsten wären, hatte Heinrich der Große viele Aemter im Reiche aus ihnen besetzt. Diese Begünstigung und der Stolz auf ihre Könige erzeugte in den Sachsen einen National-Hochmuth, den Heinrich wohl zu dämpfen wußte; denn, so langte er lebte, murrte keine der übrigen Völkerschaften. Sie und die Sachsen kannten ihren gerechten Herrn, der die schwerste der Regentenpflichten — in Berührung mit dem Volke auch Lieblingen nur ein Fürst zu seyn — ohne Rücksicht übte. Nun aber

aber ging vom Throne eine andere Denkart aus; die Eigenmacht wurde entzügelt. Die vornehmen Sachsen, in andern Provinzen angesiedelt, wollten keiner fremden Obrigkeit gehorchen; ihr Uebermuth wurde unerträglich, vor allen dem Herzoge Eberhard, dem mächtigsten unter den Franken, der ihn länger nicht dulden mogte. Anfangs war es nur eine einzelne Fehde mit einem gewissen Brüning, der eine Stadt an der Weser besaß, welche Eberhard zerstörte. Aber es nahmen bald von beyden Nationen erbitterte Kämpfer Theil daran; die Flamme griff um sich und Otto zum Schwerte.

Es mag seyn, daß Eberhard ordnungswidrig der Selbstrache schuldig war; denn Druck des Uebermuths wird auch von edlen Gemüthern selten mit Mäßigung gerächt; doch eben so grausam und unweise war die Züchtigung, die Otto über den Schuldigen verhängte, sich nicht begnügend, so hohe Strafgelder ihm abzufordern, daß der reiche Herzog nur mit Pferden bezahlen konnte, sondern auch alle seine Getreuen zur schimpflichsten Strafe verurtheilend. Auf dem Felde vor Magdeburg mußten sie Hunde tragen, sie, die nichts verbrochen, als ihrem alten Herrn die Heerfolge geleistet.

Der strengste König hüte sich Strafen aufzubürden, die nur Erbitterung erregen. Otto fühlte bald die Folgen dieser unweisen Härte. Sein Halbbruder, Tankmar, der Sohn der schönen Hatburg, glaubte sich berechtigt, eine Grafschaft zu begehren, die durch den Tod eines Verwandten seiner Mutter erledigt wurde; allein Otto verlieh sie jenem Meuchelmörder der Slaven, dem Markgrafen Gero. Tankmar, nicht minder tapfer als dieser, empfand die Zurücksetzung schmerzlich, vertraute seinen Kummer

mer dem alten Eberhard, dem schwer Beleidigten, der noch mehr ihn reizte; und es verschworen sich Beyde den König zu stürzen.

Leicht war es, einen mächtigen Anhang gegen den Ungeliebten zu werben. Plötzlich rückten sie in's Feld. Tankmar eroberte Eresburg und Eberhard nahm den Prinzen Heinrich, Otto's Bruder, gefangen. Des Königs Krone wankte, aber Glück und Grausamkeit befestigten sie wieder; denn als er gegen Eresburg anrückte, ergaben sich die Einwohner ohne Schwertstreich. Tankmar flüchtete in die Kirche und legte seine Waffen auf den Altar, den er umfaßte. Die Kirchenthüren zu erbrechen wagte der fromme Otto nicht, wohl aber ließ er durch die Fenster mit Pfeilen auf den Unbewehrten schießen, der, gleich ihm, in Heinrich dem Großen einen Vater verehrte. So fiel Tankmar am Altare von einem Wurfspieße durchbohrt. Die ihm beygestanden wurden aufgehängt. Mit Bruderblut bespritzt wandte sich Otto nun gegen Eberhard, der noch Macht genug besaß um ihm zu trotzen. Da ließ er zur Tücke sich herab. Es ist eine alte Erfahrung, daß Herrschsüchtige keinen Mittelweg zwischen Gewalt und Niederträchtigkeit zu finden wissen; oft verbinden sie beyde.

Otto sprach zu Friedrich, dem Erzbischof von von Mainz: Geh hin und bewege den Herzog der Franken zum Frieden und sage ihm gänzliche Verzeihung in meinem Namen zu. Der Prälat ging, erweckte Vertrauen, verbürgte sein Wort und Eberhard kam. Da strafte ihn der König durch Verbannung; ein Treubruch, der den Erzbischof nicht minder als den getäuschten Herzog kränkte. Damals hätte Otto sich einen Freund erhalten, einen Feind gewinnen können; er wollte lieber seine Rache

kitzeln,

stheln, verlor jenen und erbitterte diesen. Die gerechte Folge war, daß seine Krone bald zum zweyten Male wankte. Sein Bruder Heinrich ergriff die 939
Waffen gegen ihn. Warum, ist unbekannt. Otto's Lobredner sprechen: Heinrich habe nicht verschmerzen können, daß ihm, dem Königssohne, der Sohn des Herzogs vorgezogen worden, und Eberhard, dessen Gefangener eine Zeitlang er gewesen, habe den Funken angeblasen. Dem widersprechen Thatsachen. Während Otto zu Aachen gekrönt wurde, focht Heinrich für ihn gegen die Ungarn in Sachsen, und noch Jahre lang ist keine Spur zu finden, daß er den Bruder beneidet oder angefeindet. Bey Tankmar's Empörung war er treu geblieben. Was bewog ihn eben jetzt, die Fahne des Aufruhrs wehen zu lassen? — Den Aufschluß gibt Otto's Charakter. Seine Brüder sollten ihm Knechte seyn. Wollten sie in ihm den unbeschränkten Herrn nicht anerkennen, so bewies Tankmar's Ermordung am Altare, wessen er gegen sie fähig war. Heinrich selbst nannte seinen Aufstand eine Nothwehr. Der Nebel, der jene Zeiten verhüllt, erlaubt nicht hell zu sehen in diesem Zwiste. Nur die Vermuthung spricht für Heinrich, denn fast auf jedem Blatte der Geschichte werden jüngere Brüder vom herrschenden Bruder mißhandelt. Zum mindesten scheint gewiß, daß es nie dem Prinzen gelungen seyn würde, bis an des Abgrunds Rand den König vor sich herzustoßen, hätte dieser nicht durch Wortbruch den alten Eberhard gegen sich empört. — Und was bewog den Herzog Giselbert von Lothringen, Otto's Schwager, den Mißvergnügten sich beyzugesellen? die nun auch Frankreich unterstützte. Schwerlich ist schuldlos, wer keinen Freund zu erhalten weiß. Eine Schlacht unweit Wesel rieb die Verbundenen nicht auf. Ihr Anhang

wuchs.

wuchs. Mehrere Bischöfe — unter ihnen der beleidigte Friedrich von Mainz — entwichen aus des Königs Lager, und eilten nach Metz, wo mit der Wahl eines neuen Herrn gedroht wurde. Otto schien verloren, ein Zufall rettete ihn.

Als Eberhard ein Jahr zuvor die Feste belagerte, in welcher damals Heinrich sein Gefangener wurde, hatte zwischen seinem Gefolge und einem seiner Vettern sich ein Streit erhoben, in welchem der Letztere erschlagen wurde. Sey es nun, daß Eberhard die That nicht mißbilligte, oder die gebührende Genugthuung versagte, oder welch' ein Grund sonst vorhanden seyn mogte, genug, der Bruder des Erschlagenen nebst mehreren seiner Verwandten, sich zu Otto wendend, fielen von Eberhard ab.

Diesem Familienzwiste verdankte jetzt der König seine Rettung; denn eben diese Vettern überraschten mit einem kleinen Haufen die Herzoge der Franken und Lothringen bey Andernach am Rheine, als ihr Heer schon über den Strom gesetzt hatte und sie zu folgen im Begriff standen. Eberhard, mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die Uebermacht kämpfend, fiel im Gefecht von tödtlichen Wunden bedeckt; Giselbert, fliehend, ertrank im Rheine. So verlor Heinrich seine Stützen, kam, ein Flüchtling, nach Sachsen zurück und mußte überall dem Sieger weichen, dem auch Franken sich unterwarf. Lothringen verlieh Otto einem Grafen von Verdun. Dann brach er gegen Frankreich auf, um dessen Einmischung zu strafen. Dort hatte sich Graf Hugo von Paris empört, den er unterstützte, Gleiches mit Gleichem unfurstlich vergeltend. Aufwiegelung fremder Unterthanen war zu allen Zeiten eine verschriene, doch gern geübte Maßregel. Im Kriege sey alles erlaubt,

laubt, ist der unsittliche Grundsatz, der den Krieg selbst zu einem Kampfe zwischen wilden Thieren macht, von welchen dann der Mensch nur durch künstliche Waffen sich unterscheidet. Der König von Frankreich wurde zum Frieden gezwungen, den eine Vermählung mit Otto's Schwester, Giselbert's Witwe, bekräftigte. Der überwundene Heinrich durfte in Lothringen wohnen. Seiner Mutter Thränen retteten ihm das Leben.

Kaum waren drey Jahre verflossen, seit Otto — einmüthig erwählt und erwünscht — den Thron seines Vaters bestiegen, und schon hatten Bayern, Franken, Lothringen die Wahl bereut; schon war ein Bruder ermordet, ein zweyter ins Elend verwiesen, ein Schwager in den Rhein gejagt, durch innere Zerrüttung Deutschlands Ruhe vernichtet. Ein untrügliches Urtheil über Otto's Regierung zu sprechen, fehlte nur, daß auch seine Sachsen sich empörten — und es geschah. Den Kriegern, welche den gefährlichen Dienst der Grenzbewachung leisteten, war der Tribut zum Solde angewiesen, den die Slaven zu entrichten pflegten. Nun aber benutzten die unterjochten Nachbarn Deutschlands innere Zwietracht und überhoben sich der lästigen Pflicht. Da brachten die Grenztruppen das billige Begehren an ihren König, daß er auf andere Weise sie entschädigen solle. Er verweigerte es, und eine Verschwörung gegen sein Leben war die Folge. Erik stand an ihrer Spitze, der tapferste und beste Mann seiner Zeit, so wird er selbst von Otto's Ruhmrednern genannt. Auch Heinrich war einverstanden. Des Königs Schutzgeist wachte. Der Anschlag wurde verrathen. Die Rädelsführer büßten unter dem Beile des Henkers. Doch Erik konnte nicht hingerichtet, nur im Kampfe erschlagen werden; denn

als

als die letzte Hofnung ihm schwand, bestieg er sein Roß, stürzte in den Haufen, der ihn fahen wollte, und ließ nicht eher das Schwert aus seiner Faust sinken, bis er, der Menge erliegend, die Todeswunde empfangen.

942 Heinrich mußte im Bußgewande, in der Weihnachtsnacht, sich in einer Kirche dem grollenden Bruder zu Füßen werfen, und seines Blutes wurde geschont. Hingegen floß das Blut der Slaven, die der König bis an die Oder aufs neue zinsbar machte. Ein gleiches wiederfuhr den Dänen. Sie hatten Schleswig zerstört. Unwiderstehlich drang Otto in ihr Gebiet, zog siegreich durch die ganze Halbinsel, kam bis an das Meer, welches Jütland von Norwegen trennt und von ihm den Namen Ottensund erhielt, zwang den König Harald zur Taufe und preßte ihm den Eid der Treue ab. Das Glück war noch nicht müde ihn zu erhöhen. Es hatte ihm die Vereinigung aller deutschen Provinzen unter dem Scepter seines Hauses vorbehalten. Herzog Berthold in Bayern starb. Freylich waren Arnulfs gestrafte Söhne noch vorhanden, aber sie konnten des Königs Gnade nicht gewinnen. Seinem Bruder Heinrich, dem Gemahl ihrer Schwester Judith, gab er das Herzogthum und so vertilgte er löblich den alten Bruderzwist. Noch tadelloser war die Erwerbung des Herzogthums Schwaben; denn der alte Herzog Hermann, Vater einer einzigen Tochter, erkor sich den Prinzen Ludolf, Otto's Sohn, zum Eidam und Nachfolger. Der Tod erledigte auch Lothringen; es wurde des Königs Schwiegersohne zu Theil, demselben Konrad, der gegen seinen Vetter Eberhard bey Andernach so glücklich gefochten hatte. So war nun Otto nicht allein König in Deutschland, sondern auch, durch seine nächs-

sten Verwandten, Herr jeder einzelnen Provinz. Nun zogen die Begebenheiten, die sich fast romantisch zu seinem Glück verketteten, sein Auge auf Italien, den Schauplatz der Greuel. Dort war der schlaue Hugo, ein Graf von Provence, kein Mittel verschmähend, zur Herrschaft gelangt, als Otto den deutschen Thron bestieg. Dieser Hugo hatte einen Sohn, Lothar, einen edlen, sanftmüthigen Jüngling, den er, die Krone ihm zusichernd, mit Adelheid von Burgund, der schönsten, liebenswürdigsten Fürstin ihrer Zeit, vermählte. Nur Einer stand dieses Hauses fester Gründung noch im Wege: Berengar, ein königlicher Abkömmling, dessen Hugo sich durch Meuchelmord entledigen wollte. Doch der Sohn, des Vaters Mordanschlag verabscheuend, warnte selbst den Gegner, der nach Deutschland floh, bey Otto eine Freystatt fand, mit einer Hand voll Abentheurer sich wieder nach Italien wagte, seinen Verfolger mit allgemeinem Hasse beladen fand, und — diesen Haß benutzend — ihn nach Burgund vertrieb. Dem jungen Lothar, seinem Retter, ließ er zwar den Königtitel, doch wird vermuthet, daß er ihn durch Gift aus dem Wege räumte.

Unbestritten blieb er König, sein Sohn Adelbert 950
Mitregent. Doch des Volkes Liebe wußte auch er nicht zu erwerben. Ihn beherrschte ein böses Weib, seine Gemahlin Willa, jeder Tugend fremd, mit jedem Laster vertraut.

Einsam trauerte die schöne Adelheid. Dem Könige lüsterte nach ihrem Brautschatz — Pavia nebst andern großen Gütern — sie sollte seinem Sohne Adelbert die Hand reichen. Aber sie schauderte vor dem Gedanken, sich mit dem Sohne des Mörders

ihres

ihres Gatten zu vermählen. Sie weigerte sich standhaft, und — Zwang befürchtend — entwich sie um nach Deutschland zu fliehen. Dort wurde ja ihr Bruder an des berühmten Königs Hofe erzogen, der sich seinen Vormund nannte; sie durfte hoffen, daß er auch die Schwester gütig aufnehmen und schützen werde. Aber schon zu Como wurde die Flüchtige von ihren Verfolgern ereilt, zurückgeführt, mißhandelt, um ihre Einwilligung zu erzwingen. Die schändliche Willa schlug die edle burgundische Fürstentochter mit Fäusten, trat sie mit Füßen, schleppte sie bey den Haaren, beraubte sie alles Schmuckes, und warf sie endlich in einen Kerker des Schlosses Garda, wo sie einsam ohne Bedienung schmachtete. Nur einen Mönch, Namens Martin, rührte ihr Schicksal. Er untergrub die Mauer des Schlosses, drang bis zu ihrem Kerker, führte sie heraus, dann in einem Fischernachen über den Gardasee; jenseits am waldigten Ufer lebte sie mehrere Tage von den Almosen eines gutmüthigen Fischers. Martin suchte indessen Hülfe bey ihren Freunden. Markgraf Azzo eilte herbey und brachte sie in Sicherheit auf seiner festen Burg Canossa. Hier schrieb sie an den König Otto, und der wackere, unermüdete Mönch stahl mit dem Briefe sich nach Deutschland.

Otto, zuvor mit einer englischen Prinzessin vermählt — (König Athelstan sandte ihm zwey Schwestern um nach Gefallen zu wählen) — war seit kurzem Witwer, und der Ruf von Adelheid's Schönheit, Tugenden und Geistesgaben auch bis zu ihm gedrungen. Sie zählte damals zwanzig Jahre, und was vielleicht am meisten galt — ihr Besitz konnte einen Anspruch auf Italien begründen. Otto warb um sie und wurde nicht verschmäht.

Nun

Nun brach er auf, erschien in Welschland wohl
gerüstet, fand unbedeutenden Widerstand, entsetzte
das belagerte Canossa, eroberte die lombardische
Hauptstadt Pavia, und hieher geleitete der treue
Martin die königliche Braut, die, mit großem Ge- 951
pränge empfangen, am Weihnachtsfeste ihre Hand
dem siegenden Beschützer reichte. Aber ein finsterer
Geist trübte die Vermählungsfeyer. Prinz Ludolf
hatte seinen Vater nach Italien begleitet. Auf ihn
machte die reizende Adelheid den gewünschten Ein-
druck nicht, er sah in ihr nur die künftige Stiefmut-
ter, und fürchtete vielleicht, daß ihre Kinder einst
ihm vorgezogen würden. Doch er war ein edler
junger Fürst, darum muß vermuthet werden, daß
irgend eine unwürdige, der Nachwelt nicht überlie-
ferte, Behandlung seines Vaters ihn erbittert habe.
Unfähig seine gehässigen Empfindungen zu verbergen,
verließ er ohne Abschied den Hof und eilte nach
Deutschland zurück. Ein so auffallender Schritt
konnte schwerlich durch voreilige Furcht am Vermäh-
lungstage veranlaßt worden seyn. Das bewies auch
des Königs Bestürzung, der ihm schleunig folgte
und seinem Eidam Conrad, dem Herzoge der Lo-
thringer und Franken, den noch unbeendigten Kampf
gegen Berengar übertrug. Dieser Konrad ist der
Weise zubenamt worden, darum wohl geglaubt
werden darf, daß er weise handelte, als er sich mit
Berengar verglich, ihm gelobend, er solle König von
Italien bleiben, wenn er selbst nach Deutschland
zöge, sich dem Könige der Deutschen unterwürfe,
und mit dem italienischen Scepter sich belehnen ließe.
Berengar willigte ein, und Konrad wähnte, um
seinen Schwiegervater sich hoch verdient gemacht zu
haben. Doch als nun der Gedemüthigte an Otto's 952
Hofe zu Magdeburg erschien, wurde er übel empfan-
gen,

gen, sollte anfangs gar verhaftet werden, konnte nach drey Tagen kaum Gehör, und auch dann nur die kühle Abfertigung erlangen, daß er sich zu Augsburg stellen, dort, mit Bewilligung der Stände, Italien als Lehen erhalten und angeloben solle es gelinde zu regieren. Damals wurden die Gebiete von Aquileja und Verona Welschland entrissen und mit Deutschland vereinigt. Warum Otto seines würdigen Eidams verbürgtes Wort eben so schnöde brach, als er vormals die Bürgschaft des Erzbischofs von Mainz verhöhnte, wird verschieden erzählt. Einige wollen, sein Bruder Heinrich, der jetzt aufrichtig an ihm hing, habe aus schadenfrohem Neide gegen Ludolf und Konrad es veranlaßt. Glaublicher scheint, daß Adelheid den Mörder ihres Gemahls und ihren Peiniger den gerechten Haß empfinden ließ. Doch es heißt, sie habe dem Reuigen sanftmüthig verziehen. Warum konnte nicht, wie vormals, Otto's eigne Laune das Triebrad seiner Handlung seyn? Auch mußte er bald, wie vormals, die Folgen der Geringschätzung fühlen, die er seinem getreusten, verdienstvollsten Anhänger bewiesen. Der tapfere, weise Konrad murrte laut, wollte die Kränkung seiner Ehre nicht verschmerzen. Alsobald gesellte sich Prinz Ludolf zu ihm, mancherley Klagen verlautbarend. Man hatte in Italien ihn, den Thronerben, nicht einmal so aufgenommen, als seines Vaters Hofgesinde; man hatte Verona und Aquileja nicht ihm, sondern seinem Oheim vertraut, und mit diesem stand er in offener Fehde strittiger Grenzen halber zwischen Bayern und Schwaben. Noch eine mächtige Stütze fanden die Mißvergnügten an jenem Erzbischof von Mainz, der die alte Beleidigung nicht vergessen konnte. Sie rüsteten sich, und Konrad, im ganzen Heere beliebt, fand großen Anhang.

hang. So wollten nun auch Sohn und Eidam gegen Otto die Waffen zücken, wie zuvor Brüder und Schwäger. Es begründet fürwahr kein günstiges Vorurtheil für einen Fürsten, wenn seine Nächsten, Einer nach dem Andern, gegen ihn aufstehn. Bestürzt gewahrte Otto, welche drohende Wolke sich über seinem Haupte zusammen zog. Er war zu Mainz und wollte das Osterfest in Aachen feyern, 953
doch nirgend empfing man ihn nach Würden; man trat ihm keck unter die Augen und schrieb ihm Bedingungen vor, die er kleinmüthig bewilligte. Es ist bedauernswerth, daß die Geschichte unterlassen, diese Bedingungen aufzuzeichnen, die ohne Zweifel Otto's angeklagten Uebermuth in helles Licht stellen würden. Er mußte gleichsam nach Sachsen entweichen, wo er — nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Geschichtschreibers — den am Rheine verlornen König wieder fand.

Alles widerrief er dort was ihm abgedrungen worden, brach auf mit einem Heere, besiegte die verbundenen Fürsten, und bot ihnen Gnade, wenn sie ihre vornehmsten Anhänger ausliefern wollten. Dessen weigerten sich standhaft die rechtlichen Männer, wollten lieber ihr Blut im ungleichen Kampfe wagen. Ein Sohn des alten Herzogs Arnulf von Bayern, der zu Regensburg ein Pfalzgraf war, öffnete dem Prinzen Ludolf die Thore dieser Stadt, begrüßte ihn als Herzog und viele Bayern folgten dem Beyspiele.

Otto belagerte Regensburg vergebens. Erst im folgenden Jahre konnte er diese Flamme dämpfen. 954
Beyde Fürsten bestrafte er durch den Verlust ihrer Herzogthümer. Burkard, Heinrichs Eidam — ein tapferer Mann, doch von geringer Herkunft —

wurde

wurde Herzog in Schwaben; Bruno, Otto's Bruder, Erzbischof von Cöln, nun ein geistlicher Herzog in Lothringen. Der von Mainz büßte im Kloster. An dessen Stelle setzte der König seinen Bastard Wilhelm, den ersten Reichskanzler. Prinz Ludolf erschien vor seinem Vater auf der Jagd barfuß im Bußgewande und erflehte Gnade. Doch der schimpflichen Bedingung, seinen Getreuen auszuliefern, unterwarf er sich nimmer, und der Vater empfing vom Sohne die Lehre, daß ein Fürst seine Gnade nicht um den Preis der Ehrlosigkeit verhandeln muß.

Vielleicht hätte der König die gewohnte Strenge noch unerbittlicher geübt, aber die Ungarn rührten sich damals wieder, und es hieß, die Mißvergnügten hätten sie herbey gerufen. Man verkannte den edlen Konrad. Gegen einen ungerechten König konnte er fechten, nicht gegen sein Vaterland. Er war der Erste, der, ein abgesetzter Herzog, sich un-
955 ter Otto's Fahnen stellte, als die Ungarn mit großer Macht Bayern überschwemmten, Augsburg belagerten. Unter dem Paniere des Erzengels Michael rückte Otto ins Feld. Deutschlands vereinte Kraft hatte er gesammelt und tausend Böhmen stießen zum Heere. Dennoch wurde er, den Feind kaum erblickend, von der zahllosen Horde umringt. Gleich am ersten Tage schwammen die Ungarn durch den Lech, erbeuteten das Gepäck; Konrad an der Spitze der Franken, entriß es ihnen wieder. Otto beschloß, am folgenden Morgen — es war der Tag des heiligen Lorenz — den furchtbaren Feind anzugreifen. Das ganze Heer bereitete sich zum Tode. Man versöhnte sich wie auf dem Sterbebett. Otto empfing das Abendmahl. König und Volk schwuren sich wechselseitig, treu bey einander zu halten, Sieg oder Tod zu theilen. Dann erhub Otto die heilige Lanze zum Himmel, gelobend,

wann

wann Gott Sieg verleihen werde, seinen Palast zu Merseburg in ein frommes Stift zu verwandeln. (So lautete das Gelübde seines großen Vaters nicht.) Er gab das Zeichen zum Angriff und stürzte, der Erste, in den Feind. Der vollkommenste Triumph belohnte seine Kühnheit. Es wurde gerühmt, daß seit Jahrhunderten kein solcher Sieg erfochten worden.

Konrad mit seinen Franken hatte Wunder gethan. Des Feindes Flucht hatte schon begonnen, da öffnete er sein Visir um Luft zu schöpfen; ein Pfeil verwundete ihn tödtlich. Er fiel von jedem Deutschen wehmüthig beklagt, nur vielleicht von seinem undankbaren Könige nicht.

In Bayern wurden die fliehenden Ungarn vollends vernichtet, drey ihrer Anführer aufgeknüpft. Für immer sah nun Deutschland von den Raubzügen jener wilden Horden sich befreyt. Das schöne Land Oestreich wurde gewonnen und erblühte schnell aufs neue. Mit geheimer Schadenfreude hatte Berengar gesehen, in welche bedenkliche Fehden und Kriege sein aufgedrungener Lehensherr verwickelt war. Nun, meinte er, sey ihm alles wie vormals erlaubt, und, verhöhnend alle Pflichten des Regenten und Vasallen, bedrückten er und Willa Italien härter als je zuvor. Des Königs Anhänger, vor allen Markgraf Azzo, Adelheidens Beschützer in Canossa, wurden mit Grimm verfolgt. Selbst der Papst blieb nicht verschont. Alle schrieen zu Otto um Hulfe. Der sandte den Prinzen Ludolf, doch nicht mehr als tausend Krieger ihm vertrauend, daß er versuchen 936
mögte den Tyrannen zu züchtigen, das Reich der Lombarden fur sich zu erobern. Ludolf war siegreich. Berengar suchte Schutz in einer Festung. Verräther

lieferten ihn aus. Doch der Unwürdige fand einen edelmüthigen Feind, der mit einer verschwendeten Ermahnung, den König durch Gehorsam zu entwaffnen, ihn entließ. Dieser unbedachte Edelmuth stärkte nur den Bösewicht zu neuem Frevel. Noch einmal fühlte er des Schwertes Schärfe in Ludolfs tapferer Faust, und es war um ihn geschehen, hätte nicht die scheußliche Willa — eine erfahrne Giftmischerin —
957 den jungen Prinzen gemeuchelmordet. Plötzlich starb er im sieben und zwanzigsten Jahre. Mit ihm sank Deutschlands schönste Hoffnung der Zukunft. Sein Tod fristete Berengars Züchtigung, er hauste noch Jahre lang ungestraft. Die gefesselten Hände der Italiäner falteten sich bittend, Alle flehten um Befreyung von diesem Henker. Selbst in Namen
960 der heiligen Apostel erschienen an Otto's Hofe zwey päpstliche Gesandte. Endlich rüstete sich der Angerufene.

Ehe er den Zug begann, versammelte er den Reichstag zu Worms, wo sein siebenjähriger Sohn, Otto, zum Könige der Deutschen erwählt, in Aachen gekrönt wurde. Das Regiment in Deutschland, während seiner Abwesenheit, vertraute er seinem Bastard, Wilhelm von Mainz, und Bruno seinem Bruder.

961 Nun zog er durch Tyrol nach Welschland, wo Berengar, von seinem Heere verlassen, hinter Mauern flüchtete. Zu Pavia wurde diesem die Krone abgesprochen, mit welcher Otto sich schmückte, dann unaufhaltsam nach Rom eilte, um die Kaiserkrone mit der eisernen zu verbinden.

Dort saß ein Enkel der berüchtigten Marozia, Johann XII, auf dem päpstlichen Stuhle, ein reicher Jüngling, der die höchste weltliche Würde, die eines römischen Patricius, mit der höchsten geistlichen

vers

verdünte, was nie zuvor gesehen worden. In den Händen eines Mannes hätte diese verbundene Gewalt zu einem glänzenden Ziele führen mögen; allein der ausschweifende Jüngling fand nur seinen Ruhm auf dem Kampfplatze der Wollust, auch mangelte ihm königliche Macht; der Deutschen Berufung nach Italien hatte die Noth ihm abgepreßt. Eigentlich wollte er keinen Herrn. Gleich ihm wußten die Italiäner weder zu herrschen noch zu gehorchen. Jetzt krönte Johann XII den König der Deutschen zum Kaiser 962
und schwur ihm auf des Apostels Grabe den Eid der Treue. Es wurde versprochen, daß künftig der Papst nur in Gegenwart kaiserlicher Machtboten gewählt werden solle. Wie wenig Otto selbst diesen Schwüren traute, beweist der merkwürdige Befehl, den er am Krönungstage seinem Schwertträger gab: ihm in der Kirche, während er beten würde, immer nahe zu stehen und im Nothfall mit dem Schwerte ihn zu schützen. Alle Schenkungen seiner Vorfahren bestätigte der neue Kaiser in einer stattlichen Urkunde. Aber kaum hatte er den Rücken gewandt, um die lombardischen Festungen zu bezwingen, welche Berengars Anhänger noch besetzt hielten, als er schon erfahren mußte, wie der heuchlerische Papst — zufrieden mit Berengars Demüthigung — nun der lästigen deutschen Schirmvogte sich wieder entledigen wolle, weshalb er den Prinzen Adelbert zu sich berufen, mit dem er verderbliche Anschläge schmiede. Staunend, aber noch ungläubig, sandte der Kaiser Vertraute nach Rom, die Wahrheit zu erforschen. Sie bestätigten das Gerücht. Man erfuhr sogar, der Oberhirt der Christen habe sich nicht entblödet, die heidnischen Ungarn zu beschicken, um zu neuem Christen-Würgen sie anzureizen. Er war nicht mächtig genug sein kühnes Wagstück zu vollbringen, wohl aber Otto ihn zu strafen.

963 Der eilte zum zweyten Mal nach Rom, die Thore wurden ihm geöffnet, triumphirend zog er ein, während Johann und Adelbert nach Campanien entwichen.

Otto versammelte in der Peterskirche die deutschen und römischen Großen, vierzig Bischöfe und siebenzehn Kardinäle. Vor dieses hohe Gericht traten ungestüme Kläger, gräßliche Verbrechen dem Papste aufbürdend: Ehebruch, Meineid, Mord. Seines Vaters Beyschläferin sey als die seinige im Kindbett gestorben. Er habe Geistliche im Pferdestalle geweiht — ein Kind von zehn Jahren zum Bischof von Todi ernannt – mit den Pfründen Wucher getrieben — einen Kardinal ernannt — Geistliche geblendet und getödtet — bey Trinkgelagen die heidnischen Götter angerufen und auf des Teufels Gesundheit den Becher geleert. Es hieß, junge Pilgerinnen scheuten sich nach Rom zu kommen, weil sie, statt Sünden zu büßen, neue Sünden zu begehen gezwungen würden. Des Papstes eigentliches, doch von den Klägern unberührtes Verbrechen war, daß er die deutsche Herrschaft abschütteln wollte; denn alle jene Greuel waren ja längst bekannt, als Otto unbedenklich aus seinen besudelten Händen die Kaiserkrone empfing.

Jetzt ließ er ihn vorladen, um sich zu vertheidigen. Statt zu erscheinen drohte der Verwegene mit dem Banne. Da wurde er förmlich abgesetzt und Leo VIII an seine Stelle gewählt. Ein Aufruhr, den Johann durch liederliche Weiber in Rom erregen ließ, besserte seine Lage nicht, denn obgleich der Kaiser nur mit geringer Bedeckung in der Stadt geblieben war, so mußten doch die feigen Empörer vor den deutschen Schwertern bis in die verborgensten Winkel ihrer Häuser flüchten und würden, ohne des neuen Papstes Vorbitten, die Verrätherey noch härter

ter gestützt haben. Otto glaubte nun, er könne unbedenklich Rom verlassen, um Spoleto und Camerino zu erobern. Berengar hatte sich bereits ergeben müssen. Er wurde geblendet und samt der weiblichen Furie, die ihn beherrschte, nach Bamberg gesandt, wo beyde verachtet ihr ruchloses Leben beschlossen. Noch stand der Kaiser vor Camerino, als schon der neue Papst, ein Flüchtling, vor ihm erschien. Denn Johann war in Rom wieder eingedrungen, hatte gleichfalls in der Kirche ein Concilium versammelt und seinen Gegner abgesetzt, erklärend: der Geringere — nämlich der Kaiser — könne den Höheren nicht richten. Einem Kardinal — seinem Ankläger — ließ er die rechte Hand abhauen, einem Schreiber die Zunge ausreissen, Finger und Nase verstümmeln, Alles unter Anrufung des heiligen Geistes.

Bald darauf entging er Otto's Rache durch den Tod, denn er wurde, wie die Sage geht, von einem Manne gemordet, der ihn in den Armen seines Weibes fand. Indessen wollten doch die eidbrüchigen Römer Otto's Schützling nicht als rechtmäßigen Papst erkennen, sondern wählten einen gewissen Benedict, der, als des Kaisers Waffen vor Rom blitzten, vergebens von den Mauern mit Bannstrahlen drohte. Er mußte sich ergeben, sah den Hirtenstab vor seinen Füßen zerbrechen und wurde nach Hamburg verbannt.

Nun trat der siegreiche Otto seinen Rückzug 964
nach Deutschland an. Die Pest war sein Begleiter. Viele der Edelsten starben. Alsobald rüttelten auch die eben so feigen als kecken Römer sich aus dem Staube wieder empor, warfen den aufgedrungenen Papst in den Kerker und wählten einen neuen. Frey

wollten

wollten sie künftig seyn, nur ihrem Senat, ihren Tribunen gehorchen, die alte republikanische Form wieder ins Leben rufen. Doch was zu einer Zeit Heldenruhm verleiht, führt zu einer andern auf die Henkerbühne. Adelbert, das Gespenst, durch dessen Erscheinung sie schrecken wollten, wurde vom schwä-
965 bischen Herzog Burkhard verjagt, und starb in
966 Frankreich in einem Kerker. Otto ging noch einmal nach Italien, fand noch einmal feige Unterwerfung, übte grausame Rache, ließ dreyzehn vornehme Römer hängen, Andere köpfen, blenden, einsperren, ins Elend jagen; den Präfekt, der die Rolle eines Brutus spielen wollen, rücklings auf einem Esel sitzend durch die Straßen stäuben. Auf dieses Wüthen folgte Grabesruhe. Der Schrecken lähmt die Glieder, zieht aber auch das Herz krampfhaft zusammen. Otto wurde in Italien verabscheut, aber gefürchtet. Alle Zungen verstummten, nur die des griechischen Kaisers nicht, der über jene Mordscenen ihm laute Vorwürfe machte. Doch ein Tyrann darf solcher Strenge halber nicht getadelt werden, weil, bey entfremdeter Volksliebe, sein Thron keine andere Stütze kennt.

967 Mit schweigender Ergebung sahen die Römer Otto's Sohn zum Kaiser krönen. Auch schien dem stolzen Vater nur eine Kaiserstochter würdig, dieses Jünglings Gemahlin zu werden. Er warb für ihn um eine griechische Prinzessin. Man hat versucht, ihm diese Unterhandlung für ein Werk der Staatskunst anzurechnen und gemeint, er habe den Griechen, die noch Herren in Neapel waren, Calabrien und Apulien auf solche Weise ablocken wollen. Allein die Folge bewies, daß jene Provinzen ihm nicht am Herzen lagen, denn sie verblieben den Griechen, und alle Demuthigungen, welche seine Gesandten zu Con-

stan-

stantinopel erfahren mußten, schreckten ihn nicht ab. Mit Uebermuth empfing Nicephorus den Bischof von Cremona, unwillig verweigerte er dessen Herrn den Kaisertitel. Eine blutige Fehde in Apulien entstand. Deutsche wurden von Griechen hinterlistig ermordet, als sie kamen die Braut zu empfangen. Otto rächte die grausame That noch grausamer, indem er Gefangene mit abgeschnittenen Nasen nach Constantinopel sandte. Dieser elende Vermählungskrieg würde vielleicht noch einmal ganz Italien entzündet haben, hätte nicht unvermuthet das Glück den eitlen Starrsinn begünstigt. Nicephorus wurde gestürzt, Zimisces Kaiser im Orient, von diesem, Otto's Freundschaft suchend, eine Nichte, Theophania, ihm ausgeliefert. 972

So war auch dieser Wunsch dem nie vergebens Wünschenden erfüllt. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er noch zu Quedlinburg eine merkwürdige Versammlung, in welcher ein Markgraf der Lausitz und ein polnischer Fürst ihren Zwist ausgleichen mußten. Hier starb auch Hermann Billung, der tapfere Herzog der Sachsen, der das Herzogthum dem Sohne Bernhard hinterließ. 973

Otto's letzte königliche Prunkhandlung war der Empfang saracenischer Gesandten. Bald darauf stieg er vom Throne ins Grab im ein und siebenzigsten Jahre seines Alters. Um ein Charakter-Gemälde dieses Mannes zu vollenden, darf nicht vergessen werden, daß er die Pfaffen knechtisch ehrte, Schätze an sie verschwendete, und den Grundstein fester noch einrammte, den Karl der Eroberer zu ihrer künftigen Tyranney gelegt. Das fürstlich begabte Erzstift Magdeburg wurde von ihm errichtet, auch die Bisthümer Zeitz, Merseburg, Meißen,

Bran-

Brandenburg und Havelberg verdanken ihm die Gründung. Den Heidenbekehrer Adelbert schickte er nach Preußen.

Daß er eben so tapfer als glücklich im Felde war, ist unbezweifelt. Wenn auch der glänzende Sieg über die Ungarn weniger den großen Feldherrn zeigte, so doch den tapfersten Soldaten, und beydes war in jenen Zeiten wenig unterschieden. Für Staatskunst, die ihm fremd geblieben, galten sein Schwert, sein Eigensinn, bisweilen Wortbrüchigkeit. Die Geistlichen zu weltlichen Fürsten erhebend, beging er den größten aller Staatsfehler. Der Erzbischof von Cöln wurde Herzog von Lothringen. Viele Bischöfe begabte er mit Grafschaften und Städten; sie lehrten nun nicht mehr, sie regierten, und fast immer tyrannisch. Sie erregten in der Folge manchen Aufruhr, nahmen Theil an jeder Verschwörung gegen des Kaisers Hoheit; und die Gewalt, mit welcher Otto's fromme Einfalt sie bekleidet hatte, gebar das Ungeheuer der päpstlichen Macht. Seine hochgepriesene Vereinigung der Kaiserwürde mit der deutschen Königskrone war für beyde Reiche der Anfang eines langen Elends, der Ursprung des Verfalls der deutschen Monarchie. Beyde Völker an einer Kette schleppend, haßten einander. Sie glichen einer Mißgeburt von zwey zusammen gewachsenen Körpern, die verschiedenen Willen, verschiedene Neigungen haben. Ein Kaiser, der in Welschland Sicherheit finden wollte, mußte stets von zahlreichen Schaaren umgeben seyn. Diese Lehensmänner, die, nach damaligem Brauch, für gewisse Zeit sich selbst beköstigten, führten auf ihren Saumrossen nie so viel als sie bedurften, raubten das übrige, weckten Haß und Rache. Was diese noch verschonten, das zerstörte der ungewohnte Himmels-

meistrich. Ein Italiäner hat geschrieben: es habe sein Vaterland der Hyäne geglichen, die durch Kindergleiches Winseln den Schäfer herbeylocke um ihn zu zerreissen. Viele Deutsche wurden vergiftet. Selbst die Kaiser hüteten sich in Städten zu herbergen, hielten sich nur in Palästen außer den Stadtmauern sicher. Wenn sie aber auch — von außen geehrt, von innen durch Angst und Sorgen gequält, Monate lang die gefährliche Würde behauptet hatten, so versank doch alles wieder in das alte Chaos mit dem ersten Rückschritte über Italiens Grenze; denn auch die Vasallen entwichen dann, keine Besatzungen blieben zurück und ohne solche konnte das unwillig gehorchende Volk nicht gezügelt werden. So verloren die Kaiser oft in wenigen Wochen wieder, was sie durch deutsches Blut erkauft, und fanden wohl gar, heimkehrend, ihr Königreich zerrüttet. Denn was konnte den Großen willkommener seyn, als die Abwesenheit des Herrn, dessen Gewalt sie schmälern, auf dessen Kosten die eigene Macht ausbreiten wollten? — Während die Kaiser in Welschland, durch Schatten-Ehre geblendet, einige Hoheitsrechte kümmerlich übten, mehrte sich in Deutschland die herrschsüchtige Priesterschaft und gab den Großen ein gern befolgtes Beyspiel. Mangel der Gesetze, Verfall der Sitten, Bürgerkrieg, Verödung, waren die traurigen Folgen von Otto's befriedigter Eitelkeit. Viele vereinte Staaten gleichen nicht den Rädern einer Maschine, die durch ein einziges Roß umgetrieben werden; vielmehr einem Bündel Pfeile, das Eines Menschen Hand nicht umspannen kann: indem er den einen festzuhalten strebt, entfällt ihm ein anderer, vielleicht im Fallen ihn verwundend. Nur für den Handel mogte jene Vereinigung ersprießlich seyn. Die Deutschen lernten in Italien

neue

neue Bedürfnisse kennen, vor allen Seide und Gewürze. Mit der Lüsternheit nach diesen Waaren steckten sie bald ihr Vaterland und selbst ihre nördlichen Nachbarn an. Sogleich fand auch die italienische Gewinnsucht Wege, den neuen Hang der fremden Völker zu befriedigen. Die Handelsstraße ging durch die Schweiz über Zürch, theilte sich dann, führte den Rhein hinab über Cöln bis England (wo damals weder Schifffahrt noch Handel gefunden wurden), über Braunschweig, Hamburg und Lübeck nach Norden, oder mitten durch Deutschland über Nürnberg bis Polen und Preußen. Manche Städte erlangten das Recht, Messen und Märkte zu halten, unter andern Bremen. Nach dem Ruhme eines Gesetzgebers hat Otto nicht gestrebt; denn es war die Zeit noch nicht gekommen, wo auch dieser Ruhm Bewunderung erwecken sollte, für die allein die Ehrsucht das Nützliche bisweilen unternimmt. Doch er war ein kräftiger Regent, der, wenn auch das Roß sich bäumte, den Zügel nicht verlor. Wo eigne Leidenschaften ihn nicht blendeten, da war er auch gerecht. Allein wer mögte das Alltägliche zu seinen Verdiensten zählen? Gerechtigkeit glänzt nur, wenn der eigne Vortheil die Wagschale vergebens niederziehen will. Großen Einfluß auf seine Urtheile hatten die Weiber, die ihn umgaben, seine Mutter, seine Gemahlinnen, auch die Freunde, die Vertrauten, die er verständig wählte. Frömmeley und Aberglaube seines Zeitalters galten auch ihm für Christenthum. Die Glockenweihe hat er eingeführt. Der heilige Moritz war sein Schutzpatron, auf den er blind vertraute. Mag immerhin der Zeitgeist gemeine Seelen entschuldigen, wer für groß gelten will, muß sich über ihn erheben. Otto der Kriegsheld flößte Bewunderung, Otto der Mensch

nur

nur Widerwillen ein, denn Eigensucht, Unfähigkeit in fremde Gefühle einzugehen, störrischer Eigensinn und Härte verunstalteten seinen Charakter. Beweisende Beyspiele sind erzählt worden. Aller Beyfall kann ein Fürst nie erringen, doch wohl den der meisten und vor Allen seiner Nächsten. Wo Bruder und Schwager, Sohn und Eidam gegen ihn kämpfen müssen, wo die Edelsten im Volke ihn verabscheuen, da steht ihm schwerlich das Recht zur Seite. Wohl ist bedenklich, daß Otto's Ruhmredner selbst fast alle seine Gegner um ausgezeichneter Tugenden willen preisen. Wer mögte vermuthen, solche Männer hätten, von der seltsamsten Laune getrieben, blos gegen ihn diese Tugenden verleugnet? Glücklich war das Volk nicht unter ihm, dessen eine Hälfte er unter den Waffen herumschleppte, während die andere unter dem Priesterjoche seufzte. Die reichen Silbergruben des Harzes wurden bey Goslar entdeckt, aber dem Volke brachten sie keinen Vortheil. Zu Kirchenschmuck für neue Klöster und Stifter wurde das Silber fleißig verarbeitet, auch mancher Hohlpfennig mit Kunstverhöhnendem Gepräge daraus geschlagen. Den Pfaffen schenkte Otto das Silber, dem Volke drang er den Köhlerglauben auf. Wissenschaften und Künste lagen im Staube. Ein halbes Jahrhundert hatte er schon gelebt, als erst die Liebe zu der schönen gebildeten Adelheid seine Unwissenheit ihn fühlen lehrte. Zuvor konnte er weder lesen noch schreiben, nun aber lernte er doch so viel Latein, daß ein Buch in dieser Sprache ihm verständlich wurde. Dieser erwachte Trieb wirkte mindestens wohlthätig auf seine Kinder, die einer bessern Erziehung sich erfreuten. Sogar die Töchter lasen ihrer Ahnherren Thaten in lateinischen Geschichtbüchern, und ihre Großmutter,

Mathilde, ließ noch als Witwe sich und ihr Hofgesinde unterrichten. Doch kennt die Geschichte jener Zeiten nur wenige Namen von Gelehrten, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten.

Luitprand, ein gewandter Bischof, war Otto's Dollmetscher, oft auch dessen Gesandter, und zeichnete auf was in Europa geschah. Witikind, ein Mönch zu Corven, ein Nachahmer Sallusts, beschrieb die Thaten Heinrich des Großen und dessen minder würdigen Sohnes, den er zu verherrlichen strebte. Dasselbe unternahm Dithmar, ein Bischof zu Merseburg, der Nachwelt Nutzen bringend, obschon der Mährchen viele unter die Wahrheit mischend. Im Stifte Gandersheim lebte eine Nonne, Roswitha, die sechs elende christliche Komödien schrieb, durch welche sie der Jugend den heidnischen Terenz entbehrlich machen wollte. Auch manches lateinische Gedicht floß aus ihrer Feder, werthlose Verse, in welchen nur die Geschichte hie und da ein Körngen findet.

Einer gesunden Rechtspflege erfreute sich Deutschland nicht. Die schöne Verordnung Kaiser Karl's, nur nach geschriebenen Gesetzen zu richten, war entschlafen, seine Kapitularien wurden vergessen. Wichtige Händel entschied der Kaiser in Fürsten-Versammlungen, oder ließ bequemer durch Zweykampf sie entscheiden. Oefter noch appellirten Kläger und Beklagte an ihr eignes Schwert. Das Unheil der Befehdungen mehrte sich unter Otto's gepriesener Regierung. Der Große darf er nicht genannt werden, obschon größer als Kaiser Karl der Eroberer, denn seine Kriege waren minder ungerecht. In Magdeburg, welches er zur Hauptstadt des nordlichen

lichen Deutschlands erhoben, wird sein geplündertes Grab gefunden*).

Otto dem Zweyten, der ohne Widerspruch seinem Vater folgte, schien alles eine glückliche Regierung zu weissagen. Italien unterworfen; die Slaven in Furcht, Frankreich in Ohnmacht versunken; Zwietracht in Lothringen bald gestillt; ein Aufstand der Dänen bald unterdrückt; die deutschen Provinzen alle seinem Hause unterthänig, Schwaben einem Sohne Ludolphs, Bayern einem Sohne Heinrichs; auch die Franken nicht mehr eingedenk des alten Grolles, an der Sachsen Herrschaft nun gewöhnt. Aber wem Familien-Einigkeit für ein hohes Gut gilt (und fürwahr es ist ein solches!), der darf nicht wünschen ein Fürst geboren zu seyn, denn in keinem Stande lösen Herrsch- und Habgier öfter die Bande des Blutes. Bald nachdem des Jünglings schwache Faust das Ruder ergriffen, empörte sich sein Dünkel gegen die kluge Mutter, Adelheid, die den unerfahrenen Sohn berathen wollte, und verhöhnt aus dem kaiserlichen Palaste zu ihrem Bruder nach Burgund entweichen mußte.

Grenzstreit zwischen den Herzogen in Bayern und Schwaben entzweyte schon die Väter, jetzt die Söhne. Otto richtete, geneigter den Schwaben. Da murrte Heinrich, und manche Bayern murrten, 974
immer noch träumend von alter Unabhängigkeit. Ein Bischof von Freysingen schürte den Brand. Hatte doch Otto I, der sogenannte Große, die geistlichen Schlangen in seinem Busen erzogen. Die Böhmen und Polen wußte Heinrich zu gewinnen, seine Anschläge drohten Gefahr. Man berief ihn nach Ingels

*) Der Plünderer war Tilly im 30jährigen Kriege.

977 gelheim, er stellte sich keck, wurde verhaftet, entfloh zu den Böhmen, schlug mit ihrer Hülfe seine Gegner, nahm Passau in Besitz, wurde belagert, gefangen und seines Herzogthums entsetzt. Wegen Niederlothringen hatte ein französischer Prinz, Karl, von Otto die Lehen empfangen, nicht ohne Murren der Franzosen, die solche Lehenspflicht ihrer Nation für schimpflich achteten. Jetzt wollte Lothar, der König,
978 Oberlothringen an sich reissen, drang schnell bis Aachen und Otto mußte vor ihm flüchten. Da hielt er schon sich der Eroberung so gewiß, daß er einen nach Deutschland schauenden Adler auf dem kaiserlichen Palaste — zum Wahrzeichen der Herrschaft über Lothringen — nach Frankreich kehrte, aber bald geschlagen und bis Paris verfolgt, den voreiligen
980 Uebermuth büßte. Ein Friede, der persönlich zwischen beyden Königen unterhandelt wurde, vereinte Lothringen für lange Zeit mit Deutschland. Daß Otto es von Frankreich zu Lehen empfangen habe, ist ein bloßes Vorgeben französischer Eitelkeit. Rom war noch immer eine Mördergrube. Die Römer trugen deutsche Fesseln und zerbrachen sie so oft sie konnten. Ein Papst, der seine Wahl dem Kaiser verdankte, war für sie ein Gegenstand des Abscheues. Das alte Gespenst der Republik spukte in den Köpfen. Crescentius, der Sohn eines wollüstigen Papstes und der berüchtigten Marozia, schwur dem Königthume Haß, wollte als Consul regieren, nur seine Schützlinge auf dem Stuhle des Apostels dulden. Benedict VI und Johann der XIV, Geschöpfe des Kaisers, ließ er morden; Bonifaz VII, ein Mordgesell, wurde Papst, doch Benedict VII durch die mächtigen Grafen von Tusculum ihm entgegen gestellt. Bonifaz flüchtete mit geraubten Kirchenschätzen, und wohin? nach Constantinopel.

Vor-

Vormals hatten die Päpste, um sich der Herrschaft orientalischer Kaiser zu entziehen, die Franken nach Italien gerufen; jetzt rief ein Papst die Griechen, um die Sachsen zu vertreiben; im Grunde wollten dieser wie jene, keinen Herrn. Die Zeiten der Calisgula und Nero waren fromme Zeiten gegen die Greueltage, welche Christi Statthalter über Rom brachten. Otto unternahm einen Zug dahin, um das kaiserliche Ansehen zu behaupten; doch nur das Rühmliche kann von diesem Zuge gemeldet werden, daß er sich zu Mailand mit seiner Mutter versöhnte. Als er vor Rom erschien, unterwarf es sich. Vielleicht wird ihm verleumderisch aufgebürdet, er habe die Senatoren und Anhänger des Crescentius bey einem Gastmahl erwürgen lassen. Nicht minder unrühmlich ist die Gewißheit, daß er damals ungerechte Eroberungs-Entwürfe schmiedete. Apulien und Calabrien wollte er den Griechen entreissen, wider Willen und Rath der Deutschen, die mit Recht weder sein Heer noch seine Klugheit für zureichend hielten. Man sagt, er habe geltend gemacht, daß seine Gemahlin, Theophania, eine griechische Prinzessin war, obgleich diese Geburt auf griechische Provinzen ihr keinen Anspruch verlieh. Die erschrockenen Griechen riefen aus Afrika und Sicilien arabische Söldner zu Hülfe. Ottos Waffen erfochten anfangs einige Vortheile, da wurde seine Kühnheit unbesonnen. Er ließ in einen Hinterhalt sich locken, wo er 982
im blutigen Treffen geschlagen und umringt wurde. Alsobald wichen die Italiäner von ihm und retteten sich durch schnelle Flucht, denn sie hingen nicht am deutschen Kaiser. Die Deutschen fochten bis auf den letzten Mann; kein edles Haus im Vaterlande blieb ohne Trauer. Otto entkam durch ein halbes Wunder. Dem Schlachtfelde entronnen, fand er den

Weg

Weg zu Lande sich abgeschnitten. Im Geleite weniger Getreuen flüchtete er an die Seeküste. Dort sah er ein griechisches Jahrzeug am Ufer, es verweigerte ihm die Aufnahme. Ein anderes schwamm in der Ferne. Er vertraute sich einem feilen Juden, der ihm rieth, mit seinem Rosse durch das Meer zu schwimmen um jenes Schiff zu erreichen. Es mußte gewagt werden, denn schon vernahm sein Ohr der Rosse Hufschlag von feindlichen Reitern, die ihn verfolgten. Das Wagestück gelang. Der Jude, sein Begleiter, kannte den Schiffspatron, und erbettelte des Flüchtlings Aufnahme, dessen Aengstlichkeit Argwohn erregte, obschon er, das Griechische fertig sprechend, für einen Griechen gelten konnte. Es wurde bald verrathen, welchen wichtigen Fremdling das Schiff herberge. Otto selbst verleugnete seinen Stand nicht länger, kargte aber auch nicht mit glänzenden Versprechungen, die zu erfüllen er gelobte, wenn der Schiffer ihn nach Rossano zu seiner Gemahlin, dann erst, nebst ihr und seinen Schätzen, nach Constantinopel führen wolle. Der Bestochene ankerte wirklich bey Rossano. Ein deutscher Wende ging an's Ufer die Kaiserin zu unterrichten. Sogleich kam der Bischof von Metz mit einem deutschen Haufen an Bord, der schnell eine Schutzwand zwischen Otto und den Griechen zog, daß der Kaiser ungehindert in die Wellen springen, seine Freyheit schwimmend retten konnte. So entkam er der Gefahr durch Glück und deutsche Treue. Ueberall herrschte Bestürzung. Nur Theophania, dem Vaterlande ergeben, empfand eine übel verheelte Schadenfreude, die ihr, jetzt und künftig, durch den Haß der Deutschen vergolten wurde.

Die Fürsten, so wenig sie den Eroberungskrieg gebilligt hatten, glaubten doch, nach dieser Begebenheit,

heit, die Ehre der Nation gefährdet. Freywillig und einmüthig traten sie zum Schutz ihres Kaisers auf. Nach Verona wurde die Versammlung ausgeschrieben, (der erste deutsche Reichstag in Italien) dort dem Sohne Otto's die Thronfolge zugesichert; der zehnjährige Knabe dem Erzbischof von Cöln vertraut; mit Venedig ein Bündniß, gegen Griechen und Saracenen ein nachdrucksvoller Krieg beschlossen, obgleich in Deutschland dringendere Gefahren drohten. Zum ersten Male offenbarte sich der unvermeidliche Nachtheil, daraus entspringend, daß der deutsche König mit seiner besten Macht in ferne Länder zog. Sveno, der dänische Prinz, entsagte dem Christenglauben, vertrieb seinen Vater Harald, verheerte Schleswig und fiel in Sachsen ein, während die Slaven, durch eines Markgrafen Uebermuth zur Verzweiflung getrieben, allgemeinen Aufstand erregten. Die Bedrückung dieser Unglücklichen empörte längst jedes rechtliche Gemüth. Geld, Sklaven, Getreide, Vieh, Honig, Flachs und Kleider wurden ihnen jährlich abgepreßt, bald von den Herzogen, bald von den Bischöfen, und mit Recht antwortete noch in spätern Jahren einer ihrer Fürsten dem Kreuzprediger, der ihn bekehren wollte: „Wir „schmachten in so harter Knechtschaft, daß sterben „uns besser dünkt als leben. Siehe, in einem „Jahre mußte unser kleines Land dem Herzoge tau„send Mark, den Grafen mehrere Hunderte zahlen, „und täglich werden wir ausgesogen bis zur gänz„lichen Erschöpfung. Wovon sollen wir Kirchen „bauen? Wir haben nichts mehr auf der Erde. Wir „müssen, flüchtig und dem Meere vertrauend, künf„tig auf den Wellen wohnen."

Herzog Bernhard von Sachsen hatte vergebens zu glimpflicher Behandlung der Slaven gerathen und

sogar ein Beyspiel der Verbrüderung mit diesem Volke geben wollen, indem er dem tapfern Fürsten der Obotriten, Mistiwoi, seine eigne Nichte zu vermählen geneigt war. „Es ziemt sich nicht," sprach jener böse Markgraf, „daß du deine Nichte einem „Hunde Preis gebest."

„Dieser Hund kann beißen," erwiederte Bernhard und prophezeihte wahr; denn mehr als 30000 Slaven vereinten sich; Brandenburg und Havelberg wurden zerstört. Sie hofften schon, es sey die günstige Zeit gekommen, das unerträgliche deutsche Joch ganz abzuschütteln. Grafen und Bischöfe zogen zwar ihre Macht zusammen, dämmten auch den Strom, der Deutschland zu überschwemmen drohte, konnten aber das empörte Volk nicht zum alten Gehorsam zwingen. Und in dieser bedenklichen Lage wurde jener Krieg beschlossen, der die Edelsten und Tapfersten alle von den deutschen Grenzen entfernen sollte! — Doch ein rettendes Schicksal trat dazwischen, welches Otto II zu Rom, mit Kummer belastet, ins frühe Grab beugte. Er war nicht älter als acht und zwanzig Jahr. So alt auch Ludolf, als er in Italien starb. Kaum so alt auch dessen Sohn, der Herzog in Bayern und Schwaben, den zu jener Zeit der Tod in Welschland überraschte. Drey Fürsten aus dem sächsischen Hause hatte das Grab schon dort verschlungen und ihrer waren nur Wenige übrig.

Was im Allgemeinen von Otto dem Zweyten zu halten, mögte, ohne Kühnheit, schwer zu bestimmen seyn; denn die Geschichtschreiber jener Zeiten, unbekümmert um die Gemüther ihrer Helden, haben fast immer ihre Feder nur in das Blut der Schlachten getaucht. Hier werden Großmuth, Tapferkeit und

Fröm-

Frömmigkeit ihm nachgerühmt, dort Unbestand, Tollkühnheit, Verschwendung ihm aufgebürdet. Er war zu jung, daher vielleicht ein Spiel böser Rathgeber, die unter seinem Namen herrschen wollten. Der schwerste Vorwurf ist nicht von ihm abzuwälzen: er war ein strafbarer Sohn gegen eine edle Mutter.

Schon zu Verona hatten die Großen Otto's unmündigem Kinde Treue geschworen und sie hielten ihren Schwur, obgleich die Vormundschaft einer Theophania fürchtend, die schon öfter ihren fremden Sinn offenbart und das Vertrauen der Deutschen verscherzt hatte. Noch zwey andere Frauen, die Großmutter, Adelheid, und Mathilde, die Aebtissin von Quedlinburg, des Vaters Schwester, standen dem jungen Kaiser so nahe und waren, bey aller Frömmigkeit, der Welt so wenig abgestorben, daß leicht ein dreyfaches Weiberregiment sich bilden konnte. Diese Furcht benutzte Heinrich, der vormalige Herzog in Bayern, der aus der Gefangenschaft zu Utrecht entwich, und verkündete: nach alten Gesetzen dürften Weiber nicht regieren, selbst nicht einmal der Vormundschaft entwachsen, die über den jungen Kaiser ihm, dem nächsten männlichen Verwandten, gebühre. Mehrere Bischöfe traten ihm bey, und der von Cöln, des Prinzen Erzieher, wurde gezwungen seinen Zögling auszuliefern. Heinrich, wohl mit Recht der Zänker zubenamt, zeigte bald was er im Schilde führe. Der Kaiser war sein Gefangener und zu Quedlinburg nahm er selbst den Königstitel an. Seine alten Freunde, die Herzoge
984 von Böhmen und Polen, auch Mistiwoi, der Fürst der Obotriten, erkannten ihn für einen König, nicht aber die Deutschen, die er vergebens durch Ueberredung in der Treue wankend zu machen strebte. „Wir

„haben geschworen" sagten sie, „wir können und „mögen unsern Schwur nicht brechen." Zum Glück für Deutschland und den sächsischen Königsstamm lebte damals ein kluger Mann, Willigis, der aus dem Staube seiner Geburt sich durch Geisteskraft empor gearbeitet und auf den Erzbischöflichen Stuhl von Mainz geschwungen hatte. Dieser Günstling der Aebtissin von Quedlinburg war an Beredsamkeit dem herrschgierigen Heinrich so weit überlegen, daß er endlich ihn selbst bewog, Otto den Dritten seiner Mutter auszuliefern, wenn er dagegen sein altes Herzogthum Bayern wieder bekäme. Das geschah und Theophania wurde unbestrittene Vormünderin ihres Sohnes. Hohe Zeit war es, die innere Zwietracht zu ersticken, deren erstere bittere Frucht Lothringens Verlust gewesen wäre. Denn schon hatte König Lothar von Frankreich — vorwendend, es geschehe um den jungen Otto zu schützen — sich der Stadt Verdün bemächtigt; als er aber Einigkeit — diese Klippe der Eroberungssucht — in Deutschland hergestellt sah, zog er freywillig wieder ab und erneuerte den Frieden. Theophania zeigte sich der Regierung würdig. Sie verbarg fortan, daß sie eine Griechin war und befolgte die weisen Rathschläge des Erzbischofs von Mainz. Zwischen ihr und Adelheid wollte Eifersüchteley sich regen. Die ehrgeizige Großmutter, ernstem Zwiste vorbeugend, ging nach Italien, dem wohlbekannten Schauplatze ihrer ersten Liebe und Leiden, wo sie zu des Enkels Vortheil die Ruhe zu erhalten strebte. Otto zeigte sich zum ersten Male seinen Ständen zu Quedlinburg, wo Herzoge von Bayern, Schwaben, Kärnthen und Sachsen die Erzämter
985 verwalteten; dann zu Nimwegen, wo der Ahnherr der Grafen von Holland, Theoderich, ein angesehener Lehensmann wurde. Theophania sorgte müt-

ter-

terlich, daß der Jüngling, den sie jetzt mit Würde dem Volke zu zeigen bemüht war, auch künftig ungeleitet als Mann diese Würde behaupten mögte. Ihr schienen die Wissenschaften für diesen Zweck am geeignesten; vielleicht ein Mißgriff in einem Staate, dessen Edle nur die Kunst das Schwert zu führen schätzten. Jemehr Empfänglichkeit für Unterricht Otto zeigte, je sicherer machte sie ihn seiner Nation abwendig. Und so geschah es. — Damals lebte ein Mann, der größte Geist des Jahrhunderts, Gerbert war sein Name. Philosophie und mathematische Wissenschaften trieb er mit so glücklichem Eifer, daß er in jenen finstern Zeiten für einen Zauberer galt. Er war kein Deutscher, gebürtig aus Auvergne, wo er in einem Kloster seine Ehrenbahn betrat. Reisen nach Spanien zu den gebildeten Arabern erweiterten seine Kenntnisse. Unter ihm blühte die hohe Schule zu Rheims, wo er den König Robert von Frankreich unter seine Schüler zählte, Wasserkünste und Triebwerke erfand, auch schon durch ein Rohr den Polarstern beobachtete und nach ihm eine Uhr zu richten wußte. Die Schriften der Alten gewährten ihm Erholung.

Mit den ernsten Wissenschaften vereinte der Seltene die Gabe, der Fürsten Gemüther zu gewinnen. Alle Kenntnisse jener Zeit umfassend, wußte er sie gefällig mitzutheilen. Otto der Erste lernte auf einer Reise ihn kennen, und verlieh ihm eine Abtey. Er stieg sogar bis zu der Würde eines Erzbischofs von Rheims, die nach fünf Jahren päpstliche Ränke ihm raubten. Jetzt begehrte der junge Otto seinen Unterricht in der Rechenkunst. Des wißbegierigen Kaisers Brief an Gerbert ist noch vorhanden. Er athmet Verachtung der Deutschen, Neigung für

die

die Griechen. Das mogte löblich seyn auf einer hohen Schule, nicht auf dem deutschen Throne. Gerbert wurde sein Lehrer. Aber Tapferkeit schien eine angestammte Tugend seines Hauses; davon gab der Jüngling im Slavenkriege glänzende Beweise. Zu Rethra hatten Radegast und andere Götzen ihren berühmten Tempel, ihre Priester, Wahrsager und Menschenopfer wieder gefunden. Des verbannten Christenthums ergriffene Bekenner wurden an heidnischen Altären zu Tode gemartert. Selbst die Handelsplätze an der Ostsee blieben den Christen fast verschlossen. Otto kämpfte gegen die Slaven, zwar nicht immer siegreich, doch auch nicht ohne Glück. Wenigstens behaupteten sich die Sachsen an den Grenzen. Doch mußten die Heidenbekehrer fortan ihren Eifer in Polen und Preußen üben; denn nur in Zwischenräumen konnte der junge Kaiser gegen Völker streiten, denen — wenn sie ruhig am Joche ziehen sollten — stets ein gezücktes Schwert vor den Augen funkeln mußte. Hier zeigte sich abermals, wie verderblich für Deutschland die Verschwisterung mit Italien war.

Dorthin riefen neue Unruhen den Sohn der Theophania. Die Mutter war nach Rom ihm vorangegangen, wo ungezügelte Verbrechen noch immer sich ablösten. Bonifaz, der Schwäche eines Weibers regiments vertrauend, war aus Konstantinopel wieder nach Rom geschlichen, hatte das Volk bestochen, den Papst ermordet, sich auf dessen Stuhl geschwungen, dann selbst durch Mörderhand den Tod gefunden. Der neugewählte Völkerhirt, Johann XV, schien nur ein Staatsgefangener des Crescentius, unter dessen Tyranney die Römer unterliegend noch einmal
996 die Deutschen herbey seufzten. Otto erschien. Zu Ravenna erfuhr er schon, daß Johann XV gestorben. Da

beschloß er, in einem seiner nächsten Verwandten der Kirche einen deutschen Papst zu geben. Bruno, ein Sohn des Herzogs von Kärnthen, durch seine Mutter ein Enkel Otto des Ersten, bestieg, unter dem Namen Gregor V, den päpstlichen Thron. Ihn rühmt die Geschichte als den verständigsten, tugendhaftesten Mann. Otto, von ihm gekrönt, trat als Richter auf und wollte den Crescentius, um seiner gehäuften Verbrechen willen, aus Rom verbannen. Des neuen Papstes Wunsch, durch Milde die Herzen zu gewinnen, rettete den Bösewicht. Aber bald mußte Gregor die verschwendete Güte bereuen, denn sein Beschützer hatte kaum die deutsche Grenze wieder betreten, als der Wütrich den Wohlthäter verjagte und ein neues Geschöpf seiner Laune, Johann XVI auf des heiligen Peters Stuhl setzte, einen Undankbaren, der Theophaniens Kaplan, des Kaisers Vertrauter in manchem Geschäft gewesen. Gregor entfloh nach Mailand, wo er seinen Gegner in den Bann that, eine damals ohnmächtige, darum verspottete Rache. Otto, den neuen Unfug vernehmend, bestellte auf einer Versammlung zu Quedlinburg 997
Mathilden zur Regentin von Deutschland und eilte mit einem zahlreichen Heere über die Alpen. Der eingedrungene Papst ergriff die Flucht. Die erbitterten Römer holten ihn ein, und führten ihn, rücklings auf einem Esel sitzend, durch die Stadt. Der wegen seiner Milde gerühmte Gregor ließ ihm Nase und Ohren abschneiden, die Hände abhauen, die Zunge aus dem Halse reissen. Crescentius hatte sich in die Engelsburg verschlossen. Sie wurde mit Sturm erobert, er bey den Füßen aufgeknüpft.

Aber auch Gregor genoß nicht lange die Früchte der, mit blutiger Strenge wieder hergestellten, Ruhe.

Er

999 Er starb jung, wie so mancher Deutsche vor ihm, ein Opfer des fremden Himmelsstrichs. Da erhob der Kaiser seinen verdienstvollen Lehrer Gerbert zum Papste, unter dem Namen Sylvester des Zweyten.

Nun gefiel der Jüngling sich in Rom, und ging im Ernst damit um, des römischen Reiches alte Macht und Herrlichkeit wieder zu erwecken. Oft besprach er sich darüber mit dem klugen Papste. Durch Herablassung wollte er die entarteten Römer gewinnen und seine Deutschen vergalten ihm den Vorzug, den er jenen bewies, durch den Spottnamen eines Griechen. Wäre sein Vorhaben ausgeführt und Rom aufs neue der Kaisersitz geworden, welche Gestalt würde jetzt Europa zeigen? — Dann hätte Deutschland bald sich losgerissen, und würde — seine Kraft nicht mehr jenseit der Alpen vergeudend — unter Einem Herrn zu der blühendsten Macht erwachsen seyn.

Der Tod Mathildens hemmte den kühnen Flug von Otto's jugendlicher Phantasie. Er mußte zurück in das verachtete Vaterland, wo sein Schutzgeist von ihm gewichen war: denn Mathilde besaß von ihrem Geschlechte nur die Sanftmuth, sonst alle männliche Tugenden einer hellern Zeit. Staatskundig wählte sie stets die weisesten Mittel, um dem Volke die Segnungen des Friedens zu erhalten. Gerechtigkeit war ihr Schmuck, Frömmeley haßte sie. Ruhm gebührt ihrem Andenken, mehr als der ganzen Kaiser-Reihe der Ottonen, denn sie lebte für das Volk, jene lebten nur für den Thron. Otto empfand ihren Verlust mit tiefer Rührung, und vielleicht war es diese Gemüthsstimmung, die zu einer
1000 seltsamen Wallfahrt nach Polen ihn veranlaßte. Der Heidenbekehrer, Adalbert, war von den Preußen erschlagen worden. Sein Leichnam, vom polnischen

Herzog

Herzog den Mördern abgekauft, that Wunder zu Gnesen. Barfuß nahte Otto seinem Grabe, und der Schüler Gerberts, der fleißige Leser eines Boethius, beugte seine Kniee vor den Gebeinen des Märtyrers, stiftete ihm zu Ehren ein Erzbisthum in Gnesen, soll auch mit der ersten Königskrone den Herzog der Polen geschmückt haben.

Doch es konnte jene fromme Pilgerschaft die Sehnsucht nach Italien nicht in seiner Brust vertilgen. Er eilte dahin zurück, von seinem Lieblingsentwurfe noch immer begeistert. Durch Aachen reisend ergriff ihn die Neugier, Karl des Eroberers Ueberreste zu beschauen. Dessen Grab ließ er öffnen und betrachtete den Staub des Mannes, der die Menschheit so oft in den Staub getreten. Mit welchem Gefühle ist unbekannt. Er entwandte das goldene Kreutz von des Leichnams Brust und trug es hinfort auf der seinigen. Es war nicht mehr der Talisman, der wie vormals die Völker schreckte; denn die wankelmüthigen Römer, denen zu schmeicheln er so eifrig bemüht war, verschworen sich gegen ihn, als er sorglos dem Vergnügen nachhing. Er wurde plötzlich in seinem Palaste drey Tage lang belagert und sollte ausgehungert werden. Vergebens sprach er von einem Thurme herab zu dem Volke:

„Seyd ihr es, meine Römer, um die ich Vaterland und Freunde verlassen? meine Sachsen, „meine Deutschen, mein eignes Blut verleugnet habe? „Zu den fernsten Grenzen meines Reichs hab' ich „Euch geführt, auf einen Boden, den Eure Väter, „als sie Herren der Welt sich glaubten, nie betreten „hatten; dort habe ich euren Ruhm verbreitet, und „nun geschieht mir das von Euch?"

Umsonst war diese Erniedrigung. Schon zwang der Hunger ihn zu dem Entschlusse, nach genommenem

nem Abendmahl mit der Wuth der Verzweiflung aus dem Palaste zu stürzen, als noch zu rechter Zeit Herzog Heinrich von Bayern und Markgraf Hugo von Tuscien ihn retteten. Vom Papste begleitet, mit einem Wurm am Herzen verließ er Rom. Die Rache, zu der mit Erbitterung er sich rüstete, konnte
1002 nicht reifen, denn ihr trat der Tod in den Weg. Er starb im zwey und zwanzigsten Jahre, am Friesel, sagt ein Deutscher; an Gift, welches getäuschte Liebe oder Ehrgeiz der Witwe des Crescentius ihm beygebracht, haben andere geschrieben.

Schmeichler nannten ihn das Wunder der Welt, denn er hatte fast mehr gelernt, als ein Geistlicher bedurfte. Allerdings ein Wunder für einen Fürsten damaliger Zeit. Es mag ein empfänglicher Geist ihm nicht abgesprochen werden. Er schätzte die Wissenschaften und liebte die Gelehrten; doch Frömmeley umnebelte diese Eigenschaften. Er war, wie seine Vorfahren, ein Pfaffenknecht. Man rühmte an ihm, daß er den Mönchen aufgewartet. Mit großer Wehmuth bereute er seine Sünden bey Tag und Nacht, fastete, betete und war hoch entzückt, als ein heiliger Schwärmer, Romuald, ihm vergönnte eine Nacht in seiner Zelle zu träumen. Mit dieser verächtlichen Demuth verband er die Eitelkeit eines nicht herkömmlichen Prunkes, speiste ganz allein an einer Tafel und wurde der Schöpfer von neuen Hof-Förmlichkeiten, deren Einführung gewöhnlich den kleinen Geist verräth. Das sahen die Deutschen mit Unwillen, und murrend vernahmen sie, wie er ihrer Grobheit spottete, sich selbst das Lob der Feinheit zusprach, Alles um sich her nach griechischen und römischen Sitten modelte.

In Ausschweifungen wetteiferte er mit den zügellosen Römern. Selbst sein Tod wird von Manchen

der

der eifersüchtigen Liebe zugeschrieben, die sein unbedachtes Verlangen, einer griechischen Prinzessin sich zu vermählen, bis zum Meuchelmord erbittert hatte. Mit gleichem Wahnsinn wie seine Vorfahren verschwendete er Schätze an die Geistlichkeit, die den drey Ottonen zwey Drittheile der Güter verdankt, welche sie in Deutschland vor dem sechszehnten Jahrhundert besaß. In noch vorhandenen Urkunden nannte er sich den Knecht der Apostel. Das seltsame Fest aller Seelen ward unter ihm gestiftet. Die Reichsverfassung blieb die alte. Ein Markgraf Leopold von Oestreich wird zum ersten Male genannt. Im Staube lag die Gerechtigkeit. Der Mörder floh in ein Kloster, betete 40 Tage Psalmen und war frey. Dem ungewissen Eide wurde, zu Erforschung der Wahrheit, der noch ungewissere Zweykampf vorgezogen. Das Volk war nichts. Was in andern Ländern damals vorging, bekümmerte den Kaiser wenig. Hugo Capet bestieg in Frankreich den Thron, Stephan der Heilige in dem bekehrten Ungarn. Auch die Russen wurden Christen durch ihren großen Wladimir. In Spanien seufzte das Christenthum unter dem Joche der Araber; England unter dem Dänenjoche. Olav der Erste erhob das Kreuz in Schweden und Norwegen.

10.

Heinrich, der letzte Sprosse des sächsischen Königsstammes.

Otto des Ersten ganze männliche Nachkommenschaft hatte nun Italien verschlungen. Nur ein Nebenzweig

zweig dieses Stammes war noch übrig, Herzog Heinrich in Bayern, der Lahme zubenannt; ein Urenkel Heinrich des Großen, von dem keine Ader in ihm schlug. Doch es schien, daß seine Abkunft ihm ein Recht auf die Krone verleihe, und — anderer Verdiensten ledig — berief er sich auf dieses. Lange schon galten die bayerischen Fürsten aus dem sächsischen Hause für zanksüchtige Männer, darum wurden sie nicht geliebt. Manche Thronbewerber traten gegen Heinrich auf: der mächtige Herzog Hermann in Schwaben, der tapfere Markgraf Eckardt von Meißen. Schlauer als beyde mogte Heinrich seyn, auch minder gewissenhaft in den Mitteln zu seines Zweckes Erreichung. Zuerst gewann er die Weiber. Otto's Schwestern, seine Muhmen, sprachen für ihn zu Werla, wo die Sachsen sich berieten, und stimmten die Versammlung ihm zu Gunsten. Auch der wackere Eckardt war dort gegenwärtig; die weiblichen Ränke verdrängten ihn; er wollte seinen Verdruß, vielleicht auch seine Rache, nach Lothringen tragen und fand auf seinem Wege Meuchelmörder.

Die, aus Italien mit Otto's Leichnam heimkehrenden, Fürsten wurden köstlich von Heinrich bewirthet, die Reichskleinodien ihnen abgeschmeichelt oder abgezwungen. Nun schlich er nach Mainz, weil der Herzog von Schwaben gerüstet auf ihn lauerte. Dort fand er einige ihm zugethane Fürsten, und Willigis, der Erzbischof, krönte ihn zum Könige, nicht ohne Murren der Sachsen, die, obschon Heinrich aus ihrer Mitte stammte, doch keine Vorliebe für ihn hegten, sondern der Franken und Bayern Zustimmung begehrten. Heinrich schonte weder Roß, noch Zunge, noch Schätze; er ritt aus einer Provinz in die andere, überredete, bestach. Zu Merseburg

huldigten

huldigten ihm die Sachsen, zu Duisburg die Lothringer. Endlich unterwarf sich auch der Herzog von Schwaben und fortan unbestritten setzte sich Heinrich zu Aachen auf den alten Königsstuhl.

Dem einigen Deutschland schien Ruhe zu winken; ein trüglicher Schimmer, denn dieses Königs Regierung stellte nur ein gräßliches Gemälde von Schlachten und Empörungen auf, obgleich er selbst und seine herrschsüchtige Gemahlin Kunigunde, aus dem Hause Luxemburg, unter die Zahl der Heiligen versetzt worden.

An ihrem Hofe befand sich noch ein Heiliger, Meinwerk, der Bischof von Paderborn, dessen Gestalt (so lautet die Sage) der Teufel lieh um Kunigunden zu verführen. Sie hatte viele unbändige Brüder, deren unbestrafter Uebermuth Jedermann empörte. Nie wurde der Landfriede häufiger gebrochen. In der Fremde sank der Deutschen Ruhm, mit ihm die Furcht vor ihren Waffen. Die Lombarden krönten zu ihrem Könige einen Markgrafen Arduin von Ivrea. Es bildete sich zwar eine Gegenpartheo, doch nicht aus Neigung für Heinrich, sondern weil ihr Haupt, der Erzbischof von Mailand, sich gekränkt fühlte, daß man ohne ihn zur Wahl geschritten. Er kam, ein Gesandter des verstorbenen Kaisers, aus Konstantinopel zurück, mißbilligte laut was geschehn und berief den König der Deutschen. Der kämpfte damals noch um die vaterländische Krone; nur den Herzog von Kärnthen schickte er nach Italien, der geschlagen wurde. Diesen Schimpf zu rächen mußte Heinrich verschieben, denn manchen innern Feind hatte seine Schwäche für Kunigunden ihm schon erweckt. Da trat ein Markgraf von Schweinfurt auf. Wichtige Dienste hatte dieser Mann geleistet, als des Königs Wahl noch angefochten wurde;

jetzt

jetzt foderte er zum wohlverdienten Lohne das Herzogthum Bayern; aber das hatte Kunigunde für einen ihrer Brüder schon erschlichen. Der Abgewiesene schalt den König einen Undankbaren, wurde dessen offner Feind und verband sich mit zwey andern mißvergnügten Fürsten: Ernst von Oestreich der eine. Die Geschichte widerstrebt den andern zu nennen, denn schon wieder ist es ein Bruder, der gegen den Bruder das Schwert ergreift. Bruno hieß er. Auch ihn erbitterten Kunigundens Schützlinge, auch er nahm Bayern in Anspruch. Das Glück begünstigte die Verbundenen nicht. Ernst wurde gefangen. Der Markgraf büßte zu Giebichenstein im Kerker den Wahn, daß er vom Könige Dank erwarten dürfe. Schweinfurt ließ Heinrich schleifen. Kaum wurde noch die Kirche durch eines Weibes Muth gerettet. Ella, des Markgrafen Mutter, umklammerte die Pforte, und schwur, sich lieber in den Flammen zu begraben, als von der geweihten Stätte zu weichen. Ihre Entschlossenheit entriß den Wüthigen die Feuerbrände. Heinrichs Bruder floh nach Ungarn zu seiner Schwester Gisela, der Gemahlin Stephan des Heiligen, die eine kühle Versöhnung zwischen den Brüdern bewirkte. Frey schien der König von der verderblichen Schwäche, der Länder so viele nur immer möglich den Gliedern seines Hauses zuzuwenden, oder vielmehr, Kunigundens Familie war die seinige geworden. Denn obschon er selbst unbeerbt war, und, wie die Sage geht, aus Keuschheit Vater zu werden vermied; so stieß er doch zwey Brüder gleichsam aus der Welt. Der eine, Arnulf, war schon längst Erzbischof zu Ravenna, der andere, Bruno, mußte, statt Bayerns, mit dem Bisthum Augsburg sich begnügen. Einen bewaffneten Fürsprecher hatte der Letztere an Boleslaus, dem unruhigen Herzog

von

von Polen, gefunden, der einen Theil der Lausitz, dann auch Böhmen an sich riß, dem Könige die Lehenspflicht versagte, die Gegenden an der Elbe verheerte, und endlich weichend, aber unbesiegt, Heinrich dem Zweyten eine kurze Frist vergönnte, sein Auge und seine Waffen nach Italien zu richten. Dort schien 1004
das Glück ihm zu lächeln. Arduin floh. Pavia öffnete die Thore. Heinrich wurde gekrönt. Aber noch war die eiserne Krone auf seinem Haupte nicht erwärmt, als schon die wankelmüthigen Bürger sich empörten, seinen Palast stürmten, seinem Leben drohten. Damals soll ein Sprung aus dem Fenster ihn gelähmt haben. Die Deutschen, außer der Stadt gelagert, vernahmen das Getös, drangen wüthend ein, bahnten durch Feuer und Schwert sich den Weg bis zum Palaste, retteten ihren König. Diese Begebenheit erregte tiefen Widerwillen in Heinrichs Brust. Kein Bitten konnte ihn bewegen, länger in Italien zu verweilen. Triftigen Vorwand heimzukehren ließ ihm der polnische Krieg. Acht Jahre focht er nun gegen Boleslaus mit abwechselndem Glücke, bis endlich ein unsicherer Friede zu Stande kam, in 1013
welchem Boleslaus die Belehnung mit ansehnlichen Ländern ertrotzte. Vermuthlich wurde die kurze Ruhe durch einen Theil von Schlesien theuer erkauft. Doch Heinrichs tröstende Eitelkeit gewann Raum und Frist, die Kaiserkrone sich aus Rom zu holen. Arduin entwich abermals hinter feste Mauern, wollte sogar gegen das Königreich nur eine Grafschaft eintauschen; allein auch diese verweigerte ihm der übel berathene Kaiser, obschon er in Italien nichts weiter that als frömmeln und zur schnellen Heimkehr sich anschicken. Die Folge war, daß Arduin, sobald er den Kaiser jenseit der Alpen wußte, aufs neue hervorbrach und nach Gefallen hauste, bis ihn plötzlich

eine

eine Klostersucht ergriff, daß er, freywillig die Krone niederlegend, in eine Mönchskutte kroch. Hätte nicht das Klostergespenst ihn verscheucht, schwerlich würde Heinrich diesen Arduin jemals überwunden haben, obgleich er von wenigen Freunden umgeben, von der Nation gehaßt wurde; aber an Geist und Muth war er Heinrich dem Lahmen weit überlegen. Diesen führte das Glück zu einer, für Deutschland wichtigen Erwerbung, zugleich tadellos, weil sie nicht erobert werden durfte. Das Königreich Burgund, jenseit des Jura, begriff die Franche Comté, Savoyen, Piemont, Lyon und einen Theil der Provence, die schönsten Länder von Europa. Rudolf II herrschte dort allgemein verachtet, von seinen Unterthanen der Träge, von den Pfaffen der Fromme genannt. Im Mittelalter bezeichnet der letztere Beyname stets die Einfalt eines Fürsten.

Rudolf hatte keine Erben. Heinrich war sein Schwestersohn. Gleiche Geistes-Armuth knüpfte zwischen beyden ein Freundschaftsband; auf einer Versammlung zu Straßburg wurde ein Vertrag geschlos-
1016 sen, kraft dessen nach Rudolfs Tode Burgund an Deutschland fiel. Und so geschah es, obwohl Heinrich es nicht erlebte. Vor wenigen Jahren hatte zwar der Herzog von Polen Treue gelobt, und sogar, bey einem feyerlichen Aufzuge, dem Kaiser als Waffenträger gedient, gleich darauf doch wieder die Heeresfolge nach Italien verweigert, wodurch ein neuer Krieg entzündet wurde. Boleslaus, dessen Vater einst in Gegenwart eines Markgrafen von Meißen noch nicht zu sitzen wagte, zeigte was die Polen vermogten, wenn ein tapferer Mann sie führte. Erst nach Jahren konnte Heinrich Frieden gewinnen, nicht
1018 wie die Ehre seiner Krone, sondern wie die Noth es heischte.

heischte. Boleslaus streckte seine Rechte bis an die Oder, seine Linke bis nach Kiew und sprach aus einem hohen Tone zum griechischen Kaiser. Mit diesem kam auch Heinrich in feindliche Berührung, denn er hatte sich Apuliens bemächtigt und die bedrängten Longobarden foderten Beystand. Damals kam der Papst, Benedict VIII, selbst nach Deutschland aus 1020
zwiefacher Veranlassung. Heinrich hatte Bamberg zu einem Bisthum gestempelt. Nutzen schaffen konnte es schwerlich, denn es gab der Bisthümer in jenen Ländern schon genug; aber ihn dünkte eine solche Stiftung die höchste Ehre. Mainz und Würzburg widersetzten sich aus Eigennutz. Heinrich bat und drohte und bestach. Auf einer Kirchenversammlung warf er sich mit frommer Schamlosigkeit den Bischöfen zu Füßen und erlangte endlich was sein Herz begehrte. Dieß verächtliche Schauspiel entlockte dem Bischof von Würzburg, in einem Schreiben an seinen Amtsbruder zu Halberstadt, die Worte: „Wärest „du zugegen gewesen, hättest du gesehen, wie demüthig und kläglich er sich geberdete, auch du würdest dich seiner erbarmt haben."

Doch wenn kein Wunsch ihm übrig bleiben sollte, so mußte der heilige Vater selbst die neue Kirche zu Bamberg weihen; darum flehte der Kaiser und Benedict kam, die Gelegenheit benutzend, um der Kirche gehorsamen Sohn zu einem neuen Zuge nach Italien zu überreden, damit die Griechen den Päpsten nicht zu mächtig würden. Heinrich zog hin, und die Bezwingung der Reichsfeinde im untern Italien war seine letzte Waffenthat. Manche minder bedeutende 1021
Händel sind übergangen worden. Die, auf Kosten eigner Brüder, von ihm erhobenen Schwäger lohnten ihm mit Undank. — Die lothringischen Grafen,

ein verruchtes Raubgesindel, gehorchten ihm nicht. Auch in Deutschland ließ er vergebens Vornehme und Geringe schwören, daß sie hinfort – keine Räuber seyn wollten. Ein kräftiges Handhaben der Gerechtigkeit würde mehr als alle Schwüre gefruchtet haben. Sein Wahlspruch: nicht zu viel, bedeutete öfter: zu wenig, und wurde ganz vergessen in ungeziemender Verschwendung seiner Schätze an die Geistlichkeit. Unter seine geringsten Gaben mag gerechnet werden, daß er die Kirche zu Merseburg mit einem Altar von lauterm Golde beschenkte. Darum wurde er auch von den Priestern stets ermahnt, die Krone, die er öfters niederlegen wollte, nach Gottes Willen fortzu-
1024 tragen; darum starb er auch im Geruch der Heiligkeit und wurde ein Vater der Mönche genannt, die ihm zum höchsten Ruhme anrechneten, daß er, ein grimmiger Feind der Wollust, nicht einmal seine Gemahlin berührte. Auch Ehen zwischen Verwandten, damals nicht selten, waren ihm ein Greuel. Er zwang die Fürsten durch Gewalt, verwandte Gattinnen zu verstoßen. Es gab zum Glück noch keine Geschlechtstafeln, keine dienstfertige Stammbaums-Künstler, und so entschlüpfte manche strafbare Liebe seinem, des Beweises ermangelnden, Hasse. Er war der Erste, der sich römischer König nannte, ehe er die Kaiserkrone empfing; der Erste, der auf seinen Siegeln auf einem Throne sitzend abgebildet wurde.

Mit ihm verdorrte der sächsische Königsstamm. Neue Geschlechter bestiegen den Thron, dessen Umgebungen noch immer kein freundliches, öfter ein schauderhaftes Gemälde liefern, wenn gleich Sachsen von Heinrich ein blumenreiches Paradies der Sicherheit und des Ueberflusses genannt wurde.

Manche

Manche Wälder waren ausgerottet, manche Wüsten angebaut, im Ganzen doch wenig vollbracht, denn noch damals wurde das Elenthier nicht fern vom Rheinstrome gefunden. Die sogenannten Städte glichen heutigen Dörfern, nur waren sie mit Mauern umgeben. Standen Thürme auf diesen Mauern, so hieß es eine römische Befestigung. Aus mancherley Gründen wurden die Städte immer bevölkerter. In einem, durch ewige Fehden gequälten Lande war das Eigenthum hinter Mauern doch etwas geschützter. Als Heinrich der Große gegen die Ungarn focht, ließ er von allen, bisher auf ihren Aeckern wohnhaften Freyen den neunten Mann in die Städte ziehen, um den dritten Theil der geernteten Früchte zu bewahren, indessen die übrigen acht für ihn das Land bauten. Diese Freyen nahmen ohne Zweifel der Knechte viele zu ihrer Bedienung mit. Es sollten ferner, nach Heinrichs Verordnung, alle Zusammenkünfte und Gastmahle dort gehalten werden. Messen und Jahrmärkte entstanden. Kirchen von Stein erbaut stiegen empor, mit kostbaren Geräthen und rohen Kunstwerken geschmückt. Das Alles lockte Handwerker und Künstler mancherley Art. Die Verbindung mit Italien weckte den Handelsgeist. Kaufleute wohnten nur in Städten und mehrten sich, weil der Harz die Geldmasse vermehrte, auch schon der Rhein den Rebensaft lieferte, der nach Britannien und andern Ländern ausgeführt wurde. Zu den heimischen Erzeugnissen: Wein, Wolle, Pelzwerk, Leinwand, gesellten sich die fremden: Gewürz, Prunkwaaren, Seide, von allen Bewohnern der Ostseeufer gern gekauft.

Doch irrig wäre die Vorstellung, die alle diese Krämer und Handwerker in einen behaglichen Wohl-

stand versetzte. Sie Alle waren noch Knechte und wurden knechtisch behandelt, hier von Bischöfen, dort von des Königs Stellvertretern. Ein einziges, auffallendes Beyspiel möge das beweisen. Als der Gerechteste seiner Zeit wurde Hanno, ein Erzbischof von Cöln, gepriesen; dennoch, als er einst eines Schiffes bedurfte, raubten seine Leute dem ersten besten Kaufmann das Seinige und warfen die geladenen Waaren hinaus. Wenn solcher Unfug unter den Augen des Gerechtesten geschehen durfte, was mögen die Großen gewöhnlicher Art sich erlaubt haben!

An der Rechtspflege hatten die Bürger noch keinen Theil, sie standen unter Vögten des Bischofs oder Königs, die nach Gefallen sie bedrückten. Da aber jedem Eigenthümer einer Stadt an deren Bevölkerung lag, so wurden doch den Bürgern manche Freyheiten zugestanden, die ihr Loos minder bedauernswerth als das der Landbewohner machten. Diese schmachteten noch immer in der niedrigsten Leibeigenschaft. Die Kriege mit den Wenden mehrten die Zahl der Sklaven, weil man die Gefangenen zu verkaufen pflegte. Die Güterbesitzer zogen Leibeigene den Freyen vor, und nur Menschenmangel nöthigte sie bisweilen, den Letztern, um Zins und Frohnen, Ansiedelungen zu gestatten. So entstand der Unterschied zwischen Knechts- und Freyen-Gütern.

Eine andere Menschen-Gattung nannte man Fiscalinen, weil ihnen die Kammergüter gleichsam verpachtet wurden. Sie stammten von Freygelassenen, und aus ihnen pflegte der Herr seine Dienstmänner zu wählen, die ihm einen Hofstaat bilden mußten. Der Heerbann traf in der Regel nur die Lehensmänner; allein die Lehen waren noch nicht erb-

erblich, obschon es öfter als Gewohnheit galt, sie den Kindern nicht zu entziehen. Krieg war ein bleibender, allen Landstreichern günstiger Zustand geworden, und sogar der Herzog von Polen, Deutschlands grimmiger Feind, hatte dreyhundert deutsche Söldner, als er gegen die Russen focht. Mit Lanzen, Schwertern und großen Schilden, in schweren Harnischen und gewichtigen Sturmhauben kämpften die Deutschen zu Rosse, waren tapfer, aber unbehülflich, als Sieger grausam, besonders gegen Heiden. Ihre ungeregelten Streiferenen nannten sie Feldzüge; selten wurde eine Schlacht geliefert. Die, von Heinrich dem Großen veranlaßten Turniere galten, samt der Jagd, für des Adels Bildungsschulen. Aus der Wiege wurde der Knabe auf das Roß gehoben, das er tummeln lernte, bis er waffenfähig wurde. Gebrechlichen stand die Kirche offen. War es ein Wunder, daß die Musen keine Tempel, keine Priester hatten? — Kaum einige Männer damaliger Zeit konnten für Gelehrte gelten. Ludolf, Erzbischof von Trier, wurde mit diesem Titel beehrt. Die Chronik Ditmars von Merseburg galt für eine herrliche Geschichte. Ein Mönch von St. Gallen übersetzte die Psalmen in's Deutsche und schien den Zeitgenossen ein Wohlthäter der Menschheit. Alberne Legenden wurden häufig geschrieben. Die Normänner hatten so manches Kloster zerstört, so manche alte Legende in Rauch aufgehen lassen, daß es den Pfaffen nothwendig schien, deren neue zu erfinden, und sie erfanden ohne Maß und Ziel. Dichter gab es nicht, Reimer noch genug; auch eine Art von Bettlern, die man Mimen nannte. Sie zogen herum gleich unsern heutigen Declamatoren, und erzählten dem Volke von einem erhabenen Orte, gereimt oder in Prosa, die Mährchen alter und neuer Zeiten.

Bis-

Bisweilen sollen auch die Fürsten an poetischen Wettkämpfen sich ergötzt haben.

Der Musik beflissen sich bereits Bischöfe und Aebte. Doch wer für einen Musik-Erfahrenen gelten wollte, mußte beydes, Gedicht und Gesangweise, zu liefern fähig seyn, sonst hieß er nur ein Sänger. Die Klosterschulen blühten noch. Fulda, Corvey, Hirschau und St. Gallen zeichneten sich aus. Die Aebte sammelten Bücher und ließen von ihren Mönchen sie fleißig abschreiben. Doch welche Bücher! — Oft wurden die Werke berühmter Heiden ausgekratzt, um Pergament für eine Legende zu gewinnen. Die Anfangsbuchstaben verzierte eine bunte, geschmacklose Malerey, vielleicht auch schon die Kirchenfenster. Doch außer dem Bilde, welches Heinrich der Große sich zum Sieges-Denkmal in Merseburg aufstellte, ist keine Spur von Gemälden zu finden. Ein kunstreicher Mann war der Bischof Bernward von Hildesheim, der mit dem Kaiser in Italien gewesen, dort seinen Geschmack gebildet, und nun manches Schöne oder Nützliche nachzuahmen strebte. Die Fußböden der Kirchen verzierte er mit Mosaik, ihre Dächer mit Ziegelsteinen. Fremde Gefäße von gefälligen Formen versuchte er nachzukünsteln, war in Gießerey und Schmiedekunst wohl erfahren — (die letztere begriff alle Arbeiten in Gold und Silber) — doch sein Name steht einsam, wenn von den Künstlern jener Zeit geredet wird. Das Genie durchbricht die Schranken jedes Zeitalters. Wenn die Musen ihre Gaben so karg spendeten, wie konnten die Sitten beschaffen seyn? — Manche Fragstücke, welche bey Kirchenbesuchen den Eingepfarrten vorgelegt wurden, liefern gleichsam einen Sittenspiegel, denn ohne Zweifel wurde nur nach Dingen gefragt, die im

Schwange

Schwange gingen. „Hast du gemordet aus Raub„sucht, ohne Noth? Faste bey Brot und Wasser. „Oder als Bluträcher deiner Verwandten?" — Folglich Selbstrache noch gewöhnlich. — „Oder hast „du einen Tyrannen umgebracht? einen Knecht er„schlagen, der kein Dieb oder Mörder war? — Drey „Fasten lang büße im ersten Falle, sieben Fasten lang „im zweyten." — Es ist merkwürdig, daß ein Tyrannen-Leben minder hochgeschätzt wurde, als das Leben eines Knechts. Doch beweist auch diese Frage, daß der Herr durch den Mord des Knechtes nur eine Kirchenbuße verwirkte. — „Hast du ein Weib ge„nommen ohne Priestersegen? ihr kein Leibgeding „verschrieben, wäre es auch nur eines Hellers werth? „Hast du im verbotnen Grade gefreyt? So trenne „dich von deinem Weibe und thue Buße. — Hast „du bey Mondfinsternissen Lärm gemacht? auf den „Neumond gewartet um ein Haus zu bauen? am „Neujahrstage mit Fackeln und Speisen mehr als „gewöhnlich den Tisch besetzt? Hast du Menschen ge„raubt? sie in Sklaverey verkauft? — Hast du dei„nen Gästen nicht Barmherzigkeit erwiesen? u. s. w." Ehebruch wurde wie Mord bestraft, das heißt, gelinde. Voll trinken durfte sich der Deutsche; nur wenn das Uebermaß der Völlerey ein Erbrechen nach sich zog, büßte er bey Wasser und Brot. Darum sagten die Griechen: der Bauch ist Euer Gott; tapfer seyd ihr nur im Rausche.

Die Spöttereyen der eiteln Griechen können nicht für Beweise gelten, aber die Gesetze der Nation sogar treten als unverwerfliche Zeugen deutscher Unmäßigkeit auf. Jagen und Schmausen — andere Vergnügungen waren Hohen und Niedern unbekannt. Seit die schöne Adelheid von Burgund,

dann

dann die griechische Prinzessin Theophania den Kaiserhof zierten und der Harz die edlen Metalle lieferte, schlich sich doch eine Art von Luxus ein. Man konnte nicht mehr, wie sonst, Deutschland, seiner Armuth halber, spottweise das pelzigte nennen, oder die Sachsen um ihrer Strohhüte willen verspotten. Eines deutschen Hofbeamten Feyerkleid war kostbarer als hundert dergleichen am Hofe des griechischen Kaisers. Noch sponnen und webten Frauenzimmer, selbst Prinzessinnen, aber in Seide, und Mainz verwahrte lange die silberne Kunkel der Tochter Otto des Ersten. Ein frommer Geschichtschreiber mußte klagen, daß die Frauen seiner Zeit nicht mehr den würdigen Matronen der Vorzeit glichen, sondern, zur Ungebühr entblößt, ihren Buhlern und dem Volke die feilen Reize schaustellten. Vielleicht entsprang daher die Geringschätzung, welche die Männer oft dem schönen Geschlechte bewiesen. Als die Schwestern Otto des Dritten nach Werla kamen, hatte man in einem Saale ihnen das Mahl bereitet; doch ehe sie bey der Tafel erschienen, traten von ungefähr drey vornehme Männer in diesen Saal: der Markgraf Eckardt von Meißen, der Herzog Bernhard von Sachsen und der Bischof von Hildesheim. Sie setzten sich ohne Bedenken zu Tische, verzehrten was sie fanden und gingen lachend davon. Mit dieser Rohheit mischte sich — obwohl seltener als vormals — die alte deutsche Ehrliebe. Einzeln stehen die erhabenen Beyspiele eines Friedrich von Mainz, eines Konrad von Franken, welchen es die höchste Kränkung schien, als ihr, in des Kaisers Namen gegebenes, Wort gebrochen wurde; oder eines Rudolf von Schwaben, der lieber alles verlieren, als seine Freunde verrathen wollte. Solche Züge würden, wenn sie häufiger wären, mit der Sittenrohheit

heit aussöhnen. Edelmuth und Gerechtigkeit beglücken mehr als charakterlose Abgeschliffenheit. Aber Edelmuth war ein seltner Gast und Gerechtigkeit ein Fremdling in Deutschland geworden. Alte Gesetze waren nicht mehr anwendbar, neue wußte man nicht zu machen. Gewohnheit, oder des Richters Willkür, oder ein Gottesurtheil entschieden. Die vormaligen Geldbußen standen nun in keinem Verhältniß zu den Verbrechen, da des Geldes so viel geworden. Die schändlichsten, oft im Zank oder Rausch um nichts begangenen Mordthaten mehrten sich ungeheuer. Fünf und dreyßig derselben zählte allein der Wormser Kirchensprengel in einem Jahre; wie groß mag die Zahl in ganz Deutschland gewesen seyn! — Diebe verwirkten das Leben, Mörder nicht; Empörer trugen Hunde. Das siedende Wasser, das glühende Eisen, vor allen der Zweykampf, machten es den Richtern bequem. Selbst Diebe mußten kämpfen, wann ihr Geständniß mangelte und wurden aufgeknüpft, wenn sie unterlagen. Otto der Erste setzte die Ehre seiner einzigen Tochter auf die gefährliche Kampfprobe, da ein Graf ihr übel nachgeredet. Zum Glück siegte der Ritter, der für sie focht, und jener galt für einen Verleumder.

Wenn Gerechtigkeit und Sitten so tief im Staube lagen; wenn die Tugenden der Väter von Jahrhundert zu Jahrhundert sich minderten; was hatte denn die neue Religion zum Glück der Deutschen gewirkt? — Es sey ferne, den göttlichen Lehren ihres Stifters diese Folgen aufzubürden, aber die Formen waren Unheil bringend. Diese Erzbischöfe, die mächtige Fürsten waren; diese Bischöfe, die niemand richten durfte; diese Senden, die der Vehme glichen; diese Kirchen, die Verbrechern

chern eine Freystatt boten; diese Klöster, die das Erbe der Witwen und Waisen verschlangen — welch' eine nagende Brut an allen Zweigen der Lebenskraft des Volkes! – Habsucht war das Element der Geistlichkeit, selbst in Rom alles feil. Den Senden gnügte nicht mehr, Angst und Schrecken zu verbreiten; nicht mehr am Blute der Eingepfarrten, das ihre Geissein strömen ließen; auch das Mark dieser Unglücklichen wurde ausgesaugt. Denn der Bischof erschien mit einem großen Gefolge und ließ sich's wohl seyn bis alles aufgezehrt war. Durch Gesetze mußte man endlich gebieten, daß ein Bischof nicht mehr als funfzig Pferde bey sich haben, nicht länger als einen Tag in jeder Pfarrey verweilen solle. Es gab sogar dieser Seelenhirten manche, die aus Bequemlichkeit ihre Besuche unterließen, und doch den Werth dessen foderten, was sie hätten verzehren können.

Im Großen wie im Kleinen sank ihre Habsucht bis zur tiefsten Verworfenheit. Unzählig sind die Schenkungs-Urkunden, die sie in jenem Zeitraume erbettelten, erschlichen, ertrotzten. Heinrich dem Zweyten sogar, dem Vater der Mönche, preßte einst die unverschämte Betteley des Bischofs von Paderborn die Worte aus: „Gott und alle Heiligen „mögen dich hassen, daß du nicht ermüdest, mich, „zum Schaden des Reiches, meiner Güter zu „berauben." „Dafür wirst du himmlischen Lohn empfangen" ewiederte der Bischof, „und deine Seele wird in ewiger Freude schwelgen."

Es waren nicht mehr einzelne Höfe und Güter, es waren Städte, Grafschaften, Gauen, welche die Pfaffen an sich rissen, und durch ihre Vögte nach Gefallen regierten. Hätten sie nicht viele dieser Güter

ter Weltlichen verleihen müssen, um Soldaten für sich zu stellen, sie würden nach und nach Herren des ganzen Reichs geworden seyn. Dann wären die verarmten Großen vom Schauplatz abgetreten und Bischöfe hätten Kriege — vielleicht noch blutigere — um die Alleinherrschaft geführt. Selbst die Verordnung, durch einen Theil der Schenkungen Armen wohl zu thun, umgingen sie zu ihrem Vortheil; denn schon finden sich Spuren von Layen-Präbenden, durch welche die Kirchen, unter dem Namen beständiger Almosen, sich Anhänger kauften, die nicht selten mit schweren Verbrechen belastet waren. Jener Markgraf Dietrich, dessen grausamer Uebermuth die Slaven empörte, wurde zwar seines Amtes entsetzt, doch statt wohlverdienter härterer Strafe empfing er eine Präbende der Kirche zu Magdeburg und verschwelgte ruhig, bis er starb, das den Armen Entzogene. Der Priester Sittenverderbniß war ihres Reichthums natürliche Folge. Jagen und Schwelgen schien ihre Bestimmung. Vergebens erneuerte man das Verbot der Jagd. Ein Geistlicher des Markgrafen Gero wurde einst mit dem Stoßvogel auf der Hand von einem Bischof ergriffen, und zur verdienten Züchtigung heim geführt. Aber des Markgrafen Dienstleute stürmten des Bischofs Wohnung und würden ihn mißhandelt haben, wäre er nicht in ein Nonnenkloster geflüchtet. Anfangs führten wohl die Geistlichen in Gemeinschaft bey ihren Kirchen eine Art von Klosterleben; aber auch das wurde bald ihnen lästig, sie entbanden sich davon. Die ältern Canonici theilten alle Einkünfte, fröhnten dem Müßiggange, ließen den Jüngern blos die Amtsverrichtungen nebst der Hofnung, künftig auch zu jenen Müßiggängern sich zählen zu dürfen. Ehrliche Männer,

ner, die dem Unfug steuern wollten, geriethen in Lebensgefahr.

Ob alle Stiftsherren nur adeliche Sprößlinge waren, ist ungewiß. Bischöfe wurden selten aus Unadelichen gewählt; es erregte ein allgemeines Erstaunen und Spotten, als Willigis, blos durch Verdienste, Erzbischof von Mainz wurde.

Die trägen Mönche standen im Rufe besserer Sitten, doch nur im Verhältniß zu den Weltgeistlichen; folglich durften auch sie keiner frommen Zucht sich rühmen, und bewiesen zur Gnüge ihre Strafbarkeit, indem sie erschrocken aus den Klöstern wanderten, als man einst versuchen wollte, das Beyspiel von Clugny in Frankreich nachzuahmen, welches durch Verbesserung der Klosterzucht hervorleuchtete. Selbst ihre Frömmigkeit, wo sie noch gefunden wurde, war ein Verbrechen. Wer eiserne Ketten trug bis sie ihm von den Armen faulten, oder dreyßig Jahre lang in einer engen Zelle lebte, die ihm das Aufrechtstehen nicht vergönnte, der galt für einen Heiligen, einen Märtyrer. Solch' eine Geistlichkeit ließ natürlich das Volk im finstersten Aberglauben, den sie entweder theilte oder benutzte. Man glaubte noch, die Parzen könnten Menschen in Wehrwölfe verwandeln, oder Teufel in Weibergestalt, Strigholde genannt, die Frauen zum nächtlichen Dienst der Diana verführen. Man betete noch an Brunnen, Steinen, Bäumen oder auf Scheidewegen; überall noch Spuren vom Heidenthum, sogar vom römischen, das mit dem deutschen sich vermischt hatte. Man wahrsagte aus aufgeschlagenen Psalmbüchern. Die Weiber an Weberstühlen verzauberten einander das Gewebe; die Männer setzten sich am Neujahrstage mit dem Schwert umgürtet auf das

Dach,

Dach, um die Schicksale des kommenden Jahres erscheinen zu sehen. Und mehr dergleichen.

Der christlichen Zeitrechnung erstes Jahrtausend lief zu Ende. Die alte Sage vom tausendjährigen Reiche veranlaßte eine ängstliche Erwartung des jüngsten Tages. Bernhard, ein thüringischer Einsiedler, prophezeihte ihn mit Zuversicht. Wie Kinder, schaudernd und doch gern, ein Mährchen hören, so hörten und glaubten die Deutschen. Otto der Erste stand eben damals mit einem Heere in Calabrien; eine Sonnenfinsterniß trat ein, mit ihr der jüngste Tag, es zweifelte Niemand, und in diesem Augenblicke hätte der Feind ohne Schwertschlag den vollständigsten Sieg davon tragen mögen, denn das ganze Heer in dumpfer Bestürzung verkroch sich unter Wagen und Karren, unter das Gepäck und sogar in leere Weinfässer. Dieser Glaube, der noch lange nach dem Jahre Tausend fortwährte, öffnete der Pfaffen Habgier eine neue Fundgrube; denn nun schenkten die Frommen erst recht mit vollen Händen, um mit dem, was in wenigen Tagen doch auf Erden nicht mehr nutzen konnte, sich neue Lehngüter im himmlischen Reiche zu erwerben. Was die Priester dem armen Volke übrig ließen, das verschlangen die Großen. Herzoge und Grafen waren noch immer nur des Kaisers Stellvertreter, von ihm, nachdem sie Treue geschworen, durch eine Fahne mit dem Amte belehnt. Nur dem Besitzer einer solchen Fahne wurde gehorcht. Im Kriege war er Feldherr des ihm anvertrauten Volkes, im Frieden dessen Richter. Die verderblichste Verfassung! denn der Krieggewohnte Statthalter betrachtete sein Richteramt nur als untergeordnet, wohl gar als eine Quelle der Einkünfte, weil unbedachter Weise von Strafgeldern und Gerichtskosten ihm ein Antheil gebührte.

Blos

Blos durch die Waffen hatte sich der wilde Krieger zu seinem Ehrenposten aufgeschwungen, was kümmerte ihn das Recht? Das ließ er durch Vögte verwalten, und wählte nicht die weisesten, die erfahrensten, sondern die das meiste Geld zu erpressen verstanden; solchen wurde wohl gar das Amt verpachtet. Soldatische Regierung war die Folge der Lehnsverfassung.

Zwar, wenn der Kaiser in Person erschien, hörte des Statthalters Richteramt auf; er konnte verklagt, bestraft, entsetzt werden; aber wie selten zeigte sich der Herr, den ewige Kriege bald an die Oder bald an den Po führten? und wenn er sich zeigte, wer wagte gegen den Herzog als Kläger aufzutreten? waren die Beweise nicht klar wie Sonnenlicht, so konnten sie durch einen Zweykampf entkräftet werden, der Bedrückte wohl gar noch seinen laut gewordenen Seufzer mit dem Leben büßen. Wohl hat die Geschichte das Ungethüm der elenden Rechtspflege dargestellt, aber kein Beyspiel der Bestrafung eines feilen Richters. Die Statthalter wurden zwar durch Pfalzgrafen beobachtet, die in des Kaisers Namen den Blutbann hegten, den Landfrieden aufrecht hielten, die Kammergüter verwalteten und ohne die der Herzog keinen Landtag halten oder etwas wichtiges beschließen durfte. Da wurden viele seiner Gerichtsbarkeit ganz entzogen, vor allen die Bischöfe und Abteyen; aber diese Pfalzgrafen vermehrten nur die Zahl der Blutsauger; der Statthalter erste Sorge war, sich mit ihnen zu befreunden, so konnte sicherer der Raub getheilt werden. Doch nicht ihnen, sondern dem Kaiser, fielen verwirkte Güter, herrenloses Erbe anheim. Der Kaiser war es, der in den Provinzen Schlösser bauen, Münze schlagen, Zölle verleihen konnte, wo, von wem und an wen er wollte.

wollte. Daher kein Zweifel, daß Grafen und Herzöge nur noch Beamte wären, die jedoch stets höher strebten, oft ungestraft die Pflichterfüllung gegen auswärtige Feinde verweigerten, und geradezu gestanden solche Feinde wären ersprießlich, weil der König sonst die Großen allzugeringe achten würde. Ihre Lehngüter strebten sie in Eigenthum zu verwandeln, ihre Herzogthümer auf die Söhne zu vererben, die auch selten, wenn sie tauglich waren, deren beraubt wurden.

Manche wollten schon mit königlichen Ehren prunken. Hermann Billung von Sachsen schritt in die Kirche bey angezündeten Lichtern unter Glockengeläut, und setzte sich bey Tafel mitten unter die Bischöfe. Deutschland war ein Wahlreich. Doch dieselbe Gunst, die man unbedenklich Herzogen und Grafen zugestand, blieb auch den Königen billig unversagt; ihren Söhnen wurde gern die Krone übertragen, und wäre das Geschlecht der Ottonen nicht erloschen, ohne Zweifel wäre Deutschland ein Erbreich geworden. Das Volk hatte keine Stimme. Es gab kein Volk, nur wenige Herren und viele Sklaven. — —

Des Vaterlandes Schicksale im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt sind an uns vorübergegangen und mögen nun, zusammen gedrängt, noch einmal überblickt werden. Die Wilden arbeiten sich aus ihren Wäldern hervor. — In Berührung mit den Römern, bald siegend bald besiegt, bald raubend bald geplündert, üben sie ihre Kräfte. – Gleich den Bienen stoßen sie Schwärme aus, die hernach am Mutterstocke zu Raubbienen werden. — Doch erhalten sich die Sachsen Freyheit und Religion, bis Karl, die Geisel der Menschheit, durch dreyßigjähriges Blutvergießen beydes ihnen für immer raubt, und

das

das Pfaffenjoch auf ihre Schultern wälzt. — Unter seinen Nachfolgern erblicken sie nur Vater- und Brudermörder. — Im Untergang der Karolinger leuchtet ihnen ein Hoffnungsstrahl. — Frischen Athem schöpfend richten sie einen Augenblick an Heinrich dem Großen sich empor; aber dieß Licht verlöscht und die alte Nacht umgibt sie wieder. — Die letzte, durch Normänner, Ungarn und Slaven noch übrig gelassene Kraft müssen sie nun in Welschland vergeuden um den leeren Titel eines fremden Königs oder um die Kaiserkrone, die beyde kein Stück Holz dem heimischen Herde liefern und keinen Wolf in deutschen Wäldern tödten. — Ihr Vaterland ist noch ein großer Sumpf mit kleinen angebauten Inseln, dennoch müssen sie die Pflugschaar gegen das Schwert vertauschen, damit ihr Herr auf ihren Gräbern in Italien sich einen König der Lombarden schreiben könne. — Heimkehrend schmachten sie in Leibeigenschaft — müssen die ewigen Fehden ihrer Großen ausfechten — werden von Pfaffen geplündert und gegeisselt — kennen weder Künste noch Wissenschaften — kennen nicht einmal einen Gott, sondern nur Heilige und Priester — haben von rohen Tugenden und Sitten nur die letztern übrig behalten und vergessen ihre Leiden nur im Rausche. —

So hat die Herrschsucht ein edles Volk in den Staub getreten. Die Könige fragten nicht: wie viele Menschen beglückt unser Scepter? sondern nur: wie viele Sklaven küssen die eiserne Ruthe?

(Ende des ersten Bandes.)

Geschichte
des
Deutschen Reiches
von dessen
Ursprunge bis zu dessen Untergange.

Von

A. von Kotzebue,
Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1815.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Dem

Herrn Reichs-Kanzler

Grafen Romanzoff,

dem vertrauten Kenner der Geschichte,

dem großmüthigen Beförderer jeder Wissenschaft,

dem Manne,

dessen das Vaterland noch in künftigen Jahrhunderten stolz und dankbar sich erinnern wird,

widmet

dieses Buch

Ehrfurchtsvoll und mit reinem Herzen.

der Verfasser.

Vorwort.

Dem zweyten Bande dieser Geschichte hat der Verfasser nichts beyzufügen, als eine kurze Anzeige der vornehmsten Quellen, aus welchen er schöpfte. Das Vertrauen auf die ältern derselben ist in der Meinung der Gelehrten wohl begründet; der Verfasser gesteht, daß Erfahrung ihn gegen alle Geschichte mißtrauisch gemacht hat, in so fern sie nicht auf Urkunden sich stützt.

Wippo, der sächsische Annalist, Otto von Freysingen, Lambert von Aschaffenburg, Adam von Bremen, die Urspergische Chronik, Gregors Episteln, Sigebert, Waltram, Bruno, Albert von Stade, Arnold von Lübeck, Olenschlagers Urkunden-Buch, die Sachsen- und Schwabenspiegel, und mehrere bekannte Sammlungen sind unter den ältern fleißig benutzt. Die neuern wurden schon in der Vorrede zum ersten Bande namhaft

gemacht, doch nicht Hüllmann's vortreffliche Geschichte vom Ursprung der Stände, und dessen deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters; Sartorius fleißige Geschichte des hanseatischen Bundes und Heeren's geistreiche Schrift von den Folgen der Kreuzzüge.

Inhalt

des zweyten Bandes.

11. Conrad der Zweyte . . . . . Seite 3
12. Heinrich der Dritte 17
13. Heinrich der Vierte 24
14. Heinrich der Vierte und Papst Gregor der Siebente . . 50
15. Heinrich der Fünfte 109
16. Der Kaiser und die Fürsten 119
17. Die Geistlichkeit 127
18. Der Adel 136
19. Der Krieger 145
20. Der Bürger 148
21. Die Bauern 155
22. Rechtspflege. Erziehung. Gelehrsamkeit. Kunst. Sitten . 158
23. Lothar von Sachsen 165
24. Conrad der Dritte 177
25. Friedrich der Erste mit dem Zunamen Rothbart . . . 186

26. Heinrich der Sechste . . . . . Seite 215
27. Philipp und Otto der Vierte 222
28. Friedrich der Zweyte 231
29. Conrad der Vierte und Wilhelm von Holland 243
30. Richard von Cornwall und Alfons von Castilien . . . 246
31. Gemälde vom damaligen Zustande der Deutschen . . . 251

Geschichte

des

deutschen Reiches.

Zweyter Band.

11.

Conrad der Zweyte.

Der Fürsten viele buhlten um die deutsche Königskrone; manche sogar des Sinnes, auch wohl mit gewaffneter Faust sie zu erkämpfen; darum war in Deutschland große Bewegung nach des unbeerbten Heinrichs Tode; ein hastiges Reiten, und Boten senden von Hofe zu Hofe, ein stilles Besprechen mit Freunden, dann ein lauteres Berathen in den Versammlungen der Provinzen, endlich die große Vereinung zwischen Maynz und Worms, wo die deutschen Völkerschaften, von ihren Herzogen geführt, an des Rheinstroms beyden Ufern sich lagerten. Da erschien Heinrich von Bayern, ein Schwager des Verstorbenen: Adalbert von Kärnthen, der neue Herzog, der die Straße nach Welschland den Deutschen offen hielt; Ernst von Schwaben; Gozilo und Friedrich von Nieder- und Oberlothringen; Conrad der Jüngere von Franken; zum ersten Mal als Wahlfürst Othelrich von Böhmen; auch Bernhard von Sachsen aus Herrmann Billungs Geschlecht, obgleich sonst lau in deutschen Angelegenheiten, weil er, stets im Kampfe mit den slavischen Nachbarn, sie lieber berauben als bekehren mogte. Da erschienen die Erzbischöffe von Maynz, Trier und Cöln, Bamberg, Metz und Straßburg, Costnitz, Augsburg,

Freysingen, Regensburg; auch Prälaten und Herren in großer Zahl — und die Wählmänner alle, so geistlich als weltlich, prunketen mit stattlichem Gefolge, also daß der Rheinstrom seine beyden Ufer so herrlich noch nimmer geschmückt sah.

Es pflegt ein erledigter Thron stets ein Volk aufzuregen, weil der Mensch, gern in der Zukunft lebend, seine Wünsche und Hoffnungen auf ihn pflanzt. So war am Rhein ein fröhliches Getümmel, unter welchem Heinrichs Witwe, Cunegunde, mit schlauem aber redlichen Bemühen die Gemüther lenkete, vorgebend oder wahr sprechend, ihr habe der Sterbende vertraut, wen er für den würdigsten halte, ihm die Reichskleinodien zu überliefern, nämlich Conrad dem Franken. Aber dieses Namens ragten zwey Vettern an Weisheit und Tapferkeit hervor, Conrad der Aeltere, auch der Salier zubenamt, mehr durch Verdienste ausgezeichnet als durch Macht, und Conrad der Jüngere, Herzog der Franken, beyde Conrad des Weisen Enkel; zwischen ihnen schwankte die Wahl, darob der Jüngere unmuthig schien, bis der Aeltere ihn auf die Seite zog, also sprechend: „laß durch Scheel„sucht nicht den Ruhm uns verscherzen, den zu er„werben die Gelegenheit sich darbeut. Wir sind Vet„tern, unsere Freundschaft hat Natur gegründet, „darum sey sie unzertrennlich. Sollten wir hadern, „so mögten die Fürsten, um den Streit zu schlichten, „einen Dritten wählen, und die Nachwelt würde sa„gen: beyde waren der Krone unwürdig. Mich „aber will bedünken, es treffe die Wahl dich oder „mich, so werde ich in dir, du in mir geehrt. Mei„ne Stimme geb' ich Dir von Herzen, und ist die „Krone Dir bestimmt, so bin ich der Erste Dir zu „huldi-

„huldigen. Lieber! gelobe mir ein Gleiches.“ Darauf gab der Jüngere ihm den redlichen Handschlag.

Als nun das Volk den Maynzer Erzbischoff befragte, wer zu wählen sey? und dieser unbedenklich Conrad den Aeltern nannte, hierauf die Bischöffe, der von Cöln ausgenommen, ihm beystimmten, so traf die Reihe nun die weltlichen Herren, zuerst unter ihnen den Herzog der Franken, Conrad den Jüngern. Der erhob sich freudig, mit lauter Stimme seinen Vetter wählend. Da faßte der Salier dankbar seine Hand und setzte ihn neben sich. Dem schönen Beyspiele folgten alle Fürsten, nur Friedrich von Lothringen nicht, der, nebst dem Cölner Erzbischoff, unmuthig aus der Versammlung schied. Doch Conrad der Jüngere, nach Art großer Seelen nichts halb thuend, eilte ihnen nach, gewann beyde durch kluge Ueberredung, und führte die Gewonnenen vor des Vetters Thron, so der Nachwelt beweisend, daß er selbst eines Thrones vielleicht der würdigste war. Das Volk, zujauchzend, bestätigte die Wahl.

Allein wer war das Volk? doch nur der Fürsten bewaffnetes Gefolge und was etwa an Zuschauern die Neubegier aus der Nähe des Wahlfeldes herbey gelockt hatte. Es gab noch kein deutsches Volk.

Der neue König, um gesalbt zu werden, wurde 1024
nach Maynz geführt, mit großem Jubel dort aufgenommen, und auf dem feyerlichen Gange zur Kirche schon von Bittenden umringt, die der Gerechtigkeit erste Handlung von ihm heischten. Geduldig sie hörend, wie es einem Könige ziemt, stand er unter ihnen, und als die Bischöffe, unwillig ob der unterbrochenen Feyerlichkeit, den Zug nicht aufzuhalten foderten, sprach er ernst: „Gerechtigkeit üben, es

„sey

„sey mir bequem oder nicht, ist meiner Pflichten „Erste.“ Das Wort gewann ihm schnell die Herzen.

Doch ganz neidlos mogte schwerlich die Wahl geblieben seyn, nur bey der Stimmen entschiedenem Uebergewicht hatte der Neid murrend geschwiegen. Aber nach dem ersten Freudentaumel zuckten viele die Achseln, bedauernd, daß eine so treffliche Wahl dennoch müsse widerrufen werden, wenn Conrad nicht zu einem schweren Opfer sich entschließen wolle. Er war vermählt mit Gisela, einer schwäbischen Fürstentochter, einer Zierde ihres Geschlechts, die er, obschon zwiefache Witwe, doch so leidenschaftlich liebte, daß er einst, allen Hindernissen seiner Verbindung trotzend, sie entführt hatte. Mit ihrem Besitz wuchs seine Zärtlichkeit durch Hochachtung genährt; sie war sein und des Volkes Abgott, aber — mit ihm verwandt; zwar nur im fünften Grade, doch schien das vormals schon dem züchtigen Eiferer Heinrich dem Zweyten genug, um durch ernstliche Erinnerungen das liebende Paar in seinem Glück zu stören. Jetzt ergriffen einige Bischöffe den lockern Vorwand, ihm die schreckliche Wahl zu stellen zwischen seiner Gattin und der Krone. Dieser entsagen mogte er nicht, die Gattin verstossen wollte er nicht, obschon sie selbst, der deutschen Frauen Edelste, seinem Ruhme ihre Liebe zu opfern bereit war. Sie sprach zu den versammelten Fürsten mit so sanfter Ueberredung, mit so würdevoller Ergebenheit, daß Alle, von ihrer männlichen Tugend und weiblichen Zartheit ergriffen, einer solchen Lebensgefährtin Unentbehrlichkeit erkannten und durch bittenden Ernst den Priestern Schweigen auferlegten. Begrüßt von allgemeinem Frohlocken wurde sie zu Cöln gekrönt, und blieb dem Gemahl auf dem Throne eine milde, weise Rathgeberin.

Lös-

Löblich begann er seine Regierung mit einer Reise durch Deutschland, die den Ruf seiner Weisheit und Güte mehrte. Oft war es auch nur Schlauheit, die ein herrschsüchtiges Gemüth verbarg. Denn von Anbeginn trachtete Conrad, nicht nur alte Kaiserliche Macht wieder herzustellen, sondern den Fürsten Fesseln zu schmieden; aber geschickt wußte er sein Ziel in den glänzenden Nebel der allgemeinen Wohlfahrt zu verhüllen. Ein Zeitgenosse hat ihn zu ehren vermeint, indem er Karln, dem sogenannten Großen, ihn an die Seite gestellt, dem er wohl in manchem zu vergleichen war; doch das grausame, blutdürstige Gemüth besaß er nicht. Das Völker-Recht zu beugen schien auch ihm nicht selten unbedenklich, allein er fuhr nicht wie ein Sturm durch den Wald, er suchte mehr, der Mittagssonne gleich, die Wipfel der Bäume sich zuzuneigen. Alles Gute, Nützliche mogt' er gern befördern, wenn es seinem Hauptzweck nicht hinderlich war. Karls Menschen-Verachtung konnte Gisela's Gemahl nicht hegen; auch der Einzelnen Glück oder Elend schien ihm nicht gleichgültig. Um der Krieger Zuneigung hat er gebuhlt, die Priester oft reich gemacht, wohl wissend, daß, um zu herrschen, er von jenen die Waffen, von diesen die Zungen leihen müsse.

Zu Minden feyerte Conrad das erste Weih- 1025
nachtsfest mit damals gewöhnlicher Pracht. An diesem Feste pflegten die Könige mit der Krone auf dem Haupte, von den eingeladenen Großen des Reichs umgeben, zu erscheinen. Man nannte es den vollen Hof. Damals wollte er Sachsens strenge Gesetze den mildern Reichs-Gesetzen gleich stellen, entsagte jedoch dem menschenfreundlichen Wunsche, vernehmend, daß die Sachsen fest am Alten hingen, und den Grundsatz hegend, daß auch Glück nicht aufgedrun-

drungen werden müsse. Auch die Slaven, Sachsens unruhige Grenz-Nachbarn, huldigten ihm durch Tribut.

Mehrere Städte besuchend zeigte er sich dem Handel stets geneigt. Magdeburgs Vorrechte wurden durch ihn erneuert und vermehrt. Die Reichs-Acht sprach er aus über Jeden, der Handels-Strassen verderben oder vernachlässigen werde. Räuber mit harten Strafen bedrohend, wachte er über öffentliche Sicherheit. Dankbarkeit und Vertrauen bewiesen ihm die Fürsten, schon jetzt bewilligend, daß Heinrich, sein noch unmündiger Sohn, einst nach ihm regieren solle.

1026 Conrads Herrschsucht offenbarte sich zuerst gegen seiner Gattin Oheim, den König Rudolph von Burgund. Dieses schöne Reich begriff damals die heutige Provence, Dauphiné, Franche Comté, Lyon, le Bougey, la Brease, Savoyen und einen grossen Theil der Schweiz. Der schwache, kinderlose Fürst (denn seine Unterthanen galten ihm nicht für Kinder) hatte, wie bereits erzählt worden, Heinrich dem Zweyten seine Staaten als Erbe zugesagt, und meinte nun, nach dessen Tode, des Versprechens ledig zu seyn; denn nicht als deutschem Kaiser, sondern als dem Sohne seiner Schwester, wollte er das Königreich ihm zuwenden. Wenn er überhaupt nach seinem Gefallen, ohne des Volkes Zustimmung, mit dem Reiche schalten konnte, (was zu behaupten ferne sey,) so war wohl kein Zweifel, daß es jetzt bei ihm stand, welchen seiner entfernten Verwandten er durch seine Gunst erfreuen wolle. Conrad aber foderte, als ihm gebührend, des Vertrags Bestätigung, und als Rudolph sich deren weigerte, fiel jener ihm feindlich ins Land und eroberte Basel.

Der

Der vermittelnden Gisela kluge Sanftmuth that den Waffen Einhalt, und später, bey persönlicher Zusammenkunft, widerstand der Oheim ihren Bitten nicht; der Vertrag wurde erneuert, ohne Rücksicht auf den Grafen Odo von Champagne, der sein Neffe gleich Heinrich dem Zweyten war; ohne Rücksicht auf die murrenden Burgunder.

Wohl mögte Conrad entschuldigt werden, wenn er nur als Vormund seines Stiefsohnes gehandelt hätte, denn auch Gisela stand dem Könige von Burgund als Blutsverwandtin nahe, und sie hatte einen Sohn, Ernst, ihrer ersten Ehe Frucht, der mit Recht an dieses Erbe nähern Anspruch machen durfte, als seiner Mutter dritter Gemahl. Der Jüngling verbarg seinen Unwillen nicht, zumal da Conrad, gleichsam spottend, die Abtey Kempten zum Ersatz für ein Königreich bot. Der Prinz wollte nach Burgund entrinnen, um dort seine Rechte geltend zu machen, der alte furchtsame König nahm ihn aber nicht auf. Da verleitete ihn sein empörtes Gemüth, die Waffen gegen Conrad zu ergreifen, auf mächtigen Anhang vertrauend; allein er ward verlassen, mußte in seines Stiefvaters Gnade sich ergeben, und büßte den gerechten Unmuth auf dem festen Schlosse Giebichenstein bey Halle. Zwar die Freyheit erhielt er nach einigen Jahren wieder, doch zu tief war schon der Haß gewurzelt und des Prinzen Erbitterung wuchs durch die Zumuthung, er solle seinen Freund, den Grafen Kyburg, verläugnen; denn es hatte dieser Graf treulich bey ihm gehalten, auch, während er auf Giebichenstein gefangen war, des Königs Zorn in festen Schlössern getrotzt. Nun stellte Conrad dem Befreyten die unwürdige Frage: ob er seinem Herzogthume Schwaben oder dem Freunde entsagen wolle?

wolle? und als der schwärmerische Jüngling die Herzogliche Würde geringer achtete, als Freundes
1032 Treue, da beraubte Conrad wirklich ihn des Herzogthums, ja auch der Liebe seiner Mutter; denn sie erklärte — ob zürnend oder überredet, ist ungewiß — daß sie ferner keinen Theil an ihres Sohnes Schicksal nehme.

Vielleicht wurde gehofft, dieses grausame Mittel werde den Starrkopf beugen, aber es trieb ihn zur Verzweiflung. Er flah zu dem nicht minder unbesonnenen Freunde, und beyde spornte die erlittene Kränkung zu unedler Rache. Aus Kyburgs Schlosse Falkenstein verheerten und plünderten sie die umliegende Gegend, bis der Prinz in einem Gefechte das bemakelte Leben verlor. Doch immer noch nicht unbestritten durfte Conrad, nach
1032 des burgundischen Königs Tode, von dem ertrotzten Erbe Besitz ergreifen; denn Graf Odo von Champagne benutzte der Burgunder Widerwillen gegen den deutschen König, eroberte Herzen und Schlösser, behauptete sich zwey Jahre lang, mußte aber endlich Conrads Waffenglücke weichen. Die Burgundische Krone schmückte des Siegers Haupt. Erzwungene Huldigung empfing der aufgedrungene Herr. Es hatte, während dieser Händel, auch jener edle Conrad der Jüngere sich gegen ihn erklärt. Wenn solche Männer mißbilligen, ist Unrecht zu vermuthen. Als Conrad durch Gewalt die Ruhe hergestellt, erneuerte auch sein Vetter ohne Groll die angelobte Treue.

Italien war, als Conrad den deutschen Thron bestieg, nach alter Weise, durch innere Zwietracht gährend. Einen deutschen Herrn wollten die Priester, von ihm der alten Schenkungen Bestätigung erwartend; einen Franzosen begehrten die weltli-

weltlichen, doch vergebens, ihre Krone Frankreichs Könige Robert und seinem Sohne antragend. Nicht Ruhm noch Vortheil (so schien es Beyden) überwogen Verdruß und Gefahr einer schwankenden, angefochtenen Herrschaft über fremde, stets wankelmüthige Völker. Geneigter fanden diese, das Abentheuer zu bestehen, den Herzog von Aquitanien, Wilhelm von Poitou. Doch Conrad, von der Geistlichkeit geladen, erschien mit Heeresmacht in Welschland, sein Nebenbuhler wich, und Er wurde zu Mayland, bald darauf zu Rom feyerlich gekrönt. 1027
Als Kaiser ging er nach Apulien, und erweiterte durch Eroberungen die Grenzen der Normänner, ihnen den Schutz derselben gegen die Griechen auferlegend.

Neun Jahre später zog er wiederum nach Welschland, um innere Zwietracht durch eine berühmt gewordene Lehnsverordnung zu schlichten. Ein harter Verweis, dem Erzbischoff von Mayland öffentlich ertheilt, machte diesen stolzen Prälaten zu seinem unversöhnlichen Feinde. Als dessen Zorn in heftigen Worten aufflammte, mußte er zwar gefänglicher Haft sich fügen, entkam aber bald, wiegelte Mayland auf, trotzte hinter dessen Mauern, und versuchte den Grafen Odo von Champagne dem Kaiser entgegen zu stellen. Doch dieser alte Nebenbuhler, an Geist und Macht dem Feinde nicht gewachsen, fiel schon in Lothringen durch des Herzogs Hand. 1036

Noch ein Mal zeigte Conrad sich in Rom, entsetzte den, vom Kloster Cassino verklagten, Fürsten von Capua, und würde, nach befriedigtem Ehrgeiz, vergnügt Welschland verlassen haben, hätte er nicht dem Tode den, auf seinem ersten Zuge nicht abgefoderten, Tribut zwiefach jetzt entrichten müssen. Denn nicht nur seines Heeres größere Hälfte fiel durch

Seu-

Seuchen, auch sein Stiefsohn, Herzog Herrmann von Schwaben und seines eigenen Sohnes junge Gemahlin, die Tochter des Dänen-Königs Canut. Er selbst kam heim, doch kränkelnd, und erlangte nimmer die vormalige Gesundheit wieder.

Fremde Reiche waren es, die Conrads kostbare Zeit, beste Kraft und zuletzt sein Leben verzehrten. Vorübergehend war sein Zwist mit Ungarn, wegen Grenzstreitigkeiten dieses Landes mit Oestreich, oder wegen dessen Fehde mit Bayern. Des Kaisers Ernst führte schnell den Frieden herbey. Vorübergehend, obschon bedenklicher, war auch gegen Polen der Krieg. Hoffärtig hatte Boleslaus den Königstitel angenommen. Sterbend theilte er zwischen beyden Söhnen das Reich. Doch Miseco vertrieb den deutschgesinnten Bruder Otto, den Conrad schützte, obschon im ersten Feldzug nicht mit Glück. Das erweckte des Feindes Uebermuth, und, im Verein mit Herzog Othelrich von Böhmen, wagte er sogar deutsche Grenzländer zu plündern. Das Kriegsglück wandte sich. Der flüchtige Miseco wollte, um die Kaiserliche Gunst wieder zu gewinnen, den verbündeten Othelrich ausliefern. Conrad verschmähte solchen Verrath, und als sein Schützling Otto ermordet wurde, (von wem? warum? ist ungewiß) begnadigte er den durch Unglück gebesserten Miseco.

1030 1029 1031

Auch gegen die Tribut weigernden Leutizier wandte er seines Schwertes Schärfe siegreich. Die Obotriten und Wagrier ließ er zum alten Gehorsam zwingen. Hamburg, von ihnen zerstört, ging wiederum durch sie nach und nach aus seinem Schutt hervor.

Dem verschwägerten Dänen-König Canut trat er, nebst Schleswig, die Markgrafschaft jenseit der

Eyder

Eyder ab, vielleicht weil es schwierig war, gegen Slaven und Dänen die Grenze zu vertheidigen; vielleicht aus persönlicher Freundschaft, denn Canut, Andachts halber zu Rom anwesend, als Conrad gekrönt wurde, hatte sein Vertrauen gewonnen. Die Eyder wurde beyder Reiche Grenze.

Noch eine wohlthätige Reise (doch nicht für Deutschland) unternahm Conrad kurz vor seinem Tode nach Burgund. Dort hatten, unter dem schwachen Rudolph schon, die Großen jeden Zügel abgeworfen, unter sich in stetem Hader, nur einig, wenn es galt Unterthanen zu peinigen. Conrad versammelte sie zu ernster Unterredung, alten Gesetzen die verlorne Kraft erneuernd. Des Raubens und Befehdens war so viel geworden, daß endlich die Priester vorschlugen, wenigstens einen Theil der Woche sich im Namen Gottes der bösen Gewohnheit zu enthalten. Man nannte diesen Sündenstillstand Gottes Frieden. Von Mittwoch Abends bis Montag früh sollte Jedermann seines Lebens und seiner Habe sicher seyn. Könige und Päpste wetteiferten, die heilsame Verordnung aufrecht zu erhalten. So that auch Conrad in Burgund. Damals harrte sehnsuchtsvoll der Rechtliche, aber Machtlose, auf Sonnenuntergang am Mittwoch, und Sorgen raubten ihm den Schlaf in der Nacht vor dem Montage.

Burgund verlassend fühlte er seines Lebens Ziel 1039
gesteckt. Er ging nach Friesland und starb zu Utrecht. Ohne Zweifel hätte dieser kräftige Mann seinem Vaterlande viel werden können; der böse Gelust nach fremder Herrschaft raubte ihm diesen Ruhm; denn wo er auch, bisweilen ruhend von Kriegesabentheuern in fremden Landen, das Gute gründete, da gebrach es ihm doch stets an Zeit, es zu befestigen. Ein

König aber macht sein Volk glücklicher, wenn er, wenig Gutes vorfindend, das wenige sichert, als wenn er neues unsicher schafft. Trefflich Ein Reich verwalten ist schwer, zwey fast unmöglich. Selbst in Einem Reiche muß oft der Fürst mit fremden Augen sehen, im zweyten immer. Des fremden Volkes Große kennt er nicht, mißtraut ihnen, sendet Statthalter, wiederum dort unwillig empfangene Fremdlinge. Aengstliche Wachsamkeit fordert die neue Herrschaft über seufzend Gehorchende. Sie betrachten sich als Stiefkinder und sind es auch. Doch was durch ihre Huth an Zeit und Kraft dem Fürsten entzogen wird, das fühlen auch die rechten Kinder. Gäbe es einen Entschuldigungsgrund für Eroberungen (alles ungerecht Erworbene ist Eroberung), so wäre es der ernste Vorsatz, Menschen zu beglücken. Weil aber, diesen Zweck in mehr als Einem Staate zu erreichen, mehr als Eines Fürsten Kraft bedarf, so handelt ein Fürst nicht weise, auch nicht gut, wenn er die entlegene Herrschaft an sich reißt; denn er mindert seines Volkes Liebe ohne die des fremden zu gewinnen; er ladet mit dem besten Willen sich das folternde Bewußtseyn mangelhaft erfüllter Pflichten auf; er selbst kann die nicht lieben, welchen er sich aufgedrungen, denn zwischen sein Herz und sein Gewissen tritt ewig der Vorwurf verletzter Volksrechte.

Mag Conrad minder streng getadelt werden, weil er nach Italiens Kronen strebte; seine Vorgänger hatten die böse Gewohnheit zur andern Königsnatur gemacht, und es mogte schwer seyn, eine bessere Ansicht zu gewinnen, noch schwerer sie mitzutheilen; aber daß er Burgund rechtmäßigen Erben entzog; daß er ein Volk, seiner nicht begehrend, an Sprache und Sitte ihm fremd, durch Gewalt unterjochte,

jochte, blos um den verworfensten Leidenschaften, Herrschsucht, Habgier, zu fröhnen — das bleibt ein böser Makel. Vergebens hat Wippo, sein lobpreisender Hofkaplan, ihn bey der Nachwelt einzuschmeicheln versucht, denn es mangelt der einzige Pfeiler, auf den Conrads Fürstenruhm sich gründen müßte: Deutschlands durch ihn vermehrte Glückseligkeit. Selbst der Gottesfriede war nicht sein Werk. Aber im gemeinen Leben wacker, gemüthlich und edel ist er gewesen, denn er hing mit treuer Liebe an einer edlen Gattin, wollte seines Feindes Othelrich durch Verrath nicht Meister werden, trug überhaupt keinen Groll versöhnten Feinden nach. Hätte nicht der schwere Irrthum ihn befangen, die Völker wären blos Gewinne im Kriegesspiel der Fürsten, so würde noch die Nachwelt um ihn trauern wie seine Gemahlin Gisela, deren Schmerz jeden Trost verschmähte. Vergebens bat ihr Sohn, durch ihre milde Klugheit ihn zu leiten, wie sie wohl oft den Vater geleitet hatte; mit dem Tode des geliebten Gemahls verlor die Herrschaft jeden Reiz für sie. Unweit Cassel, im Kloster Kaufungen, wollte sie ihn beweinen. Dort baute sie eine Kirche, deren Weihe an seinem Gedächtnißtage feyerlich begangen wurde, am feyerlichsten durch sie selbst; denn zum letzten Mal erschien die edle Frau im Kaiserlichen Schmuck, den sie, während des Gottesdienstes, mit dem Nonnengewand vertauschte. Unter Weinen, Fasten und Beten verflossen ihre letzten Tage. Conrads Leichnam wurde, von vielen Tausend Leidtragenden stets umringt, nach Speyer geführt, um in der Kirche zu ruhen, die er selbst gegründet hatte.

Denkwürdiger, als dieser Kirche angefangener 1027
Bau, ist für die deutsche Nachwelt der Bau des Schlosses Habsburg. Es besaßen zu jener Zeit

die Grafen von Altenburg ein offenes Land zwischen Schwaben und Burgund gelegen, ein Tummelplatz der Fehdelustigen Nachbarn. Schloß Altenburg, auf einer Ebene mit verfallenen Mauern, gewährte keinen Schutz. Da ersah in dessen Nähe Graf Ratbot einen steilen Felsen, und, mit Hülfe seines Bruders Werner, eines Straßburger Bischoffs, erbaute er Schloß Habsburg auf demselben, eine starke Schutzwehr und vieler Edlen Zufluchtsort, die aus Schwaben, der Gegend um Zürch und aus dem Aargau unter Ratbots Panier sich sammelten. So wurden Er und seine Nachkommen Grafen von Habsburg genannt.

Ferner soll der Deutsche sich erinnern, wie Schlesien, unter Conrads Regierung, von Deutschen bevölkert und angebaut wurde. Richsa, eine
1031 deutsche Fürstin, vermählt mit Miseco dem Beherrscher der Polen, doch dem Vaterlande stets ergeben, hatte viele Deutsche mit nach Polen geführt, und von Jahre zu Jahre deren mehrere nach sich gezogen, durch ihren Einfluß reich begabt, zu Würden erhoben. Eine Fürstin, dem Gemahl in fremdes Land folgend, muß dieses Landes Eingeborne werden, oder dessen Liebe entsagen. Die Polen sahen scheel zu dem Vorzug, den ihres Herrn eheliche Zärtlichkeit Fremdlingen einräumte. Die Gemüther gährten, viele murrten laut. Die kluge Richsa, des bedenklichen Haders Ausbruch vorbeugend, erbat und erhielt für ihre Deutschen von Miseco das Land Schlesien, damals ein geringes, schlecht angebautes Land, wohin die Eifersucht den Fremdlingen nicht folgte, wo aber bald durch ihren Fleiß der Ueberfluß sein Horn ausschüttete. Reichthum und Macht sind unzertrennlich. In Kurzem erhoben sich Schlesiens Markgrafen, der polnischen Herrschaft trotzend.

---

12. Hein-

12.

Heinrich der Dritte.

Schon als Knaben hatte Conrad diesen Heinrich krönen lassen, ihm das Herzogthum Bayern verliehen, auch Schwaben nach dem Tode seiner Stiefbrüder, endlich ihm sogar die burgundische Krone auf das Haupt gesetzt, auf dem er, abweichend von seiner Vorfahren verderblichen Theilungs-Gewohnheit, künftig alle Macht vereinen wollte. Der zwei und zwanzigjährige Jüngling schien durch Muth und Tapferkeit dieses Vorzugs nicht unwerth; auch das, in jener Zeit so seltene, Bücherlesen hatte seine kluge Mutter nicht fruchtlos ihm empfohlen, darum seine Thronbesteigung schöne Hoffnungen erregte. Leichter überhaupt erweckt Jugend Vertrauen. Die burgundischen Großen huldigten zu Ingelheim. Selbst ein alter Feind, der Erzbischoff von Mayland, vererbte seinen Haß nicht auf den Sohn. Wie kommt es, daß mit diesen Anlagen, dieser Ausbildung, dieser glücklichen Stellung am Eingang der Laufbahn, doch abermals in siebenzehn Jahren für deutsches Volksglück nichts geschah? — Die Geschichte antwortet:

Die Könige beherrschten nur die Großen, diese wiederum das Volk. Des Königs Zeit und Mühe raubte das Bestreben, der Großen stetes Uebergreifen unter sich und gegen ihn zu zügeln; seinen Augen blieb des Volkes Schicksal entrückt. Das war abhängig von der Fürsten Persönlichkeit. Der Schwabe konnte glücklich seyn, indessen der Bayer seufzte; der Sachse konnte sich des Daseyns freuen, indessen der

Franke es verfluchte. Es gab in Deutschland nie ein allgemeines Volksglück, weil die Könige, durch Vergeudung ihrer Kräfte außer Deutschland, sich der Macht es zu schaffen selbst beraubten.

So war auch unter Heinrichs berühmten Thaten keine, die dem Vaterlande stillen Wachsthum, innere Wohlfahrt verlieh. Alles nur nach außen berechnet und das Fernste stets der nächste Reiz für seine Thätigkeit. Der Böhmen Herzog weigerte Gehorsam, dreyjähri-
1042 ges Blutvergießen und Verheeren erzwangen neue Huldigung. Doch war zu diesem Kriege ein Grund vorhanden, zu dem mit Ungarn keiner. Dort hatte König Stephan einen Neffen, Peter, und einen Schwager, Obo, hinterlassen; Jenen wählten die Ungarn, Dieser vertrieb den Gewählten. Ein unruhiger Nachbar Deutschlands war der Vertriebene gewesen, nichts knüpfte seinen Vortheil an den des deutschen Reichs; Empfehlung brachte er nur dem Kaiser vom östreichischen Markgrafen Albrecht, und diese entschied den weitaussehenden Krieg. Nie sollte ein Fürst bedenklicher seyn, als wenn es gilt, in fremder Staaten innere Händel sich zu mischen.

Siegreich durchzog Heinrich das Land, und die Ungarn suchten Frieden. Dem eingedrungenen König opferten sie gern, doch Heinrichs Schützling wollten sie nicht wieder aufnehmen. Da ließ er unbedenklich ihn fallen, und setzte einen andern auf den Thron, den, bald nach dem Rückzug der Deutschen, doch jener Obo auch vertrieb. Nun mußte ein zweyter Feldzug vorbereitet werden. Obo wandte
1042 das Ungewitter ab, indem er, auf ein Stück Landes verzichtend, den Leithastrom zur Grenze zwischen Ungarn und Oestreich machte, der es auch geblieben bis auf diesen Tag.

Die

Die übrigen, nicht mehr bekannten Friedensbedingungen hielt Obo nicht. Da mußte Heinrich 1043
abermals mit dem Schwerte erinnern. Obo unterlag. Peter bestieg den Thron aufs neue, und empfing, sammt dem Adel, das ungarische Reich zu Lehn vom deutschen Kaiser. Doch nur mit verhaltenem Groll hatte sich der Adel den schon einmal verweigerten Schützling aufdringen lassen, dessen Vorliebe für die Deutschen der Ungarn Erbitterung 1046
mehrte. Freyheit, Licht der Augen, und endlich auch das Leben verlor er durch Empörung. Der neu erwählte König Andreas entschuldigte beym Kaiser was geschehn, versprach Gehorsam und Tribut, hielt aber nicht Wort. So brach der Krieg aufs 1051
neue aus, und endigte für Deutschland mit dem Verlust aller sogenannten Rechte, die das Schwert errungen hatte. Das ist, über lang oder kurz, jedes Krieges Ausgang, wo ein Fürst unberufen gegen ein Volk in die Schranken tritt.

Gen Rom zu ziehen war auch ein Ehrenpunct, den Deutschland gewöhnlich theuer bezahlte. Heinrich that wie seine Vorfahren. Seltene Ruhe herrschte 1046
damals in Italien, Verwirrung nur in Rom, wo Geistlichkeit, Adel und Volk wechselsweise Päpste schufen und vernichteten, bald diesen mit der Tiare schmückten, bald jenen aus dem Thore jagten. Drey Päpste zu gleicher Zeit wohnten einst in Rom. Heinrich ließ sie sämmtlich durch eine Kirchenversammlung entsetzen, und sein Einfluß hob den Bischoff Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, auf den päpstlichen Thron, der, nun Clemens II. genannt, am Weihnachtstage ihn krönte. Künftig (so wurde aufs neue angelobt) sollte kein Papst ohne Kaiserliche Zustimmung gewählt werden.

In Unter-Italien zogen die erobernden Normänner immer engere Grenzen um die Griechen. Heinrich, dem sie das geraubte Gold zu Füßen legten, trug kein Bedenken, sie als Kaiser mit dem geraubten Lande zu belehnen. Das waren seine vollbrachten Thaten, als er zu Mantua in eine schwere Krankheit fiel und kaum dem Tode entrann, der in wenigen Jahren drey Päpste wegraffte. Der Zusage gemäß beschickten die Römer jedesmal den Kaiser, um aus seiner Hand ein neues Oberhaupt der Kirche zu empfangen.

Viel hatten die Päpste jetzt von den Normännern zu dulden, deren Kühnheit, durch Kaiserliche Belehnung zur Frechheit gesteigert, nach jeder lockenden Beute gierig die Krallen streckte, mogte sie ein Eigenthum der Griechen oder der römischen Kirche seyn. Leo IX. erhob sich selbst nach Deutschland, Hülfe suchend bey dem Kaiser, die auch zugesagt, allein verzögert wurde, worauf der Papst ein eignes Heer in Deutschland warb, mit welschen Truppen es vereinte, den Schlüssel Petri mit dem Schwert vertauschte, und in Person gegen die Normänner zu Felde zog. Beym ersten Angriff aber flohen die Italiäner; niedergehauen bis auf den letzten Mann wurden die tapfern Deutschen; Leo selbst gerieth in Gefangenschaft.

Da brach der Kaiser noch einmal auf, nicht ohne Besorgniß, denn es hatte in Welschland unterdessen ein erbitterter Feind sich eingenistelt, Gozilo, Herzog von Niederlothringen, dem Heinrich einst
1044 auch Oberlothringen zugesagt, ihm aber das Wort gebrochen, weßhalb der rasche junge Fürst sich empörte, der Uebermacht unterliegend im Kerker zu Giebichenstein so lange schmachtete, bis er seinen Sohn als Geisel überliefert hatte. Diesem Gozilo, einem feuri-

feurigen, tapfern Manne, blühte in Welschland das Glück der Liebe, denn er gewann zum Weibe die Witwe des Markgrafen Bonifaz, des reichsten und mächtigsten unter Welschlands Großen. Gelang es ihm, seinen Haß gegen den Kaiser in die Familie zu verpflanzen, der er nun verschwägert war, so mußte Heinrich seine Rache fürchten: auch empfahl er schriftlich allen italiänischen Fürsten, Gozilo's Schritte zu bewachen.

Der aber ließ durch seine Gesandten dem Kaiser entbieten, er wolle ihm treulich dienen, und werde man ihm doch nicht verargen, nachdem er des Seinigen beraubt worden, daß er mit seiner Gemahlin, die ihn frey gewählt, das Ihrige theile. Wohl muß Heinrich ein Recht der Einwilligung zu dieser Verbindung sich angemaßt haben, denn Beatrix, die wieder vermählte Witwe, erschien vor ihm persönlich, sich berufend auf das Völkerrecht und auf der edlen römischen Frauen alte Sitte, die keinen solchen Vormund anerkenne. Freundlich zwar ließ der Kaiser die Gründe gelten, fügte aber zu der Wortbrüchigkeit arglistige Gewalt, indem er Beatrix, als Unterpfand gelobter Treue, mit nach Deutschland führte. Lothringen war indessen an Adalbert von Elsaß vergeben worden, dessen Brudersohn der Stifter des Lothringischen Hauses wurde.

Nie hat ein Kaiser mehr Gelegenheit gesucht und gefunden, mit Herzogthümern hin und her zu schalten, doch schien es nicht, er wolle, wie sein Vater, sie alle in seiner Familie häufen. Bayern, sonst von ihm besessen, übergab er, vielleicht aus 1040
Großmuth, dem Neffen des vorigen Herzogs, einem Luxemburger, und, nach dessen Tode, einem Pfalzgrafen Conrad, den er doch bald darauf, man weiß nicht warum, der Würde wiederum entsetzte,

um es einem kränklichen Kinde, und, als dieses starb, sogar seiner Gemahlin zu verleihen, was ohne Beyspiel war.

1047 Kärnthen, durch den Tod Conrad des Jüngern erledigt, empfing Welf, ein schwäbischer Graf; Niederlothringen Friedrich, auch ein Luxemburger. Das rheinische Herzogthum Franken erlosch, die königliche Kammer bezog dessen Einkünfte. Schwaben erhielt ein Pfalzgraf Otto, Kaiser Otto des Dritten Schwestersohn; nach dessen Tode der Markgraf von Schweinfurth gleiches Namens.

Mancherley Unruhen entstanden in den Niederlanden während Heinrichs Regierung, für Deutschland ohne andere Folgen, als daß der Graf von Holland einige Städte verlor und ein Theil des Kaiserlichen Heeres in Sümpfen stecken blieb. Merkwürdiger sind zwey Reichstage, die Heinrich gehalten, den Einen zu Merseburg, wo der Dänen König Sueno zugegen war; den andern zu Tribur am Rhein, wo des Kaisers Sohn, auch Heinrich genannt, zum Könige erwählt worden. Für Deutschlands unmittelbare Wohlfahrt ist auf beyden nichts geschehen.

1053

1048 Denkwürdig bleiben auch zwey Zusammenkünfte
1056 des Kaisers mit dem Könige von Frankreich. Bey der ersten soll Jener Diesem versprochen haben, was er vom französischen Reiche durch Arglist seiner Vorfahren besitze, friedlich abzutreten; bey der letzten habe der König ihm das unerfüllte Wort bitter vorgeworfen, einen Lügner ihn gescholten, Heinrich dagegen zum Zweykampf sich erboten, worauf der König im Schutz der Nacht entflohen sey. Da beydes, Muth sowohl als Wortbrüchigkeit, in Heinrichs Charakter lagen, so ist die Begebenheit nicht unwahrscheinlich.

Am weisesten in seinem thätigen, doch nicht thatenreichen, Leben verfuhr Heinrich in Rücksicht auf Burgund, wo vielleicht die kluge Mutter aus dem Grabe ihrer Zelle ihn leitete. Nimmer würden die Burgunder seine Herrschaft ertragen haben, wenn er nicht gleichsam der ihrigen Einer geworden wäre. Der Herzog von Aquitanien hatte einer burgundischen Gräfin sich vermählt, und diese wiederum eine Tochter Agnes ihm geboren, welche Heinrich zum Weibe begehrte und erhielt. So wurde er mit den vornehmsten burgundischen Häusern verwandt, und diese neuen Rechte blieben uns bestritten.

Kaum zählte er neun und dreyßig Jahre; große Dinge wollte er noch verrichten; in Ungarn seinem dort gedemüthigten Stolze blutige Opfer bringen; der Niederländer Unruhen dämpfen; einen päpstlichen Besuch empfangen; wichtige Verabredungen mit dem Oberhaupt der Kirche treffen; doch plötzlich starb er auf der Jagd, und sein unerwarteter 1056
Tod stürzte das Reich in Verwirrung.

Nicht grundlos wird ihm nachgerühmt, daß er ein kräftiger Regent gewesen, auch tapfer und mit Einsicht begabt; doch für Deutschland that er nichts, als daß er Herzoge schuf und wechselte. Deutsches Blut vergoß er in Böhmen um einige Säcke verweigerten Tributs; deutsches Blut vergoß er in Ungarn um einige schnell widerrufene Lehnsfeyerlichkeiten; Deutsche schleppte er zu den alten Gräbern in Welschland, Deutsche mußten in niederländischen Sümpfen ersticken. Seinen Launen pflegte Heinrich zu gehorchen, auf sein Wort konnte Niemand bauen; nicht der flüchtige König von Ungarn, nicht der mahnende König von Frankreich, nicht der Herzog von Lothringen, nicht der von

Bayern.

Bayern. Lange sey Fürstenwort an die Zunge gefesselt, aber ist es von der Lippe, so werd' es gehalten und stünde Verderben darauf.

Fromm war Heinrich, wenn ehrfurchtsvolle Scheu vor Priestern Frömmigkeit genannt werden mag. Nie wagte er an hohen Festen die Krone aufzusetzen, wenn nicht sein Beichtiger es ihm erlaubt, und ihn zuvor, nach neuem Kirchenbrauch, körperlich gezüchtigt hatte. Der Erzbischoff von Cöln übernahm eines Tages in Person diese Kirchenzucht, geißelte nicht bloß den kaiserlichen Leib mit frommer Wuth, sondern vergönnte ihm nicht eher die Krone zu tragen, bis er 33 Pfund Silber eigenhändig unter die Armen vertheilt hatte. Damals soll der Erzbischoff in harte Vorwürfe, der Regierung Mängel rügend, ausgebrochen seyn.

Am empfindlichsten mogte Goslar dieses Kaisers Verlust fühlen, denn es war sein Lieblingsaufenthalt, wodurch aus einigen schlechten Hütten eine Stadt hervorging.

13.

Heinrich der Vierte.

Ein Knabe von fünf Jahren bestieg nunmehr den Thron.

Es war eine böse Gewohnheit der Kaiser, daß sie Kinder als ihre Nachfolger krönen ließen, eine schlimmere noch der Fürsten, daß sie solchem Begehren sich fügten; denn so war das Wahlreich blos dem Namen nach vorhanden, und die Pflicht, den würdigsten zu kühren, blieb unerfüllt. Nie wäre den Fürsten geziemender gewesen, das gefällige Wort

zurück

zurück zu nehmen, als in einem Augenblicke, wo der Kurzsichtigste nahe Verwirrung ahnen mußte. Allein die meisten gedachten nur der wichtigen Rollen, die zu spielen jeder sich berufen wähnte, unbeachtend, wie eben der Kampf um diese Rollen das Reich zerrütten werde. Der Vormundschaft am nächsten stand die Mutter, Agnes, und sie ergriff die Zügel mit Einwilligung der Fürsten, deren Jeder nicht zweifeln mogte, ihn werde sie zu Rathe ziehen. Doch Agnes, ihr ganzes Vertrauen dem Bischoff von Augsburg schenkend, verscherzte bald der Fürsten Gunst. Die, zuvor von ihnen selbst, beliebte und belobte Regierung einer klugen Frau schien plötzlich unanständig, sogar den Umgang mit jenem Bischoff wollte man verdächtig machen, obschon die Kaiserin im Rufe der Frömmigkeit stand. Selbst ihre Freunde, zwar keinen Glauben dem Gerücht beymessend, nannten ihr Vertrauen zu dem Bischoff blind und seine Allgewalt unerträglich. Des Prinzen Erziehung wurde streng getadelt, und, als Agnes nicht Murren noch Tadel achtete, ein gefährlicher Anschlag geschmiedet und ausgeführt.

Hanno, der Erzbischoff von Cöln, war ein kluger, kräftiger Mann mit beredter Zunge, hoch fahrend und gewaltig durchgreifend, wo es ihm recht dünkte. Von einem solchen Manne in solcher Würde stand zu erwarten, er werde finster drein schauen, wenn, ohne Rath und That von ihm zu heischen, der minderjährige Fürst erzogen und geleitet werde. Schon den Geringen, der in seiner Niedrigkeit zu hohen Dingen sich berufen fühlt, kränkt es, übersehen zu werden, um wie viel mehr einen Prälaten, der so nahe dem Throne stand. Leicht war es, ihn zum Haupte einer Verschwörung aufzuwiegeln, die

der

der Kaiserin den Scepter, der Mutter das Kind rauben sollte.

Es feyerte der Hof das Osterfest am Rhein. Hanno lud, nach einem Gastmahl, den jungen Prinzen zur Kurzweil auf ein Schiff; kaum aber hatte er es bestiegen, als schnelle Ruderer ihn nach Cöln entführten. Erschrocken wurde der Knabe gewahr, daß von der Mutter man ihn trennen wolle, und so heftig ergriff ihn die Furcht, daß er hastig in den Rhein sprang. Es war um ihn geschehen, wenn nicht Graf Eckbert von Braunschweig, nachspringend, mit eigener Lebensgefahr ihn gerettet hätte.

Bald gab er sich zufrieden, als Liebkosungen aller Art und eine ungewohnte ihm bewiesene Ehrerbietung das Leben ihm behaglicher machten, als vormals an der Mutter Hofe.

Leicht war vorauszusehen, daß die kühne That ganz Deutschland in Bewegung setzen werde. Die tief gekränkte Mutter klagte laut über Verletzung ihrer heiligsten Rechte. Graf Otto von Nordheim war in Hanno's Bunde, und eben diesem Otto hatte sie noch vor Kurzem das ihr verliehene Herzogthum Bayern abgetreten, wähnend, ihn durch Dankbarkeit zu fesseln. Von Vielen wurde die That mißbilligt, auch wohl von Solchen, die gern Theil daran genommen hätten; denn Zuziehung besticht das Urtheil. Den Häuptern war daran gelegen, die Fürsten zu gewinnen, darum ihre erste Sorge, auf einen Tag in Cöln sie zu versammeln. Hier trat Hanno mit der gewichtigen Beredsamkeit unter sie und donnerte das Mitleid zu Boden. Alles, sprach er, wäre nur geschehen zu des Reiches Besten, keine Herrschsucht habe sich eingemischt; zum Beweise wolle man die Einrichtung treffen, daß der Aufenthalt des jungen Kaisers, bis zu seiner Volljährigkeit

bärtigkeit, in sechs Hauptstädten wechseln, und jederzeit der Bischoff, in dessen Sprengel er sich befinde, des Reiches Wohlfahrt wahrnehmen solle. Welche ungeheure Verwirrung daraus entstehen werde, wenn des Kaisers Hauptstadt, somit der Sitz der Rechtspflege, sechsmal im Jahre gewechselt würde; wenn hier ein Bischoff das Geschäft einleiten, dort ein Anderer es fortsetzen, endlich ein Dritter es vollenden sollte: das fiel keinem auf. Im Grunde war es nur eine Vorspiegelung, um die Gemüther zu besänftigen, denn Hanno mogte nicht gesonnen seyn, die Gewalt zu theilen. Hingegen fanden auch die Fürsten bedenklich, ihm allein sie zu vertrauen, und stellten ihm den Erzbischoff Adalbert von Bremen zur Seite. Diese Männer stimmten zusammen wie Feuer und Milch. Wenn der Eine keck auftrat, ohne Seitenblick vorwärts schreitend, so schlich der Andere oft durch eine Krümme sicherer zum Ziele. Wenn auf des Einen Stirn ein finsterer Ernst waltete, so war des Andern Wange stets mit Freundlichkeit übertüncht. Rauhe, eindringende Worte standen Jenem, glatte, einschmeichelnde Redensarten Diesem zu Gebote. Beyde setzten ihre Ehre in Erhöhung ihrer Kirchen; aber Hanno war auch stets bedacht, seine Verwandten zu bereichern, Adalbert, eigensüchtiger, trug sich mit dem Wunsche, für den ganzen Orden ein Patriarch zu werden. Hanno, päpstisch gesinnt, folglich ein Freund der Fürsten, denn beyde, Papst und Fürsten, strebten die Kaiserliche Macht zu schmälern. Adalbert hingegen, obschon selbst aus fürstlichem Geblüt der Sachsen stammend, hing allein am Kaiser, haßte die Fürsten, pflegte wohl bisweilen, an der Tafel sich vergessend, ihre Dummheit, ihren Geiz, ihre Raubsucht zu verspotten. Der ernste

Hanno

Hanno wachte mit Strenge über des Prinzen Unterricht, der gefällige Adalbert ließ dem muntern Knaben seinen Willen. Natürlich zog Heinrich ihn vor, und als eine Reise nach Rom den lästigen Hofmeister auf einige Zeit entfernte, bemeisterte sich Adalbert des Mündels ganz, und prägte seine Grundsätze wie seinen Haß gegen Hanno ihm ein. Ohne Zweifel hätte die Kaiserin Mutter, Recht und Rache durch Gewalt suchend, mächtigen Anhang gefunden, selbst unter solchen, die vormals ihre Verwaltung tadelten, (denn Viele tadeln nur so lange, als man ihrer nicht bedarf,) allein die edle Frau verschmähte jede Rache, erinnerte die Fürsten blos an ihren Eid, und entwich nach Rom in ein Kloster. Ihr Kanzler wurde abgesetzt, der Bischoff von Augsburg, ihr Freund und Rathgeber, in seinen Kirchensprengel verwiesen.

Zwölf Jahre mogte Heinrich zählen, als er
1063 nach Ungarn seinen ersten Kriegszug that, wo er den vertriebenen Prinzen Salomon auf den Thron setzte, mit seiner Schwester ihn vermählte, und, zu des Pavstes Verdruß, als Lehnsherr von Ungarn anerkannt wurde. Damals empörten sich auch die Slaven, die ein Herzog von Sachsen allzuschwer bedrückte. Viele derselben, zum Christenglauben durch sanfte Ueberredung, mehr noch durch Geschenke, bekehrt, fielen plötzlich ab, mehrten, Priester mordend, die Zahl der Märtyrer, zerstörten Hamburg, Schleswig, eine damals reiche Stadt an Volk und Schätzen.

Vergebens hatte Adalbert durch Freygebigkeit und Milde die christliche Herrschaft da zu begründen gestrebt, wo, vermöge seines Bremer Erzbisthums, das oberste Hirtenamt ihm gebührte; auch hinderten oft weltliche Reichsgeschäfte den Arbeiter

im

im Weinberge des Herrn, denn er mußte unaufhörlich um sein Ansehen als regierender Vormund kämpfen. Vielleicht glaubte er, seines Mündels Ansehn mehrend, das seinige zu stützen, und ließ darum zu Worms ihn wehrhaft machen. Aber auf den 1065
Bischoff fällt der Vorwurf des Mißbrauchs, den der vierzehnjährige Heinrich von seinen ersten Waffen zu machen beschloß, indem er gegen seinen Lehrer Hanno sie kehrte. Er gab den bösen Vorsatz wieder auf, als die Fürsten vermittelten, und sogar seine, von Hanno schwer beleidigte, Mutter zum Frieden ermahnte. Auf Adalberts Haupt fielen auch die Folgen, denn nun stellte der gereizte Hanno sich an die Spitze der Mißvergnügten. Dem jungen Kaiser wurde, auf einer Versammlung zu Tribur, unumwunden vorgetragen, der Erzbischoff von Bremen mißbrauche die Gewalt, verachte den Adel wie die Geistlichkeit, belaste das Volk mit Auflagen, bereichere sich mit Gütern, verkaufe Aemter, Bisthümer und Abteyen, verschwende Staatseinkünfte, und es sey dahin gekommen, daß man den Kaiser ernstlich bitten müsse, entweder diesem Rathgeber oder seiner Krone zu entsagen.

Heinrich erschrak und verzögerte die Antwort. Adalbert verlor die Geistesgegenwart nicht. Er wollte mit dem Kaiser fluchten, doch seine Gegner bewachten den Pallast die ganze Nacht hindurch; sein Leben kam in Gefahr, nur Nachgiebigkeit konnte ihn retten. Heinrich entließ ihn, aber nur als einen Freund, der sich der öffentlichen Ruhe opfern müsse. Kaum war er fort, als die Bischöffe in seine Macht und seine Güter sich theilten, ja, er mußte in ländliche Einsamkeit flüchten, um im Verborgenen sich die Freyheit zu erhalten. Nur der Kaiser blieb ihm treu, festhaltend an den eingesogenen Grundsätzen,

und

und in tiefer Brust die Abneigung bewahrend, die sein Erzieher, besonders gegen die Sachsen, ihm eingepflanzt.

Adalberts Haß gegen dieses Volk gründete sich auf mancherley Zwist mit sächsischen Fürsten die Bremer Kirche betreffend; doch hatten die Sachsen in der That auch gegen den Kaiser sich vergangen, den, seinem Vater geschwornen, Haß auf den Sohn übertragen; als Knaben ihn verspottet; den Uebermuth der Gewalt die Schwächern oft empfinden lassen; Kirchen und Reisende geplündert; endlich gar im Schilde geführt, durch Otto von Thüringen den jungen Kaiser des Throns zu berauben. Denn so ruhig einst die sächsischen Fürsten die Krone auf den Stamm der Franken übergehen sahen, so schnell war ihre Eifersucht erwacht. Jener Anschlag wurde zwar entdeckt und durch Otto's Tod vernichtet; allein Adalbert, rathsamer achtend, die Sachsen stets in der Nähe zu beobachten, ließ den Kaiser oft zu Goslar verweilen. Das erbitterte sie noch heftiger, und sie wagten sogar, die gewöhnlichen Lieferungen dem Hofe zu entziehen, wodurch das damals Unerhörte sich zutrug, daß man die Lebensmittel für den Hof kaufen mußte.

Gleichwie Liebe Gegenliebe erzeugt, so auch Haß Gegenhaß. Auf des Kaisers Kosten — so hatte Adalbert seinem Zögling tief eingeprägt — haben die Fürsten sich erhoben; sie streben nach Unabhängigkeit, vor Allen die Sachsen; strebe Du hinwiederum nach unumschränkter Gewalt und zügle vor Allen die Sachsen. Wenn auch Heinrich diese Lehren nach Adalberts Entfernung hätte vergessen können, so wurden sie ihm oft genug in Briefen wiederholt, denn der Erzbischoff von Bremen war nach wie vor sein Liebling, und neue Nahrung gab es jenem

hem Hasse, da Herzog Magnus von Sachsen diesen Liebling durch Verheerung seiner Länder zur Flucht, endlich zu lästigem Frieden zwang.

Um künftig der Sachsen Zwingherr zu seyn, baute Heinrich feste Schlösser auf vielen Bergen, wozu des Landes Einwohner steuern und frohnen mußten. Starke Besatzungen hielten dann die umliegende Gegend im Zaume. Schon dieses kränkende Mißtrauen, dann der Schimpf, beym Schmieden eigner Ketten zu frohnen, erregte Gährung in den Gemüthern. Sie wurde heftiger als Heinrich alte Forderungen des Mannzer Erzbischoffs an die Thüringer unterstützte. Diese waren bis jetzt, man weiß nicht wie, dem allgemeinen Gebote Karls, den Zehnten zu entrichten, von Jahr zu Jahr entschlüpft, oft gemahnt, bedroht, stets kecken Widerstand leistend. Nun hatte der Kaiser dem Bischoff Beystand zugesagt. Diesen Schritt erklärten sich die Thüringer aus zwey gehässigen Gründen, Einmal: daß er die Gelegenheit ergreife, ihnen weh zu thun; zweytens: daß er auf ihre Kosten den Erzbischoff gewinnen wolle zum Knechte seiner Leidenschaften. Denn Heinrich war ein Wollüstling; Jugend, heißes Blut trieben ihn zu Ausschweifungen; nur seine Gemahlin wurde von ihm gemieden. Bertha, eines welschen Markgrafen Tochter, vielleicht nicht schön, doch liebenswürdig. Aber Heinrichs Vater hatte schon in zarter Jugend ihn mit ihr verlobt, gezwungen reichte er ihr die Hand, seinem Herzen blieb sie fremd. Aus Staatsgründen solche Ehen knüpfen, mag ersprießlich seyn für den Augenblick, ist aber heillos für die Zukunft. Nur eine geliebte Lebensgefährtin kann dem Volke einen Vater bilden; ein finsterer Herrscher bleibt er ohne Häuslichkeit. Des Volkes Glück muß vom

Her-

Herzen ausgehn. Selbst an Glücke darben und Ersatz in reinem Wohlthun finden, ist übermenschlich. Wer des jungen Fürsten Herz mit Bitterkeit erfüllt, begeht am Volke ein Verbrechen. Glücklich seyn ist halber Weg zum glücklich machen. Ein, oft nur scheinbarer, wenigstens (wie tausend Beyspiele lehren) stets wankender Vortheil des Augenblicks, der sollte nie die Wahl einer fürstlichen Gattin bestimmen. Heinrichs ganzes Leben, folglich auch der ihm gehorchenden Völker Schicksal, hätten anders sich gewendet, wenn früher eine geliebte Gemahlin, vor Ausschweifungen ihn bewahrend, für reinere Freuden sein Herz geöffnet hätte. Jetzt blieb ihm ein Entschuldigungsgrund, und mehr bedarf der Hang zum Laster nicht.

Heinrich wünschte sein Eheband, ihm eine Kette, zu zerreißen. Man sagt sogar, er habe selbst Versuchungen herbeygeführt, um der Gemahlin Treue zu erschüttern, und auf ihre Schande sein Recht zu gründen, allein vergebens. Da mogte er wohl Befriedigung seines Hasses gegen Bertha und die Thüringer in einem Bündniß mit dem Maynzer Erzbischoff suchen. Dem wollte er den verweigerten Zehnten schaffen, wenn dagegen er die Scheidung von der Italiänerin befördern wolle. Und das versprach der Priester; worauf Heinrich zu
1069 Worms einen Reichstag hielt und öffentlich erklärte, sein Gewissen sey beschwert, weil er lange schon die Welt hintergehe, indem er seine Ehe mit der Kaiserin nie vollzogen habe. Zwar wisse er ihr nichts vorzuwerfen, nur glücklich mit ihr könne er nimmer seyn. Das gab viel Bewegung unter den Stämden; darob erschrak der Erzbischoff und meldete dem Papst was vorgegangen. Der sandte schnell einem Legaten nach Deutschland, den Kaiser mit dem Bann

und

und Versagung der Krönung bedrohend, wenn er nicht abstehe von dem bösen Vorsatz. Bitten und Ermahnungen fügten die versammelten Fürsten hinzu, erinnernd auch an Bertha's mächtige Verwandte in Welschland, die, vom Papste unterstützt, Rache nehmen könnten. — „Geduld!" rief Heinrich, endlich nachgebend: „ich belade mich mit einer schweren Bürde!" — und fort eilte er nach Goslar. Ihm folgte langsam die verschmähte Gattin. Sie zu empfangen, überwand er sich. Eine kühle Versöhnung kam zu Stande. Ihm blieb von diesem Schritte keine Frucht, als vermehrter Haß der Sachsen, dessen Folge Empörung.

Was in ihren Zusammenkünften verhandelt wurde, erfuhr Heinrich durch schlaue Kundschafter. Man rieth ihm Nachgiebigkeit; er aber erklärte männlich: nie wolle er ungerechten Krieg führen, den gerechten hingegen ohne des Feindes Unterwerfung nicht endigen. Den Ersten, der es wage, ihm offne Fehde anzukünden, wolle er überfallen, den übrigen zum abschreckenden Beyspiel. Die Sachsen stutzten, zögerten und mühten sich, der Fürsten mehrere in den Bund zu ziehen, vor Allen den Herzog von Bayern, dem geschrieben wurde: Heinrich wolle die Fürsten trennen, um sie einzeln zu unterjochen; darum könne deutsche Freyheit nur durch Einigkeit erhalten werden. Der Antrag wurde sehr geneigt erwiedert, denn Herzog von Bayern war jener Graf Otto von Nordheim, der einst, nach Heinrichs Entführung, mit dem Erzbischoff von Cöln das Reich verwaltete, und nun beym Kaiser nichts mehr galt.

Verlust der Macht wird nie verschmerzt, Gelegenheit sie herzustellen nie verschmäht, sollt' es auch Verbrechen kosten. Man behauptet, Otto habe

Meuchelmörder gegen den Kaiser gedungen; wenigstens trat ein gewisser Euno auf, ihn öffentlich bezüchtigend, er habe, zu dem Morde ihn beredend, schon den Dolch in seine Hand gegeben. Das machte grosses Aufsehen. Euno, ein berüchtigter Mensch, konnte wohl erkauft seyn, um den Herzog zu stürzen. Heinrich schien den Ankläger zu begünstigen. Zu Goßlar vor den Großen des Reichs sollte Otto sich
1070 vertheidigen. Er kam, doch ehe er in die Stadt zog, begehrte er freyes Geleit und Sicherheit vor Mißhandlungen. Dieß Begehren sey Verhöhnung, meinte der Kaiser. Da traute jener nicht und floh, dadurch den Argwohn mehrend.

Andere berichten, er sey zu Maynz wirklich erschienen, die That läugnend, worauf ihm zugemuthet worden, sich im Zweykampf mit Euno zu reinigen, wozu manche Fürsten nicht beygestimmt, weil der Kläger dem Herzog nicht ebenbürtig. Auch Otto scheute solchen Zweykampf oder hielt ihn unter seiner Würde, und entwich als der Kaiser darauf bestand. Da wurde ihm das Herzogthum, sogar das Leben abgesprochen. Jenes erhielt der junge Welf, ein Sohn des italiänischen Markgrafen Azo und Stifter des Welfischen Hauses, der aber diese Beute der Bestechung verdankte, und, sie ergreifend, eine Niederträchtigkeit beging; denn Otto's Tochter war seine Gemahlin, und er wählte gerade diesen Augenblick, um sie zu verstoßen.

Der unglückliche, vielleicht auch unschuldige Vater floh in Thüringens Gebirge, sammelte Mißvergnügte, vereinte sich mit dem Prinzen Magnus von Sachsen, konnte jedoch des Kaisers Uebermacht nicht widerstehen. Beyde Fürsten wurden gefangen. Nach einem Jahre verzieh Heinrich dem Herzoge und ließ ihn frey; nicht also den sächsischen

Prin-

Prinzen. Da erbot sich Otto edelmüthig, in den Kerker umzukehren, und allen seinen Ansprüchen förmlich zu entsagen für des Freundes Befreyung. Vergebens! weil, so argwöhnte man, der Prinz weder das Herzogthum noch seine Güter abtreten wollte. War dieser Argwohn gegründet, so stand auch zu vermuthen, das Bubenstück, dessen Otto bezüchtigt wurde, sey nur erdacht, um Bayern ihm zu rauben; denn in Heinrichs Augen sollte Magnus doch nur ein Aufrührer seyn, Otto zugleich ein Meuchelmörder; warum wurde jener strenger bestraft als dieser?

Neue bittere Klagen begründete Heinrich, als er den verhaßten Adalbert zurückrief, dessen schlaue Politik sogleich eine Unterredung zwischen seinem Zögling und dem Könige von Dänemark zu Hamburg veranlaßte, um mit dem letztern ein Trutz- und Schutzbündniß gegen Sachsen zu errichten. Sueno willigte ein, beherzigte aber, nach seiner Heimkunft, der Räthe kluge Warnung, ein Volk nicht unterdrücken zu helfen, das zwischen dem deutschen Reiche und Dänemark gleichsam eine Brustwehr bildete. Sueno brach sein Wort, und jene Unterredung war die letzte Frucht von Adalberts Thätigkeit. Er starb 1072
bald nachher, und ruht von den Qualen seines Ehrgeizes in der Domkirche zu Bremen.

Nur trotziger wurden die Sachsen durch die mißlungene Unterhandlung mit Dänemark, die zum Theil ein Bewußtseyn der Schwäche bey dem Kaiser voraussetzte, theils der Dänen staatskluge Neigung für die Widerspenstigen bewies. Jeder begüterte Sachse war ein kleiner Tyrann, schwächere Nachbarn, besonders Kirchen beraubend; der Wanderer auf den Straßen fand keine Sicherheit, Mord und Diebstahl, selbst in Städten, blieben ungestraft; des Kaisers

Besatzungen mehrten die Gräuel, den verspäteten Sold vom Landvolke erpressend.

In dieser Verwirrung drangen die Fürsten in den Kaiser, noch ein Mal dem kräftigen Hanno das Ruder zu vertrauen. Heinrich that es mit Unwillen, und eben so ergriff es der Cölner Erzbischoff. Heilsame Folgen offenbarten sich zwar, denn Gerechtigkeit und Ordnung wurden gehandhabt; allein verschiedene Denkart und alter Groll hinderten stets ein herzliches Einverständniß zwischen Herrn und Diener. Es konnte so nicht dauern. Als nach Jahresfrist Hanno, von einer Geschäftsreise nach Rom zurückkehrend, dem Kaiser übermüthige Botschaft vom Papste brachte, wurde der Prälat so hart angefahren, daß er um Erlaubniß bat, sich vom Hofe zu entfernen, und selbige sogleich erhielt. Im Kloster endete er seine Tage.

Des Kaisers Mutter hätte vielleicht den Verlust ersetzen, und den, zwar mündigen, doch nicht verständigen Sohn bevormunden können; sie kam sogar um diese Zeit nach Deutschland zurück, doch nur, um zwischen Heinrich und ihrem Schwiegersohne, dem Herzog von Schwaben, ein Mißverständniß auszugleichen. Nachdem ihr solches gelungen, kehrte sie wieder in die Einsamkeit, bis zu ihrem Tode solche nicht verlassend.

So schwebte nun kein Schutzgeist mehr um Heinrichs wüste Jugend; nur an Adalberts Grundsätzen hielt er fest, weil sie seinem Stolze schmeichelten. Er mehrte die Schlösser und deren Besatzungen in Thüringen und Sachsen. Jeden
1073 wohlgelegenen Berg krönte er mit Mauern, und schwieg, wenn deren Wächter, herumstreifend, Schatzungen erpreßten. Klagen wies er mit dem Bescheid zurück: warum zahlt ihr den Zehnten nicht? —

Auch

Auch unter diese Last beugte er endlich die Thüringer auf einer Kirchenversammlung zu Erfurt, wo mehr gedroht und befohlen, als untersucht und berathen wurde. Doch ist zu merken, des Volkes Bürde sey nicht dadurch vermehrt worden; nur Adel und Bischöffe stritten mit dem Erzbischoff, wem der erpreßte Schweiß gebühre. Jene unterlagen Racheschnaubend. Die Erbitterung wuchs von allen Seiten, und bald brach eine, lange vorbereitete, Verschwörung aus, deren Seele der geächtete Herzog Otto von Bayern war, verbunden mit allen sächsischen Bischöffen, Markgrafen und Pfalzgrafen.

Man warb ein Heer; Heinrich that ein gleiches, doch nur eine Rüstung gegen Polen vorwendend. Auch suchte er abermals ein Bündniß mit Dänemark. Sogar der Sachsen slavische Nachbarn wollte er gewinnen. Die Verschwornen gingen mit Bedacht zu Werke. Was sie begonnen, sollte nicht leidenschaftlich erscheinen; darum übersandten sie zuerst dem Kaiser schriftlich folgendes Begehren:

„Uns überlasse deine geworbenen Krieger, denn „wir bedürfen ihrer gegen die Slaven — die Schlöss„er laß schleifen — ersetze, was dein Kriegsvolk „geraubt — Otto sey wieder Herzog in Bayern — „den Prinzen Magnus gib frey — der Sachsen „alte Verfassung halte in Ehren — sitze nicht im„mer zu Goslar, sondern wechsle deinen Aufenthalt gleich deinen Vorfahren, und handhabe Ge„rechtigkeit in den Provinzen — entferne schlechte „Rathgeber — berathe dich nur mit den Ständen — „laß ab von Beyschläferinnen — erfüllst du alle diese „Bitten, so wollen wir treu an dir halten; ver„sagst du sie, dann wollen wir durch eigne Kraft „uns Recht schaffen.

Solche

Solche Vorstellungen empörter Unterthanen mögen tauglich seyn, den Schleyer der Mäßigung über die Handlung zu werfen, aber selten oder nie, so lange Fürsten Menschen bleiben, werden sie andere Frucht als Erbitterung tragen. Wahrheit aus Feindes Munde dulden große Seelen nur. Wer sich durch solche mit Erkenntniß bessert, nicht aus Furcht; wer des Feindes höhnischen Triumph nicht scheut, wenn es eigene Besserung gilt, der hat die schönste Unsterblichkeit errungen. Hätte der Kaiser jene Vorwürfe so aufzunehmen vermogt, so würde er sie nie verdient haben. Einen Jüngling aber, den, von Adalberts Grundsätzen erfüllt, nach unumschränkter Herrschaft lüsterte, konnten sie nur tief verwunden, zugleich die Wunde vergiften. Vielleicht war auch mancher Vorwurf zu hart, denn immer wird des Feindes Charakter bitter angefochten, wenn man seine Macht schwächen will.

Heinrich wies die Abgeordneten mit kühlem Hohn zurück. Er wolle nächstens einen Reichstag halten, sprach er, um auch der andern Fürsten Meinung zu vernehmen. Die kahle Vertröstung genügte den Sachsen nicht. Sie meinten nun, genugsam ihn gewarnt und jede Pflicht erfüllt zu haben. Plötzlich standen sie mit 60000 Mann vor Goslar, und Heinrich, wollte er der Gefangenschaft entrinnen, mußte mit seinen Schätzen nach dem Bergschloß Harzburg flüchten. Zugleich erging sein Aufgebot um Hülfe an alle deutsche Fürsten. Wären diese, gleich den Sachsen, schnell gewesen, oder hätten sie in eignen Händeln mit ihren Großen die Kraft nicht vergeuden müssen, so dürfte Heinrich wohl noch trotzen, denn Schwaben, Bayern, Lothringen, Kärnthen, Böhmen, und viele Bischöffe zogen noch das Schwert für ihn. Doch rasch umzingel-

zingelten die Sachsen jene starke Harzburg. Mit großer Gefahr rettete sich der Kaiser durch den Wald nach Eschwege in Hessen. Drey Tage mußte er ohne Speise und Trank mit geringer Begleitung umher irren, ehe er jenen Zufluchtsort erreichte. Zu Hirschfeld fand er schon einige Fürsten gerüstet, Andere berief er dahin, Allen der Sachsen Aufruhr klagend und pflichtgemäßen Beystand heischend. Da meinten auch wohl einige, man solle auf der Stelle vorrücken, die meisten aber zögerten kühl, vorwendend, man habe zu einem leichten Feldzug gegen Polen sich angeschickt, nicht gegen ein kriegerisches, in Verzweiflung furchtbares Volk; man werde besser thun heimzukehren, und, nachdem des Reiches ganze Macht gesammelt worden, im Herbst den Feldzug anzutreten.

Heinrich, allein zu schwach, mußte dem Beschluß der Mehrzahl sich fügen. Er ging nach Trier am Rhein, sandte Boten durch das ganze Reich, befahl, bat, ermunterte, versprach, schenkte, gab zurück, was unrechtmäßig erworben schien; lauter Bekenntnisse der Schwäche, die nur Achtung mindern ohne Zuneigung zu mehren. Aber für ein unterdrücktes Volk spricht in jedem Busen eine Stimme, und jede Bestrebung, Ketten zu zerreißen — ein edler Naturtrieb — erwirbt Hochachtung. Darum wurde den Sachsen leichter, Herzen und bewaffnete Arme zu gewinnen. Sie befreundeten sich mit den Aebten von Fulda und Hirschfeld, ja sogar mit dem Erzbischoff von Maynz, den sie nicht aus Erfurt ließen, bis er eidlich zusagte, wenigstens für keine der Parteyen zu sprechen oder zu handeln. Gegen den Kaiser entschuldigte er die Doppelzüngigkeit durch befürchtete Gewalt.

Des

Des Feldzugs unweisen Aufschub eilten die verbundenen Sachsen und Thüringer zu nutzen, zerstörten Heinrichs Bergfesten eine nach der andern, belagerten endlich Lüneburg, wo Herzog Magnus gefangen saß, und drohten die dem Hunger schon erliegende Besatzung umzubringen, wenn dieser Fürst nicht ausgeliefert würde. Auch solchen Trotz mußte Heinrich dulden; Magnus wurde frey und trug den in Fesseln gewachsenen Haß in das Lager seiner Getreuen.

Am schmerzlichsten empfand der Kaiser den Verlust seiner Schlösser, und die, ihm aufgedrungene, Wahrheit, daß nur Volksliebe Mauern unzerstörbar macht. Vielleicht um einige dieser Burgen noch vom Untergang zu retten, sandte er den Mayntzer Erzbischoff, Unterhandlungen anzuknüpfen. Das geschah zu Corvey. Der Prälat begann mit einer kräftigen Rede, des Kaisers Gnade rühmend, die Sachsen ermahnend, Verzeihung bietend, auch Hoffnung vorspiegelnd, daß mancher Forderung zu genügen der Kaiser wohl geneigt sey. Doch war die Unterredung anfangs stürmisch. Die Erzpriester von Magdeburg und Halberstadt erinnerten sogar, es habe Heinrich solcher Vergehungen sich schuldig gemacht, die, nach Kirchengesetzen, der Krone Verlust nach sich zögen.

Der Friedensbote schien solche ausschweifende Worte zu überhören. In sanfter Ueberredung verharrend, bewirkte er endlich, daß die Sachsen dem Ausspruch der Fürsten sich unterwerfen, deshalb zu Gerstungen im Spätherbst erscheinen wollten, doch nur, wenn Geiseln ihre Sicherheit verbürgten.

Der letztere Vorbehalt schien allzu schimpflich für die Majestät; auch begnügten sich die Sachsen, statt

statt der Geiseln, mit dem Schwur der beyden Erzbischöffe von Maynz und Cöln.

Unterdessen suchte Heinrich, der Reichshülfe nicht allein vertrauend, auf alle Weise sich zu stärken. Die Luticier, der Sachsen alte Feinde, in der Lausitz wohnend, wollte er gewinnen durch Ueberredung und Geschenke; die Sachsen überboten ihn; daraus entstand ein Zwiespalt unter diesem Volke, daß zwey Partenen selbst einander blutig befehdeten, wodurch den Sachsen mehr Nutzen erwuchs, als durch erkaufte, unzuverlässige Freundschaft.

Auch mit dem Dänenkönig verabredete Heinrich, er solle mit einer Flotte die sächsischen Küsten verheeren; als aber zu diesem Unternehmen schon alles vorbereitet war, weigerten sich die Dänen, ihre alten Bundesgenossen heimtückisch anzufallen; der König gab nach, vielleicht nicht ungern. So mußte Heinrich, wider Willen, weniger den Waffen als der Ueberredungsgabe seiner Machtboten zu Gerstungen vertrauen. Dort zählte er, nebst den Bischöffen, auch den Herzog von Schwaben, Rudolph, und den von Kärnthen, Berthold, zu seinen Vertheidigern, und baute auf ihre Freundschaft. Er selbst harrte mit Ungeduld zu Würzburg des Ausganges.

Die Sachsen trugen ihre Klagen wortreich vor; doch war es schwerlich die Macht der Wahrheit, sondern längst in tiefer Brust angesponnener Verrath, der jenen Herzogen die unerwartete Erklärung in den Mund legte: die Sachsen hätten viel zu lange die Bedrückung ertragen, und mit Recht zu den Waffen gegriffen. Sogar verband man sich insgeheim zu neuer Königswahl; um aber doch den Schein zu retten, ward dem Kaiser gemeldet, die

Sachs

Sachsen würden, seine Verzeihung voraussetzend, auf dem nächsten Reichstage zu Cöln sich unterwerfen.

Heinrich hoffte, durch Genehmigung dieses Beschlusses, die übrigen Schlösser noch zu retten, allein die Sachsen fuhren fort, sie zu zerstören, und Herzog Rudolph warb indessen, mit Gold und glatten Worten, Bundesgenossen gegen seinen Kaiser.

Plötzlich trat ein gewisser Reginger auf, sonst Einer von Heinrichs Lieblingen, und sagte aus: „mich hat der Kaiser mißbrauchen wollen, die „Herzoge von Schwaben und Kärnthen zu meuchel„morden, aber, Gottes Zorn fürchtend, habe ich „dessen mich geweigert, und wäre, ohne schnelle „Flucht, des Kaisers Rache zum Opfer gefallen. Jm„dessen hat er andere gefunden mit weniger zartem „Gewissen, drum steht auf Eurer Huth."

Ob diese Anschuldigung Wahrheit oder Verleumdung enthielt, ist, nach sieben hundert Jahren, bey widersprechenden Berichten, unmöglich zu entscheiden. Wenn einst der Kaiser fähig war, einen Buben anzustiften, um einer unbescholtenen Gemahlin Ehre zu morden, so war er auch wohl fähig, in seiner jetzigen Noth, die neuen Feinde meuchlings aus der Welt zu schaffen. Doch läßt sich auch vermuthen, der Herzog von Schwaben, verlegen um Bemäntelung seines Abfalls, habe jenen Reginger aufgehetzt; denn Heinrich schien im Innersten empört durch die schändliche Anklage, und, nach der Sitte seiner Zeit, erbot er sich rasch zum reinigenden Zweykampfe mit dem Herzoge.

Da nahm Ulrich von Cosheim das Wort. Ihn hatte Reginger bezüchtigt, statt seiner zu dem Morde erkauft zu seyn. „Mir gebührt," so sprach er, „dem Verleumder meinen Handschuh hinzuwer„fen, nicht Euch, dem Kaiser, gegen den Vasallen."

Das

Das billigte Heinrich, und Tosheim forderte den Herzog in die Schranken, der aber nicht erschien, sondern auf der Fürsten Urtheil sich berief. Diese benahmen sich zweideutig. Der Widerwille gegen Heinrich sprach immer lauter sich aus. Die Sachsen, diese Stimmung nutzend, fuhren plötzlich mit dem Ansinnen heraus, einen neuen König zu wählen. Die meisten Fürsten hörten es gern oder doch kühl, ohne für den Gehaßten sich zu regen. Selbst der Maynzer Erzbischoff, um den er so manchen Feind sich zugezogen, warf die Larve weg und berief die Fürsten nach Maynz, um das leidenschaftliche Vorhaben hastig auszuführen.

Heinrich erfuhr, was ihm drohe, und eilte von Regensburg nach Worms. Hier wollte schon der Bischoff ihn nicht aufnehmen, allein die treuen Bürger öffneten ihm die Thore, boten ihm Mannschaft und Waffen; der Bischoff mußte flüchten. Es war ein heiterer Ruhepunct in Heinrichs gequältem Leben. Des Ortes Lage und Festigkeit und der Bewohner Treue stärkten seinen Muth. Auch vernahm er, daß, ihn so nahe wissend, manche Fürsten von der anberaumten Versammlung weggeblieben, manche ihre Meinung nicht zu verlautbaren gewagt, und alles sich zerschlagen habe.

Alsobald lud Heinrich die Fürsten nach Oppenheim zu freundlicher Unterredung. Viele kamen. Er sprach beweglich, erkannte manches Unrecht, mit seiner Jugend sich entschuldigend, gelobte Besserung, erinnerte an den ihm geleisteten Eid, und stimmte die Gemüther so merklich um, daß nur der angeschuldigte Meuchelmord Bedenken noch erregte. Sogleich erbot sich Heinrich abermals zum Zweykampf. Er selbst oder Tosheim wollten, ihrer Unschuld vertrauend, das Gotteurtheil wagen. Die

Für-

Fürsten willigten ein, die alte Treue gelobend, wenn Gott ihm Sieg verleihe. Schon waren Zeit und Ort anberaumt, als Reginger plötzlich starb. Die Sage ging, er sey, vom Teufel besessen, eines fürchterlichen Todes gestorben. Heinrichs Freunde und das Volk sahen in diesem Ende Gottes gerechte Rache; bey seinen Feinden mogte zu dem alten Argwohn sich der neue gesellen, er habe selbst den Ankläger aus der Welt geschafft. Wenigstens war Heinrichs Lage um nichts dadurch gebessert. Er lebte kärglich zu Worms von der Bürger Freygebigkeit; weder das Reich noch seine Güter lieferten ihm Unterhalt. Die Fürsten, im Trüben fischend, entzogen ihm Alles. Von seinen noch übrigen, hart belagerten, Schlössern entschlüpften dann und wann einzelne Boten, deren nahen Fall ihm zu verkünden. Die sogar wurde eingeschlossen, in der die schwangere Kaiserin sich befand; denn Heinrich hatte endlich der wüsten Liebe entsagt, und Bertha's beharrlicher Sanftmuth war diese Bekehrung gelungen. Sie genoß der öffentlichen Achtung selbst vom Feinde. Frey ließen die Belagerer sie nach Hirschfeld ziehen, wo sie einen Prinzen gebar, der, zu Ehren seines Großvaters, Conrad getauft wurde.

1074

Heinrich, überlegend daß die reuige Sprache der Nachgiebigkeit ihm nicht gefruchtet, wollte, zu spät, als Kaiser noch ein Mal nachdrücklich reden. Er entbot die Fürsten nach Worms, um den Feldzug gegen die Sachsen herrisch zu fordern. Wenige fanden sich ein, viel wurde geredet, nichts beschlossen. Geradezu verweigerten manche ihren Beystand, der Sachsen Unschuld vertheidigend und mit spitzen Worten erklärend, es stehe ja in des Kaisers Macht, dem Reiche Frieden zu schenken. Nur die kleinern Lehnsmänner, sammt den Städten, hielten treu an ihm.

Da

Da stellte er sich an die Spitze ihrer Mannschaft und rückte ins Feld, brennend vor Begierde eine Schlacht zu liefern. Doch an Zahl die Sachsen weit überlegen findend, befolgte er klügern Rath, den Weg der Ueberredung durch den Abt von Hirschfeld noch einmal zu versuchen.

Fast übermüthig im Bewußtseyn ihrer Stärke, erneuerten die Sachsen nicht allein alle ihre Forderungen, sondern fügten noch die neue, dem Kaiserlichen Stolz unleidliche, hinzu, er solle keinen der später von ihm Abgefallenen es entgelten lassen, und es hieß sogar, man habe, nach gehofftem Siege, dem Herzog Otto die Krone zugesagt.

Unwillig brach Heinrich die Unterhandlung ab, stellte musternd sein kleines Heer in Schlachtordnung, wollte siegen oder sterben, und befahl den Angriff; aber man gehorchte ihm nicht mehr. Plötzlich hatte Furcht sich des Haufens bemeistert, Ergebenheit in Empörung verwandelnd. Da stand der Kaiser, ein einzelner Mann, des Schicksals Gewalt unterliegend, mußte Frieden erkaufen durch unbedingte Nachgiebigkeit, alle seine Schlösser den Sachsen räumen, und an Rettung der bedrängten Besatzungen ihm genügen lassen.

In der Sachsen Mitte, nach geschlossenem Frieden, gen Goslar reitend, betrachtete er wehmüthig die Harzburg, die, von Grund auf sein Werk, ihm am theuersten war, und wagte den letzten bittlichen Versuch, deren Schleifung zu hindern, vorwendend, sie diene minder zu seiner als zu des Reiches Sicherheit; man müsse doch zuvor die Fürsten darum befragen, die er nach Goslar entbot. Aber sie erschienen nicht. Drohend gerüstet fanden nur die Sachsen und Thüringer sich ein; er mußte seinem Wunsch entsagen. Die stolze Harzburg sollte fallen, nur die

Kirche

stehen bleiben: sie enthielt Familiengräber. Allein auch dieser schonte der Pöbel nicht. Racheschnaubend, erlittener Bedrückung eingedenk, plünderte das Volk Gräber und Altäre, schändete die Gebeine von Heinrichs verstorbenem Söhnlein, erstreckte seine Raubgier bis auf Eisenwerk und behauene Steine.

Von Schmerz und Wuth erfüllt, verließ Heinrich Sachsen, klagte sein Leid dem Papste, und eilte nicht, alle Bedingungen zu erfüllen, an welche die Sachsen ihre Unterwerfung knüpften. Manchen derselben zu genügen, stand nicht einmal in seiner Macht. Bayern, zum Beyspiel, dem Herzog Welf entreissen und Otto wieder einsetzen, war nicht leicht. Erfahrung hatte ihn weiser gemacht, unter andern belehrt, daß Fürstenversammlungen stets ihm mehr geschadet als genutzt; darum versuchte er nun, sie einzeln zu gewinnen, schmeichelte diesem, beschenkte jenen, überredete den einen, bewegte den andern, und stets verwob er seine Reden mit herzergreifenden Schilderungen der Zerstörung von Harzburg, des Hohns der Sachsen gegen ihren Kaiser. Allerdings fühlte jeder Rechtliche diesen empörenden Mangel an Ehrfurcht, diesen schonungslosen Frevel an der Kaiserwürde.

Sobald Heinrich zu bemerken glaubte, daß die Stimmung der Gemüther zu seinem Vortheil sich verwandelt habe, forderte er von den Sachsen Auslieferung der Urheber der zu Harzburg verübten Gräuel.

„Wir haben," so erwiderten jene, „die Burg „zwar geschleift, doch des Pöbels Ausschweifungen „an deines Sohnes Grabe nicht verschuldet. Dennoch erbieten wir uns, die zerstörte Kirche, kostbarer als zuvor, wieder herzustellen." — Mit

solchen Friedensworten zogen Abgeordnete zum Kaiser, doch ehe sie das Hoflager noch erreichten, ließ schon Heinrich sie bedrohen, es solle keiner wagen, ihm unter die Augen zu treten. Ihm lag daran, vom Hofe sie entfernt zu halten, damit die anwesenden, kaum gewonnenen Fürsten, nicht aufs neue durch sie beschwatzt würden. 1073

Dießmal wurde seinem Aufgebot strenge Folge geleistet. Die, noch vor kurzem abtrünnigen, Fürsten wetteiferten, vor Allen Herzog Rudolph von Schwaben, Heinrichs Gunst wieder zu gewinnen. Ein Heer, so zahlreich und wohlgerüstet, als Deutschland kaum zuvor gesehn, versammelte sich zu anberaumter Zeit und rückte hastig vor, die Sachsen an der Unstrut überraschend. Sie hatten — auf erhaltene Schreckenspost, der neue Krieg sey unvermeidlich — vor allen Dingen durch Gebet, Fasten und Almosen sich vorbereitet; denn es mogte ihr Gewissen den, an Kirche und Gräbern begangenen, Frevel ihnen vorrücken. Sie hatten aber auch Kriegsvölker zu werben nicht verabsäumt, nur wähnten sie des Käisers Heer noch fern und trieben Kurzweil im Lager.

Plötzlich griff Herzog Rudolph mit Ungestüm sie an, (denn es war ein Vorrecht der Schwaben, in Schlachten an der Spitze zu fechten.) Herzog Otto, der Entsetzte, bewies auch jetzt die oft erprobte Tapferkeit. Mit einer schnell zusammengerafften Schar widerstand er so männlich dem, durch die Bayern verstärkten, Angriff, daß er Sieger blieb, wenn nicht Heinrich, mit der ganzen Macht herzu eilend, ihn überwältigt hätte. Die Sachsen flohen, aber theuer war der Sieg erkauft, die Wahlstatt bedeckt mit Leichen, unter ihnen viele der angesehensten Krieger. Dieser Anblick dämpfte

des

des kaiserlichen Heeres Muth, auch mogte es manchem wehe thun, gegen unterdrückte Brüder gefochten zu haben. Solches Mitleid zu ersticken, gab es zu jener Zeit ein unfehlbares Mittel, dessen Heinrichs Arglist sich bediente. Auf sein Geheiß that, unter schlechtem Vorwand, der Maynzer Erzbischoff die Thüringer in den Bann, und jetzt war, sie zu morden, kein Verbrechen mehr. Ihr Land, gleich dem ihrer Bundesgenossen, der Sachsen, gab Heinrich der Plünderung preis, nur Goslar verschonend, seinen Lieblingsaufenthalt.

Nachdem die Sachsen in Verzweiflung, an ihren äußersten Grenzen gesammelt, ihr Land verwüsten sahen, und endlich Hunger den Feind zwang, mit seiner Beute abzuziehen, ließ Heinrich die Oberhäupter auffordern, seiner Gnade sich zu ergeben. Sie trauten nicht, mit Recht erwidernd, er sey ein Wortbrüchiger, der von allem, was er eidlich zugesagt, nichts gehalten. Sie hätten wohl gethan, bey dieser Vorsicht zu beharren; denn als endlich doch mehrere den glatten Worten sich ergaben, behielt der Kaiser nicht nur sie gefangen, sondern zerstreute sie auch in Deutschland, um neue Aufwieglung zu verhüten. Noch ein Mal führte seine Erbitterung ihn zerstörend nach Sachsen, wo jetzt innere Zwietracht gährte, bald Volk und Adel sich wechselseitig der Niederlage Schuld aufbürdeten, bald sogar die Sachsen gegen die Thüringer fechten wollten, diesen vorwerfend, sie führten Krieg als Straßenräuber und schonten weder Freund noch Feind.

In solcher Lage schien es leicht, die Kaiserliche Rachgier ganz zu sättigen; doch allgemeine Gefahr versöhnte die Zwistigen schnell, und eben damals wäre Heinrich, in seiner stolzen Sicherheit, von einem

einem Trupp Reiter in der Gegend von Meißen gefangen worden, hätte er nicht, nach seiner Weise, durch Erbieten allgemeiner Begnadigung sich heraus gelogen. Vergebens folgten ihm die Sachsen von einem Hoflager zum andern, an sein Wort ihn mahnend; immer suchte er Aufschub, sich berufend auf der Fürsten Urtheil; ja, er griff zur selben Zeit den Thüringern durch ein schnödes Verfahren an die Herzen. Denn ihr Landgraf, Dedi, starb, einen Sohn hinterlassend, der, als Unterpfand von seines Vaters, doch längst nicht mehr verletzten, Treue an des Kaisers Hofe lebte. Folglich war die Hoffnung wohl begründet, der Kaiser werde des Vaters Erbe ihm nicht vorenthalten, um so mehr, da schon die Staatskunst ihn erinnern mußte, es sey nicht wohlgethan und abschreckend für andere, den Lohn der Unterwerfung zu versagen. Heinrich aber wollte die, von Böhmen geleisteten, Dienste durch dieses Markgrafthum vergelten, und so wurde ein fremder Herrscher den Thüringern aufgedrungen.

Die Besiegten sahen endlich ein, daß weder Unterwerfung noch Genugthuung den Kaiser je besänftigen werde, sondern daß seine Rache sie ganz verderben wolle. Ihre Verzweiflung brütete sogar schon über dem Gedanken, dem Vaterlande den Rücken zu wenden, und, lieber mit Habe und Gut über die Elbe flüchtend, den Leutiziern und Slaven, ihren alten Feinden, sich in die Arme zu werfen, als länger des Unversöhnlichen Rache blos gestellt zu bleiben. „Euch wird es wie uns ergehn," so warnten sie die Fürsten, „ihr werdet einzeln unterjocht wenn „wir vernichtet sind."

Die Warnung ward beherzigt. Die Fürsten begriffen, es sey unweise, zu Sachsens gänzlicher Vertilgung die Hand zu bieten, darum sie durch einstim-

mige ernste Vorstellungen den Kaiser endlich zwangen, abzulassen, damit der Rache Opferthier nicht ganz verbluten mögte.

Vielleicht glaubte Heinrich künftige Sicherheit in einer Aussöhnung mit Bayerns vormaligem Herzog zu finden; denn in der That war dieser kluge, tapfere Mann der sächsischen Empörung Herz und Seele gewesen, und, wenn der Kaiser ihn für Bayern ganz entschädigt hätte, so mögte er einen treuen Freund gewonnen haben; doch unbesonnen schien es, den versöhnten Feind zum Statthalter von Sachsen zu ernennen. Damit endete für jetzt ein schwerer Krieg, von beyden Theilen mit gehässigen Leidenschaften geführt, durch Heinrichs Uebermuth entzündet, durch Arglist und Gewalt erstickt, durch seine Wortbrüchigkeit stets aufs neue wieder aufgeregt, nach wechselnden Siegen, die von den Sachsen bisweilen, vom Kaiser immer gemißbraucht wurden. Nicht ein Vater, der verirrte Kinder straft, nicht einmal ein Richter, der die Schuldigen kalt verdammt, nur ein Henker schien Heinrich, der das Bluturtheil vollzieht. Das Schicksal rächte die Sachsen, indem es plötzlich den charakterlosen Jüngling in die Hand eines Mannes mit eisernem Charakter gab.

14.

Heinrich der Vierte und Papst Gregor der Siebente.

Dieser Papst, von geringer Herkunft, durch einen Oheim, der zu Rom Abt eines Klosters war, dem geist-

geistlichen Stande erzogen und geweiht, hatte einst Gregor den Sechsten, als er flüchten mußte, nach Deutschland begleitet, nach dessen Tode Benedict des Achtzehnten Vertrauen gewonnen und mißbraucht, Gegenpäpste erschaffen oder gestürzt, und endlich, unter Alexander dem Zweyten, als Cardinal Hildebrand, schon die Welt regiert. Der unansehnliche Körper barg einen hochfahrenden Geist, der nur Ein Lebensziel kannte, Herrschaft, und der seiner Kräfte überschäumendes Maß einzig auf dieß Ziel richtete, welches zu erreichen kein Verbrechen, auch keine Tugend ihm zu schwer dünkte. Daß er in Welschland geboren wurde, wo Verhältnisse den geistlichen Stand ihm aufnöthigten, das hat den päpstlichen Thron erhoben; hätte er das Licht der Welt in Deutschland erblickt, die Kaiserkrone hätte er sich erzwungen, und nie der Päpste Herrschaft geduldet. Herr Aller wollte er seyn, nur Sklave eigner Herrschsucht. Ihn begünstigten sein finsteres Zeitalter und der fürstlichen Zeitgenossen Schwäche. Hoch stand er über jenem, schwer lag sein Fuß auf diesen.

Nicht unbescholten war die Wahl, die auf den päpstlichen Stuhl ihn rief; nicht grundlos wurde ihm vorgeworfen, noch habe das Grab seines Vorgängers Leichnam nicht umschlossen, als schon erkaufte Anhänger den Kardinal Hildebrand mit wildem Geschrey als neuen Papst ausgerufen. Er selbst freylich stellte sich überrascht, zeigte sogar Widerwillen, und entlehnte des Propheten Worte: „ich „war im tiefen Wasser, die Fluth ersäufte mich.“ Alle Schuld unregelmäßiger Wahl schob er auf das Volk, es hätte ihn überwältigt. Sich selbst nicht verheelend, seine Würde, ohne Zustimmung des Kaisers und der Geistlichkeit errungen, könne angefochten werden, that er schleichend mit großer Vorsicht

die ersten Schritte auf der Herrscherbahn. Er wollte nicht gestatten, daß man ihn weihe, bevor der Kaiser darin gewilligt; ja, die Verstellung trieb er so weit, daß er dringend sogar den Kaiser bat, nicht darein zu willigen.

Diese Denkart, diese Demuth erregten Heinrichs Wohlwollen, und er würde auf der Stelle die Wahl bestätigt haben, wenn nicht die Bischöffe, Gregors heftiges Gemüth und raschen Eifer fürchtend, widerstrebt, auch seine Räthe ihn erinnert hätten, was dieser Hildebrand schon als ein schlechter Mönch sich unterstanden, wie er das Recht der Fürsten bestritten, in ihren Staaten Kirchenämter zu verleihen. Da zögerte Heinrich, und sandte nach Rom einen Vertrauten, der Dinge Beschaffenheit gründlich zu erkunden. Als aber Gregor, durch fortgesetzte Heucheley, auch diesen zu gewinnen wußte, verschmähte Heinrich die verständige Warnung, und sein Kanzler war Zeuge von der päpstlichen Weihe.

Kaum mogte das heilige Oel auf Gregors Haupte trocken geworden seyn, als er schon den Bischöffen einen Befehl zusandte, der aus der Klaue den Löwen verrieth. Der Titel Papst, einen Vater bezeichnend, Allen bisher gemein', wurde vom römischen Bischoff nun allein sich angemaßt. Dieser kleine Zug, geringfügig scheinend, bewies dem Menschenkenner, daß nicht edler, sondern eitler Stolz, ein reizbares Ungethüm, den neuen Papst beherrsche. So erscheint Gregor in seinen Briefen und Thaten. Ehre der Kirche nannte er sein zügelloses Aufstreben, den weiten Mantel der Kirche schlug er um das häßliche Gerippe seines Ehrgeizes. Die Kirche, sprach er, werde mit Füßen getreten, von den Fürsten als leibeigen unterdrückt,

man müsse zur vorigen Ehre sie aufs neue erheben. Seltsame Klagen zu einer Zeit, wo, wenigstens in Deutschland, die Bischöffe höher als jemals geachtet wurden. Aber alles zielte nur auf Erhöhung des Papstthums, auf Begründung der Unabhängigkeit. Darum wurden vor allen Dingen die sogenannten Investituren der Bischöffe und Aebte angefochten. Nämlich vormals empfingen diese, gleich den Herzogen und Grafen, eine schriftliche Anweisung aus des Königs Händen, gegen deren Vorzeigung sie die Pfründen in Besitz nahmen. Diese Schrift verwandelte sich nach und nach in ein äusserliches Zeichen, für die Herzoge eine Lanze mit der Fahne, für die Bischöffe Ring und Stab. Letzteres wurde Investitur genannt.

So lange dieses Recht der weltlichen Herrscher galt, so lange war die Kirche abhängig vom Throne. Allein Gregor behauptete kek, das Geistliche könne nicht vom Zeitlichen getrennt werden, darum weltliche Fürsten, unfähig, Bischöffen Geistliches zu ertheilen, auch das Weltliche nicht verleihen könnten. Gelang ihm, von diesem Satze die Welt zu überreden, so wurden die geistlichen Güter unabhängig von weltlichen Fürsten, fielen der Kirche oder vielmehr dem Papste anheim. Dann ergaben sich noch andere Folgen. Gregor selbst hatte zwar Bestätigung seiner Wahl noch beym Kaiser gesucht, aber wenn ein Fürst nicht einmal Bischöffe belehnen dürfte, so gebührte keinem weltlichen Herrn, den Papst zu bestätigen. Umsonst fragten die Fürsten: wer hat die Bisthümer gestiftet und begabt? — sind wir es nicht? — „Was der Kirche ein Mal „geschenkt worden," erwiderte Gregor, „daran habt Ihr ferner keinen Theil; es gehört in Ewigkeit Christo."

Umsonst

Umsonst beriefen jene sich auf lange Gewohnheit; die nannte Gregor Gewohnheiten der Hoffarth.

Es ist keine Anmaßung so unsinnig, daß sie nicht in niedrigen Leidenschaften Anerkennung fände, wenn nur erst Einer, unverschämt genug, sie auszusprechen wagte. Der Erste, der, in damaliger Lage der christlichen Welt, solche Unverschämtheit ersprießlich fand, was Gregor, obschon nicht der Erste, der sie aussprach. Denn auf seinen Rath hatte schon Papst Alexander, ohne selbst vom Kaiser bestätigt zu seyn, den Bischoff von Mayland abgesetzt, weil die Sage ging, er habe sein Bisthum erkauft. Heinrich, aufgebracht, schützte den von ihm Gekohrenen, worauf der tobende Papst den Kaiser nach Rom zur Verantwortung forderte, zugleich ihm auferlegend, er solle Rede stehen wegen Unterdrückung der Sachsen. Das alles hatte Gregor, damals Kardinal Hildebrand, ihm eingeblasen; aber Heinrich nannte mit Recht solch' Unterfangen unerhört, und spottete der frechen Ladung. Damals wurde nicht gewagt, die Anmaßung durchzusetzen; man wollte nur die christliche Welt mit dem neuen Gedanken vertraut machen, es sey wohl möglich, daß ein Kaiser seinen Richter im Papste erkennen müsse.

Gregor, seines Gegners Kraft mit geübtem Auge messend, trat nun kühner auf. Einen förmlichen Vasalleneid mußten die Erzbischöffe ihm schwören. Allen Bischöffen ward untersagt, einem weltlichen Herrn den Lehnseid zu leisten. Heinrichs Schützling in Mayland verstieß er aufs neue. Vom Kaiser unbelehnte Prälaten unterfing er sich zu weihen; bey alle dem sich stellend, als liege Heinrichs Ruhm und Wohlfahrt ihm am Herzen.

zen. „Wird er gehorsamlich uns hören," so schrieb er einem Fürsten, „so wollen wir sein Wohl wie „unser eigenes berathen; wo aber nicht, das Gott „verhüte! so gedenken wir der göttlichen Drohung: „verflucht sey, wer sein Schwert nicht mit Blut färbt!"

In einem andern Schreiben an Herzog Rudolph erklärte er sich verpflichtet an Heinrich zu halten, da sein Vater sterbend ihn dem Papste empfohlen habe. Zugleich aber schrieb er an die Deutschen:

„Heinrich soll hinfort nicht wähnen, die Kir„che sey eine Magd, sondern wissen, daß er schul„dig, sie als Gebieterin zu verehren." — Diese Mischung von Drohungen, Hoffarth und Schmeicheley verwirrte dergestalt den Kaiser, daß er sich herabließ, dem Papste schriftlich zu bekennen, er habe nicht immer dem Priesterthum die gebührende Achtung erwiesen; er habe aus Jugendhitze, oder um sein Ansehen geltend zu machen, oder bösen Rathschlägen folgend, wider Gott und ihn gesündigt, Kirchengüter angetastet und verkauft, statt die Wahlfreyheit aufrecht zu erhalten; weshalb er Verzeihung hoffe, Rath und Hülfe begehre.

Dieser unwürdige Schritt erregte große Freude zu Rom, und Gregor erinnerte aufgebläht: noch nie habe ein Kaiser so demüthig an einen Papst geschrieben. Ermuthigt zu neuen Versuchen, die weltliche Herrschaft nieder zu treten, stellte er nun die Gründe auf, die zum Herrn der Welt ihn erheben sollten.

„Gleichwie die Apostel" sprach er, „im Him„mel binden und lösen, so dürfen sie auch auf Er„den Königreiche und jedes irdische Gut verlei„hen.

„hen. Wenn sie das Geistliche richten, um so mehr „das Weltliche."

Nach diesem Grundsatz war das Kaiserthum ihm ein päpstliches Lehn. Bey Thronserledigungen hielt er sich berechtigt, bis zu neuer Wahl das Zwischenreich zu verwalten. Mit gleicher unumschränkter Macht wollte er auch die Kirche regieren. Längst war durch Isidor die Meinung gewurzelt, ein Bischoff sey nicht anzutasten; er aber gründete neue Kirchenzucht auf die Berechtigung sie abzusetzen.

Zwey Dinge waren es vor allen, die er, als Verbrechen, mit der Wurzel ausrotten wollte: der Geistlichen Bestechlichkeit und ihre Unkeuschheit. So nannte er die nicht eingesegnete Verbindung mit einer Lebensgefährtin. Unermüdet donnerte er gegen diese allgemeine, darum schwer zu entwurzelnde Gewohnheit; unaufhörlich drang er auf Erfüllung seiner Gebote — lange doch vergebens! Ihren Pfründen sollten die Geistlichen entsagen oder ihren Kebsweibern. Nicht das Eine noch das Andere wollten die Deutschen, und der Maynzer Erzbischoff, einst Gehorsam erzwingen wollend, stand in Gefahr deshalb ermordet zu werden. Die Natur lehnte sich auf, und das einzige Mittel, Natur und Sittlichkeit zu vereinen, Priesterehe, wurde nicht vorgeschlagen.

Gerechter war die Forderung, der Pfründen Verkäuflichkeit abzustellen, (man nannte es Simonie,) das mogte ihm Achtung erwecken bey jedem rechtlichen Manne. Auch hätte sicher nie der Papst gegen das Recht der Investituren so starke Schritte gewagt, wenn jener weltkundige Mißbrauch ihm nicht Beschönigung geliefert hätte. Nur wegen Simonie legte er des Kaisers Räthe in den Bann,

und

und bestand auf deren Entlassung. Nur so lange sollten, damals noch, die Bischöffe Ring und Stab aus Heinrichs Händen nicht empfangen, bis er, den päpstlichen Ermahnungen Folge leistend, aller Gemeinschaft mit den Gebannten entsagt haben werde: So betastete er gleichsam mit der Fußspitze den unsicher scheinenden Pfad. Des Kaisers schwaches Gemüth, sein Schwanken, sein furchtsames Trotzen waren die bequemen Stufen zu des Papstes Erhebung. Die meisten, von der Nachwelt angestaunten, Männer verdanken ihren Ruhm der Kleinheit ihrer Gegner. Hätte Heinrich nur die Sachsen mit Kraft, Würde, Klugheit zu behandeln gewußt, nimmer wäre von Rom ihm das Aergste widerfahren: denn gegen andere, nicht minder widerspenstige, Könige betrug Gregor sich stets nachsichtiger; in Deutschland aber, wo des Kaisers Macht, in stetem Kampfe mit seiner Widersacher täglich wachsenden Zahl, dem Baume glich, der, von Schnee belastet, zur Erde sich beugen muß, hier erschien Gregors Kühnheit weder edel noch bewundernswürdig. Sogar den Schein der Furchtsamkeit, den Wunsch, auch diesen schwachen Gegner lieber zu entfernen, als zu bekämpfen, verrieth der Papst in einem listigen Schreiben, in welchem er den ersten Kreuzzug predigte. „Das Schick- 1074
„sal der von den Heiden verfolgten Christen jen„seit des Meeres" sprach er, „geht mir so tief zu „Herzen, daß ich lieber für sie sterben als die Welt „beherrschen mögte. Schon rüsten mehr als funf„zig Tausend sich zu einem Zuge, an dessen Spitze „ich selbst zum heiligen Grabe wallfahrten will. „Verleihe mir dazu Rath und mächtige Hülfe."

Allein die Zeit des Völkerschwindels war noch nicht gekommen. Nöthiger als in Palästina fand

Hein-

Heinrich in Sachsen zu fechten, und Gregor, der lieber sterben, als bedrängte Christen hülflos lassen wollte, sprach weiter nicht von diesem Kreuzzug, ließ aber, die kaiserlichen Rechte verhöhnend, von Italiens Fürsten sich Treue schwören, mischte sich übermüthig in Heinrichs Händel mit den Sachsen, und wagte endlich den verwegenen, seinem
1076 Vorfahr mißlungenen, Schritt, den Kaiser zur Verantwortung nach Rom zu fordern, bey Strafe des Bannes, wenn er nicht erscheinen werde.

Mit Erstaunen vernahm Heinrich die unverschämte Zumuthung, und, im ersten Augenblick seinem Zorne freyen Lauf lassend, befahl er dem Legaten, sein Antlitz auf immer zu meiden. Aber gleich darauf ließ der Schwache zu dem Vorschlag sich herab, was zwischen ihm und dem Papste zwistig sey, unbefangenen Schiedsrichtern zu unterwerfen. Die Folge dieser unzeitigen Nachgiebigkeit war des Legaten stolze Antwort: sie werde Gregor das bewilligen.

Da berief der Kaiser die Fürsten und Prälaten nach Worms, wo seinem Stolze geschmeichelt wurde. Denn ein abgesetzter Kardinal klagte dort den Papst förmlich an, die schändlichsten Laster ihm aufbürdend, auch Briefe aus Rom vorzeigend, die, im Namen vieler Mißvergnügten, Gregors Absetzung begehrten. Und freudig stimmten die deutschen Prälaten dem Begehren bey, um der Simonie und Unkeuschheit sich künftig ohne Rüge zu ergeben. Den Wenigen, die solch' stürmisches Verfahren mißbilligten, ließ man die Wahl, dem Kaiser abzusagen oder dem Papste; worauf sie zagend beystimmten.

In männlichem Tone, wie solcher dem Kaiser stets geziemt hätte, schrieb Heinrich nun nach Rom:

„Als

„Als einen Vater habe ich dich betrachtet, und „darum dir gehorcht, selbst mit Verkleinerung mei„ner Würde; dennoch hast du feindlich mir die „Ehrfurcht geweigert, die ich vom Papste zu for„dern befugt bin; hast meine welschen Unterthanen „durch böse Künste von mir gewendet, sogar Bi„schöffe mißhandelt. Lange habe ich zu all' dem „Unfug geschwiegen, das schien dir Schwäche. Du „hast dich unterstanden, mir zu schreiben, du wol„lest Leben und Krone mir rauben oder untergehn. „Um endlich deine Hoffarth zu zügeln, habe ich „Fürsten und Prälaten versammelt. Was Furcht „bisher verschwieg, ist nun an's Licht gekommen. „Alle, gleich mir, erkennen in dir den Papst nicht „mehr, und so befehle ich dir, als römischer Pa„tricier, vom päpstlichen Stuhle herab zu steigen."

Hierauf, an Roms Volk und Geistlichkeit sich wendend, fuhr Heinrich fort: „Erhebt Euch wi„der Hildebrand! Doch begehre ich nicht sein „Blut. Ihm wird, entsetzt, das Leben eine grö„ßere Qual seyn, als der Tod. Mit Eurem und „der Bischöffe Rath will ich einen Würdigern auf „den entweihten Stuhl setzen."

Auch die Versammlung zu Worms eröffnete dem Papste schriftlich: der Kaiser habe seine Würde nicht von ihm, sondern allein von Gott, warf ihm die Verachtung vor, die er Bischöffen erwiesen, und kündigte ihm den Gehorsam auf.

Gregor, vernehmend was geschehen, begriff, daß, nach solchen Schritten, kein anderer Ausgang denkbar sey, als Vernichtung oder Sieg. Trotzig versammelte er ein Concilium, und sprach darin wie folgt:

„Im Namen Gottes untersage ich diesem „Heinrich, der mit unerhörtem Hochmuth gegen

„die

„die Kirche sich aufgelehnt, die Regierung des deut„schen und italiänischen Reiches, und entbinde alle „Christen von dem Eide, den sie ihm geleistet oder „noch leisten werden; und verbiete, daß ihm Je„mand als einem Könige diene, und spreche, im „Namen des heiligen Peter, den Bannfluch über „ihn aus, damit das Volk erfahre, Petrus sey der „Fels, auf welchen Gottes Sohn die Kirche er„baut, und daß die Pforten der Hölle nichts ge„gen sie vermögen!"

Die gräßlichsten Verwünschungen der Person des Kaisers beschlossen diese Formel.

Oefter schon hatten Päpste sich in Streitigkeiten zu Richtern über Fürsten aufgeworfen, und mit dem Banne gedroht, doch keiner hatte noch gewagt, einen Fürsten abzusetzen. Auch die deutschen Prälaten, die freywillig zu Worms gegen ihn gestimmt, behandelte Gregor mit gleicher Strenge, und schrieb an die Gläubigen in Deutschland:

„Die unerhörte Kühnheit der Ketzer übertreffe „Alles, was ihre Väter je von Heiden erfahren „hätten; sie sollten beten, daß die Herzen dieser „Gottlosen sich zur Buße kehren mögten."

Allein mit sehr verschiedenen Ansichten und Gefühlen empfingen die Deutschen diese Briefe. Die Sachsen freylich waren hoch erfreut, und achteten nun ihre Fehde als Gottes eigne Sache, ja, ihr Feldgeschrey war hinfort: heiliger Peter! Die Bischöffe erschraken, Viele zitterten und suchten schnell aussöhnende Verzeihung; manche pilgerten sogar barfuß nach Rom und erbettelten das Gnadenwort. Die mit dem Bann belegten aber versuchten um so eifriger, dieses Verfahrens Unrechtmäßigkeit zu erweisen. Die Begnadigten enthielten sich der Gemeinschaft mit den Unbegnadigten.

Die

Die Fürsten hingen am Kaiser oder verließen ihn, je nachdem ihr eigner Vortheil es heischte. Im Volke gab es viele, die des Papstes Anmaßung empörte. Er ist nicht des Kaisers Richter, sprachen sie. Der Bischoff von Metz, obwohl dem Papste gehorchend, hielt doch für Pflicht, ihm die Verwirrung zu schildern, die Heinrichs Absetzung im Reiche hervorbringe. Auch mogte er Zweifel äußern, ob dem Papste das Richteramt hier zustehe. Allein Gregor versetzte: „die Königswürde hat „der menschliche Stolz erfunden, die Bischoffs„würde Gott eingesetzt; jene strebt nach irdischem „Ruhme, diese nur nach himmlischen Freuden, darum jene dieser nachsteht, wie Gold dem Bley."

Den deutschen Fürsten rieth er, einen andern König zu wählen, doch nicht ohne Genehmigung des römischen Stuhles und der Kaiserin Agnes. Die Geistlichen und Mönche forderte er auf, das Volk dem Kaiser abwendig zu machen, und sie gehorchten treulich, den Bedrängten verschreyend als Abtrünnigen und Ketzer.

Die Herzoge von Schwaben, Bayern, Kärnthen, Rudolph, Welf und Berthold, schon längst im Herzen dem Kaiser gram, ergriffen freudig die fromme Beschönigung ihrer Treulosigkeit. In einer Zummenkunft am Rhein erklärten sie: „Wir haben viel erduldet, um nicht unsern Eid zu „brechen; nun aber, da der Papst von allen Pflich„ten uns losgesprochen, wäre es thörigt, wenn „wir länger zauderten, die von Gott uns darge„botene Gelegenheit so zu benutzen, wie wir längst „im Sinne hatten, jetzt, da Alles reif und gün„stig ist."

Auch drey Frauen hatte Gregors Scheinheiligkeit gewonnen, obgleich die erste, Agnes, Hein-

richs

richs eigne Mutter, die beyden andern, Beatrix von Toscana und die Gräfin Mathilde, dessen Muhmen waren.

Unter allen Freundschaften ist die des Blutes die lockerste, wenn nicht Liebe und Achtung sie befestigen. Sehr mächtig waren in Welschland Beatrix und Mathilde, große Länder ihnen unterworfen, darum ihre Meinung viel geltend. Sie hielten den Papst für tugendhaft, vertrauten ihre Seelen seiner Leitung, und er scheute nicht die Mühe, einen frommen Briefwechsel mit diesen Frauen zu unterhalten, wodurch er sie von Allem überzeugte, wovon er überzeugen wollte. So wurde nun der Haß gegen Heinrich ansteckend und schnell verbreitet wie eine Seuche.

Was that er, um das drohende Ungewitter zu beschwören? — nichts. Ihm schien, die Sache spreche für sich selbst; die zu Worms ihm beygepflichteten Bischöffe müßten sie verfechten; der Bann sey nichtig; kein Kardinal habe dazu gerathen noch das Urtheil unterzeichnet; nur eine Kirchenversammlung sey befugt, einen Fürsten zu verdammen; nur Gott, der Kronen-Geber, könne sie auch nehmen; Gehorsam, nicht Empörung, müsse die Kirche dem Volke predigen. So wahr dieß Alles ohne Zweifel, so wenig nutzen Gründe, wo Leidenschaften herrschen; nach Beweisen fragt nur Vernunft. Indessen konnten seine Worte Eingang finden, hätte Klugheit nur seine Handlungen geregelt. Aber in einer Lage, wo ein gewonnener Freund, oder doch ein beschwichtigter Feind, ihm doppelt werth seyn mußten, ging er unbesorgt nach Sachsen, baute seine Schlösser wieder auf und plagte die Bewohner, deren Rache er jetzt nicht scheute, weil ihrer Fürsten Viele noch als Geiseln ihm Ruhe verbürgten.

Aber

Aber in allgemeiner Noth treibt nicht selten der blutende Volkskörper statt Eines abgeschlagenen Hauptes deren drey hervor. Landflüchtige Söhne des Grafen Gero kamen zurück und wiegelten die Sachsen von neuem auf. Manche von des Kaisers vormaligen Freunden, deren Gewahrsam er Geiseln vertraut hatte, entledigten diese der Haft, sprechend, einem Gebannten sey nicht Wort zu halten. So wuchs Gefahr, obgleich die Sachsen noch immer den Schein der Empörung meiden wollten. „Nicht gegen den Kaiser treten wir auf, erklärten „sie, nur gegen seine Beamten, die unser Geld er„pressen und verschleudern. Warum setzt der Kai„ser unsere eingebornen Fürsten nicht über uns, „die da wissen, was Noth thut und was wir ver„mögen? Warum sollen unsere Krieger fremden „Hauptleuten gehorchen, die zu ihnen kein Ver„trauen haben, noch bey ihnen finden?"

So bemäntelten die Sachsen ihr Beginnen, und beteten in allen Kirchen für den Kaiser, nachdem sie, in derselben Stunde, für ihrer Waffen Glück gegen den Kaiser gebetet hatten. Noch immer wurde die Gerechtigkeit in seinem Namen verwaltet; man prägte Geld mit seinem Bildniß, und bezahlte die gegen ihn Geworbenen damit. Man ließ geschehen, daß Beamte ihm den Eid der Treue schwuren, und schalt sie Verräther, wenn sie den Schwur nicht brachen. Vergebens befreyte Heinrich selbst die noch übrigen Geiseln, hoffend, durch Güte sie zu gewinnen. Allein, wie immer Trotz und Zaghaftigkeit in seinem Gemüthe wechselten, so wollte er nicht ablassen von dem Vorsatz, die Empörer zu züchtigen. Herzog Otto, der bisher als Regent von Sachsen ihm treu gewesen, rieth und bat vergebens, Gelindigkeit zu üben. Aufgebracht,

bracht, daß Heinrich seines Rathes nicht achtete, oder überzeugt vom Rechte der Sachsen, trat er auf ihre Seite; ein unerwarteter Schritt, der den Kaiser sehr bestürzte.

Die Flamme griff um sich, halb Deutschland überglühend. Jeder sehnte sich nach einem neuen Herrn. Die Fürstenversammlung zu Tribur am Rhein erklärte in siebentägiger Sitzung: Fürsten und Prälaten, Klöster, Städte und Provinzen haben keinen ärgern Feind als den Kaiser. Die Heiden lasse er in Ruhe, um gegen Unterthanen zu fechten. Die geistlichen Pfründen verkaufe er, um Schlösser zu bauen. Die Sachsen beuge er in harte Knechtschaft. Nirgend im Reiche werde ein Zufluchtsort für Unterdrückte gefunden, nirgend Sicherheit und Recht; daher thue Noth, das letzte Mittel zu ergreifen, die Krone auf ein würdigeres Haupt zu setzen.

Heinrich war nach Oppenheim geeilt, von der Versammlung durch den Rheinstrom nur geschieden. Der Fürsten widrige Stimmung vernehmend, schwand sein Muth. Er sandte Machtboten hinüber, und ließ versprechen, alle Klagen zu beseitigen, empfing jedoch die trockene Antwort: er habe schon zu oft sein Wort gebrochen, das Vertrauen sey dahin. Da soll er sich erboten haben, die Regierung abzutreten, wenn man Titel und Kennzeichen der Kaiserwürde ihm lassen wolle. Kurz ward erwidert: da ein Bannfluch ihn belaste, so dürfe man mit ihm nicht unterhandeln. Doch gestanden endlich die Fürsten ihm als Gnade zu, seine Absetzung nicht eher auszusprechen, bis der Papst, nach Augsburg eingeladen, ihn gerichtet habe. Würde jedoch in Jahresfrist der Bann nicht gelöst, so werde man zur neuen Königswahl ohne weiteres

zögern schreiten. (Denn so verordneten die Pfalzgesetze, eine Richtschnur für den Kaiser, eine Art von Wahlcapitulation.) Bis dahin solle Heinrich zu Speyer wohnen; die Kirche nicht besuchen; der Ausübung von Königsrechten sich enthalten; seine treusten, gleich ihm vom Banne getroffenen, Diener entfernen; den vertriebenen Wormser Bischoff wieder einsetzen, und die treuen Bürger dessen Rache preis geben — die kränkendste Zumuthung für ein ehrliebendes Gemüth!

Der tiefgesunkene Heinrich mußte gehorchen. Die Fürsten zerstreuten sich, und Boten gingen nach Rom, den Papst einzuladen. Daß er kommen werde, um vor aller Welt einen Kaiser zu richten, ließ sein Stolz vermuthen. Was durfte Heinrich erwarten von einer Versammlung empörter Unterthanen und feindseliger Fürsten, an deren Spitze ein Gregor sich stellte! Er begriff, daß nicht zu zögern sey; daß er dem Aergsten zuvorkommen müsse durch einen raschen, wenn gleich schweren, Entschluß. Von seiner Gemahlin, an die das Unglück ihn näher kettete, von seinem unmündigen Sohne begleitet, fast ohne fürstliches Gefolge, begab er sich plötzlich auf den Weg nach Welschland, um dort in Person die Lossprechung vom Banne zu bewirken, noch ehe das Jahr verflossen sey. War dieser Vorsatz vielleicht zu früh laut geworden, oder hatten die Fürsten ihn geahnet? sie boten Alles auf, um seine Pilgerfahrt zu hintertreiben. Die Pässe in Bayern, durch welches Land er ziehen wollte, sah man plötzlich stark besetzt und bewacht. Als ihm solches verkundschaftet wurde, nahm er seinen Weg durch Burgund, wo seiner Mutter Bruder, Graf Wilhelm, ihn nicht unfreundlich aufnahm. Weiter zog er nach Savoyen,

von seiner Schwiegermutter gleichen Empfang hoffend; allein Graf Amadeus vertrat ihm die Strasse, deren freyen Gebrauch er durch Abtretung einer Strecke Landes erkaufen mußte. Nun ging er im harten Winter, trotz Mühseligkeiten und Gefahren, auf verschneyten Wegen über die savoyischen Gebirge, von welchen die treue Gattin, in eine Ochsenhaut gewickelt, sich herabschleifen ließ.

Als er endlich die Lombardey erreichte, wechselten plötzlich mit dem Schauplatz auch die handelnden Personen. Bischöffe und Grafen, sämmtlich Gregor VII. verabscheuend, empfingen ihn mit Ehrerbietung, fragten, ob er komme, den Papst abzusetzen, erboten sich zu mächtiger Hülfe an Geld, Volk und Waffen. Das war der Augenblick, in dem das Glück noch ein Mal an ihm vorüberrauschte; Alles konnte gewonnen werden, wenn er mit männlichem Muthe es beym Schopf zu fassen wagte. Allein ihn drückte Muthlosigkeit schwerer als der Bannfluch; Lossprechung von diesem war und blieb sein einziges Verlangen.

Schon hatte auch Gregor die Reise nach Deutschland angetreten, begleitet von Mathilden, die er seine geistliche Tochter nannte, mit welcher jedoch einer weltlichen Gemeinschaft er nicht unverdächtig blieb. Als er vernahm, Heinrich komme selbst, und sey ihm schon so nahe, stutzte er und verzagte schier, wohl wissend, wie gehässig die Lombarden gegen ihn gesinnt, und was ein entschlossener Mann an ihrer Spitze vermöge. Schnell wandte er seitwärts nach Canossa, einem der Grässin gehörigen festen Schlosse, um auf jeden Fall in Sicherheit zu erlauern, was die bedenkliche Reise ihm bedeuten solle. Bald schwoll ihm aufs neue der gesunkene Muth, vernehmend, wie demüthig

der

der deutsche Kaiser einherziehe. Auch die, unter dem Banne seufzenden, Bischöffe eilten, Erlösung flehend, herbey. Nicht Alle waren so glücklich, Canossa zu erreichen. Manche wurden von den Fürsten aufgefangen, Monate lang in strenger Haft gehalten, bis sie durch Gold die Fesseln brachen. Die bis nach Welschland glücklich Vorgedrungenen mußten in engen Kammern einsam büßen, beten, fasten, bis Gregor verzieh, doch ausdrücklich bedingend, jeder Gemeinschaft mit dem Kaiser sich zu enthalten, bevor er nicht der päpstlichen Würde volle Genugthuung geleistet.

Heinrich ließ die Gräfin Mathilde um eine Unterredung bitten. Mit Genehmigung des Papstes erschien die zweydeutige Frau am anberaumten Orte. Einige Stunden währte das Gespräch in mehrerer Zeugen Gegenwart, und beym Abschied gelobte Mathilde, für den gedemüthigten Vetter sich mit Eifer zu verwenden. Sie hielt auch Wort. Allein die päpstliche Eitelkeit, immer noch begierig, zu Augsburg auf dem Richterstuhl zu glänzen, blieb lange taub. Es streite gegen die Kirchengesetze, sprach Gregor, in Abwesenheit der Kläger den Beklagten zu richten. Endlich gab er nach, doch die harte Bedingung voraus sendend, es solle Heinrich ihm der königlichen Würde Zeichen überliefern, und sich selbst des Thrones unwürdig erklären. Wahrscheinlich würde der Verzagte auch das bewilligt haben, ohne seiner Abgeordneten standhaften Widerspruch und ernste Erinnerung, es möge der Papst ihn nicht zur Verzweiflung treiben. Gregor stand von der übermüthigen Forderung ab, sprechend, wiewohl mit heftigem Unwillen: er möge kommen!

Sogleich begab sich Heinrich nach Canossa, demüthig an der ersten Pforte des Einlasses harrend. Sie wurde aufgethan, doch nur für ihn; keiner der Seinigen durfte folgen. Das schien Allen bedenklich, nur ihm nicht, der entschlossen eintrat, und alsobald hinter sich die Pforte verschließen hörte. Im zweyten Burghofe erklärte man ihm, er müsse die Zeichen seiner Würde ablegen und gegen ein Bußgewand vertauschen. Er gehorchte, und stand nun da im wollenen Hemde mit nackten Fü-
1077 ßen, bey strenger Kälte im Januar, drey Tage lang vom Morgen bis zum Abend nüchtern.

Dieses scheusliche Verfahren empörte selbst Gregors wärmste Anhänger. Sie sagten ihm in's Gesicht, das sey nicht apostolischer Ernst, sondern rohe Grausamkeit. Mathilde flehte mit Thränen. Der verschmachtende, von Scham und Wuth gefolterte, Heinrich begehrte, man solle ihm wenigstens die Pforten zur Rückkehr öffnen. Endlich, am vierten Tage, ließ der Papst ihn vor sich kommen, und löste den Bann unter folgenden Bedingungen:

„An dem von mir bestimmten Tage und Orte „sollst du erscheinen, die Klagen gegen dich beant„worten, und mich als deinen Richter erkennen, „mich, der entscheiden wird, ob du ferner die Kro„ne zu tragen würdig oder nicht. Bis dahin sollst „du dich enthalten der königlichen Ehrenzeichen, „Gewalt und Einkünfte, doch magst du von den „letztern zur Nothdurft beziehen. Deine gebannten „Räthe sollst du entlassen, deine Unterthanen ihres „Eides ledig halten; künftig mir, wenn in deiner „Würde du bestätigt wirst, Gehorsam leisten. Wagst „du aber, dieser Zusagen Eine zu verletzen, so „treffe, ohne weitern Ausspruch, die Kraft des „Bannfluchs dich aufs neue, und sey unauflöslich."

Wer

Wer solche Bedingungen vorschreibt, auf den fällt die Schuld von des Gegners Meineide. Das zu den Kaiser zu verleiten, soll sogar des Uebermüthigen hämische Absicht gewesen seyn, um dann vorwurfsfrey ihn zu verderben. Darum habe er auch den Sachsen, die der Lossprechung widerstrebt, tückisch zugeflüstert: „Seyd unbesorgt, ich entlasse ihn „schuldiger als zuvor.“

Heinrich versprach und beschwur Alles. Auch seine Unterhändler mußten auf Reliquien in seine Seele schwören. Nach gelöstem Banne hielt der Papst eine Messe, und, als er im Begriffe stand, die Hostie zu nehmen, winkte er den Kaiser zum Altare, kehrte, mit der Hostie in der Hand, sich zu ihm, und sprach feyerlich: „du hast mich vieler „Laster beschuldigt. Ob nun gleich die Zeugen meiner Unschuld zahlreich sind, so will ich doch, um „jeden Verdacht zu entkräften, den unverwerflichsten Beweis dir geben, indem ich Gott anrufe, „daß er mich plötzlich tödte, wenn ich den Leib Christi als ein Verbrecher genieße.“ Mit diesen Worten schob er die Hostie in den Mund, und das Volk jauchzte.

Hierauf gebot Gregor Schweigen und redete Heinrichen nochmals an: „Fühlst du gleich mir „dich unschuldig, so nimm die andere Hälfte dieses geweihten Brotes, damit alle deine Feinde „auf ewig verstummen müssen, und ich selbst dein „wärmster Vertheidiger werde.“ Der bestürzte Kaiser, dessen Gewissen vielleicht nicht schwerer belastet, dessen Geist aber schwächer war, lehnte die Zumuthung ab, unter dem gesuchten Vorwand, daß weder seine Freunde noch seine Feinde zugegen wären. Seine Weigerung hatte wohl der Papst vorausgesehn, und den Vortheil schlau berechnet, den

des

des Gegners zweydeutige Gewissenhaftigkeit ihm einräumen werde; darum auch Heinrichs Antwort ihm zu gnügen schien; ohne weitere Bemerkung ertheilte er ihm das Abendmahl. Nach der Messe bewirthete er den Ausgesöhnten an seiner Tafel, erwies ihm Ehre, und entließ ihn endlich zu seinem Gefolge.

Mit erleichtertem Herzen trat Heinrich unter die Menschen, aber die Lombarden bewiesen ihm Verachtung. Seltsamer Widerspruch! Daß der Bann gelöst werde, forderten die Deutschen, an diese Bedingung ihren Gehorsam knüpfend; daß er nicht gelöst werde, forderten die Italiäner unter gleicher Bedingung.

„Was mag der Bannfluch eines Menschen bedeuten," sprachen die letztern, „der von allen welschen Bischöffen selbst verflucht worden? Der König ist beschimpft, weil er einem Ketzer und Verbrecher sich unterworfen; der König, dem die Pflicht oblag, Kirche und Staat zu schützen, hat beyde verrathen und schändlich verlassen, unbeachtend die, von uns erbotene, mächtige Hülfe. So beschließen wir nun einmüthig, die lombardische Krone diesem schwachen Fürsten zu entreißen. Auf seines Sohnes Haupt wollen wir die Krone setzen, den Prinzen nach Rom führen, und dort von einem neuen Papste ihn zum Kaiser krönen lassen."

Mehr als genug war solche Rede, um abermals das schwankende Rohr nach dem frischen Winde zu beugen. Der Lombarden kühner Spruch bewegte um so schneller den stolzen Kaiser, da das lästige Gefühl erlittener Beschämung allein durch Rache vertilgt werden konnte. Er schob, was geschehn, auf der deutschen Fürsten Treubruch, auf die Noth, die zu ehrlosen Schritten ihn gezwungen;

gen; jetzt aber wolle er zeigen, was er, von treuen Freunden umringt, vermöge. Diese rasche Sinnesänderung dämpfte zwar jene ausgebrochene Empörung, allein der Unterthanen Achtung war unwiederbringlich verloren, denn sie gewinnt der Fürst nur durch Einheit im Handeln. Ohne Urlaub verließen ihn viele Krieger, Andere blieben nur aus Mitleid. Die excommunicirten Freunde rief Heinrich alle wieder zu sich. Gregors Bann war nun ein Ehrentitel. Adel, Geistlichkeit und Volk erklärten sich laut, nicht eigentlich für ihn, sondern gegen den Papst; die Waffen klirrten, und der Kaiser sah sich plötzlich an der Spitze eines Heeres, das ihn furchtbar machte.

Nun schrieb er den deutschen Fürsten, er komme nicht nach Augsburg, weil des Reiches Wohlfahrt seine Gegenwart in Welschland heische. Damit aber auch der Papst nicht dort erscheinen könne, versperrte er ihm die Wege von allen Seiten, also daß Gregor weder vorwärts nach Augsburg, weder rückwärts nach Rom aufbrechen konnte. Aber trotzig sandte er einen Kardinal zum Kaiser, ihn mahnend an sein Wort, vor dem deutschen Fürstenrathe sich zu stellen. Ausweichend schützte Heinrich Reichsgeschäfte vor, den Wunsch äußernd, die lombardische Krone, nach Gewohnheit der Vorfahren, zu Monza auf das Haupt zu setzen. Unbeugsam erwiderte Gregor: nur in die Kirchengemeinschaft habe er ihn wieder aufgenommen, nicht die Königswürde ihm zurückgegeben, die nur ein günstiges Endurtheil ihm verleihen könne.

Indessen hatten die bestürzten und erbitterten deutschen Fürsten eine neue Versammlung nach Forchheim ausgeschrieben, die der Papst durch Legaten beschickte. Hier wurde erklärt: Heinrich habe so

oft

oft sie hintergangen, daß man ferner seinen Schwüren nicht trauen dürfe. Man schritt zur neuen Wahl. Sie fiel auf Rudolph, den Herzog in Schwaben, der, nach kurzer Bedenkzeit, die dargebotene Krone annahm. Ein tapferer, weltkluger Mann, dem vor Allem ersprießlich schien, des Papstes Freundschaft zu gewinnen. Darum, als er zu Maynz gesalbt wurde, weigerte er sich, die Messe zu hören, weil ein, der Simonie beschuldigter, Kirchendiener zugegen war. Allein dadurch erbitterte er die ganze Priesterschaft, unter welcher sich nur wenige eines reinen Gewissens erfreuen mogten. Durch sie aufgewiegelt, drohte das Volk, in Pallast und Kirche einzudringen. Rudolph mußte Gewalt brauchen. Mehr als hundert wurden theils erschlagen, theils ersäuft. Wer Mißbräuche und Dornenbüsche nicht ausgraben, sondern ausreißen will, verwundet sich.

Rudolph meldete seine Wahl dem Papste, vermeinend, er habe so eben ein blutiges Verdienst um die Kirche sich erworben. Allein Gregor, noch immer in Canossa gleichsam belagert, wagte weder den alten Kaiser zu verwerfen, noch den neuen zu erkennen. In einem Schreiben an alle Gläubigen that er kund: ohne seinen Rath noch Befehl sey Rudolph erwählt und gesalbt. In einem andern ertheilte er seinen Legaten die zweydeutige Vorschrift, den als König zu bestätigen, der gehorsamlich dem römischen Stuhle sich unterwerfen werde.

Dieses Schwanken erregte der Fürsten Unwillen. Sie meldeten ihm rund heraus: „Unsern König hast du abgesetzt, nicht mit unserm Rath, „nicht zu unserm Nutzen, sondern allein zu deiner „Genugthuung. Dennoch haben wir gehorcht, ihn „länger nicht für unser Haupt erkannt, was Vie-

„len Güter und Leben gekostet, ihre Kinder in Ar„muth gestürzt. Gleichermaßen ohne unsern Rath, „wohl aber uns zum Schaden, hast du jenen Hein„rich wieder losgesprochen; allein es wurde seine „Thronentsetzung dadurch nicht aufgehoben. Län„ger als ein Jahr sind wir ohne Haupt gewesen; „endlich haben wir Eines erkohren und frische Hoff„nung geschöpft. So müssen wir nun erstaunt ver„nehmen, daß du zwey Könige von Deutschland „nennst, an beyde Legaten sendest, hier uns vermah„nest, standhaft zu bleiben, dort alle Hoffnung nicht „versagst, und Heinrichs, [illegible] dem Banne be„legte, Freunde günstig aufnimmst, während man „unserer spottet, daß wir diejenigen zu meiden uns „verpflichtet glauben, die du selbst nicht meidest. „Dieß schlaue, künstliche Betragen ist ohne Zwei„fel gut gemeint, doch es zu begreifen, ermangeln „wir des Scharfsinnes. Darum bitten wir, du „wollest dein Augenmerk auf diese Unheilsquelle „richten. Du hast eine Bahn betreten, auf der „das Vorwärtsschreiten schwer, das Zurückweichen „schimpflich ist. Dünkt dich klug, den Feinden der „Kirche nicht ins Angesicht zu widerstehen, so wolle „mindestens nicht verwerfen, was du bereits ge„than. Sprich, was ist künftig für Recht zu hal„ten, wenn auch das ungültig wird, was eine „Kirchenversammlung beschlossen, ein Legat bekräf„tigt hat?"

Auf gleiche Weise bestürmte Heinrich den Papst, welcher zögernd erklärte: beyder Theile Vorbringen müsse er untersuchen, bevor er diesen oder jenen begünstigen könne. Da überzeugte sich der Kaiser, daß seine Ehre und sein Friede mit der Kirche nur an seines Schwertes Spitze hänge. Rasch wandte er sich nach Deutschland. Am Neckar traf er auf

den

den Gegner, zwang ihn zum Rückzug nach Sachsen und gab Schwaben der Plünderung preis. In Ulm, wo das Volk, stets bereit dem Sieger zu huldigen, ihn jauchzend empfing, schmückte er sich wieder mit den Zeichen der kaiserlichen Würde.

So war der innere Krieg nun wieder ausgebrochen, und Jahre lang fochten Deutsche gegen Deutsche, auf beyden Seiten tapfer, mit wechselndem Glücke; Ströme Blutes flossen, und mancher Fürst, ja mancher Bischoff, fiel unter den Waffen oder büßte durch Verlust der Freyheit. Die Länder, des Getummels Schauplatz, wurden verwüstet, mehr als hundert Kirchen zerstört. Deutsche Treue konnte um diese Zeit nicht als Sprüchwort gelten, denn Volk und Fursten und Prälaten wankten hin und her, trugen ihre Paniere bald in Heinrichs bald in Rudolphs Lager, und ihre Meinungen über Recht und Unrecht flatterten, gleich ihren Fahnen, in jedem Winde. Oft, wenn die Geschichte einen Fürsten jener Zeit auf diesem Blatte neben Heinrich, auf jenem ihm entgegen stellte, hat sie unterlassen, Gründe anzudeuten, die zum schnellen Wechsel ihn bewogen, die Erfahrung wohl voraussetzend, daß, während innerer Kriege, persönlicher Vortheil, von zufälligen Begebenheiten abhängig, fast immer die Gemüther, durch sie die Waffen lenkt. Selbst der eiserne Gregor bewies die Wahrheit dieses Satzes, indem er zu vergessen schien, daß Heinrich die Bedingung der päpstlichen Gnade, in Deutschland sich vor ihm als Richter zu stellen, nicht erfüllt hatte, nicht erfüllen wollte, und daß folglich ohne weitere Förmlichkeit des Bannfluchs Kraft erneuert war. Der kluge Papst, auf Gottes Hulfe nicht fest vertrauend, begnügte sich, von beyden Königen freyes Geleit für seine

Legaten

Legaten zu begehren, beyde zu beschicken, beyden Gold zu entlocken, keinen zu verdammen, aber auch keinen zu begünstigen, bis man sehen werde, wohin sich der Sieg neige.

Als nun, nach einem blutigen Treffen bey Flar- 1080
denheim, Rudolph das Feld behauptete, schien es endlich dem Papste an der Zeit loszubrechen, und hastig erneuerte er den Bannfluch sammt allen dessen Folgen, aus Gründen, die, zwey Jahre früher, ihn schon bestimmen konnten und mußten. Dem Gegenkönige sandte er eine goldene Krone, mit einer Zuschrift, welche unverholen, in einem kindischen Wortspiel, die päpstliche Anmaßung für ewige Zeiten begründen sollte: vom Herrn empfing Petrus, Rudolph durch Petrus die Krone. (Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.) Die Gläubigen aller Stände forderte er auf zu Heinrichs Verderben, die Prophezeyung wagend: Heinrichs Kraft im Kampfe werde nun erlöschen, er nie mehr siegen. Ja, es soll Gregor sogar die prophetische Zusage herausgestoßen haben, der falsche König werde noch in diesem Jahr umkommen.

Doch weder den Lauf der Begebenheiten, noch den Lauf menschlicher Gesinnungen hatte der Hofsärtige vorausgesehn. Manche Fürsten und Prälaten stutzten über sein Beginnen, dem Zweifel Raum gebend, ob ein Papst befugt sey, den Unterthaneneid zu lösen. Andere beschlossen, nicht durch voreilige Theilnahme sich selbst in Gefahr zu stürzen. Heinrich blieb muthig, sammelte stets frische Heere, bestritt den Papst mit dessen eignen Waffen, indem er ein Concilium nach Mayuz, und bald darauf ein zweytes nach Brixen berief, wo es sich ergab, daß Feindschaft gegen Uebermuth

bitterer

bitterer ist als gegen Schwäche. Denn dreyßig Bischöffe kamen nach Brixen, und der Großen Viele aus Deutschland und Italien, beschuldigten den Papst der abscheulichsten Verbrechen, daß er nur Zwietracht im Reiche stifte, und daß er Meineid, ja Todschlag vertheidige, Gott beraube, Mordbrand stifte, ein Schwarzkünstler sey; weshalb er vom päpstlichen Throne gestoßen, und, statt seiner, der von ihm mit Bann belegte, Erzbischoff von Ravenna, Clemens der Dritte, erwählt wurde.

Dann trat Heinrich den neuen Feldzug gegen Rudolph an. Ein blutiges Treffen an der Elster, in welchem die Sachsen, den 82sten Psalm zu singen, von ihren Pfaffen ermahnt wurden, konnte nichts entscheiden, da beyde Theile sich den Sieg zuschrieben, befreyte aber doch den Kaiser von seinem furchtbaren Nebenbuhler, denn Herzog Rudolph fiel tödtlich verwundet, durch den berühmten Gottfried von Bouillon, wie Einige behaupten. Auch eine Hand war ihm abgehauen, und sterbend führte man ihn nach Merseburg. Von seinen letzten Augenblicken erzählten, oder fabelten vielleicht (je nachdem Haß oder Liebe sprach) die Einen: er habe seine Hand zu sehn begehrt, und bey deren Anblick gerufen: „das ist die Hand, „mit der ich Undankbarer dem Kaiser Treue geschworen! seht nun zu, ihr Bischöffe, die ihr den „Thron mir vorgegaukelt, ob dieser Weg der rechte „war!" — Die Andern: er habe gefragt, wer den Sieg erfochten? und als er vernommen: die Sachsen, habe er gesprochen: „nun sterbe ich gern."

Man begrub ihn prächtig zu Merseburg. Als Heinrich bald nachher dort einzog, sollen Manche, die, über das Grab hinaus zu hassen, sich erniedrigten, ihm gerathen haben, des falschen Königs

nigs Leichnam aus der prächtigen Ruhestätte zu werfen, da habe er lächelnd erwidert: „Gott gebe „allen meinen Feinden ein so herrliches Begräbniß!“

Rudolphs Tod beugte die Sachsen, warf sie aber nicht zu Boden. Das Köstlichste, was Heinrich durch die Schlacht an der Elster gewann, war ein Wendepunct der öffentlichen Meinung, die Rudolphs Fall, damaligen Begriffen treu, als ein Gottesurtheil betrachtete. Heinrichs Anhänger mehrten sich in und ausser Deutschland. Rache gegen den Papst glühte in seinem Herzen, doch so lange die Sachsen gerüstet standen, durfte er nicht wagen, Deutschland zu verlassen. Um schnell sie zu beruhigen, zeigte er ungewohnte Milde, bot Verzeihung, Frieden, wollte Sachsen seinem Sohne abtreten, in dessen Regierung nie sich mischen — Alles vergebens! vom alten Herzog Otto aufgehetzt, blieben die Sachsen hartnäckig. Heinrich, immer noch unabgeschreckt, begehrte nur, daß Abgeordnete beyder Theile an der Weser zusammentreten und den Frieden ernstlich berathen sollten. Es geschah im Hornung 1081.

Man sagt, hier sey zuerst ein Zwist über die Form der Unterredung entstanden. Die Sachsen wollten auf freyem Felde sich besprechen; des Kaisers Machtboten begehrten Zelte; Jene bestanden darauf, das Volk als Zeugen zuzulassen, diese meinten, es sey unanständig und bleibe nichts verschwiegen. Dem Kaiser wurde angemuthet, zuvor den Bannfluch von sich abzuwälzen, ehe man mit ihm unterhandeln könne; Heinrichs Abgeordnete erklärten sich unbevollmächtigt zu solchem Streite, wohl aber wären sie befugt, wenn das Ziel, der Friede, nicht zu erreichen stünde, einen Waffenstillstand auf vier Monat vorzuschlagen.

„Mit

„Mit nichten!“ sprach Herzog Otto, „der „Kaiser will uns nur die Hände fesseln, um indes„sen ungehindert den Papst, unsern Verbündeten, „anzugreifen.“ — Heinrich, der Winkelzüge überdrüssig, vielleicht empfindlich über die Wahrheit in Otto's Worten, vielleicht auch dem nicht unwahrscheinlichen Gerüchte trauend, es gehe dieser Herzog damit um, die Königswahl auf sich zu lenken, rief seine Machtboten zurück, und ein Waffenstillstand von sieben Tagen war die einzige Frucht der Unterhandlung. Kein Beobachter konnte sich verhehlen, weder daß die unbezwungenen Sachsen dem Kaiser je gehorchen, noch daß der siegende Kaiser die Sachsen je schonend behandeln werde, denn unauslöschlich war von beyden Theilen die Erbitterung.

Noch ein Mal brauchte Heinrich Gewalt, um wenigstens zu dämpfen, was nicht zu löschen war. Wo seine Macht die Oberhand behielt, da erpreßte er Geld mit grausamer Strenge. Auch die Geistlichkeit blieb unverschont weder von Auflagen noch Kriegsdiensten, wenn gleich Urkunden, von Heinrichs Vorfahren unterzeichnet, diejenigen verfluchten, die sich freventlich an Schenkungen vergreifen würden. Ja, der Kaiser entblödete sich nicht, Klöster und Abteyen mit Kriegsvolk anzufüllen, welches plünderte, was Hausväter dort, als am sichersten Orte, niedergelegt, auch wohl heilige Gefäße raubte, alles unter dem Vorwande, der Empörung jede Nahrung zu entziehen. So tauschte Heinrich Gold gegen Herzen, und wenn Furcht hier und da schweigende Ergebung bewirkte, so glühten doch die Kohlen unter der Asche.

Die erzwungene Stille täuschte den Kaiser. Für seines Thrones Sicherheit glaubte er genug zu thun,

thun, wenn er, nach Welschland ziehend, einiges Kriegsvolk unter Friedrich von Stauffen zurücklasse, einen mannhaften Helden, den Stammvater des Geschlechts der Hohenstauffen, dem, um ihn ganz zu fesseln, Heinrich seine Tochter vermählte und das Herzogthum Schwaben verlieh. 1081
Nun trat er den Kriegszug nach Italien an. Gregors Vertraute zitterten, ihm selbst war der Muth gesunken, obgleich er halsstarrig Versöhnung weigerte, sich stärkend durch die Einbildung, es werde Jedermann dem Gebannten auf seinem Zuge Dach und Fach versagen.

Aber Heinrich, die Alpen überklimmend, durch lombardisches Kriegsvolk verstärkt, schlug die aus allen Nationen geworbenen Söldner der Gräfin Mathilde, und feierte das Osterfest in Verona.

Nun bangte dem Papste, zumal erfahrend, König Wilhelm von England, den er fast demüthig um Beystand angesprochen, sey nicht gesonnen, in diese Händel sich zu mischen, und die Normannen, die ihm förmlich Hülfe zugesagt, haben mit dem Kaiser sich vertragen, Herzog Roberts Tochter werde Heinrichs Sohne vermählt, und mit dem Markgrafthum Toscana wolle Heinrich den Herzog belehnen. Ob solche Unterhandlung wirklich geyflogen worden, blieb ein Geheimniß, doch schien des Kaisers rasches Vordringen zu beweisen, daß er keinen Widerstand befürchte.

Clemens, der Gegenpapst, begleitete ihn. Das ihm versperrte Florenz öffnete er mit Gewalt. Andere feste Schlösser Mathildens ließ er hinter sich, und stand am Pfingstfeste vor Rom. Er hatte sich geschmeichelt, es würden ihm die Bürger ihre Thore öffnen; allein Mathildens Gold, ihr

Dre-

Drohen und Schmeicheln erhielt dem Papste der Römer Treue. Zu einer förmlichen Belagerung war Heinrichs Macht für jetzt nicht hinreichend; er ließ die Gegend verheeren und ging in die Lombardey zurück. Besser gerüstet kam er im nächsten Jahre wieder. Die Kindheit der Belagerungskunst hielt ungleichen Schritt mit seinen Wünschen; er verzweifelte, Roms Mauern durch Waffen zu stürzen, darum ließ er, vielleicht durch Brandpfeile, in der Nähe der Peterskirche Häuser anzünden, hoffend, Alles werde, zu Rettung der Kirche, in diese Gegend eilen, und er indessen die Mauern erklimmen. Allein auch diese Hoffnung täuschte ihn. Gregor selbst war überall zugegen. Der Brand wurde gelöscht, ohne daß ein Streiter von seinem Posten wich.

1082 Die Sommerhitze zwang den Kaiser, wiederum von seinem Vorhaben abzustehn. Er ließ Besatzung in einigen Schlössern, den Gegenpapst zu Tibur. Während er in der Lombardey sich erholte und vergnügte, durchzog Clemens verwüstend die Felder um Rom, der Stadt die Lebensmittel abschneidend.

1083 Als Heinrich nun im folgenden Jahre zum dritten Male drohend erschien, einen Theil der Stadt wirklich überwältigte, und dennoch Versöhnung bot, wenn der Papst ihn krönen wolle; so warfen sich die Römer zu Gregors Füßen, flehend um Erbarmen für das seufzende Vaterland. „Er leiste „zuvor der Kirche Genugthuung" war des Hoffärtigen Antwort. „Das ist meiner Würde und meinen kaiserlichen Rechten zuwider" entgegnete Heinrich, und setzte die Belagerung fort, bis die Römer endlich ihm die Stadt übergaben. Da flüchtete Gregor in die Engelsburg, und Heinrich

1084 ließ am Osterfeste vom Gegenpapste sich krönen,

nach-

nachdem er zuvor die, von Gregors Anhängern wüthend vertheidigte, Peterskirche mit Verlust von vierzig der Seinigen erobert hatte. Der Anschlag eines Meuchelmörders gegen Heinrichs Leben mißglückte. Ein Stein wurde vom Gebälke herabgestürzt auf den Platz, auf welchem er zu beten pflegte, allein so eben verlassen hatte. Das Volk zerriß den Schuldigen, den er zu retten umsonst sich mühte; daher die allgemeine Vermuthung, es habe Gregor den Bösewicht erkauft, nicht zu bewahrheiten ist. Man sagt, Heinrich selbst habe seinem Feinde solch' Bubenstück nicht zugetraut, sprechend: Gregor besitze einen zu hohen Geist. Ein ruhmliches Wort, denn nur gemeine Seelen wälzen alles Schändliche auf ihre Feinde.

Gregors letzte Stütze war der Normannen Herzog Robert Guiscard, den sein Flehen doch endlich herbeyrief. Er kam, drang in Rom ein, erstieg das Kapitol und öffnete die Engelsburg. Heinrich war in die Lombardey zurück gewichen. Gregor triumphirte zum letzten Male und wiederholte seine Bannflüche. Allein Gewalt kann wohl aus Ketten befreyen, doch nicht verlornes Vertrauen wiedergeben. Heinrich hatte die Römer gewonnen, wohl zum Theil durch griechisches Gold, ihm, nebst hundert Scharlachstücken, vom Kaiser Alexius, Roberts Feinde, verehrt. Der Normannen üble Mannszucht in Rom erzeugte und mehrte Haß gegen Befreyer und Befreyten; auch erregten bedenkliche, erneuerte Unterhandlungen zwischen Heinrich und Robert des Papstes Argwohn. Er flüchtete nach Monte- 1085
cassino, von da nach Salerno, wo er, unter Roberts Schutze, als ein Vertriebener starb. Heinrich kehrte im Triumph nach Rom zurück, den Gegenpapst dort einführend, und aufs neue die Bestätigung seiner

Wahl erlangend. Ihm und den Römern überließ er nun des Geflüchteten letzte Demüthigung, sich endlich erinnernd, daß er zum Herrscher über Deutschland berufen sey. Dort hatte, während seiner langen Abwesenheit, Zwietracht zügellos gehaust, bald ihm Vortheil bald Verderben bringend. Die Markgrafen von Mähren und Oestreich schlugen sich, man weiß nicht mehr warum; der Böhmer Fürst Wratislaw mischte sich in den Kampf. Sonst ein päpstlicher Anhänger, trat er zu Heinrich über, weil ihn Gregor durch unklugs Verbot, den Allwissenden in slavonischer Sprache anzurufen, erbittert hatte. Um den neuen Freund noch mehr zu fesseln, verlieh ihm der Kaiser das Markgrafthum Oestreich, das heißt: er gab ihm Erlaubniß, es zu erobern; denn Markgraf Leopold war stark, am stärksten durch die Liebe seines Volkes, die unbesiegbar ist. Darum war auf beyden Seiten der langen Fehde Gewinn nur Landverwüstung.

Aehnliche kleine Kriege zerrütteten Bayern und Schwaben. Die Sachsen hatten sogar einen Gegenkönig erwählt, den Grafen Herrmann, einen Lützelburger, der für ihre Freyheit lange mitgefochten, ein sanftmüthiger, bescheidener Mann, von dankbarer Achtung erkohren. Er wurde wirklich von dem Maynzer Erzbischoff gekrönt, erfocht auch einen Sieg über Friedrich von Stauffen, und belagerte Augsburg, dessen wackere Bürger ihre eigenen Vorstädte in Brand steckten, ihre eigenen Felder verwüsteten, doch endlich, unter rühmlichen Bedingungen, der Uebermacht wichen. Nun aber bestätigte Herrmann die alte Erfahrung, daß Ruhm, im Privatleben erworben, auf einem Throne oft verloren geht. Zu Eisleben, wo damals viel Knoblauch wuchs, verweilte er so unthätig, daß ihn die Sachsen spottweise

weise Knoblauchskönig nannten. Endlich sich ermannend und begreifend, es gebiete Klugheit, an den Papst sich anzuschließen, um den er eben jezt ein glänzendes Verdienst sich erwerben konnte, wenn er, zu Rettung des Bedrängten, nach Welschland eilte; brach er auf, und war bis nach Schwaben schon vorgerückt, als Friedrich von Stauffen ihn umzukehren zwang. Indessen mehrte sich doch sein Anhang, da Heinrichs lange Abwesenheit und unsichere Schicksale manche feindliche Hoffnung erregten und begründeten; denn was Herrschaft unterbricht das schwächt sie auch.

Schon war zu Quedlinburg ein Reichstag veranstaltet; man wollte den Kaiser in die Acht erklären, als dieser noch zu rechter Zeit herbeyeilte, durch Gewalt das Entrissene, durch Ueberredung die Mißvergnügten wieder an sich zog. Eine Zusammenkunft der streitenden Parteyen an Thuringens Gränze ließ hoffen, die Ermüdung Beyder werde Geneigtheit zum Frieden erwecken, aber aufgeregte Leidenschaften vereiteilten die Hoffnung. Heinrichs Wortführer sprach: „Wollt ihr nicht achten Gottes Gebot, Gehorsam dem Könige erweisen, ey so „verkümmert ihm doch nicht das Recht, dessen der „letzte Bischoff sich erfreut. Sprecht, dürft ihr einen, durch Gewalt oder Furcht vertriebenen, Geistlichen anklagen und verurtheilen, bevor in alle seine Rechte er wieder eingesezt worden?“ 1084

Der Gegner berief sich auf des Papstes Urtheil, das zu beprüfen ihm nicht gebühre. Allein der Sachsen Meinungen trennten sich; es wurde erst mit Worten, dann mit Waffen gestritten; Blut floß, den Friedenskeim erstickend; Viele entzogen durch die Flucht sich dem Getümmel. Die Bischoffe thaten sich wechselseitig in den Bann. Die Kaiserlich Gesinnten

ten hielten ein Concilium zu Maynz, die Sachsen Eines zu Quedlinburg, wo Gregors Legat den Vorsitz führte, ein eifriger, jedoch zum Glück für Heinrich ein unkluger Mann. Denn, statt jede Nebenfrage zu vermeiden, und über Heinrichs Verderben (das nächste, was Noth that,) zu rathschlagen, hub er an, den Gegenkönig Herrmann mit dem Bann zu bedrohen, wenn er nicht sein Weib verstieße, weil es ihm verwandt sey. Noch nicht genug, die sächsischen Fürsten mußten gleiche Drohungen vernehmen wegen an sich gerissener Kirchengüter. Das leere Schauspiel endete mit neuen Kirchengesetzen und über die Gegner ausgesproche-
1085 nen Bannflüchen. Dasselbe geschah zu Maynz in Gegenwart des Kaisers und der Legaten seines Papstes; Eines nicht kräftiger als das Andere; die Waffen mußten abermals entscheiden.

Sie waren dem Kaiser günstig. Es schien sogar, ihm sey das Seltene begegnet, daß Erfahrung ihn gewitzigt, denn er behandelte viele Städte so milde, daß sie, erst erstaunt, dann gerührt, ihm Thore und Herzen öffneten. Leider war der Blutdurst nur dem Durst nach Gold gewichen, dessen Heinrich viel erpreßte. Vielleicht wäre auch das ihm noch verziehen worden, (man wußte, wie viel er des Goldes bedurfte,) hätte er nur den Sachsen die eingebildeten Güter nicht rauben wollen, Freyheit und Glaube, unklare Begriffe, für die der Mensch am heftigsten streitet. Er baute neue Schlösser, und wollte seinen Papst den Sachsen aufdringen. Beydes unerträglich erregte neues Murren, neue Widerspenstigkeit. Als er vollends sie entwaffnen ließ, und die ihre Waffen Verbergenden mit grausamen Strafen verfolgte, wandten Viele sich zu Herrmann, der in Meißen lauerte, und

bis

bildeten ihm ein neues Heer, wodurch er wenigstens dem Kaiser einen Waffenstillstand abnöthigte.

Die Sachsen selber brachen diesen, schlugen den Kaiser vor Würzburg, und sollen dessen Leibwache sogar bestochen haben, ihn umzubringen. Der Sieg wandte sich; Heinrich eroberte Würzburg, dessen nun gefangener Bischoff, Gregors blinder Anhänger, des Kaisers Anblick trotzig mied, und lieber 1086
das Leben verlieren, als mit dem Gebannten in Gemeinschaft treten wollte. Abermals ein lichter Punct in Heinrichs Charakter, denn des Bischoffs Trotz erzürnte ihn nicht; er bewies vielmehr ihm alle, seiner Würde gebührende, Ehre, und setzte ihn in Freyheit.

Jetzt unterwarfen sich die Thüringer; die Sachsen nicht, trotz Feuer und Schwert. Um ihn zu entfernen, wiegelten sie Franken und Bayern auf. Er mußte Sicherheit in Regensburgs Mauern suchen, wurde von Welf, der Bayern Herzog, belagert, entrann, und ließ die Stadt in Feindes Gewalt, der auch Salzburg sich ergab. Noch einmal schlug Welf den Kaiser bey Würzburg, so daß er verkleidet flüchten mußte. Allein er sammelte ein Heer, nahm Würzburg wieder ein, sah ganz Franken zu seinen Füßen, wagte sich zu tief in Bayern, mußte, um sich zu retten, viel versprechen, was er länger nicht zu halten gedachte, bis der Böhmer Fürst zu seiner Hülfe her- 1087
beyeilte.

Des langen Haders müde rückten endlich beyde Theile, in einer Versammlung zu Speyer, einander friedlich näher. Die Fürsten wollten sich unterwerfen, wenn der Kaiser, des Bannes ledig, seinen Gegenpapst verlasse. Er schien nicht abgeneigt, eine Bedingung zu erfüllen, die blos Verrath an einem Ohnmächtigen enthielt, dessen Rache nicht zu scheuen war. Doch alsobald traten die, von Clemens ein-

gesetz-

gesetzten, Bischöffe vor ihn, fürchtend, ihre Pfründen zu verlieren, wenn entschieden würde, es habe sie ein unrechtmäßiger Papst gespendet.

„Um deine Krone zu erhalten," sprachen sie, „haben wir Leben und Güter in Gefahr gesetzt; wollt„test du zum Dank unsern Feinden nun uns preis ge„ben?" Heinrich schämte sich, und verwarf die Bedingung. Da zogen die Fürsten einen Brief hervor, den der, nach Gregors Tode erwählte, Papst Victor der Dritte geschrieben, und vermeinten ihn zu schrecken, denn dieser Victor hatte seines Vorgängers Bannfluch erneuert. Allein das erregte nur Heinrichs Zorn. Die Versammlung trennte sich. Bey dem Könige von Ungarn suchten die Verbündeten Hülfe, die zwar versprochen, aber nicht geleistet wurde.

Am übelsten war Herrmanns Lage. Nicht einmal Alle, die er zu den Seinen zählte, schienen überzeugt von seinem Rechte; Mönche schätzten vor, sie hätten nur gezwungen ihm gehuldigt. Andere, viel erwartend von ihm, der wenig zu geben hatte, wurden lau. Freygebig war Herrmann mit Ehrentiteln, ja er schonte sogar seiner Erbgüter nicht, und machte doch nur Undankbare oder Eifersüchtige. Dieß alles schlug ihn nieder, er wurde finster, unthätig, und sank immer tiefer in der öffentlichen Meinung. Da faßte er plötzlich den weisen Entschluß, die bestrittene Krone freywillig nieder zu legen. Heinrich empfing ihn gütig, und erlaubte ihm gern, auf dessen Gütern in Lothringen das verbitterte Leben zu beschließen.

1088 Jetzt unterwarfen sich zu Goslar auch die Sachsen, an deren Spitze, seit Herzog Otto's Tode, kein so streitbares Haupt mehr stand. Nur Bucco, ein toller Bischoff von Halberstadt, Heinrichs unversöhn-

versöhnlichster Feind, verwarf den Frieden halsstarrig, empörte gegen sich das Volk, und wurde im Getümmel ermordet. Sein Tod war vortheilhafter für den Kaiser als eine gewonnene Schlacht; doch war Ruhe ihm nicht beschieden, denn es erhob sich ein neuer Unruhstifter, Markgraf Eckbert von Meissen, ein kühner, hochtrachtender Mann, den Viele des Thrones würdig hielten. Er bedeckte die Empörung mit erheuchelter Gewissensfurcht; denn abermals ein neuer Papst, Urban der Zweyte, von Gregors bösem Geiste beseelt, hatte gegen Heinrich die Bannflüche wiederholt, und Eckbert säumte nicht, dessen Schreiben an die Sachsen geflissentlich zu verbreiten. Die nur zu leicht Aufgeregten strömten ihm zu. Der Kaiser, ihn zu züchtigen, rückte vor die Burg Gleichen. Die Kaiserin Bertha war gestorben, und Heinrichs Neuverlobte (eine russische Fürstin, wie Einige glauben,) harrte seiner zu Quedlinburg. Eckbert meinte, wenn er diesen Ort belagere, werde Heinrich von der Burg ablassen, der Braut zu Hülfe eilen. Vertrauend auf Quedlinburgs Stärke, ließ der Kaiser doch nicht ab, wurde am Weihnachtsabend von Eckbert überrumpelt und geschlagen. Weil aber in jenen Zeiten Haufen oft für Heere galten, so war es immer leicht, ein geschlagenes Heer zu ersetzen. Des Sieges hatte Eckbert nicht lange sich erfreut, als eigne Bedrängniß ihn zwang, Frieden zu suchen; eigentlich nur Aufschub, denn die alten, ehrenrührigen Bedingungen wagte er zu erneuern. Da fuhr Heinrich auf: „Wollt ihr mir Gesetze vorschreiben? legt die „Waffen nieder, dann sollt ihr meine Gnade erfen„nen. So lange Ihr gebieterisch sie fordert, könnt „Ihr nur vom Ueberwinder als Zeichen der Knechts„schaft sie erlangen.“ 1089

Rasch

Rasch drang er vor, unterjochte die Widerspenstigen, führte dann das Beute beladene Heer nach Schwaben, auch dort Unruhen stillend; ließ mit großer Pracht Bertha's Leichnam gen Speyer führen, und vollzog die neue Ehe zu Cöln. Eckbert wurde in einer Muhle erschlagen; ein Zufall, doppelt günstig für den Kaiser, denn Aberglaube sah des Himmels Strafe in dessen gewaltsamen Tode. Das
1090 mals verlieh Heinrich Meißen und Obersachsen dem Grafen von Landsberg, Timo, bey dessen Nachkommen diese Länder verblieben bis auf die neueste Zeit.

Nun endlich wurde Sachsen ruhig. Der unstete Kaiser eilte nach Welschland, um seinen vertriebenen Gegenpapst noch einmal nach Rom zu führen. Hier hatte die päpstliche Wittwe, Mathilde, dem Sohne des Bayernherzogs ihre Hand gereicht, einem Plan zufolge, den schon Gregor entwarf, sprechend: er wolle diesen Prinzen auf den Schoos des heiligen Petrus setzen. Bayern, in Verbindung mit Mathildens Staaten, konnte furchtbar werden; dar-
1091 um richtete der Kaiser seine Waffen gegen diese Fürstin, verwüstete ihre Länder, eroberte Mantua nach eilfmonatlicher Belagerung, nahm Ferrara und Modena ohne Schwertstreich, schloß endlich die schon wankende Mathilde in Canossa ein, derselben Burg, in deren Vorhof er einst barfuß um Gnade gefleht. In Trümmern wollte er sie nun verwandeln. Ueberall schien das Glück ihm zu lächeln, denn auch die Römer hatten seinen Papst wieder aufgenommen. Aber seinem Lebensbecher sollte es nie an Wermuth fehlen.

Einer seiner Söhne, von ihm abgesandt, Carpinato zu belagern, blieb vor den Mauern dieser Feste. Leichter noch ist eines Kindes Tod zu ver-

schmer-

schmerzen, als dessen Untreue. Sein Sohn Conrad fiel von ihm ab. Fast alle des Kaisers Feinde hatten Wohlthaten, doch keiner das Leben von ihm empfangen; nun mußte auch dieß Bitterste ihm widerfahren, und er mogte es wohl verschuldet haben, denn rühmliches Zeugniß gibt die Geschichte diesem Conrad, wenn anders je ein empörter Sohn vor einer rechtlichen Nachwelt Gnade finden darf.

Seines Abfalls Gründe sind nicht klar. Man sagt, die Leiden seiner Stiefmutter, deren der unbeständige Vater schnell überdrüssig wurde, hätten ihn aufgeregt; oder mißverstandene Frömmigkeit, oder Mathildens Ueberredung ihn verleitet. Er floh zu ihr. Auch seine Stiefmutter, im Kerker schmachtend, man weiß nicht warum, bestach ihre Wächter und folgte ihm. Der Papst empfing aus Beyder Händen eine Bittschrift gegen den Gemahl und Vater, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, dem Kaiser auf den Nacken zu treten, erneuerte den Bann, und sprach die Krone ihm ab. Conrad wurde an seiner Statt von dem Mayländer 1093
Erzbischoff gekrönt. Mathilde spendete Gold, das Kriegsvolk hing am jungen Fürsten; die Meisten wandten sich der aufgehenden Sonne zu; Heinrich stand verlassen, und weil auch unterdessen Herzog Welf Schwaben verheerte, Friedrich von Hohenstauffen nur mit Böhmischer Hülfe ihm widerstehen konnte, so eilte Heinrich nach Deutschland zurück, worauf in Welschland seine Eroberungen schneller als gewonnen wieder verloren gingen.

Der aufgewiegelte Sohn mehrte seine Stärke durch eine Vermählung mit der Tochter des Herzogs der Normannen. In Rom vertilgten Seuchen

des Kaisers hinterlassene Besatzung. Was übrig blieb, verjagten die Römer sammt dem Papste Clemens; der glich dem Wrak eines Schiffes, von einer Fluth an's Ufer geworfen, von der nächsten wieder weggespült. Urbans Legat erhob sein
1094 Haupt in Deutschland, und hielt zu Costnitz eine Kirchenversammlung, in welcher die gemißhandelte Kaiserin als Klägerin auftrat, ihre Unschuld betheuernd, Rache heischend. Vor dem Papste und zweyhundert versammelten Prälaten wiederholte sie ihre Aussage, und beschloß dann ihr gequältes Leben in einem Kloster. Auch ein schwärmerischer Pfaffe benutzte die Erscheinung eines Nordlichts, um dem erschrockenen Volke Haß gegen Heinrich in die Herzen zu donnern.

Es schien, des Kaisers Macht sey nun auf immer gebrochen; aber in Glück und Unglück, auf Meinungen der Menschen gegründet, soll Niemand trotzen oder verzagen, weil täglich andere Leidenschaften, durch sie andere Meinungen herrschen. Mit dem jungen Welf hatte Mathilde sich verbunden, weil sie der bayerschen Macht zu ihrem Schutze bedurfte; jetzt, da Heinrich floh, war der Gemahl ihr lästig. Welf hinwiederum hatte der Berüchtigten nur die Hand gereicht, um ihre Fürstenthümer zu erben; jetzt, da sie der römischen Kirche das reiche Erbe zuwandte, löste sich das eigennützige Bündniß. Groll gegen die Gräfin ließ plötzlich Vater und Sohn erkennen, daß sie gegen den Kaiser pflichtvergessen gehandelt. Sie brachten ihm aufs neue die zweydeutige, doch gern empfangene, Huldigung, und mühten sich, das Vergangene durch regen Diensteifer aus Heinrichs Gedächtniß zu tilgen.

So stellte unverhofft sich vieles wieder her, und eine Versammlung in Aachen schien des Kaisers Ruhe zu befestigen. Nicht Versprechungen allein, mit welchen er auch nicht geizte, gewannen ihm entfremdete Gemüther; sondern es bleibt stets ein ergreifendes Schauspiel, wenn ein Vater seinen Sohn verklagen muß. Der Unwille jedes Rechtlichen kommt der Klage entgegen. Conrad, obschon einst von den Fürsten als Thronfolger anerkannt, wurde aller seiner Rechte verlustig erklärt, sein Bruder Heinrich erwählt und gekrönt, doch unter der, von trauriger Erfahrung vorgeschriebenen, Bedingung, sich, so lange sein Vater lebe, in dessen Verwaltung nicht zu mischen.

Um diese Zeit trug sich eine folgenreiche Begebenheit zu. Schon seit den Zeiten Carls, des sogenannten Großen, gefielen frommen Abentheurern die Wallfahrten nach Jerusalem, die von den Arabern, um ihres Nutzens willen, nicht gehindert wurden. Als aber die Türken Syrien und Palästina erobert hatten, mißhandelten sie die Pilger; darob der Papst Urban der Zweyte im frommen Eifer dergestalt ergrimmte, daß er, auf der berühmten Kirchenversammlung zu Clermont, durch Peter den Einsiedler den ersten Kreuzzug predigen ließ; das heißt: ein Zusammenrotten aller europäischen Völker, um den Türken das Land zu entreißen, in welchem Christus gelebt und gestorben. Es lag in diesem Unternehmen so viel Wunderbares, so viel die Einbildungskraft Ergreifendes; es schmeichelte so sehr den ritterlichen Neigungen und Gewohnheiten; es öffnete Ehrgeizigen weite Schranken, Herrschsüchtigen weite Länder, Habsüchtigen der Heiden Schätze, Sündern das Himmelreich; es bot den in der Heimath Verschuldeten 1095

deten oder Berüchtigten ein leichtes Mittel, Schulden zu tilgen, Ehre wieder zu gewinnen; es weckte so schnell ein neues Leben, neue Hoffnungen in jedem Gelangweilten oder Gequälten, daß ohne Bedenken Hunderttausende herzustürzten, um das rothe Kreuz auf ihre Schultern zu heften. Unwissenheit barg alle Hindernisse und Gefahren.

Was zu Clermont geschehen, erfuhren die Deutschen anfangs gar nicht, oder begriffen es kaum. Als nun die großen Scharen der Kreuzfahrer wie tobende Wasserfluthen durch ihr Land sich wälzten, unterwegs plünderten, und mit frommer Wuth viele Tausend Juden ermordeten, da hielten die Deutschen sie für Rasende. Bald aber wurden auch sie von der blutigen Schwärmerey ergriffen, obschon kein deutscher Fürst dem ersten Kreuzzug folgte.

Der Kaiser steuerte dem Unfug nach Vermögen, schützte die Juden, setzte Vertriebene wieder ein. Man sagt jedoch, er habe nur solche Räuber bestraft, die am Papste hingen, folglich nur Gerechtigkeit geübt, um seinen Feind zu schwächen. Doch hat er jene kurze Frist, in der sein Leben ohne Stürme war, durch manches Gute bezeichnet.

Verbrecherische Priester blieben damals ungestraft, denn nur ein Bischoff oder Abt konnte den Angeklagten verurtheilen. Da wurden die schändlichsten Laster durch leichtes Gefängniß oder kurze Unterbrechung der Amtsverrichtungen abgebüßt. Heinrich setzte weltliche Herren den Bischöffen als Richter an die Seite, und verbot, ohne deren Zustimmung, irgend eine Sache vor den päpstlichen Richterstuhl zu bringen. Freylich widersetzte sich die Geistlichkeit so kräftig sie vermogte; Heinrich aber konnte wohl bisweilen gute Verordnungen

gen erlassen, nur nicht mit Beharrlichkeit über deren Befolgung wachen, und doch ist diese Herrschertugend einem Fürsten unentbehrlicher als jene.

Ferner besuchte er die Städte am Rhein und an der Donau, saß in wichtigen Streithändeln selber zu Gericht, hob manche Mißbräuche, tilgte manche Spuren der innerlichen Kriege.

Papst Urban starb um diese Zeit. Bald folgte 1099
ihm auch der Gegenpapst Clemens, und in demselben Jahre Heinrichs Sohn Conrad, der so plötzlich zu Florenz hingerafft wurde, daß man Vergiftung argwöhnte. Andere wollen, es habe Reue und Gram an seinem Herzen genagt; denn nachdem durch ihn Mathilde und der Papst was sie gewünscht erreicht, vergaßen sie seiner oft, und er blieb allein mit seinem Gewissen.

Alle diese Todesfälle schienen des Kaisers Versöhnung mit der Kirche zu erleichtern. Der neue Papst, Pascal der Zweyte, zögerte klüglich, seine Gedanken und Entwürfe zu offenbaren, zumal da Conrads Tod ihn eines Schattenkönigs beraubte, den er gegen den Vater bewäffnen konnte. Daß Clemens von der Bühne abgetreten war, überhob den Kaiser mancher Rücksicht. Also schien die Bahn geebnet. Er berieth sich zu Mayuz mit Für- 1101
sten und Prälaten, verschiedene Meinungen kreuzten sich, es wurde nichts beschlossen. Gern wollte Heinrich mit dem Papste unter Bedingungen sich vergleichen, die seine Ehre und Würde nicht betasteten, doch eine Reise nach Italien verschieben, bis, auf einer gen Rom berufenen Kirchenversammlung, die päpstlichen Gesinnungen sich würden ausgesprochen haben. Allein mit unwilligem Erstaunen mußte 1102
er vernehmen, daß der Bannfluch dort erneuert worden. Dessen Wirkung war jedoch abhängig

von

von Eigennutz, Haß oder Gleichgültigkeit derer, die ihn geltend machen sollten; darum jetzt kein günstiger Augenblick für päpstliche Anmaßung, denn Viele waren dem Kaiser wieder zugewendet, Andere wenigstens des Bürgerkrieges müde, noch Andere ins gelobte Land gezogen, so blieb die Ruhe ungestört. Selbst der Papst, minder störrisch als Gregor, schien, aus Klugheit oder Furcht, seines Bannes schwache Wirkung nicht zu ahnden. Ein Beyspiel zeuge dafür, und sey zugleich ein Ehrendenkmal für einen wackern deutschen Mann.

Otto, ein armer Schwabe, doch von edler Geburt, lag den Wissenschaften ob, unterstützt von einem Bruder, der, die Waffen tragend, das Ersparte mit ihm theilte. Als auch diese Hülfe nicht mehr zureichte, und Otto armen Verwandten lästig zu fallen scheute, ging er nach Polen, weil er vernommen, daß gelehrte Männer dort selten. Er lernte die fremde Sprache, gab Unterricht in Wissenschaften, erwarb Ehre und Gut. Vieler Großen Geschäftsträger wurde er endlich auch dem Herzog bekannt und an dessen Hof gezogen. Als der verwitwete Fürst die zweyte Gemahlin führen wollte, schlug Otto ihm des Kaisers Schwester vor, und wurde selbst als Freywerber an Heinrich abgesandt. Auch hier gewannen Klugheit, Rechtlichkeit, Bescheidenheit ihm alle Herzen. Die Vermählung brachte er zu Stande, auch in der Folge manche, zwischen beyden Fürsten obwaltende, Unterhandlung. So stieg er in Beyder Zuneigung und Achtung. Heinrich erhielt von seinem Schwager, wiewohl nicht ohne Mühe, daß er den Günstling ihm abtrat. Otto wurde Heinrichs Kapellan und Kanzler, in welchem Amte er mit seinem Herrn die Provinzen gesegnet durchzog, denn

Er

Er war der Urheber alles Guten, was auf diesen Zügen dem Volke zu Theil wurde. Die meiste Klugheit bewies er in den Händeln zwischen Papst und Kaiser, indem er jederzeit Pflicht und Ehrerbietung gegen seinen Herrn mit der Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle zu verbinden wußte. Dieser Mann krönte seine Tugenden durch die höchste Uneigennützigkeit. Nie höher strebend, gnügte ihm an dem Bewußtseyn, Gutes zu stiften, und schon zwey Mal hatte der Kaiser vergebens ihn befördern wollen. Nun begab es sich, daß der Bischoff von Bamberg starb, dessen Kirche, dem Kaiser ergeben, Stab und Ring des Verstorbenen ihm zusandte, bittend um einen neuen Hirten. Da ergriff der Kaiser Otto's Hand, sprechend zu den Abgeordneten: „Hier ist Euer Herr, der Bischoff „zu Bamberg." — Sie erstaunten und erwiederten, (gewonnen durch manche Große, die nach dieser Würde trachteten,) „wir kennen weder seine „Geburt, noch seine Verdienste."

„Wohlan!" sprach der Kaiser, „ich bin sein „Vater, die Bambergische Kirche soll seine Mutter „seyn. Wir haben nicht leichtsinnig ihn erwählt, „sondern um seiner Verdienste willen; indem wir „Euch ihn überlassen, erleiden wir um Euretwillen „einen großen Verlust."

Otto, nicht weniger erstaunt als die Abgeordneten, warf sich zu des Kaisers Füßen, mit Thränen flehend, eine andere Wahl zu treffen. Da sprach Heinrich: „seht, das ist sein Ehrgeiz. „Zum dritten Mal verschmäht er, was ich ihm „biete. Ich habe das Bisthum Augsburg ihm geben wollen, dann Halberstadt; nun meine ich, „Gott habe für die Kirche zu Bamberg ihn aufgehoben."

Mit

Mit diesen Worten gab er den Hirtenstab in die Hand des Bescheidenen, und steckte den Ring an dessen Finger. Otto fügte sich, doch des Papstes Genehmigung bedingend. Und Pascal lobte ihn, bestätigte seine Wahl, trotz der vom gebannten Kaiser empfangenen Investitur.

Vielleicht war es eine Folge der Trennung Heinrichs von diesem Freunde, vielleicht auch eine Schwäche des herannahenden Alters, daß Er plötzlich sich entschloß, ja auf einem Hoftage zu Maynz in der Kirche verkünden ließ, er wolle seinem Sohne die Regierung abtreten und selbst nach Jerusalem wallfahrten. Fürsten, Adel und Volk gewann er durch diese Erklärung, Viele, weil an seiner Entsündigung der eigenen Gewissen Beruhigung hing; Andere, weil, unter eines Jünglings Regierung, ein neuer Schauplatz für ihren Ehrgeiz sich öffnete. Man rüstete sich von allen Seiten, um dem Kaiser, auf seinem Zuge ins Morgenland, ein würdiges Gefolge zu bilden. Aber neue Unruhen vereitelten den, vielleicht nur vorgespiegelten, Entwurf, denn überall glimmte noch das Feuer unter der Asche. Den Verwilderten war Ruhe lästig; Manche hatten durch innere Zwietracht gewonnen, Andere verloren, Jene wollten mehr, diese Ersatz. Der, an Heinrich haltende, Theil der Geistlichkeit hatte, durch des Gegenpapstes Tod, sein Haupt verloren, und neigte nun, halb aus Verlegenheit, sich zu Pascal. Auch war, selbst bey Redlichen, die mißbilligende Scheu vor Gregors anmaßlichen Grundsätzen nach und nach verschwunden, denn welchen Vortheil sie der Geistlichkeit gewährten, begriff nun Jeder, und Eigennutz pflegt auch Redliche zu bethören, wenn, ohne ihre Mitwirkung, sie fremder Verbrechen Frucht genie-

genießen können. Den Kirchen hatte Heinrich wenig mehr zu schenken, vielmehr begehrte er von ihnen bisweilen Gaben für seine Diener, darob, wie zu geschehen pflegt, manche alte Wohlthat schnell vergessen wurde.

So konnte nun ein leiser Hauch den glimmenden Brand wieder anfachen; und es geschah.

Zwischen dem Erzbischoff von Cöln und einem Grafen Friedrich von Westphalen bestand, seit mehrern Jahren schon, eine von den vielen Fehden, deren seichten Ursprung die Geschichte nicht kennt. Heinrich erklärte sich für den Prälaten, und ächtete den Grafen, der nun die Sachsen wieder aufzuwiegeln strebte, die immerfort, gleich dem gährenden Getränk im verschlossenen Gefäße, bey jedem Schütteln das Gefäß zersprengten. Durch Milde gelang damals dem Kaiser, die Sachsen, durch Großmuth, den Grafen zu entwaffnen. Er gewann das Volk, indem er Abgaben minderte, nur verdiente Männer zu Ehrenstellen erhob, allen Getreuen dankbar sich bewies. Allein, was er auf solche Weise in Sachsen gewann, verlor er eben dadurch in Bayern, wo Mißgunst, Eifersucht erwachten. „Jene Verräther," sprachen die Bayern, „jene Aufrührer, die nichts unversucht gelassen, „um deinen Thron zu stürzen, achtest du so hoch! „und uns, die stets Getreuen, setzest du hintenan?"

Die Mißvergnügten mehrten sich, ihr lautes Murren verbreitete sich; es fehlte nur ein Haupt, und es ward gefunden in Heinrichs eignem Sohne. Entsagung der Krone sollte nie ein Fürst erklären, so lange sein Entschluß noch widerruflich ist; denn solche Erklärung weckt Herrschbegier in dem bestimmten Nachfolger und allen dessen Anhängern, die sonst nie gewagt hätten, gesetzliche Schranken

zu durchbrechen. So lange noch der Thron in uns gewisser Ferne schimmerte, war dem jungen Heinrich der Gedanke fremd geblieben, daß er bey des Vaters Leben ihn besteigen könne; aber nun, da in der Kirche öffentlich verkündet worden, Er solle Herr seyn, nun schwebte plötzlich die reizende Macht so nahe vor seinen Augen, daß er den Blick nicht mehr von ihr zu wenden vermogte. In solcher Stimmung war es leicht, den Jüngling zu überreden, er solle trachten, mit dem Königstitel auch die Macht zu verbinden; dann wolle er, wie bisher, dem gebannten Kaiser gehorsam bleiben, so werde schon darum, auch nach seines Vaters Tode, der Papst ihm die Krone versagen. Freylich hatte er geschworen, aber dem Gebannten Wort zu halten, war keine Pflicht, wohl gar Sünde. Den
1105 letzten Zweifel hob der heilige Vater selbst, den Sohn ermahnend, in Empörung gegen seinen Vater zu beharren, als in einem, der Kirche und dem Gemeinwohl nützlichen, Unternehmen.

Als nun der Kaiser nach Sachsen zog, um ausgebrochene Unruhen zu dämpfen, entwich der Sohn plötzlich, zu den Mißvergnügten in Bayern, Franken und Schwaben sich gesellend. Der bestürzte Vater sandte vertraute Fürsten und Bischöffe ihm nach, um ihn zurück mit guten Worten zu seiner Pflicht zu führen, allein vergebens! Der Entartete schützte vor, ihm erlaube sein Gewissen länger nicht, mit einem Vater Gemeinschaft zu pflegen, den der Bann belaste. Umsonst erklärte der gebeugte Vater wiederholentlich, er sey bereit, sich mit der Kirche zu versöhnen unter jeder Bedingung, die von redlichen klugen Männern billig befunden würde. Schon stand der pflichtvergessene Sohn an der Spitze der Aufrührer, unterwarf sich

Sach-

Sachsen, wurde als König erkannt, verschwendete seines Vaters Güter, besoldete aus deren Einkünften, führte ein eignes Siegel, und hörte wohlgefällig zu, wenn seine Schranzen des alten Kaisers spotteten.

Auf einer von ihm berufenen Kirchenversammlung zu Nordhausen gesellte er zu der Hoffarth seines Verbrechens die Niederträchtigkeit der Verstellung, erschien in schlechter Kleidung, bezeigte Legaten und Bischöffen ehrerbietige Unterwerfung, erheuchelte sogar Thränen, und nahm Gott zum Zeugen, daß er nicht aus Herrschsucht nach der Krone trachte, vielmehr der Erste seinem Vater gehorchen wolle, sobald der heilige Peter ihn wieder zu Gnaden angenommen.

Dem Kaiser riethen Manche, sich mit dem Sohne zu vergleichen, etwa die Regierung mit ihm zu theilen, doch nimmer wollte der tiefgekränkte Vater in solche Erniedrigung willigen. Er sammelte die wenigen Getreuen; der Herzog von Böhmen verstärkte sein Heer. Deutschland wurde Zeuge eines blutschänderischen Kampfes, dessen Ausgang zweifelhaft blieb, wenn dem tückischen Sohne mißlang, die letzten Freunde dem Vater zu rauben, den Böhmer Fürsten und den Markgrafen Leopold von Oestreich. Der letztere verließ den Kaiser alsobald, da ihm der Prinz die Wittwe Friedrichs von Hohenstauffen, seine Schwester, als Gemahlin zusagte, aufs neue dadurch in des Vaters heiligste Rechte greifend. Länger widerstand der Böhmer Fürst, nicht einmal den Vorwurf achtend, daß er sich des Papstes Feind beweise. Als aber die Fürstin gewonnen war, die allzugeliebte Gattin, so gab endlich auch Er den Unglücklichen seinem Schicksal preis.

Von Kummer genagt, floh Heinrich an den Rhein, während der Prinz, ihn verhöhnend, in Oestreich die Vermählung der Schwester, Heinrichs Tochter, lustig feyerte, auf seines Vaters Kosten fast verschwenderisch den Freygebigen spielte, dann, um das Verschwendete zu ersetzen, des Vaters Schatz in Speyer plünderte.

In solcher Bedrängniß wagte der Kaiser noch einen Versuch, ohne Vermittelung der Bischöffe durch ein freundliches Schreiben den Papst zu versöhnen, und, als der ihn keiner milden Antwort würdigte, raffte er die letzten Kräfte zusammen, wollte einen, nach Maynz vom Sohne ausgeschriebenen, großen Reichstag hindern, oder durch die Waffen dort seine Rechte geltend machen.

Die Geschichte läßt unberührt, auf welche Weise es ihm noch gelungen, ein Heer auszurüsten, stark genug, den Aufrührern Furcht einzuflößen. Der Ausgang mogte zweifelhaft scheinen, der Prinz nicht ohne Grund befürchten, des unglücklichen Greises Gegenwart zu Maynz werde durch Mitleid Herzen gewinnen; flugs erlaubte er sich das Schändlichste, Verrath auf das leicht zu täuschende Vaterherz bauend. Unbewehrt ging er nach Coblenz, warf sich weinend zu des Kaisers Füßen, schob alle seine Verbrechen auf böse Rathgeber, flehte schluchzend um Vergebung, und gelobte Unterwürfigkeit, nur möge Heinrich mit dem Papste sich versöhnen. Mit Güte nahm der Betrogene den Reuigen auf, und berief sich auf den Ausspruch der Versammlung zu Maynz, wohin Vater und Sohn die Reise fröhlich antraten.

Unterweges schien der Prinz um des Kaisers Sicherheit besorgt, da zu Maynz dessen Feinde zahlreich wären; darum rieth er gleisnerisch, vorläufig

läufig zu Bingen seiner Botschaft zu harren. Den Kaiser, nicht den Vater, mag der Vorwurf treffen, daß er sich täuschen ließ. Kaum hatte er, mit wenigen Begleitern, den Fuß in die Burg gesetzt, als die Pforten hinter ihm sich schlossen, und der Verräther jubelnd nach Maynz eilte, wo jeder Rechtliche kaum den Abscheu vor solcher Unthat verbergen konnte, während Heinrichs Feinde, welchen sie nützte, durch nothwendige Staatsklugheit sie bemäntelten. Was auch Heinrich als Mensch in seinem Leben verschuldet hatte, in dem Augenblicke, als die Binger Pforte hinter ihm rasselte, war es gebüßt.

Auf dem, jetzt ungehinderten, Reichstage zu Maynz wurde Heinrich abermals entsetzt, und 1106
die wenigen, deren Rechtlichkeit Beystimmung versagte, mußten endlich der drohenden Menge weichen. Verschieden wird erzählt, was nun geschah. Es heißt, man habe den alten Kaiser nach Ingelheim gebracht; dort sey er, von abgeordneten Fürsten, überredet worden, die Reichskleinodien gutwillig auszuliefern. Doch andere, nicht minder glaubwürdige, Erzähler wollen, Heinrich habe seiner Würde nichts vergeben, sich vielmehr in kaiserlichem Schmuck den Abgeordneten dargestellt, sie warnend, ihre Hände nicht an den Gesalbten des Herrn zu legen. Als darauf die Erzbischöffe von Maynz und Cöln ihm geantwortet: durch Verbrechen, vor allen durch Simonie, habe er längst die Unverletzlichkeit verwirkt, da sey von ihm rasch gefragt worden: „Ihr Erzbischöffe, die ich selbst „ernannt und belehnt, habe ich je etwas von Euch „dafür begehrt?" — Sie mußten es verneinen. „Nun" fuhr er fort, „so könnt Ihr wenigstens, „was Ihr jetzt beginnt, vor Euren Gewissen nicht

ver-

„verantworten. Hört zuvor meine Rechtfertigung.“ Sie aber haben Krone und Purpur ihm mit Gewalt entrissen, und vergebens habe er darauf bestanden, zu Mainz in Person gehört zu werden.

Man fürchtete, zu seinen Gunsten, Aufstand der Bürger, die ihn liebten. Man hielt ihn streng bewacht, und gab ihm kaum so viel, daß er den Hunger stillen konnte. Endlich wird auch versichert, es sey der unnatürliche Sohn selbst nach Ingelheim gegangen, dort so frech gewesen, dem betrogenen Vater unter die Augen zu treten, und durch Drohungen ihn zu ängstigen, bis er, sich schuldig bekennend, die Reichskleinodien ausgeliefert habe. Gräßlich! doch nicht unwahrscheinlich, nach allem was vorher gegangen.

Wenigstens meinte der Gemißhandelte, nachdem er Alles geopfert, dürfe des Bannes Lösung ihm länger nicht verweigert werden; allein der Legat erklärte, das stehe nur dem Papste zu. Diesen beschickte der neue König durch eine demüthige Gesandtschaft, lud ihn sogar nach Deutschland, eiferte gegen die Abtrünnigen der Kirche, und ließ geschehen, daß hier und da die Leichname der, seinem Vater zugethan gewesenen, Bischöffe ausgegraben, gemißhandelt wurden. Man will, der alte Heinrich, in seiner Noth, habe nur ein Chorherr zu Speyer werden wollen, einer Kirche, deren Bau er selbst vollendet — und auch das sey ihm versagt worden!

Doch seine Wächter waren mitleidiger als der Sohn, den er gezeugt, die Fürsten und Prälaten, die er geschaffen; sie ließen aus der Haft ihn entrinnen. Glücklich erreichte er Cöln, wo die Bürger ihn, trotz ihrem Erzbischoff, als den wahren Herrn und Kaiser ehrerbietig aufnahmen, und

sein Haus, der Würde gemäß, versorgten. Auch hatte er noch zwey Freunde, auf die er bauen durfte, den Bischoff Otbert von Lüttich und den Herzog von Niederlothringen. Zu diesen wandte er sich, und fand gleiche Aufnahme, wie zu Cöln. Da jedoch beyden die Macht gebrach, seine Rechte mit dem Schwerte wieder zu erkämpfen, so klagte er durch die Feder seine Leiden den Königen von Frankreich, England und Dänemark, ja er gab, wie Väter pflegen, nicht einmal die Hoffnung auf, durch einen rührenden Brief im verworfenen Sohne Reue zu erwecken.

„Will Gott" so schrieb er ihm, „um meiner „Sünden willen mich verstoßen, so dürftest du doch „nicht zum Werkzeug meiner Strafe dich herleihen. „Unter Heiden wird solch' Laster verabscheut, du aber „bist ein Christ. Nur deiner Jugend kann ich ver„zeihen. Kehre wieder!"

Nichts bewegte den Verstockten. Mit gewaffneter Hand wollte er seinen Vater auch aus Lüttich vertreiben; doch seine Reiter wurden dort geschlagen, und Er, nach Cöln ziehend, erfuhr die Beschimpfung, daß treue Bürger dem untreuen Sohne die Thore verschlossen. Nicht einmal durch Belagerung konnte er die Stadt gewinnen, denn Kinder und Greise vereinten sich mit den bewaffneten Vertheidigern, gossen geschmolzenes Pech und brennenden Schwefel so unablässig auf die Belagerer, daß bald keiner mehr den Mauern sich zu nähern wagte. Der verhöhnte Prinz war gezwungen, die Belagerung aufzuheben, während des Kaisers Freunde ein muthiges, wenn auch nicht zahlreiches, Heer sammelten, an dessen Spitze Heinrich trat, und, so gerüstet, ein neues Ermahnungsschreiben an die Großen des Reichs erließ.

Es wurde im Lager vor Cöln öffentlich verlesen. Wohl mehr seine Rüstung als die oft wiederholten Gründe, bewirkten die mildere Antwort: „man sey bereit, zu einer Versammlung ihm sicheres Geleit zu verwilligen, doch müsse er unbewaffnet erscheinen.“ — „Gern,“ sprach der Kaiser, „wenn auch Ihr die Waffen niederlegt.“ — Das wurde von Vielen billig befunden, allein die Mehrzahl antwortete durch Schmähungen, die im ersten Augenblicke den Kaiser so erhitzten, daß er die Wortführer verhaften ließ, bald aber sanftmüthig sie wiederum befreyte, die unziemlichen Reden keiner Antwort würdigte, nur das billige Begehren wiederholend, von beyden Theilen unbewaffnet der friedlichen Versammlung beyzuwohnen. Doch seiner Feinde Tücke wollte nur Zeit gewinnen, dann mit verstärkten Scharen ihm entgegen rücken, sein Verderben vollenden. Der Tod kam ihnen zuvor. Heinrich, den der Kummer längst zum Greise gemacht, ob schon er kaum fünf und
1106 funfzig Jahre zählte, starb unerwartet, und noch im Grabe verfolgte ihn der unnatürliche Sohn. Denn der Bischoff zu Lüttich, der seinem Freunde ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten, erfuhr des Königs Ungnade, der Leichnam mußte, wieder ausgegraben, nach Speyer geführt werden, und selbst in diesem, von Heinrich erbauten, Tempel fand sein Körper keine Ruhestätte, lag unbegraben fünf Jahre lang in einem Gewölbe, bis endlich des Bannes Lösung erfolgte, und dann erst der Sohn des schwerbeleidigten Vaters Geist durch eine Bestattung zu versöhnen wähnte, wie so köstlich sie noch nie einem Kaiser zu Theil geworden.

Wenn eines Fürsten eignes Unglück für das von ihm Gestiftete büßen, wenn sein Tod mit seinem

nem Leben aussöhnen könnte, so dürfte die Geschichte Heinrich dem Vierten verzeihen. Doch der König ist seinem Volke ein höheres Wesen, und die Geschichte darf zum Richter das Herz nicht bestellen. Ein Bösewicht auf dem Throne gebiert dem Volke weniger Unheil, als ein charakterloser Mann. Einzelne wird Jener drücken, doch, um seines eignen Vortheils willen, den des Ganzen nicht mit Füßen treten. Dieser hingegen, des Zufalls und der Laune Spiel, jedem schnellen Eindruck hingegeben, wird Einzelne beglücken, das Ganze verwirren. Mit trefflichen Anlagen war Heinrich geboren, mit diesen starb er auch, sie blieben unausgebildet. Als Knabe aus Einer Hand in die Andere geworfen, stets unter Obhut solcher, die weniger darum sich kümmerten, wie Er einst regieren werde, als wie sie jetzt regieren wollten, hatte Heinrich zwischen Psalmensingen und ritterlichen Uebungen die Zeit theilen müssen; in beyden Künsten war er Meister; kein Priester an seinem Hofe psalmodirte besser als Er; kein Ritter führte Schwert und Lanze mit mehr Gewandtheit und Stärke. Aber Menschenkenntniß, und, was noch wichtiger, Kenntniß seiner selbst, blieben ihm fremd. Sein Herz vertraute jedem, auch nachdem er schon so oft betrogen worden. Zum Glück für ihn und das Reich besaß er von Natur, nicht aus Beobachtung, die Gabe, fremdes Verdienst zu ahnen, und, Gefallen daran findend, die Besitzer an sich zu fesseln. Was Gutes er verrichtet, geschah durch solche; er trug den herzlichen Willen nur bey. In begünstigten Zeiten ist solch' ein Wille hinreichend, einen Fürsten zu verewigen; wenn aber, wie damals, die Männer selten sind, die weiter nichts begehren als Erlaubniß, in des Fürsten

sten Namen zu beglücken, so kann das Gute stückweis nur geschehen. Daß Heinrich es nicht hindern wollte, (und möchte jeder Fürst es nur nicht hindern wollen, so wurde es bald, wie ein Frühlingsteppich, die Welt überziehn,) das beweisen die Städte, die bis an seinen Tod stets treulich an ihm hingen, weniger um erzeigter Wohlthaten willen, als weil er ihren Wachsthum nur nicht hemmte. Ja, der Städte Flor und Treue mögen für ihn zeugen, daß er, in ruhigen Zeiten, Liebe im Leben, Segen im Tode, vielleicht erworben hätte. Die Welt in ihren Mauern war ganz verschieden von der Außenwelt, mit der sie ungern in Berührung standen. Ihre Kräfte wirkten in demselben Kreise, in dem sie sich entwickelt hatten, Ein Mittelpunct vereinte und verstärkte sie. Der Fürst, das erkennend, wurde Wohlthäter, wenn er Zuschauer blieb. Der Außenhändel sich ganz entschlagen, konnten die Städte freylich nicht, doch blieb ihr Antheil stets erzwungen, die Sache ihnen fremd genug, um in ihr Urtheil keine Leidenschaft zu mischen. Daher die höhere Rechtlichkeit, mit der sie furchtlos handelten, es mogten Waffen oder Bannflüche sie bedrohen.

Wehe dem Volke, spricht die Bibel, dessen Fürst ein Kind ist! und doch ist oft der Fürsten Minderjährigkeit unter weisen Vormündern eines Landes glücklichste Zeit. Aber zwiefach wehe dem Volke, dessen Fürst ein Jüngling ist, wenn er seine Leidenschaften nicht bemeistern lernte. Hätte Heinrich im Alter den Thron bestiegen, vielleicht hätte er vorwurfsfrey ihn mit dem Grabe vertauscht. Wollust und kranke Reizbarkeit des Ehrgefühls waren die bösen Geister, die in seiner Jugend ihn, und durch ihn die Welt peinigten.

Kein

Kein schönes Weib wandelte sicher vor seinen Nachstellungen. Befriedigung der Lüste erkauft ein Fürst nur mit der öffentlichen Achtung, und wehe, wenn er diese verlor, denn sie ist die Seele in jedem Hirn, das für ihn denken, das Mark in jedem Arm, der für ihn fechten soll. Dennoch hat sein Hang zur Wollust in jener rohen Zeit ihm weniger geschadet, als seines Ehrgeizes kranke Empfindlichkeit, die in jeder Vorstellung nur den Widerspruch, nicht die Gründe vernahm; die das Gerechte versagte, sobald es scheinen mogte, er habe es nicht freywillig zugestanden; die Wort und Schwur widerrief, und immer nur das Recht in Gnade verwandeln wollte. Sein unseliges Vorurtheil gegen die Sachsen, die anfangs doch nur das Billige wollten und baten; sein trotziges Beharren, sie durch Gewalt zu unterjochen, flossen allein aus dieser, durch den Bremer Erzbischoff noch mehr vergifteten, Quelle, und ein ganzes, mit Leiden erfülltes Leben war dessen Folge; denn nimmer hätte Gregor gewagt, den, mit seinem Volke einigen, Fürsten so hoffärthig anzutasten.

Die Beschuldigung der Habsucht, durch Verkauf der Pfründen offenbart, ist unerwiesen stets geblieben. Was während seiner Minderjährigkeit geschehen, kann ihm zum Vorwurf nicht gereichen. In spätern Fällen, wo der Vorwurf erweislich schien, hat er stets auf sein Ehrenwort betheuert, daß er für seine Person nichts gefordert, nichts erhalten, doch für seine Räthe nicht haften könne. Freylich auch ein falscher Grundsatz, denn welchen Bürgen hat das Volk für die Redlichkeit der Räthe, wo nicht den Fürsten?

Im letzten Zeitraum seiner Regierung hatten Erfahrung und Alter ihn weiser und milder gemacht,

macht, allein zu spät! Vertrauen und Achtung, Einmal verloren, sind unwiederbringlich. Nur die nächsten Freunde seines Alters, täglich Zeugen seiner kleinsten Handlungen, kennten und mußten ihn wieder lieben. Er speiste oft die Armen an seiner Tafel; er pflegte selbst die Kranken, auch die, von welchen Ekel sonst zurückscheucht. Auf jedem seiner Meyerhöfe unterhielt er ein Siechenhaus, und ließ von jedem Gestorbenen sich Bericht erstatten. Eine höhere Tugend übte er noch durch Großmuth gegen Feinde, wofern sie nur die Eitelkeit seines Ehrgeizes nicht berührten, denn leichter verzieh er einen Mordanschlag gegen sein Leben. Wie manche Fürsten, die ihn hart beleidigt, nahm er gnädig auf, sobald sie unterwürfig vor ihm erschienen. Sogar Meuchelmörder, die, ertappt, ihren bösen Vorsatz bekannten, entließ er einst ungestraft.

Man füge zu diesen Eigenschaften noch den Vorzug einer hehren Gestalt, einer Tapferkeit, die in zwey und sechzig Schlachten und Gefechten fast immer gesiegt hatte; ferner, das Schauspiel seiner Standhaftigkeit im Unglücke, seiner Verfolgung durch eigne Kinder; endlich seines Todes, den er gelassen litt, dessen Annäherung fühlend Ring und Schwert dem feindlich gewaffneten Sohne übersandte, und im letzten Augenblicke ihm christlich verzieh — was Wunder, daß er im Volke der um ihn Trauernden Viele hinterließ?

15.

Heinrich der Fünfte.

Auf dem väterlichen Throne saß nun Heinrich der Fünfte mit unerschüttertem Gewissen; auch nicht eines Blitzstrahls achtend, der, seinen Schild zerschmetternd, ihn selbst so hart am Fuße streifte, daß er zeitlebens eine Beschwerde trug. Achtzehn Jahre hat er regiert, deren sechzehn immer noch der unsinnige Streit wegen der Investitur füllte. Vergebens wurden Gesandte hin und her geschickt, und Concilien gehalten; hartnäckig beharrte die römische Kirche auf dem Verbot, daß kein Geistlicher die Lehn von einem weltlichen empfangen solle, während Heinrich eben so halsstarrig auf dem Rechte bestand, wegen zeitlicher Besitzungen auch Priester förmlich zu belehnen.

Diesmal war dem Papste redlich an Beylegung des Zwistes gelegen, denn er fiel auf ein treffliches Mittel zu Erreichung dieses frommen Zweckes: die Kirchen sollten zurückgeben, was sie an Gütern von den Kaisern empfangen, sich begnügen mit dem Zehnten und dem Ertrag frommer Schenkungen. Weise fügte er hinzu: „ist nicht ohnehin „geboten durch göttliche und Kirchengesetze, daß „Geistliche sich mit weltlichen Dingen nicht befassen sollen? müssen Bischöffe und Aebte nicht, „um eben solcher Güter willen, Hofgeschäfte verwalten, Kriegsdienste leisten? und werden dadurch in Sünden verwickelt! Wohlan, so nehmt „Alles zurück, was von Euch uns abhängig macht, „und entsagt hingegen dem Rechte der Investitur.“

Das

Das war Heinrich wohl zufrieden, und schien ihm eine erwünschte Gelegenheit, die Kaiserliche Macht durch so ansehnliche Vermehrung ihrer Hülfsquellen wieder empor zu heben. Er zog
1111 gen Rom, die Kaiserkrone unter solcher Bedingung zu empfangen. Allein die Fürsten sammt den Bischöffen widersprachen laut, Jene aus Furcht vor Anwachs Kaiserlicher Macht, diese aus Eigennutz. Der verzögerte der schüchtern gewordene Papst die Krönung. Der kecke Heinrich ließ ihn gefangen nehmen. Rom gerieth darob in Aufruhr; Viele, durch die Stadt zerstreute, Deutsche wurden ermordet. Pascal traf einen Vergleich mit dem Kaiser. Frey sollten die Bischoffswahlen seyn, doch vor der Weihe die Gewählten durch Ring und Stab von ihm sich investiren lassen. Hierauf erfolgte die Krönung. Befriedigt zog der Kaiser heim. Aber Pascal, von der Priesterschaft gedrängt, widerrief Alles, und, obgleich er selbst nicht wagte, den Bannfluch gegen Heinrich auszusprechen, weil er ausdrücklich ihm gelobt, das Vergangene nicht zu ahnden, so ließ er doch geschehen, daß mehrere Bischöffe auf solche Weise ihren Eifer zu Tage legten, und dadurch in Deutschland mancherley Wirrwar veranlaßten.

1118 Da erschien der Kaiser noch ein Mal drohend in Welschland. Pascal entfloh und starb. Jetzt wollte Heinrich die alten Kaiserrechte auf die Papstwahl wieder geltend machen, und als, ohne ihn zu fragen, Gelasius der Zweyte den heiligen Stuhl bestieg, verjagte er auch diesen. Die unterthänigen Römer wählten Gregor den Achten, dem, nach bald erfolgtem Tode des Gelasius, die mit entflohenen Kardinäle Callixt den Zweyten entgegen stellten, mit welchem der

Kai-

Kaiser in persönlicher Zusammenkunft den Streit zu schlichten vermeinte. Es zerschlug sich, denn man wollte, Heinrich solle als ein Büßender barfuß erscheinen. Calixt schleuderte seinen Bannfluch auf ihn und den Gegenpapst. Oft mag, bey ähnlichem Schicksal, Erinnerung an des Vaters Leiden sich dem Sohne aufgedrungen haben, samt der beschämenden Wahrheit, daß er nun dasselbe thue, was er Jenem vorgeworfen, und wodurch er seinen Abfall damals bemänteln wollen.

Von beyden Theilen wurde endlich mit Ernst nach Frieden getrachtet, von beyden Theilen nur der Wunsch gehegt, den Streit mit Anstand zu beendigen, wenn auch dadurch der erste Gesichtspunct gänzlich den Augen entrückt werden sollte. Schlaue Vermittler schlugen vor, der Kaiser möge investiren, nur nicht durch Ring und Stab, sondern durch den Scepter. So wurde es beliebt und 1122
zu Worms besiegelt; darauf vom päpstlichen Legaten der Friedenskuß gegeben, das Abendmahl gereicht. Also hatte Zwietracht viele Jahre lang das Reich zerrüttet, damit endlich entschieden würde, ob das Holz, dessen ein investirender Kaiser sich bediene, zwey oder sechs Fuß lang seyn dürfe. Solche Maus gebar der Berg.–

Was Heinrich der Fünfte sonst vollbracht; wie er den Herzog von Lothringen, seines Vaters treuen Freund, verfolgt und entsetzt; den Grafen von Flandern gedemüthigt, den König von Ungarn kraftlos unterstützt; innern Zwist der Böhmen schlichten helfen; mit den, nach Unabhängigkeit strebenden, Polen um rückständigen Tribut gekämpft; wie Gräfin Mathilde den Lehnseid ihm geschworen, und er, nach ihrem Tode, die ganze Erbschaft in Besitz genommen, ohne zu unterscheiden,

den, was sie zu Lehn getragen, oder als ihr Eigenthum der Kirche längst vermacht; wie er in den holländischen Morästen eine Fehde des Utrechter Bischoffs ausfechten, endlich auch für England gegen Frankreich kämpfen wollen: Alles das, für Deutschland Folgenlos, bedarf keiner ausführlichen Darstellung. In alle diesem glich Heinrich dem Gärtner, der seinen Garten verwildern läßt, um auf den Feldern seiner Nachbarn zu jäten oder zu ernten.

Aber den Kaiserlichen Schatz zu mehren, dadurch dem Oberhaupte des Reichs die alte Macht wieder zu gewinnen, war sein rühmliches Bestreben, auf daß er nicht der Kaiserlichen Würde Kränkung oft ungerochen erdulden müsse. Ein rechtmäßiges Mittel, dieses zu bewirken, war Einziehung ausgestorbener Lehne. Allein die Fürsten hegten vom Besitz ihrer Lehnsgüter schon andere Begriffe. Sobald geduldet wurde, sie auf Söhne zu vererben, war die Folge unausbleiblich. Der Enkel oder Urenkel gedachte nicht mehr der Verpflichtung seines Ahnherrn, vermeinend, was der Vater ihm hinterlassen, besitze er nicht aus Kaiserlicher Gnade, sondern durch Erbrecht. Dem Reiche wollten die Fürsten verbunden, dem Kaiser nicht unterthan seyn, nur als einem selbstgewählten Oberhaupte den Ehrenplatz ihm zuerkennen: dem Reiche schwören, ihre Macht nicht zu dessen Nachtheil zu mißbrauchen, sonst aber unumschränkte Herren ihrer Staaten bleiben. Je länger ein Geschlecht in einem Lande regierte, je tiefer wurzelte dieser Begriff; so tief, daß endlich, bey dessen Aussterben, auch entfernte Verwandte trotzig auf ihr Erbrecht sich beriefen. Nun begab es sich, daß Graf Ulrich von Weimar ohne Erben starb.

Hein-

Heinrich zog die Länder an sich. Da trat ein rheinischer Pfalzgraf Siegfried auf, und wollte Erbe seyn, weil seine Mutter eine Weimarische Gräfin gewesen. Die Großen in Sachsen und Thüringen, sich wohl bewußt, auf wie manches ihrer Länder einst der Kaiser mit gleichem Rechte Anspruch machen könne, ergriffen die Partey des Pfalzgrafen; auch Maynz und Cöln. Abermals innerer Krieg.

Ob nun gleich dessen Urheber, Siegfried, bald im Treffen blieb, so war die Flamme drum noch nicht gelöscht. Heinrichs Fahnen blieb das Glück nicht immer treu. Die Empörer luden sogar den päpstlichen Legaten aus Ungarn ein, daß er, was früher zu Rom geschehen, dem Volke erzählen, und den Kaiser in den Bann thun sollte. Heinrich zog nach Maynz, um die Seele dieses Bundes, den undankbaren Erzbischoff, zu züchtigen, der lange als Kanzler sein Vertrauen genossen, mißbraucht, endlich die jetzige Würde erschlichen hatte. Adalbert (so hieß er) wollte flüchten, wurde vom Kaiser überrascht und in den Kerker geworfen. Cöln belagerte Heinrich vergebens, ließ aber rings umher das Land durch Feuer und Schwert verwüsten.

Im folgenden Jahre verlor er eine Schlacht, 1115
wurde zu Goslar vom Legaten in den Bann gethan, zog sich nach Maynz zurück, und wäre fast ein Opfer eines Volksaufstandes geworden, der des gefangenen Erzbischoffs Befreyung ertrotzte. Damals hatte Nemesis den verbrecherischen Sohn ganz in die Lage des gemißhandelten Vaters versetzt. Fast alle Fürsten hatten ihn verlassen, nur Eines Treue blieb unwandelbar. Es ist abermals ein Schwabe, Friedrich von Hohenstauffen, dem die deutsche Nachwelt hier ein Ehrendenkmal errichten muß. Durch seine Mutter, Heinrichs Schwester, war er dessen

leiblicher Vetter, ein kluger, kräftiger, ehrliebender, freygebiger Mann, der, was seinem Schwerte widerstand, durch freundliche Milde und Rechtlichkeit besiegte. Auf ihm baute Heinrich, wenn er nach Welschland zog, des Reiches Sicherheit und Ruhe; nimmer täuschte Friedrich sein Vertrauen. Vor Allen die Provinzen am Rheine, den Kern der Kaiserlichen Macht, suchte er im Gehorsam zu erhalten, darum so viele Schlösser bauend, daß man von ihm zu sagen pflegte: er schleppe jederzeit am Schweife seines Rosses eine Burg nach sich.

Der führte nun die Waffen gegen Maonz mit Nachdruck. Ihn unterstützte nicht minder kräftig sein Bruder Conrad, den Heinrich, statt eines abtrünnigen Bischoffs von Würzburg, zum Herzog der Franken ernannte.

1216 Aber als der Kaiser in Italien war, mehrten seine Feinde sich von allen Seiten. Die tapfern Hohenstauffen konnten sich der Menge kaum noch erwehren. Die Bischöffe hielten Concilien, die Fürsten Zusammenkünfte; man ging sogar damit um, ihn abzusetzen; da eilte er aus Italien zurück, doch seine Ankunft schlug der Verbündeten Muth nicht nieder. Sie waren keck genug, ihm durch Abgeordnete zwey Fragen vorzulegen, deren Beantwortung ihre Maßregeln bestimmen sollte: „Erkennst „du Calixt den Zweyten für einen Papst? willst „du die Güter und Lehne zurückgeben, deren du „dich bemächtigt hast?"

Der Kaiser, von dem Auftrag unterrichtet, ließ die Abgeordneten nicht vor sich. Die Schwerter blitzten. Hohenstauffen, an der Spitze eines kleinen Heeres, schlug mit großer Tapferkeit sich durch den Feind, und der Kaiser stieg vom Rosse, mit zärtlicher Umarmung den Getreuen zu empfangen.

Nach

Nach manchen blutigen Gefechten wurde endlich ein Reichstag zu Tribur beliebt, wo Erschöpfung beyder Theile den Frieden vorschrieb. Was die Kaiserliche Schatzkammer unbestritten vormals besessen, solle ihr verbleiben, gleichwie den Gegnern das unrechtmäßig Entzogene. Daß hiezu auch das Weimarische Lehn gerechnet werden müsse, war ohne Zweifel einbedungen, weil Heinrich es zurück den Erben Siegfrieds gab. Und also blieben die Fürsten Sieger.

Kaum aber hatte sich Asche auf den Kohlen gesammelt, als der Mayntzer Erzbischoff die Sachsen wieder aufwiegelte, an den Bann erinnernd, der den Kaiser drücke, worauf die leicht Empörten ihm aufs neue trotzten, ohne des Kaisers Belehnung ihre Bischöffe wählen und weihen ließen. Gährende Völker schnell beruhigen, ist weise, auch wenn es Opfer heischt. Immer bleibt es Gewinn, an den verführerischen Zustand sie nicht zu gewöhnen; denn Aufruhr gleicht dem Kampfe, der, vernachlässigt, endlich aus Gewohnheit fortwährt. So hatte schon in Sachsen ein neues Geschlecht den bösen Willen gegen des Reiches Oberhaupt eingesogen, und gierig wurde jeder Vorwand, ihm zu widerstehen, ergriffen. Heinrich zückte aufs neue das Schwert, und beyde Heere standen schlagfertig schon einander gegenüber, als noch Eine vermittelnde Zusammenkunft verwilligt wurde, nach welcher zwölf Schiedsrichter die Händel schlichten sollten. Das geschah zu Würzburg, wo ein Landefriede festgestellt, und dessen Störer mit Lebensstrafe bedroht wurde. Ueber das Geistliche möge der Papst richten, dessen Legaten nachher zu Worms mit Heinrich die obermähnte Uebereinkunft trafen. 1122

Doch einer gänzlichen Ruhe im Reiche hatte er nie sich zu erfreuen; stets brach hier und da ein Flämmgen wieder aus, wie auf einer großen Feuerstätte, lange nach dem Brande, zu geschehen pflegt, und, als die Schwerter ruhten, kam die
1124 Pest mit ihrer scharfen Sense, auch ihn wegraffend, nachdem er achtzehn Jahre lang seines Vaters, von ihm selbst getadelte, Regierung wiederholt hatte. Kampf gegen Papst und Unterthanen war sein Königsleben.

Können, nach dem Zeugniß der Geschichte, manche große Eigenschaften ihm, dem Fürsten, nicht abgesprochen werden, so hat der unnatürliche Sohn doch sie Alle in schwarzen Schatten gestellt. Wer dem Vater nicht Sohn bleibt, kann dem Volke nicht Vater seyn. Daß er Gerechtigkeit lässig gehandhabt, wirft man ihm vor; auch Schätze häufenden Geiz, der ihn verleitet, arm zu leben um reich zu sterben. Man schreibt sogar den ersten Entwurf allgemeiner Auflagen durch das ganze Reich ihm zu. — Eines englischen Königs Tochter war seine Gemahlin, doch seine Ehe blieb kinderlos.

Stände.

So war nun wieder ein Jahrhundert, mit ihm ein Königsstamm, vorüber gegangen, ohne ein gemeinliches Volksglück den Deutschen zu hinterlassen. Kampf der Kaiser gegen die Päpste, Kampf der Fürsten gegen die Kaiser, um zu entscheiden, wem das Recht zustehe, das Volk durch den Krummstab zu beherrschen, oder die deutschen Ameisenhaufen mit gepanzerten Füßen zu zertreten. Ein Kaiser, den Thron besteigend, nahm gleichsam eine Burg in Besitz, die er sein Leben lang gegen alle Fürsten vertheidigen mußte, weil Jeder für seines Lebens Zweck hielt, wenigstens Einen Stein von die-

dieser Burg heim zu tragen, bis sie ganz in Trümmern liege. Wollte der Kaiser Mitvertheidiger sich erwerben, so konnte es wiederum nur geschehn, indem er einen Theil von dem verschenkte, was vertheidigt werden sollte. Fühlte er bisweilen sich stark genug, Angreifer zu werden, so mogte er wohl in kurzen Zwischenräumen das Verschenkte und Entrissene mit Gewalt zurückholen, aber nur, um bald von einem Andern aufs neue erbettelt oder geraubt zu werden. Wie konnten in diesem ewigen Wechselfieber die Kaiser dem Glück des Volks Gedanken widmen? — War doch ihre ganze Regierung nur Ein Krieg, und wer achtet im Kriege das Volk?

Schon damals, wie noch heute, galt der schändliche Grundsatz: im Kriege sey Alles erlaubt, wodurch der Mensch freywillig zum reißenden Thiere sich herabwürdigt. Warlich! das ist des Menschen tiefste Verworfenheit, daß er die höchste Ehre auf gelungene Kriegsthaten, und diese wiederum auf die Vergünstigung baut, das Sittengesetz eine Weile mit Füßen zu treten. Ein scheuslicher Kreis von Begriffen, in den der Krieger sich bannt!

Wenn aber auch bisweilen kurze Ruhe den Stürmen folgte, was vermogten die Kaiser auf Volksglück zu wirken? — Es glichen Deutschlands Fürstenthümer den Gütern in solchen Ländern, wo noch Leibeigenschaft herrscht. Wohl mag der Monarch in allgemeinen Gesetzen Schonung gebieten, doch Befolgung dieser Gesetze bleibt dem Sklavenbesitzer anheim gestellt, der, je nachdem sein Gemüth ihn leitet, grausam oder milde verfährt; den, vor den Richterstuhl zu ziehen, der Rache fürchtende selten wagt; nur still seufzend, daß er heute diesem, morgen jenem Herrn, wie sich

selbst

selbst angehört, nie für die Zukunft sorgen darf, weil sie auf dem Sande der Herren-Laune, nicht auf der Gesetze Grundsteine ruht. Ohne Zweifel gab es einzelne deutsche Fürsten, die ein Herz für ihre Unterthanen hatten, doch gewiß keinen, der das Schaffen ihres Glücks für seiner Tage Zweck gehalten hätte. Krieg war seit früher Jugend Jedem Gewohnheit. Was die körperliche Kraft entwickelt, zugleich die Seele bunt beschäftigt, die Leidenschaften in Bewegung setzt, und doch des Geistes Trägheit schmeichelt, Alles das vermag den Menschen so zu fesseln, daß er sein Leben lang nichts anders treiben mögte. Darum bleiben Jagd und Krieg stets der Männer liebster Zeitvertreib. Thiere oder Menschen erlegen gilt am Ende ihnen gleich. Das ist langer Kriege schlimmste Folge, daß im Frieden Langeweile die an Krieg verwöhnten Fürsten oder Völker oft zu dessen Erneuerung treibt. Die still beglückenden Geschäfte gnügen nicht mehr, das langsam reifende Gute bewegt nicht stark genug, schüttelt das Blut nicht durch einander, reizt die Leidenschaften nicht, fordert hingegen Geistesthätigkeit, wohl gar Anstrengung, die dem Menschen, der nur ein gezähmtes Thier ist, stets verhaßt war, und nur durch lange Uebung ihm lieb, ja unentbehrlich werden kann. Darum so selten ein kriegerischer Fürst sein Land beglückt. Ihm ist ein Leben ohne Krieg was dem verwöhnten Gaumen eine Speise ohne Gewürz. Ewige Fehden zerwühlten Deutschland; hier stemmten Fürsten und bewaffnete Prälaten sich gegen den Kaiser, dort stritten sie unter sich, einander wechselsweise von Land und Leuten jagend. Bald lernten das böse Spiel auch die kleinern Herren, und, während ihre Fürsten in der Ferne um Provinzen kämpften, strit-

ten

ten daheim Gau gegen Gau, Burg gegen Burg, damit nirgend der Landmann seines Fleißes Früchte ruhig ernten könne.

Die Wahrheit dieser Schilderung bezeugte Adalbert, der Erzbischoff von Maynz, als er eines Tages Heinrich dem Fünften Deutschlands Elend vorwarf, und wie das Land aus Mangel an Ackersleuten wüste liege, und wie er jeden, von Deutschen gegen Deutsche, erfochtenen Sieg allzu theuer bezahlen müsse.

Doch einzeln werde jeder Stand in seinem Ursprung und Fortschritt, in seinem Wesen und Unwesen betrachtet, um zuletzt ein deutliches Bild des Ganzen, ein Gemälde jenes hochgerühmten, des Ruhmes unwürdigen Mittelalters darzustellen.

16.

Der Kaiser und die Fürsten.

Ein Wahlreich war Deutschland noch. Es heißt sogar, das Volk habe mit gewählt, doch ist nirgend klar, was unter Volk verstanden wurde. Ohne Zweifel nur der Wahlfürsten Gefolge. So erklärt sich auch die seltsame Nachricht, es hätten, bey der Wahl Conrad des Zweyten, sogar die Slaven mitgestimmt. Der Böhmer Herzog war zugegen, sein Gefolge bestand aus Slaven. Wer am mächtigsten gerüstet erschien, dessen Stimme wog am schwersten. Auf dem Wahlfelde mußten wohl die Seinen, von ihm dazu befehligt, den Namen dessen rufen, dem ihr Führer hold war.

So

So entstand der Sprachgebrauch, das Volk habe Theil an der Wahl genommen. Sicherer bestimmten die Kaiser ihre Nachfolger, indem sie die Fürsten bewogen, ihren Söhnen, wenn gleich noch Kinder, den väterlichen Thron eidlich zu versprechen.

Immer weiter griffen die Reichsstände um sich, zu erblichen Fürsten aufgetrogt und aufgeschlichen, um das Reich nur bekümmert, in so fern es ihren eignen Staat berührte, oder wenn persönliche Verhältnisse oder Leidenschaften sie bewegten. Daß die Fürsten nur Aemter verwalteten, davon war kaum noch die Rede, obgleich die Urkunden jener Zeiten immer noch des Ausdrucks: dignitas judiciaria, Richteramt, sich bedienten. In ihren Ländern wollten die Fürsten unumschränkte Herren, im Reiche Mitherrscher seyn. Auch äfften sie schon in äußern Kennzeichen ihrer Würde den Kaiser nach. Herzog Welf von Bayern ließ ein Schwert sich vortragen, bis dahin nur ein Kaiserliches Vorrecht. Daß die Kaiserwürde so oft aus einem Geschlecht in das andere überging, bot den Fürsten nie versäumte Gelegenheiten, ihre vermeinten Rechte auszudehnen. Conrad war der letzte, der den Zügel mit kräftiger Faust hielt. Er und sein Sohn Heinrich reisten noch alljährlich in die Provinzen, zeigten sich dem Volke, hörten dessen Klagen, richteten auch über Fürsten, und behaupteten ihr Ansehen. Aber im Gewirre der folgenden Zeiten sank es immer tiefer. Nur der erste Rang unter gleich Gestellten sollte, nach der Fürsten Begriffen, dem Kaiser gebühren, Gehorsam allenfalls in Reichsbeschlüssen mit ihnen berathen, von ihnen gut geheißen, nicht aber wenn es die Regierung ihrer Länder galt. Ihr Eid, in dieser Hinsicht, verband sie nur, die Herrschaft nicht zu des Reiches

Nach-

Nachtheil auszuüben, eine Formel, die stets gedeutet werden konnte, wie Vortheil oder Leidenschaft es begehrten. Allerley Gerechtsame pflegte wohl der Kaiser noch zu üben, Zoll- Münz- und Marktrecht ertheilend, von herzoglicher und gräflicher Gerichtsbarkeit befreyend, aber alles nur, wenn Kraft und Macht ihm zur Seite standen, nicht als gern gegönnten, vom Geiste Ordnung liebender Eintracht selbst eingeräumten Vorzug.

Die alten Gauen sammt den Grafschaften kamen in Vergessenheit. Wer mogte gern daran erinnert seyn, daß er nur ein Amt verwalte? Die Grafen fingen an, von ihren Erb- und Stammschlössern sich zu nennen, und suchten oft, weit über die alten Gränzen hinaus, ihre eigenthümlichen Besitzungen zu erweitern. Nicht einmal die Kammergüter, die Hauptquelle des Unterhalts der Kaiserlichen Hofhaltung, blieben unangetastet. Durch deren Zerstreuung im ganzen Reiche entsprangen große Uebel. Wo der Kaiser auf Einem derselben verweilte, mußten die nahe gelegenen Stände, vor Allen Bischöffe und Klöster, liefern, was der Hof bedurfte. Darum fürchteten Alle des Kaisers Ankunft. Ihm stand ferner das Recht zu, feste Schlösser auf seinen Gütern zu erbauen, wenn sie gleich in der Mitte eines Herzogthums lagen. Darum trachteten Alle nach deren Besitz, weniger bisweilen um Land zu gewinnen, als um die Macht nicht zu verlieren. Oft war ein solches Gut der Preis, den ein bedrängter Kaiser für eines wankenden Fürsten ihm ohnehin verpflichtete Treue zahlte. Hätte er, statt jener zerstreuten Güter, ein rundes Land von gleicher Größe besessen, welch' ein Zuwachs Kaiserlicher Macht! — Man könnte fragen: warum behielten die Kaiser nicht

erles

erledigte Herzogthümer, um sich eine selbstständige Macht daraus zu bilden? — Solches untersagten die Pfalzgesetze, deren Inhalt zwar verloren, die aber ohne Zweifel diese Vorschrift enthielten. Woher sonst der Kaiser öftere Klagen über Macht-Beeinträchtigung, wenn durch ein so leichtes Mittel dem abzuhelfen war? Das spätere, noch vorhandene, Gesetz, daß ein Fahnenlehn nicht länger als ein Jahr erledigt bleiben solle, war aus diesen Pfalzgesetzen vermuthlich übertragen. Kein Wunder, daß die Fürsten über dessen Erfüllung am eifersüchtigsten wachten.

Nachdem seit undenklichen Zeiten Herzogthümer und Bisthümer, jene durch die Fahne, diese durch Ring und Stab, verliehen worden, so war endlich, beym Gebrauch des Zeichens, der damit verknüpfte Sinn verloren gegangen. Man wußte nicht mehr, was denn nun eigentlich durch jene Zeichen verliehen worden. Der leidenschaftliche Investituren-Streit führte Untersuchungen herbey. Nun wollte man fest begründen: was dem Kaiser als Kaiser gehöre, könne nie veräußert, nur verliehen werden; das Eigenthum verbleibe stets dem Oberhaupte des Reiches; folglich müßten Städte, Schlösser, Vesten nur ihn als Herrn erkennen; Münzen, Zölle, und alle Gerichtsbarkeit von ihm nur ausfließen, und der, dem er sie übertrage, erfreue sich blos der Nutznießung; Ein Grundsatz, der den Kaiserlichen Rechten volle Wiederherstellung verhieß, aber nicht brachte. Denn wie ließen solche Ansprüche mit dem fast verjährten Besitzstand der Fürsten ohne blutigen innern Krieg sich vereinen? Keiner wollte verzichten, Alle behaupteten vielmehr, was sie besäßen, sey ohne Vorbehalt von Eigenthumsrechten verliehen. Da

wählte

Univ. Bibl.

wählte man einen Mittelweg, bey dem die Fürsten eher gewannen, als verloren. Die Lanze mit der Fahne sollte allerdings nur Belehnung andeuten, doch die Lehne galten schon so gut als erblich, darum den Fürsten jene Deutung gnügend, denn so war nun auch Gerichtsbarkeit ein Lehn, kein willkührlich übertragenes Amt mehr, ein Wort, mit dem doch immer ein engerer Dienstbegriff verbunden schien.

Um wichtige Angelegenheiten zu verhandeln, berief der König, wie in ältesten Zeiten die Grossen auf das Märzfeld, nun die Stände auf Reichstage, befehlend oder auch wohl bittend, je nachdem er sich mächtig fühlte. Von Heinrich dem Vierten sind noch dergleichen Ladungen vorhanden, bittweis geschrieben; doch forderte selbst dieser bedrängte Kaiser nur Rath und Beystand, berief sie nicht als Theilhaber der höchsten Gewalt. Er duzte die Fürsten, sie sprachen Ihr zu ihm. Oft kamen sie ungern, erfüllten eine lästige Pflicht, blieben wohl ganz weg, Entschuldigungen sendend, die wenigstens bewiesen, daß von Rechtswegen sie zu erscheinen verpflichtet wären. Allerdings mogte es Alten oder Weitentfernten oft beschwerlich seyn, zu jeder Jahreszeit, wenn es dem Kaiser beliebte, das Roß zu besteigen, und etwa aus Sachsen bis nach Speyer, oder aus Lothringen nach Goslar zu reiten, um über Nachrichten aus Welschland Rath zu pflegen. Außer den Fürsten, auch noch andere weise, ihm ergebene Männer auf den Reichstag zu berufen, stand dem Kaiser frey, und überhaupt ihm allein das Recht zu, solche Versammlungen auszuschreiben, bis, während innerer Zerrüttung, auch der Mayuzer Erzbischoff

und

und andere Fürsten es wagten, wider des Kaisers Willen die Stände zu versammeln.

So war zwischen ihnen und dem Kaiser, wenn auch die Waffen ruhten, ein immerwährender stiller Krieg. Heinrich des Vierten Minderjährigkeit mehrte und befestigte ihre Anmaßungen, zumal da der Papst, um die ihm gehässige Kaiserliche Macht zu schwächen, ihre Eingriffe billigte, sie oft sogar dazu ermunterte, vor allem den Grundsatz ihnen einzuprägen suchte, es sey ersprießlich, das Oberhaupt nicht immer aus Einem Hause zu wählen.

Schrecklich für Alle waren die Folgen der mangelnden Eintracht zwischen Haupt und Gliedern. Rauben und Morden wurden Handthierungen, Alltagsgewohnheiten; besonders kannte der niedere Adel fast keine andere Erwerbsquelle. Nur das Recht des Stärkern galt. Die allgemeine Noth führte Gottesfrieden und Landfrieden herbey, um doch wenigstens für einige Wochentage, oder für eine bestimmte Frist, dem Unbewehrten Leben und Eigenthum zu sichern.

Nun traten nach und nach die vornehmsten deutschen Geschlechter aus der alten Namensverwirrung hervor; die Grafen von Habsburg, Schepern, Wettin, Zollern, Beutelsbach, Oldenburg, Ahnherren der Häuser Oestreich, Bayern, Sachsen, Brandenburg, Würtemberg und Holstein. Durch Theilung der Grafschaften (auch ein angemaßtes Eigenthumsrecht) mehrten sich die Grafengeschlechter ohne Maß und Ziel, und, um von andern Gleichbenamten sich zu unterscheiden, fügten sie den Geschlechtsnamen den ihrer Schlösser bey, der bald ihr einziger blieb, wodurch jedoch abermals Verwirrung, manche unsichere

sichere Kenntniß des Familienursprungs entstand. Durch solche Theilungen verarmten Viele, verschleuderten ihre Güter an Kirchen und Kloster, bessere Wirthschafter und Haushalter, die mit gesammelten Schätzen nun auch durch Kauf der Ländereyen viele erwarben, besonders von Kreuzfahrern, welche das Kreuz auf der Schulter so sorglos machte, als würden sie der zeitlichen Güter nie mehr bedürfen.

Gleichwie im Weltlichen schwankten des Kaisers Rechte auch im Geistlichen. Zusammenberufung der Concilien, vormals unbestritten, erlaubten sich hoffärthige Prälaten. Nicht mehr vom Kaiser wurden die Bischöffe ernannt, nur standen sie in weltlichen Dingen noch unter seiner Gerichtsbarkeit, und konnten sogar verhaftet werden. Auch streitige Wahlen entschied er noch. Die Kirchengüter blieben seiner Herrschaft unterworfen, troz allen Anstrengungen Gregor des Siebenten. Prälaten durften sich dem Reichsdienst nicht entziehen. Oft mußten Abteyen tapfere Krieger auf Kaiserliche Anweisung mit Lehn versorgen. Gleichwie, beym Tode eines Vasallen, der Lehnsherr einen Theil der Verlassenschaft sich zueignete, so auch der Kaiser, wenn ein Bischoff starb, und ein Jahr lang bezog die Schatzkammer des erledigten Bisthums Einkünfte, weil es dem Oberhaupte des Reiches zufiel gleich einem eröffneten Lehn.

Vormals unbestritten war das Kaiserrecht, die Päpste zu bestätigen; jezt, umgekehrt, bestätigte der Papst den Kaiser. Dieser, vormals Vermittler in streitiger Papstwahl, jezt der Papst Richter in streitiger Königswahl; auch Reichsvicarius wollte er seyn, so lange der Thron erledigt stünde. Man forderte vom Neugewählten einen Schwur der Treue, sprechend: päpstliche Gewalt sey Tag, Sonne, Seele,

Seele, die kaiserliche: Nacht, Mond, Leib. Zu Rom wurden vormals die Päpste von kaiserlichen Machtboten beobachtet, jetzt hielten sie in Deutschland Kundschafter und Statthalter, Legaten genannt, um über Fürsten und Bischöffe die Aufsicht zu führen. Da fingen oft die letztern an zu bereuen, daß sie die päpstlichen Anmaßungen so eifrig unterstützt hatten. Doch auch die Päpste mußten bald sich eingestehen, daß sie zu weit gegangen. An Druck gewöhnt, tragen die Menschen lange, ohne zu untersuchen, ob auch rechtlich sey, was sie dulden; denn das Behagliche der Geistesträgheit gewährt Ersatz für manche Leiden, und, nur um nicht zu denken, thun Viele, was sie nicht mögten. Doch wenn der Druck das Maß überschreitet, wenn es bequemer wird, zu denken als zu leiden, dann ist jeder Zwinghern verloren. Gregor des Siebenten unerträgliche Anmaßungen hatten den Geist der Untersuchung aus tiefem Schlummer geweckt. Vernunft bereiste nun die Gränzen der weltlichen und geistlichen Macht. Ohne Scheu behaupteten Viele, über Könige den Bannfluch zu sprechen, sey nicht erlaubt, oder wirke doch nicht in weltlichen Dingen, löse nicht den Eid der Unterthanen. Noch vorhandene Gesetze, Spiegel genannt, stellten fest: es könne zwar der Papst den Kaiser bannen, doch nur wenn er am Glauben zweifle, sein Eheweib fahren lasse, oder Kirchen zerstöre. So kam bey Vielen der Bannfluch in Verachtung. „Das Schwert des heiligen „Peter ist eingerostet" wehklagte ein frommer Mann, „es schneidet nicht mehr." Trat vollends ein zeitlicher Vortheil hinzu, hatte der Kaiser noch zu geben, zu verleihen, so diente Jeder dem Gebannten nach wie vor.

---

17. Die

17.

Die Geistlichkeit.

Als der heilige Benedict den Feldbau seinen Jüngern zur Ordenspflicht machte, that er zum Heil der Nachwelt unendlich mehr, als Carl, der sogenannte Große, und sein ganzes verruchtes Geschlecht. Wüsten erblühten, Wälder machten Aeckern und Weinbergen Platz. In stiller Abgeschiedenheit, den Sorgen wie den Leidenschaften fremd, widmeten Klosterbrüder ihre Muße bald auch wissenschaftlichen Beschäftigungen, dem Unterricht der Jugend. In der Nacht des Mittelalters wurden die Klöster lichte Puncte. Ihnen glichen die Domstifter mit klosterähnlicher Verfassung. Beten und Pflügen lernten die Deutschen von den Priestern, ohne deren Fleiß noch lange Schwaben, Franken, Hessen und Thüringen unzugänglich durch Wälder und Moräste geblieben wären.

Aber je gelungener ihr Werk, je lebhafter regte sich das Verlangen nach Vergrößerung des Besitzes, und die Wahl der Mittel wurde bald nicht mehr geprüft. Durch verschwenderische Freygebigkeit huldigten die Könige und ihre Großen der höhern Bildung, oder erkauften zu ihrem Vortheil den priesterlichen Einfluß auf das Volk, oder erbauten sich Stufen im Himmel. Große Erbgüter, ganze Herrschaften wurden weltlichen Herren abgeschwatzt, oder von Kreuzfahrern um Spottgeld erhandelt. Geldnoth verschleuderte Bergwerke, Forsten und manche köstliche Gerechtsame: doch selten schenkten Könige das unbeschränkte Eigenthum,

nann-

nannten vielmehr Beneficium ihr Geschenk, damit das Band, mit welchem es der Krone verknüpft war, nicht ganz zerrissen würde. Für Benutzung solcher Grundstücke trat der Prälat, als Haupt seines geistlichen Körpers, in Dienstverhältnisse gleich weltlichen Lehnsmännern, war zu Hof- und Kriegsdiensten verpflichtet, zog an der Spitze seines Heerhaufens, oft sogar persönlich, zu Felde, uneingedenk des kirchlichen Verbotes, an Blutvergießen nimmer Theil zu nehmen.

Der Hofdienste waren mancherley. Auf den meisten königlichen Pfalzen wurden schon in frühern Zeiten Kirchen erbaut; an diesen stand ein Prälat als Kapellan. Des Wortes Ursprung findet sich in jener frühen, unsinnigen Verehrung der Reliquien, vor Allen einer Kappe des heiligen Martin, vormaligen Bischoffs von Tours, Cappa, Capella genannt, die in Feldzügen vorgetragen, im Frieden einer Kirche zur Aufbewahrung vertraut wurde; diese Kirche hieß Kapelle, ihr Priester Kapellan. Auf jede Kirche, die Reliquien barg, und jeden Priester, unter dessen Obhuth sie standen, ging nach und nach der Titel über. Auch war der Kapellan in geistlichen Geschäften, was der Pfalzgraf in weltlichen, Richter und Berichterstatter.

Als ferner unter Layen jede Spur wissenschaftlicher Bildung verschwand, mußten die Könige aus den Prälaten ihre Kanzler wählen, Geheimschreiber ihrer Briefe; Ausfertiger ihrer Urkunden, das Königliche Siegel darunter drückend; Verkünder und Aufbewahrer neuer Gesetze. Als nach Carls Tode die Kirchenverfassung immer mehr nach Einheit strebte, die Staatsverfassung immer tiefer in Zer-

Zerrüttung versank, erhoben sich Erzbischöffe, ein Erzkapellan, ein Erzkanzler.

Häufig wurden auch gewandte Prälaten als Unterhändler und Machtboten ausgesandt. Dem Könige aufzuwarten, wenn er in des Prälaten Kirchsprengel kam, oder zu gewissen Zeiten am Hoflager sich einzufinden, war unerläßliche Lehnspflicht. Doch in Beneficien allein bestand bey weitem nicht der Geistlichkeit Grundeigenthum. Durch Vermächtnisse besaß sie große Güter, endlich so groß, daß man, zu besserer Bewirthschaftung, sie zum Theil verpachten mußte, bald Ansiedlern, bald benachbarten kleinen Landeigenthümern. Geschah das letztere, so wurde es abermals oft ein Mittel der Vergrößerung, denn um die ergiebigsten Grundstücke, oder Verlängerung der Pachtung zu erhalten, mußten solche Wirthe von ihren eignen Ländereyen ein gelegenes Stück abreißen, und geloben, daß nach ihrem Tode es der geistlichen Innung anheim fallen solle. Kauf oder Tausch waren die seltenern Arten der Erwerbung, Benutzung der Noth die häufigern. In Bedrückung und Beraubung des gemeinen Mannes hielten die Prälaten mit den weltlichen Beamten gleichen Schritt. Nicht Eroberer haben Jenen unterjocht, seine Väter und Vormünder, die Bewahrer seiner Religion und Rechte traten ihn zu Boden durch Gewalt und Arglist. Schon ein Jahrtausend schmachtet er im Staube, oft sogar durch verfälschte Urkunden hinabgestoßen.

Noch nicht gesättigt durch so vielfachen Raub, trachteten schlaue, in das Vertrauen des Königs oder seiner Lieblinge eingeschlichene, Prälaten stets nach vergrößerter Macht, vermehrtem Ansehn, erlangten drückende Vorrechte, den Zehnten vom rohen Ertrage, Befreyung von Zöllen, Steuern, Lie-

ferungen, Frohnen, Einwohnung, Vorspann u. s. w. Alles erbeten oder ertrotzt; allein den Kriegsdienst ausgenommen, dem sich zu entziehen, sie vergebens strebten.

So häuften sich Schätze in geistlichen Anstalten, so schwoll ein Glied auf Kosten des Körpers. Beneidet wurde der Priester Reichthum von lüsternen Großen, aus welchen oft eine feindselige, doch dem Beneideten nicht gewachsene, Gegnerschaft sich bildete. Schon der ausschließliche Besitz, wenn gleich magerer Kenntnisse, gab den Priestern Ueberlegenheit; ihre Stifts- und Klosterschulen wurden von Jünglingen der edelsten Geschlechter besucht. Das Aeußerliche der Religion handhabte die Geistlichkeit, dadurch immer tiefer in das bürgerliche Leben greifend. Des feyerlichen Gottesdienstes, der Kirchen Unverletzlichkeit begründete das Recht der Freystätte. Der Glaube an die Heilkraft der Reliquien, sorgfältig verbreitet und genährt, der Bann, die Kirchenbuße, lauter Sprossen, auf welchen der Geistliche dem Weltmann auf die Schulter stieg. Viele Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens wurden in den Wirkungskreis der Kirche hinüber gezogen: Ehesachen, Testamente, Wucher, Gottesurtheile, lauter Handhaben zu Beherrschung der Nation, die, selbst noch zu roh, durch der Priester Sittenlosigkeit unempört blieb. Trunk, Schwelgerey, Unkeuschheit, Jagd- und Kriegsgier, Spielwuth, Hadersucht, Verleumdung, waren die Laster, die nicht grundlos ihnen aufgebürdet wurden. Ein Bischoff von Lüttich hinterließ fünf und sechzig natürliche Söhne; ein Bischoff von Paderborn stahl des Königs Mantel, und dennoch büßte, wer an solchen

chen Nichtswürdigen sich vergriff, schwerer, als habe er einen Fürsten ermordet.

Nur aus der Geistlichkeit sollte man Bischöffe wählen, aber Weltliche, das üppige Leben neidend, drängten sich oft in fette Pfründen, bald durch Gunst, bald durch Bestechung. Sogar gemeine, entlaufene Knechte erschlichen bisweilen die Priesterweihe, erklimmten heuchelnd hohe Würden, und offenbarten am Ziele den gemeinen Sinn. Geistliche, die, ihrem Berufe getreu, ein stilles frommes Leben führten, waren so selten, daß man sie heilig sprach; daher so mancher Bischoff und Abt blos der Verderbtheit seines Standes den Titel eines Heiligen verdankt.

Auf solche Weise, nur Neid und Verachtung erregend, konnten die Geistlichen bald, durch angedrohte Höllenstrafe, ihrer Besitzthümer Sicherheit nicht mehr bewirken; Groß und Klein, offen und heimlich, benagten die geistlichen Güter. Deren Viele begaben sich unter des Königs Schutz, der doch oft sie nicht schützen konnte, auch wohl nicht mogte, und in Nothfällen der Erste zugriff. Besonders lockten Klöster die habgierigen Großen. Um versäumte Stellung der Kriegsmannschaft wurden sie zur Strafe bisweilen als Lehn überlassen, verpachtet und ausgesogen. Die Könige übten das Recht der ersten Bitte oft sehr beschwerlich, und ertheilten sogenannte Panisbriefe, Anweisungen, den Ueberbringer zu ernähren, oft noch beschwerlicher. Hier mußten geistliche Stifter mächtiger Nachbarn Hunde füttern, dort Regenkleider liefern, Jagd- und Burgfrohnen durch ihre Unterthanen leisten, oder wohl gar des Adels Kriegsknechten Grundstücke einräumen. Am meisten aber litten die Klöster, wenn der König eines verstorbenen Abtes

Stelle viele Jahre unbesetzt ließ, und, zu Belohnung weltlicher Dienste, einem seiner Großen Aufsicht und Einkünfte einstweilen übergab. Solche Laienäbte bezogen dann die Klöster mit Weib und Kind und Dienerschaft, mit Pferden und Hunden, nach Gefallen hausend, und der Frömmigkeit stille Wohnung in einen Tummelplatz der Ausschweifung verwandelnd. — Nur zu oft verkauften auch die Könige Pfründen, oder verschenkten sie an Unwürdige. Heinrich der Dritte erhob einen Geistlichen zum Bischoff, weil ihm der als Knabe eine silberne Büchse geschenkt; einen Mönch zum Abt, weil er ihm kupferne Becher vergoldete; ja als diesen Abt die Mönche nicht ehren wollten, trieb er sie aus dem Kloster, an ihre Stelle Küchenjungen setzend. Das Bisthum Constanz verkaufte Heinrich der Vierte einem Menschen, der Kirchenschätze stahl, das Bisthum Bamberg einem Andern, der nicht lesen konnte. Unter Heinrich dem Fünften wurden feile Weiber Pfründenvermählerinnen.

Es war eine Obliegenheit der Grafen, die geistlichen Stifter ihres Kreises vor jeder Unbill zu schützen; weil aber heimlicher Groll diese Pflicht oft vernachlässigte, wohl gar die Grafen mit raubsüchtigen Nachbarn in Gemeinschaft handelten, auch dem Schutz der Könige nicht zu vertrauen war, so wählten die Klöster Schirmvögte, tapfere, mächtige Nachbarn, die in jeder Noth sie vertreten mußten, aber freylich ohne Eigennutz kein solches Amt übernahmen, und am Ende oft die wehrlosen noch härter bedrückten. Zwar gelang es den geistlichen Stiftern, auch von weltlicher Gerichtsbarkeit nach und nach sich zu befreyen; von ihrem Vogte, in des Königs Namen, wurde sie verwaltet;

tet; von der Grafen Räuken und Bedrückung meinte man dadurch die Unterthanen erlöst zu haben, und wirklich durfte bald kein weltlicher Beamter das geistliche Gebiet betreten, die Stifts- und Klosterfreyheit war vollendet; doch gewann dabey nur der geistliche Stolz, nicht das Glück der Unterthanen, denn die Vögte bedienten statt der Ruthen sich der Skorpionen. Wo aber Geistliche selbst in Streit verwickelt wurden, auch da erlangten sie, daß kein Weltlicher sie richten durfte, nur der Bischoff, und am Ende eine Kirchenversammlung. So bildete sich der Staat im Staate. Das Lehnrecht allein behauptete noch seine Herrschaft, indem es die Prälaten als Vasallen der Gerichtsbarkeit des Königs unterwarf. Auch des Bischoffs Gewalt suchten die Klöster abzuschütteln, erwarben anfangs einzeln solches Vorrecht, unbedacht von manchem Bischoff zugestanden, bis die Folgen diese Oberhirten schwieriger machten, worauf, bey unablässigem, auf Einen Punct gerichteten, Bestreben den Klöstern endlich gelang, sich dem Bischoff ihres Sprengels ganz zu entziehen, nur dem Papste verantwortlich zu bleiben. Hinfort standen die Klöster Eines Ordens in jedem Lande unter einem Provinzial, die sämmtlichen Provinziale unter einem General, und alle Generale gehorchten nur dem Papste, dessen Priesterherrschaft auf solche Weise gründend. Ein langer Kampf zwischen Kirchen- und Lehnrecht, zwischen Priester- und Laienwelt war die Folge, und lange blieb der Sieg der, an Geist überlegenen, Priesterschaft mit ihrem starren Gregor an der Spitze. Kirchenbann und Reliquien waren ihre Waffen; Eide auf Reliquien geschworen, heilige Lanzen mit Reliquien verziert, von

Bis

schöffen vorgetragen, erschütterten schwache Gemüther. Einst gewährte Heinrich der Vierte eine lange versagte Bitte, als die Geistlichen der Abtey Stablo, bey der Tafel ihn überraschend, plötzlich die Gebeine des heiligen Remakel vor seine Schüssel stellten.

Welche Strafen die Kirche verhängte, ihre Macht erhöhend, Furcht einflößend, beweise nur Ein Beyspiel: Ritter Bodo hatte den Würzburger Bischoff ermordet, dafür sollte er, fast unbekleidet, mit Stricken am Halse, öffentlich zur Schau stehn; nur gegen Heiden die Waffen führen; kein Grauwerk noch Hermelin, noch bunte Tücher tragen; kein Schauspiel mehr besuchen; als Witwer nie mehr heirathen; barfuß nach Palästina pilgern, dort vier Jahre die Saracenen bekämpfen; häufig fasten, nur an den drey großen Festen Fleisch genießen; täglich, unter funfzig Kniebeugungen, hundert Vaterunser beten; nur in der Todesstunde das Abendmahl empfangen; in jeder bischöfflichen Stadt, die er durchreise, fast nackend, mit einem Strick um den Hals, mit Ruthen in den Händen, vor der Hauptkirche sich stellen, um von den Geistlichen die Züchtigung zu erflehen, und endlich alle geistliche, bisher besessene, Lehne verlieren.

So gehorchten die rohen Ritter, irdischer Macht spottend, der vermeintlich überirdischen, doch nur in öffentlichen Verhältnissen, während im gemeinen Leben der Hader zwischen Priesterschaft, Adel- und Bürgerstand unaufhörlich fortwährte, bis endlich beyde Theile, durch einander aufgerieben, der Fürstenmacht erlagen. Jenen ewigen Hader am meisten nährend, und der Geistlichen Emporkommen als Grundherren am meisten erschwerend,

rend, bewiesen sich die Kirchenvögte, von deren Anstellung man einst so vielen Nutzen hoffte. Zahllos tönen Klagen über deren Raubsucht, Druck und Anmaßung aus jener Vorzeit herüber; am lautesten, nachdem Vogteyen als erbliche, sogar in manchen Stiftern als Weiberlehne vergeben, auch wohl ertrotzt, dann wiederum vertauscht, verpfändet, oder in mehrere für einzelne Dörfer zersplittert wurden. So fielen die geistlichen Güter in Klauen einer Räuberrotte, die an Getreide, Wein, Vieh und Geld unaufhörliche Lieferungen erpreßte; durch Einwohnung mit zahlreichem Gefolge drückte; auf dem fremden Boden Schlösser baute; das Recht, als Richter den dritten Theil der Strafgelder für sich einzustreichen, empörend mißbrauchte; durch Frohnen quälte, und oft Familien so zur Verzweiflung trieb, daß sie lieber als Bettler den Wanderstab ergriffen. Selten gelang den Geistlichen, Schadenersatz auszuwirken; die Vögte verhöhnten ihre Pergamente. Nur bisweilen in der Todesstunde gab ein erwachtes Gewissen einen Theil des Raubes zurück. Oft mußten die Prälaten durch ihre eignen bewaffneten Diener sich gegen ihren Schirmvogt schützen, der, zu verdoppelter Pein, noch Untervögte hielt. Wie es den Geistlichen endlich gelungen, sich aus dieser Knechtschaft allmählig loszuwinden, liegt im Dunkel. Fürstengunst, Geld, Kirchenbann, mitunter auch freywillige Verzichtung, befreyten sie nach langem Jammer von dieser unerträglichen Bürde. Um künftig aber sich selbst zu schützen, verlangten sie das Waffen- und Befestigungsrecht: denn zuvor war ihnen nur vergönnt, im Dienst des Königs ihre Mannschaft zu gebrauchen, oder als Nothwehr, und nur der König durfte feste Schlösser auf ihrem Gebiete bauen.

Diesem

Diesem Rechte bald auch die Gerichtsbarkeit in ihren Ringmauern beyfügend, so peinliche als bürgerliche, ferner, Zoll- Münz- und Marktgerechtigkeit erschleichend, gründeten sie nach und nach die Landeshoheit.

18.

Der Adel.

In den ältesten Zeiten, als noch keine Völker, nur einzelne Stämme vorhanden waren, zu deren Häuptern sich die Tapfersten erhoben, zogen solche Stammfürsten raubgierig zu Felde, an der Spitze einer Jugend, die Ackerbau Leibeignen nur geziemend achtete, und im Jagdgetümmel ihrer Kräfte Uebermaß nicht ausspruden konnte. Solche Räuberhorden, Stifter des Fränkischen Reiches, mogten anfangs nur bewegliche Schätze erbeuten, sich wenig kümmernd um Ländereyen, deren Theilung beschwerlicher war. Auch später, als der Sieger das eroberte Gebiet nicht mehr verschmähte, blieb Volkseigenthum unangetastet; nur Güter der besiegten Häuptlinge eignete er sich zu, und theilte sie mit seinen Kriegsgenossen, doch also, daß sie nur das Land benutzen durften, auf Lebenszeit oder Widerruf, Er aber Eigenthümer blieb. Das ist der Grund der Lehnsverfassung. In gewisser Abhängigkeit vom Stammfürsten hatten diese Raubgenossen ursprunglich schon gestanden, jetzt wurden sie des Königs Leute und Reichsministerialien, auch Vasallen genannt, weil sie, für Benutzung

nutzung von Reichsgütern, dem Reichsoberhaupte dienten. Ihr Ansehn stieg mit dem des Herrn; ihre Pflichten waren mannigfaltig. Noch gab es keine Hauptstadt, keinen unveränderlichen Sitz der Regierung; bald hier bald dort verweilten die Könige auf ihren Gütern, die man Pfalzen nannte. Sobald ein solches Verweilen ruchtbar wurde, mußten die in der Provinz lehnsässigen Reichsministerialien am Hoflager sich einfinden, um, nach dem Maße ihrer Brauchbarkeit, dem Könige zu dienen, bald nur als Ehrenwache, als Seneschalle, Marschälle, Falkenmeister u. s. w. bald aber auch in wichtigen Geschäften, als Pfalzgrafen, die jedes Anbringen dem Könige unterlegten, und zu Gerichte saßen, Hofrichter der Provinz. Andere dienten blos im Felde, bildeten gleichsam ein stehendes Heer, und saßen ruhig auf ihren Lehngütern, bis sie berufen wurden. Aus ihnen keimte der bevorrechtete Stand der adelichen Gutsbesitzer. Den ältesten fränkisch-deutschen Adel bildeten sämmtliche größere Gutsherren, gleichviel, ob sie Erbgüter oder Königliche Lehn besaßen, Alle wurden damals Nobiles und Adelingi genannt. Der Adel war noch kein Geschenk der Wiege, sondern Landbesitz der einzige Gradmesser bürgerlichen Werthes. Der Titel Baron entsprang aus dem Worte Bar oder Bauer, und so hieß damals jeder Landmann, dem Besitz und Nutzung eines fremden Grundstücks übertragen worden. Es gab Freybauern, die ihr Land gepachtet hatten, und hörige Bauern, Leibeigene. Später freylich nannten sich Barone auch solche, die in keinem jener Verhältnisse standen, eine Wirkung einreißender, aus Frankreich und den Niederlanden verbreiteter, Titelsucht, die auch dergleichen, auf Abhängigkeit hindeutende, Ti-

tel

tel nicht verschmähte. Immer stolz auf Freyheit, Ministerialen wohl verspottend, und doch ergriffen von der Hofluft, prunkten eitle Besitzer großer Erbgüter mit dem Grafentitel, sich in ihrer Herrschaft die Rechte anmaßend, die bisher dem Grafen nur in seinem Kreise gebührten. Kleinere Gutsbesitzer, denen dieser Schritt wohl zu gewagt schien, nannten sich wenigstens Reichsbarone, das ist, Reichsbauern; darum das Wort Baron nie durch Freyherr übersetzt werden sollte; denn Freyherr konnte nur seyn, der keine Gnadengüter dem Könige verdankte, in keinem abhängigen Verhältnisse stand. Solche Herren blickten lange vornehm auf des Königs Leute herab; weil aber doch nur diese Staatsbeamte wurden, Kriegsruhm erwarben, Reichsgüter empfingen, am Hofe glänzten, so besiegte endlich Lüsternheit den alten Stolz, und viele jener Freyherren suchten Aufnahme unter des Königs Getreuen. Aber lange noch erhielt sich, neben dem neuen Herrnstande, jener ursprüngliche, uralte National-Herrnstand, gebildet aus solchen Landeigenthümern, die, während ihre Söhne oder Brüder des Stammfürsten Raubzügen folgten, daheim das freye väterliche Gut verwalteten, vererbten, und keinem dienstpflichtig wurden.

So wie nun aus Reichsministerialen und freyen Besitzern großer Erbgüter der hohe Adel entsprungen, eben so der niedere aus Ministerialen ansehnlicher Gutsbesitzer und freyen Inhabern kleinerer Güter; denn dieselbe Eitelkeit oder Habgier, die jene an den Hof des Königs trieb, führte diese an die Höfe der Großen.

Nach und nach begannen die Reichsministerialen, ihre Lehnsgüter gleich ihren Erbgütern zu behandeln, und Rechte sich anzumaßen, die ursprünglich

lich nur dem wahren Eigenthümer gebührten, ein Mißbrauch, bald von solchen Lehnsmännern nachgeahmt, die nichts eigenes besaßen. Zu den auf solche Weise an sich gezogenen Rechten gehörte auch Gerichtsbarkeit über Unterthanen, die, als königliche, nur unter Grafen stehen sollten. Weil aber schon die Geistlichkeit der Grafen als Richter sich entledigt, und eigne Vögte hatte, so forderten die Weltlichen um so kecker gleiche Vergünstigung. Nicht selten verwischten sie auch die Gränzen zwischen eigenen und Lehnsgütern, um Theile der letztern unbemerkt in die erstern einzuschieben. Kein Kunstgriff blieb ungeübt, wenn dessen Gelingen vergrößerten Länderbesitz versprach. Manchen schien auch ersprießlich, mit ihren eignen Gütern sich vom Könige belehnen zu lassen, weil durch diese Förmlichkeit in ihrer Lage nichts geändert wurde, und weil es dann um so leichter war, sie in jeder Rücksicht mit den Lehnsgütern zu vermengen. Umgekehrt verwandelte auch bisweilen Königliche Gunst Lehn in Erbe. So wie nun solche Große nach und nach zu Fürsten erwuchsen, die Könige beschränkend, so wiederum ihre Ministerialen nach und nach zu Landständen, die Fürsten beschränkend.

Hohe Staatsbeamte, Herzoge, Mark-Pfalz- und Landgrafen wurden Fürsten genannt, anfangs auch die Grafen, bis der Mißbrauch diesen Titel unmäßig vervielfältigte, jeder Freyherr, ein eignes Panner führend, sich dessen anmaßte, wenn Einer aus seinem Geschlecht irgend einmal das Grafenamt verwaltet, oder Theile einer Grafschaft, ein längst zersplittertes Lehn, besessen hatte. Die Gewohnheit, mächtigen Landeigenthümern jene hohen Staatsämter zu vertrauen, weil die damit verknüpften Lehngüter in ihrer Nähe lagen, wurde

wohl

wohl der erste Grund zu solcher Aemter Erblichkeit. Sehr natürlich, daß die Söhne, was der Vater besessen, unzertrennt, durch Bitten, Bestechung oder Vorsprache zu erlangen suchten, nicht selten auch den Königen durch ihre Hausmacht bewilligende Furcht einflößten. Ohnedieß war die Regierung der slavischen Völker erblich, weil sie entweder, unter deutsche Reichshoheit sich beugend, ihre Stammfürsten beybehalten, (wie Böhmen, Pommern, Mecklenburg,) oder von unternehmenden Fürsten ohne Reichshülfe erobert worden, (wie Brandenburg und ein Theil von Sachsen.) Herkömmlich war im alten Sachsen die Erblichkeit der Herzogswürde; in Bayern konnte sie dem mächtigen, hoffärthigen Geschlecht der Welfen nicht wohl entrissen werden; und so begründeten alle diese Beyspiele auch der Uebrigen Ansprüche. Den Grafen gelang es später, und nicht überall, die Landeshoheit zu erringen, gleichfalls ihre Rechte nur auf Anmaßungen stützend.

Alle unbewegliche Güter waren damals noch Familieneigenthum, konnten weder ganz, noch zum Theil, veräußert werden, ohne Zustimmung aller Familienglieder, die, unbefragt, gerichtlich oder bewaffnet, Einspruch thaten. Folglich wurde ein Erbe, nach dem Tode des Besitzers, entweder gemeinschaftlich verwaltet oder getheilt; am häufigsten geschah das letztere, wodurch Deutschland, zu dessen Verderben, in viele kleine Gebiete zerstückelt wurde, bis die Fürsten, durch Erfahrung weiser, das Recht der Erstgeburt einführten.

Die Mächtigsten unter ihnen, drey geistliche und vier weltliche, ragten endlich so hoch hervor, daß sie der Königswahl, sonst ein Recht Aller, Aebte und Grafen nicht ausgenommen, sich allein anmaßten.

ten. Warum nur drey der geistlichen, Maynz, Trier, Cöln? nur vier der weltlichen Fürsten: Bayern, Sachsen, Brandenburg und Böhmen? und warum gerade diese drey und vier?

Es waren die Oberhofämter, aus welchen die Churfürstenwürde hervorging. Vier der weltlichen, mit manchem Vorzug, manchem Recht begabt, wurden besonders geehrt: das Truchseß-Schenken-Marschall- und Kämmerer-Amt, die, stets von den vornehmsten Fürsten verwaltet, durch deren persönliches Ansehen Glanz erhielten. Sie zu ertheilen, hing so lange vom Könige ab, bis, dessen tief gesunkene Macht nicht mehr scheuend, die mächtigern Fürsten jene Aemter sich erblich zueigneten. Gleichermaßen war die Kanzlerwürde von Deutschland, Burgund, der Lombardey, sonst keineswegs mit der bischöfflichen von Maynz, Trier oder Cöln verbunden, dann erst aus gleicher Veranlassung an diese geknüpft. Weil nun der Layen Trieb, das Kirchenregiment nachzuäffen, dem Mittelalter eigenthümlich war, und weil die Kirchenfürsten nur von den vornehmsten Stiftsbeamten erwählt wurden, so ward es herkommlich, daß auch die ersten Hofbeamten nur den König wählten; obgleich dem undeutschen Böhmerfürsten dieß Recht lange bestritten wurde. So entstand die Mitherrschaft der Fürsten; ihre sonst nur rathende Stimme erhob sich zur entscheidenden.

Nicht die Königlichen Rechte und Güter allein, auch die der kleinern Freyherren verschlangen die Fürsten nach und nach. Abhängig wurden jene, bald durch Vermählungen ihrer Erbtöchter mit Fürsten; bald durch Aussterben der Geschlechter, oder als Verbrechens Strafe, wenn der König eingezogene Güter wiederum als Reichslehne an Fürsten verlieh;

lich; oder als Erbe eines Prälaten, freywillig Stiftern einverleibt; oder frommen Seelen von diesen entlockt; durch Weltliche den Schwächern abgetrotzt. So sanken die meisten Freyherren zum niedern Adel herab. Nur die größern blieben selbstständig, ihr Gebiet dem Könige als dienstpflichtiges Lehn übertragend, wodurch sie Reichsministerialen mit allen deren Rechten, und so dem hohen Adel beygesellt wurden. Die Wenigen, die standhaft unter keine Landeshoheit sich beugten, sondern unmittelbar dem Könige unterworfen blieben, doch ohne Kraft und Macht zu Fürsten sich empor zu schwingen, bildeten einen mittlern Adel, der in spätern Zeiten als Reichsritterschaft sich vereinte.

Gleichwie nun, binnen wenigen Jahrhunderten, aus unfreyen Dienstmannen eines kleinen Stammfürsten, mit dessen Aufsteigen zum Beherrscher großer Länder, freye Hof- Reichs- und Staatsministerialen wurden, eben so entstand der niedere Adel aus vormals unfreyen Dienstmannen empor gestiegener Gutsbesitzer, die, selbst Landesherren, ihre Dienstmannschaft mit sich hinaufzogen, daß sie, als Landesministerialen, Landstände wurden. Lange hießen sie nur Volk, Gesinde, Familie, in geistlichen Stiftern häufig mit dem Beynamen des Schutzheiligen, die Familie des heiligen Benedict u. s. w., eine Auszeichnung, die Manchen lockte, zumal wenn Beneficien damit verbunden waren, die, sammt den Aemtern, unter gewissen Bedingungen, bald erblich wurden. Doch immer galten sie noch für unfrey, dem Boden angehörig, unterschieden von Leibeigenen, die als bewegliches Gut geachtet wurden. Aber auch jene konnte der Grundherr noch vertauschen, verschenken, als Geiseln

seln ausliefern. Ihre Weiber, ihre Töchter verfertigten und besserten am Hofe die Kleider, bedienten des Herrn Gattin, begleiteten sie auf Reisen. Nicht einmal heyrathen durften solche ohne des Grundherrn Erlaubniß, auch dann nur aus einem Geschlecht von dessen Dienstmannen, weil die Kinder nur der Mutter folgten, also durch eine fremde Mutter die Zahl der Dienstpflichtigen nie vermehrt wurde. Doch gab es manche Ausnahmen, durch Geld oder nachbarliche Verhältnisse bewirkt. Ein freyes Mädgen wurde unfrey, wenn sie einem Dienstmanne ihre Hand reichte. Die Luft machte eigen. Wurden aber binnen gewisser Zeit solche Ministerialen mit keinem Lehn begabt, so stand ihnen frey, Andern um Sold zu dienen, unter der Bedingung, sich wieder zu stellen, sobald ihr Grundherr mit Land sie zu belehnen gesonnen und im Stande sich erklärte.

Nach und nach gelang es den aufstrebenden Dienstmannen, das schwere Joch abzuschütteln. Sie wählten klüglich zu ihren Anmaßungen jene stürmische Zeit, wo die Fürsten Landesherrschaft gründeten, der Ihrigen als Streiter und Wirthschafter bedurften, folglich wiederum williger ihnen gefällig waren, Vielen die Freyheit schenkten, oder ungenossene Rechte einräumten. Das Dienstrecht verlor sich im Lehnrechte. Nicht mehr der Person des Herrn, sondern dessen Lande, war hinfort der Dienstmann pflichtig, ein Glied des damaligen Wehrstandes bildend.

Bald wurden auch die bisher unbekannten Geschlechtsnamen Bedürfniß, weil dem Gedächtniß allzuschwer fiel, die einzelnen Freyen zu unterscheiden. Die ältesten Familiennamen lieh der Geburtsort, wenn auch keinesweges die da-

durch

durch Bezeichneten dessen Besitzer waren; oder irgend eine Umgebung des Geburtsortes, Berg, Stein, Fels, Busch und dergleichen, daher das Wörtlein von. Nach Schlossern und Burgen nannten sich Viele. Andere nach Hofämtern mit beygefügten Namen ihrer Dienstgüter. Auch wohl eines Mannes Eigenschaften oder zufällige Begebenheiten gaben Veranlassung, ihm den besondern Namen beyzulegen. Wenn nun auch jüngere Söhne unbegütert blieben, so führten sie doch den Geschlechtsnamen fort, und so entstand persönlicher Geburtsadel.

Dienst- und Lehnsmänner also waren des Mittelalters Wehr- und Kriegsstand, der lange einzig, als Waffen führend, weltlicher Ehre genoß. In sieben Rangstufen, sogenannte Heerschilde, wurde er getheilt; dem Könige allein war der erste Heerschild eigen. Den zweyten trugen die damals noch bewaffneten Prälaten; den dritten die Fürsten; den vierten die freyen, nur zum Kriege verpflichteten Lehnsmänner; den fünften die freyen mit Eigenthum ansässigen Dienstmänner; den sechsten die unfreyen, mit Reichsgütern belehnten, Ministerialen; den siebenten endlich die unfreye Dienstmannschaft der Fürsten und Großen. Alle führten den Namen milites, Soldaten, unter welchen die Berittenen, durch größere Brauchbarkeit und der Könige Vorliebe, sich über die Fußgänger erhoben. Da wurde jeder freye, adeliche Jungling feyerlich mit dem Schwert umgürtet. Um zu versuchen, ob er die Waffen geschickt zu führen wisse, bald aber nur als Förmlichkeit der feyerlichen Handlung, mußte er einen Probekampf bestehen gegen einen, durch Alter und Rang ausgezeichneten, Krieger. Auch dieß Gefecht

der-

verlor sich endlich in einen einzigen flachen Hieb, den sogenannten Ritterschlag. Weil aber solche Wehrhaftmachung mit Gepränge verbunden war, in vieler, auf gleiche Art geweihten, Kriegsmänner Gegenwart geschah, so wurzelte eine hoffärthige Einbildung, der so Gewaffnete sey vornehmer, als der sich selbst ein Schwert umgürtet hatte, und so entstand die Ritterzunft. Die Geistlichkeit, sich gern, um zu herrschen, in Alles mischend, trug christliche Vorschriften hinein, und maßte sich an, des Ritters Pflichten als förmliche Ordensregel einzukleiden. Der, in diesen Orden unaufgenommene, Krieger hieß nur Knappe oder Knecht. Bald schien der Eitelkeit jene Auszeichnung so nothwendig, daß jeder Edle sich zum Ritterstande drängte, Adel- und Ritterwürde endlich gleichbedeutend wurden.

19.

Der Krieger.

Wenn zuvor der sogenannte Heerbann Jeden, der ein Eigenthum besaß, zu den Waffen rief, so war nun bereits nur der zum Kriegsdienst verpflichtet, der vom Reiche etwas zu Lehn trug, der Vasse, der Vasall, dieß Wort bedeutend einen vesten, auf Königlichem Boden ansässigen Mann. Den Reichskrieg beschloß der König mit Rath der Fürsten; dann erging ein Aufgebot: die Lehnsmänner sollten am bestimmten Tage und Orte mit ihrem Kriegsvolk erscheinen. Aber sie achteten dessen oft wenig. Es konnte sich zutragen, daß der

König auf dem Sammelplatze nur geringe Haufen fand, und den Kriegszug verschieben mußte, bis den Vasallen beliebte, thätiger zu gehorchen. Dem vorzubeugen, forderte wohl der König im Fürstenrathe von Jedem einen Eid, daß er nicht ausbleiben, folglich einen Schwur, daß er seinen Schwur halten wolle. Dann geschah es noch bisweilen mit solchem Widerwillen, daß zum Beyspiel Herzog Welf von Bayern den Kaiser selbst, der zufällig behindert worden, in bestimmter Frist einzutreffen, nicht länger als drey Tage erwartete, dann unaufhaltsam wieder heimzog. Also war ein Reichskrieg schon im Beginnen zweifelhaft, die zu Gebote stehende Macht mit Sicherheit nie zu berechnen. Eben so wenig dessen Dauer; denn ermüdete, Mangel leidende, Völker entliefen haufenweis, und so war der Feldzug beendigt. Diese Ungebühr strafen konnte der König nur mit Hülfe solcher Fürsten, deren Gehorsam dieses Mal pünctlicher gewesen, die aber gelegentlich eigne Saumseligkeit ungerügt zu sehen wünschten, darum den strafenden Arm zu leihen, selten eilten. Mit Nachdruck wurde folglich nur der Krieg geführt, in dem die Fürsten nicht blos Gehorchende, sondern Theilnehmende waren.

Zu den Zeiten des Ersten Carls mußten die Krieger — mögten sie Lehnsträger oder freye Gutsbesitzer heißen — im Felde sich beköstigen, und nur, wenn die bestimmte Dienstzeit abgelaufen war, lag dem Könige ob, sie zu versorgen. In beyden Fällen galt Erlaubniß zu plündern nicht selten für erfüllte Obliegenheit; denn der König hatte keine Vorrathshäuser, und die Krieger — wenn sie gleich bepackt mit Lebensmitteln von Hause zogen — konnten nur auf kurze Zeit dem Mangel wehren, zumal

zumal wenn der Zug in ferne Gegenden, etwa gar nach Welschland ging; darum forderten sie nun schon eine Art von Sold. Geld und mancherley Bedürfnisse mußten ihnen zugesichert werden, bevor sie dem Panier folgten.

Gleiches Verhältniß, wie zwischen Kaiser und Fürsten, fand zwischen diesen und ihren Lehnsträgern Statt, wodurch im Kriege der Vortheil, deren Viele zu besitzen, dermaßen sich verringerte, daß die Großen anfingen, lieber fremde Söldner zu werben, freywillige Abentheurer aus allen Ländern. So wird unter andern von der Gräfin Mathilde erzählt, sie habe Russen sogar in ihrem Solde gehabt.

Die Freyen, die ihre Güter nicht als Lehne besaßen, weigerten sich des Dienstes, und konnten nicht gezwungen werden; denn nicht, daß Jeder für seinen Herd fechten müsse, sondern nur um das Verliehene zu vergelten, war die fest gewurzelte Meinung, die keiner zu bezweifeln wagte.

Auch das verschuldete zuerst jene unseelige Verbindung mit Welschland. Keinem Deutschen war daran gelegen, daß sein König auch die Kaiserkrone tragen sollte; denn nur persönlich diesen ehrend war jener Vorzug, nicht ersprießlich für das Vaterland, nicht einmal dessen Macht im Nothfall mehrend, weil die italiänischen Vasallen selten mit nach Deutschland zogen. Hingegen fanden die Deutschen in Italien, statt gehoffter Beute, fast immer den Tod; darum konnten nur noch Sold und Lieferungen Krieger locken, und so wurde beydes Gewohnheitsrecht. Zugleich ergab sich nach und nach Umwandlung der Begriffe, den Stand des Kriegers überhaupt betreffend. Bis dahin gab es in Deutschland nur Eine Ehre, die der Waf-

sen; verachtet wurde, wer nicht Waffen trug. Doch waffenfähig wurde man nur geboren, als Erbe eines freyen oder Lehngutes; nun durfte, für Sold, Jeder das Schwert umgürten. Die Städte, vormals nur Gewerbe treibend, wurden bald auch Waffenplätze. Wer der Leibeigenschaft zu entrinnen vermogte, oder wer, obschon frey, doch geringen Standes, mehr Achtung heischte, als der stolze Landbesitzer ihm gewähren mogte, der zog in die Städte, wo Sicherheit den Fleiß begünstigte, Fleiß den Reichthum erschuf, Reichthum Achtung ertrotzte. Es war den Städtern ein schmeichelnder Kitzel, ohne Ahnen und Lehngüter, Fürsten und Ritter zu zwingen, das adeliche Schwert mit dem des Bürgers zu messen, und nicht selten demüthigte der Waffen-Neuling den in Waffen Geborenen. Worms gab allen Städten das gern befolgte Beyspiel. Cöln trotzte einer Belagerung des ganzen Reichs.

20.

Der Bürger.

In jener Zeit entstand die Abneigung zwischen Adel und Bürgern; doch mußte wohl der erstere sich fügen, da viele seiner Bedürfnisse von den Städten ihn abhängig machten. Dort wohnten ja die Kaufleute, die seiner Prunkliebe Nahrung lieferten; dort wohnten die besten Waffenschmiede, Handwerker und Künstler aller Art. Dort fand er geübte Schreiber, wenn Urkunden anzufertigen waren;

ren; ja sogar, wenn der Ritter des Landlebens ewiges Einerlen unterbrechen, Gattin und Töchter zum fröhlichen Tanzgelag führen wollte, mußten die Rosse nach der nächsten Stadt ihn tragen, wohin auch fremde, durch den Handel bekannt gewordene, Gemächlichkeiten ihn lockten. So wuchs der Städte Ansehn schnell, denn wer Bedürfnissen abhilft, und Vergnügen schenkt, den zu ehren ist Jedermann geneigt. Selbst vom Adel Manche, durch stärkere Nachbarn gedrückt, suchten Schutz in Städten, wurden sogar Bürger, ein dauerhaftes Glück ihren Geschlechtern gründend, unbekümmert um den Spott der Ritterbürtigen.

Aber nicht alle Einzügler konnten Bürger werden. Lange bestand ein Unterschied zwischen Bürgern und Einwohnern. Nur die Freyen, die von Acker- und Weinbau, ihrer Güter Zinsen, sich nährten, empfingen das Bürgerrecht, und waren waffenfähig, Handwerker, sonst Leibeigne, nicht. Doch schien, was sie dadurch entbehrten, unbedeutend so lange sie lebten; denn der Personen Schutz und des Erworbenen freyer Genuß blieb Allen gemein. Nur der Tod führte sie gleichsam in Leibeigenschaft zurück; denn es bestand ein Recht, (man nannte es Budtheil oder Besthaupt,) Kraft dessen der Richter oder Vogt aus dem Erbe aller Einzügler das Beste sich zueignete; also daß der fleißige Vater sterbend seine Kinder einer bösen Willkühr preis gab, und der, eine Zeit lang vergessene, Stempel der Leibeigenschaft in seinen letzten Augenblicken ihm schmerzlich wieder aufgedrückt wurde.

Dieß herabwürdigende Gesetz hob Kaiser Heinrich der Fünfte zuerst in Speyer, verordnend, daß künftig jeder Sterbende nach Gefallen über

das

das Seine verfügen sollte. Ein Geist beseelte damals alle Städte. Kaum war es ruchbar geworden, welches Heil den Bewohnern von Speyer widerfahren, als eine nach der andern gleichen Vorzug heischten und erwarben. Auch gab es unter den Bischöffen wackere Männer, die, des Kaisers Zwischenkunft nicht abwartend, aus eignem Triebe ihre Unterthanen von dem Schimpfe entlasteten. Dadurch erwuchsen Macht und Heil der Städte, auch wohl Stolz und Uebermuth. Sie befreyten sich nach und nach, durch Bitten, Geld und Trotz, von allen Abgaben, Frohndiensten und andern Verhältnissen der Grundpflichtigkeit, von Gottesurtheilen und fremden Gerichten; sie erwarben herrschaftliche Rechte und Besitzungen, umgaben sich mit Mauern, bewaffneten die Bürger, schlossen Bündnisse unter sich, nahmen Ritter in ihre Dienste. Ein Bezirk um die Stadt, man nannte ihn die Bannmeile, durfte ohne ihren Willen zu keiner Anlage oder Nahrung benutzt werden. Die Reichszölle kauften sie ab, und lösten sich vom Strandrechte. Entwichene leibeigene von benachbarten Gütern bauten sich an außerhalb der Pfähle, hiessen Pfahlbürger; Andere auf dem Lande wohnend, doch den Städten schutzverwandt, Außenbürger. Stadtschulen sogar entstanden trotz öfterm Widerspruch der Geistlichkeit. Auch Verbrüderungen zu wohlthätigen Zwecken, sogenannte Elendsgilden. Mayntz, Straßburg, Augsburg waren die ersten Städte, die auf öffentliche Kosten Hospitäler unterhielten. Die Namen Conrad Mendel und Conrad Groß ehre und segne die Nachwelt, denn Jener stiftete zuerst eine Versorgungsanstalt für verarmte Handwerker, dieser ein Krankenhaus. Aber nicht Alle glichen diesen.

fen. Gut und Muth sind Uebermuthes Quellen. Die alten Bürger hielten sich für besser als die neuen, behaupteten manche Vorrechte, und bildeten zuletzt hier und da abgesonderte Stufen. Die adelichen Stadtgeschlechter waren theils Nachkömmlinge von Beamten, die den Ort regierten, als er nur für eine Burg noch galt; theils von landedelleuten, die mit der Stadt in Dienstverbindungen getreten waren; Alle nun hoffärthige Stadtjunker, die dem Landadel sich gleich achteten, Hoflager und Turniere besuchten, an Zahl und Erlesenheit der Dienstmannen mit jenen wetteiferten, sich hochmüthig absonderten, Patricier nannten, und kleine Bürger als Clienten um sich sammelten. Lange hießen sie in manchen Städten vorzugsweise Bürger, als von den ältesten Burgmannen abstammend.

Lange gab es auch noch keine Stadtregierung; die Bürger standen unter bischöflichen Vögten. So war freylich ihre Wohlfahrt großentheils von des Vogts oder des Prälaten Persönlichkeit abhängig, und manche drückten ihre Unterthanen hart; aber die Bischöffe sammt den Vögten wechselten, der aufstrebende Bürgergeist hingegen blieb stets derselbe. Was von dem heutigen Bischoff nicht zu erlangen war, das gewährte sein Nachfolger, und wo Bitten fruchtlos blieben, da siegte oft Widerspenstigkeit. Schnell vergaßen die Bürger, daß sie den Bischöffen Befreyung von Gerichtsbarkeit der Herzöge verdankten. Weil in diesem Zeitraume die Regierung der Städte in Welschland sich anders gestaltete durch selbstgewählte Burgemeister, und die Deutschen gern solche Verfassung nachahmen mogten, so wurde nun das Streben, sich selbst zu regieren, eine Quelle unaufhör-

bärlicher Zwistigkeiten mit den Bischöffen, in welchen die Kaiser, der Städte oft erprobten Treue eingedenk, wenigstens nicht gegen sie Partey ergriffen, auch die, den Bischöffen ohnehin mißgunstigen, Fürsten nicht. Die klügern Prälaten erkannten ihren eignen Vortheil in Macht und Ansehn ihrer bischöfflichen Sitze, und mehrten gern der Bürger Freyheiten. So zum Beyspiel verwilligte der Maynzer Erzbischoff Adalbert, daß der schuldige Zins nicht eingefordert werden, sondern Jeder unerinnert ihn leisten dürfe, weil die Einsammler harte, ungestüme Leute waren, auch Neubenpfennige für sich erpreßten. — Schutz- oder Stadtpräfect, Stadtgraf, Vicedom und Vogt, so lauteten die obrigkeitlichen Titel. Vögte hatten Gerichtsbeysitzer, Schöpfen genannt, und diese wurden schon aus der Burgerschaft gewählt. Die Klagen über Druck der Vögte häuften sich. Tief lag des Uebels Wurzel: Mangel an Gesetzen oder deren schwankende Bedeutung; geringer, fast unbestimmter Sold der Richter und deren Antheil an den Strafgeldern. So wurde das Verkünden eines Vogtdings (das heißt, einer Sitzung des Vogteygerichts), statt den Hülfebedürftigen freudige Hoffnung zu gewähren, der Schrecken aller Ansässigen im Gerichtsbezirk; am meisten der Reichen, wenn sie nicht zeitig etwa sich abgefunden hatten.

Wie aber wurden die Bürger reich? — Es scheut Gewinnsucht keine Gefahr, darum wagte sich der Handel mitten unter die Räuber, die von allen Berggipfeln nach ihm lugten. Gelang es dem Kaufmann, unbemerkt eine Stadt zu erreichen, so war er geborgen, und das Wagestück belohnte sich.

Ein

Ein früher Stapelplatz des Handels mit den Völkern an der Donau, die von Constantinopel indische Waaren brachten, war Lorch in Niederösterreich. Von da zog sich die Hauptstraße durch Bayern, Franken, Thüringen über Magdeburg bis Bardowik, wo dieser Handel sich im Norden mit den Wenden anknüpfte. Später bemächtigten Venedig und die lombardischen Städte sich der Lieferung aller Waaren aus Indien und der Levante. Auch wohl Juden, Handelsreisen unternehmend, brachten sie nach Deutschland, und christliche Pilger, die ihre Wallfahrten nach Palästina gern auf solche Weise benutzten. Die Sachsen, Friesen und Niederländer, von den unternehmenden, seeerfahrnen Dänen aufgeregt, gründeten den Handel in Nordwesten, holten aus Schleswig nordische Waaren, versorgten die Küsten der Nordsee damit, und gingen die Seine hinauf bis nach Paris, wo sie Wein und andere westfränkische Erzeugnisse dagegen eintauschten.

Den stärksten, gewinnreichsten Absatz fand der Kaufmann an des Königs Hoflager, oder bey Stiftern und Klöstern, wenn irgend ein hohes Kirchenfest die Gläubigen aus allen Gegenden versammelte. Auf Reisen, oder Waaren führend, traten die Kaufleute in bewaffnete Gesellschaften zusammen, gleich morgenländischen Karavanen, und zu gleichem Zwecke, einander helfend und schützend. Die Aufnahme in solche Vereinungen geschah mit gewissen Gebräuchen, und Eide wurden geschworen. Sämmtliche Verbrüderte legten ihr Reisegeld in Einen Seckel, daher die Gilde genannt. Solch ein Schwarm reisender Kaufleute erlaubte sich unterweges manchen, die öffentliche Ruhe störenden, Muthwillen, weshalb die Reiseverbrüderungen,

wie-

wiewohl vergebens, verboten wurden. In Bremen gab es einen mächtigen Zusammenfluß ausländischer Erzeugnisse, doch war Bremen nicht des Handels einzige oder erste Wiege. Heinrich der Zweyte bewilligte schon den Kaufleuten dieser Stadt dieselben Rechte, deren der Handel in Deutschlands größern Städten sich erfreute. So lauteten die Worte des Privilegiums, beweisend, daß der begünstigte Handel schon an mehrern Orten blühte. Während eines Aufstandes zu Cöln verließen 600 der reichsten Kaufleute die Stadt, Viele blieben noch zurück. Sechshundert begüterte Kaufleute in einer Stadt setzen einen mächtigen Handelsverkehr voraus.

Vor Allem war Pelzwerk aus Preußen ein Gegenstand der Pracht und Ueppigkeit. Wer in einem Marderpelze prangen konnte, dünkte sich vornehm und glücklich. Womit bezahlte man die fremden Waaren? — Den Rhein herauf und in ganz Deutschland hatten die niederländischen Wollenmanufakturen sich verbreitet, auch viel Leinwand wurde gewebt, obgleich, statt der Hemden, meistens nur ein Unterkleid von Wolle, Linnen oder Pelz getragen, und durch einen Gürtel zugeschürzt wurde.

Der Bürger größern Theil bildeten Handwerker, ein munteres, fleißiges, aber auch leicht aufgeregtes Volk. Die Zünfte entstanden, damals nur Gemeingeist und Ehrliebe athmend; doch der Knechtschaft Ueberreste blieben lange in manchem Frohndienst sichtbar.

---

21. Die

21.

Die Bauern.

Lange gab es der freyen Ackersleute viele in ganz Deutschland zerstreut. Sie nährten ihre Familien von einem kleinen Erbe, sie hatten wenig, aber sie waren frey. Zwar mußten sie, als Grundeigenthümer, bey allgemeinem Aufgebot, bewaffnet im Felde erscheinen, doch, ihrer Unbehulflichkeit wenig vertrauend, machten die Könige selten Gebrauch von diesem Rechte, lieber an der Spitze gewandter und geübter Ministerialen fechtend. Erst Carl, der sogenannte Große, stürzte sie in gräßliche soldatische Dienstbarkeit, indem, vom zwölften Jahre an, Jeder in die Liste eingetragen, von drey Hufen Landes ein Mann gestellt werden, der weniger Besitzende mit Andern zusammen treten mußte. Unerschwingliche Geldstrafen verfolgten den Ausbleibenden; mit Vieh und Getreide bezahlte der Geldarme, und, war auch das ihm schon geraubt, so mußte er die Strafe durch Arbeit abverdienen. Also blieb in unaufhörlichen Kriegen ihm nur die Wahl, abwesend sein Land unangebaut zu lassen, oder mit seines Fleißes Fruchten sich los zu kaufen, und dann zu darben, oder irgend einem Großen in die Arme sich zu werfen, freywillig verzichtend auf die alte Freyheit. Dieser wußte dann unter manchem Vorwand die neuen Unterthanen zu beurlauben, als geistliche Personen, wenn in einem Stifte oder Kloster sie irgend ein kleines Geschäft übernahmen; oder als Hausbedienten, deren jeder Große Einige zurückbehalten durfte; oder

sie

sie wurden durch Söldner und Leibeigene ersetzt, gegen die schmerzliche Aufopferung, ihr Erbe und Eigenthum dem Schutzherrn abzutreten, nur für ihre und etwa ihrer Kinder Lebenszeit den Genuß sich vorbehaltend. Andere, deren kleinen Besitz der Zufall mitten in ein großes Gut geworfen hatte, wurden so lange geneckt und gequält, bis sie entkräftet sich ergaben, in den Stand unfreyer Bauern hinabgedrückt. Darum besitzt in Deutschland nun der Bauer so wenig Eigenthum, ist durch die Grundherrschaft so schwer belastet; daher der Fluch, unter dem das Volk seit Jahrhunderten seufzt. Nur wenigen Entlegenen gelang es, Eigenthum und Freyheit zu retten, zum Beyspiel den Bewohnern von Ostfriesland.

Es suchten anfangs wohl die Könige selbst dem Unwesen zu steuern durch wiederholte Verbote, Grundstücke an sich zu bringen, auf welchen zum Kriegsdienst Verpflichtung hafteten; allein die Furcht auf einer Seite, die Habgier auf der andern, wußten solche Verbote zu umgehen. Das Trachten nach Gebietsvergrößerung und dessen Abrundung war Leidenschaft der Großen, durch kein Gesetz zu bändigen; sie verschlangen die kleinen Freysassen, und setzten nach und nach auf solche Weise aus Lehn- und Erbgütern, und abgepreßtem fremden Eigenthum große Herrschaften zusammen; vertheilten sie wieder, Heere von Ministerialen sich schaffend, in Lehne und Afterlehne, auf welchen nun die Verpflichtung ruhte, dem Lehnsherrn beritten in Reichskriege zu folgen; und so entsprang die neue Ordnung der Dinge, den Königen nicht mißfällig, da sie jener Landwehr nun nicht mehr bedurften, die der Kriegszucht ungewohnter, und schlecht bewaffnet war. Also, durch eignen Vor-

theil

theil nicht mehr erinnert, verloren sie das Schicksal der kleinern Freysassen aus dem Gesichte. Die Unglücklichen blieben ausgestoßen aus der Reihe der Staatsbürger. Für Nutzung von Grundstükken, einst ihrer Väter Eigenthum, wurden sie belastet mit Frohndiensten und Abgaben.

Einer alten, von Heinrich dem Zweyten schon getroffenen Einrichtung zufolge, sollten die freyen Reichsansiedler von ihres Gleichen nur gerichtet werden, vorausgesetzt, daß sie frey sich erhielten. Das mag in einigen Dörfern in Franken und Schwaben geschehen seyn, wo, bis vor kurzen, freye Reichsbauerschaften noch bestanden. Auch in andern Gegenden Deutschlands blieben einzelne Bauern hier und da noch übrig, die, man weiß nicht wie, ihre Freyheit aus den Stürmen des Mittelalters retteten.

Indessen war der Zustand unfreyer Bauern doch immer noch ein Anschließen an die menschliche Gesellschaft; dessen konnte sich der Leibeigene nicht rühmen; er war nur ein bewegliches Eigenthum gleich Pferden und Hunden, doch minder geschätzt. Dem Emporkommen der Städte verdankte er bisweilen Erleichterung der Knechtschaft. Wenn auch zuvor des Herrn Güte diesem oder jenem die Freyheit verlieh, so wußte er oft nicht, wovon er sich redlich nähren sollte. Jetzt boten ihm die Städte Nahrungsquellen dar. Wenn zuvor sein angestrengtester Fleiß ihm nicht so viel erwerben konnte, um von einem habsüchtigen Herrn die Freyheit zu erkaufen, so fand er nun in Städten Gelegenheit, die Früchte seiner Arbeit vortheilhafter zu veräußern, schneller so das Lösegeld zu sammeln. Oefter noch suchte er als Läufling schützende Mauern. Aber ehe die Städte von den Vögten sich

befreys

freyten, war meistentheils der Wechsel seines Loses nur scheinbar glücklich, härter als die alte Knechtschaft die neue durch den Vogt ihm aufgebürdete. Immer blieben die Bauern der zahlreichste, nützlichste, unglücklichste Theil der Nation, der das Elend, durch innere Kriege herbeygeführt, am schwersten trug. Man machte wohl einen Gottesfrieden; man setzte fest, daß Geistliche und Weiber, als unbewehrte, stets geachtet und verschont werden sollten; allein der unbewehrten Bauern gedachte Niemand.

22.

Rechtspflege. Erziehung. Gelehrsamkeit. Kunst. Sitten.

Es war ein löblicher, altdeutscher Grundsatz, daß jeder persönlich freye Mann nur von seines Gleichen und nur in seiner Heimath gerichtet werden sollte. Es gab Fürstenrechte, Versammlungen, wo Fürsten die Händel ihrer Mitfürsten, selbst die des Königs, entschieden, auch in peinlichen Fällen sogar Todesurtheile sprachen. Von Mannge-richten der Ministerialen galt Berufung an diese Fürstenrechte. Aber die Gesetze athmeten noch immer die alte Barbarey. Geld büßte Mord. Zweykampf entschied immer häufiger, da er dem steigenden Hange zu ritterlichen Uebungen schmeichelte. Beyder Kämpfer Ebenbürtigkeit war nicht vonnöthen. Herzog Otto von Bayern sprach: „lieber will

will ich kämpfen mit einem verrufenen, mir nicht ebenbürtigen Manne, als solchen Verdacht auf mir ruhen lassen." Selbst Heinrich dem Vierten wurde von dem Schwaben-Herzog angesonnen, kein Schwert im Zweykampf zu zücken, und Heinrich erklärte sich bereit unter Vorbehalt der Königlichen Majestät. Wer kein Schwert führte, mogte durch Eide sich reinigen.

Der Krieger, der ein Lehn erworben, stolz auf seines Besitzes Ursprung, kannte nur sein Schwert, nicht das der Gerechtigkeit; die ließ er durch einen Vogt verwalten, und wählte nicht den weisesten, billigsten Mann, sondern den, der am meisten zu erpressen wußte, verließ wohl gar das Amt dem Meistbietenden. Das, vom ersten Carl eingeführte, Sittengericht war nicht erloschen; übermüthige Bischöffe gefielen sich in dessen strenger Handhabung. Nicht Knechte nur, auch Herren unterwarfen sie schimpflichen Leibesstrafen. Der berühmte Markgraf Bonifacius ließ von einem Abt sich geißeln, weil er an Kirchen sich vergangen. Auch ein Herzog von Lothringen, der eine Kirche abgebrannt, wurde öffentlich gegeißelt, mußte eigenhändig Kalk zum neuen Baue tragen, und noch durch Gold sein, zum Abschneiden verurtheiltes, Haar lösen.

Erziehung, als moralische Bildung eines Menschen für das Leben, gab es nicht. Wer mehr zu lernen begehrte, als ein Roß tummeln, das Schwert führen, die Lanze schwingen, der besuchte Dom- und Klosterschulen, deren berühmteste zu Bamberg, Würzburg, Paderborn und Lüttich waren; einzelne Deutsche verloren sich sogar bis auf die hohe Schule zu Paris. Doch waren das immer nur solche, die etwa im geistlichen Stande

Glück

Glück zu machen hofften, denn Laien fanden, nichts zu lernen, gemächlicher.

Was war auch damals Gelehrsamkeit! Die sogenannte Dialectik, die Kunst, gegen Ketzer zu fechten, und, wenn es keine Ketzer gab, die heißlose Kunst, über Alles einen Wortstreit zu führen. Da gab es ordentliche Ausforderungen zum Kampf, und die Zuhörer strömten so gierig herbey, als ob die tapfersten Ritter auf Leben und Tod kämpfen sollten. Aristoteles wurde bekannter, obgleich nur halb begriffen. Wer nicht auf diese Spitzfündigkeiten sich verstand, die selbst ein Abälard in Frankreich lehren mußte, galt nimmer für einen Gelehrten. Schöne Wissenschaften wurden für unnütz geachtet, Geschichtskunde für eine Beschäftigung träger Geister.

Doch mächtigen Einfluß auf Entwicklung vieler dunkeln Begriffe äußerte das Wiederaufleben des römischen Rechts. Das wirklich Gute geht nie unter, doch bleibt es oft vergessen, bis des gemeinen Lebens gebieterische Bedürfnisse es hervorrufen; dann aber setzt es sich auch plötzlich wieder in Besitz des ganzen ihm gebührenden Wirkungskreises. So lange nur Gewalt Recht war, so lange schrieb auch nur das Schwert Gesetze. Aber dieser Knechtschaft drückendes Gefühl weckte in den meisten Ständen Sehnsucht nach gesetzlicher Ordnung. Als die Macht der fränkischen Kaiser zu sinken begann, eilten die Päpste, Jener Kapitularien bisher unwillig gehorchend, das römische Recht zu begünstigen. Die ganze Geistlichkeit, der Waffen unkundig, ergriff es mit Begierde; eben so Alle, die Handel und Künste übten, ja selbst die Kaiser, welchen dieses Rechtes Grundsätze eine unbeschränktere Gewalt zusagten. Vielleicht noch

ker, als durch gehofften Schuz, wurden die Geistlichen durch Gewinnsucht angezogen, denn außer ihnen verstand sich Niemand auf das erneuerte Recht; sie allein vertieften sich in dessen Erlernung mit fast unmäßiger Begier, so daß sie auch die heilige Schrift darob vergaßen. Wer eines gerichtlichen Fürsprechers bedurfte, mußte unter Geistlichen ihn suchen. Die Richterstühle hatten oft nicht Raum genug für alle Priester. Zu Bologna stiftete Irner, ein berühmter Mann, eine öffentliche Schule der Rechtsgelehrsamkeit, wohin der Deutschen Viele strömten. Da hellten ihre Begriffe über Recht, Unrecht, Billigkeit, Sicherheit des Eigenthums sich auf. Der Einfluß auf das Ganze war unvermeidlich und heilsam. Zugleich entstand aber auch jene unselige Streitsucht und Rechthaberey, die, Familienglück zerstörend, bey den Streitenden gehässige Leidenschaften, bey dem Richter Eigennuz weckt. Seitdem wurden, blos um schnöden Gewinnes willen, so viele Händel vor den römischen Stuhl gezogen, daß einst der heilige Bernhard dem Payste vorwarf: „In deinen Pal„lästen erschallen täglich die Gesetze, nicht Christi, sondern Justinians.

Die Künste strebten noch schwach aus der Kindheit empor, obgleich Roms Alterthümer, selbst in Trümmern, Bewunderung zu erwecken begannen. Der harte deutsche Meisel versuchte sich in Domkirchen an Bildnissen der Heiligen und Bischöffe. Auch an den Marmor wagte sich schon die rohe deutsche Kunst, wie noch zu Speyer die Kaiserlichen Grabmäler beweisen. Nach dem Muster des Doms zu Benevent erhob sich der zu Bremen, und der Straßburger Münster stieg em- 1013-
por. Den Geistlichen ist nachzurühmen, daß sie 1028

solcher Kunstwerke Urheber waren; die Weltlichen liebten nur dicke Mauern.

Schon öffnete sich auch das deutsche Ohr den Reizen der Musik, als Guido von Arezzo durch sinnreiche Vereinfachung der Zeichen den Unterricht erleichterte. Von mehrern Bischöffen nach Deutschland berufen, verbesserte er die Kirchenmusik. Auch Saiteninstrumente waren nicht mehr unbekannt.

Dichtkunst blühte nur in Volksliedern. Grosser Männer Namen und Thaten wurden gesungen, oder auch ihre Laster singend verspottet. Es scheuten mehr als heute die Großen solchen Spott.

Lambert von Aschaffenburg schrieb die Geschichte seiner Zeit, die noch jetzt verdienten Ruhm genießt.

Immer noch schilderten heimische und fremde Chroniken die Deutschen als Trunkenbolde, haderfüchtig im Rausch, an Eßgier Wölfen gleich. Selbst der Kaiser, bevor zu Rom er gekrönt wurde, mußte versprechen, mit Gottes Hülfe nüchtern zu leben. Was sonst ein welscher Mönch den Deutschen aufbürdet, gilt wohl nur die rohen, überall sich gleichenden, Krieger, die er sah. Dahin ist ohne Zweifel der Vorwurf zu rechnen, daß Plündern, Unzucht treiben, ihr gemeines Laster sey. Es ist ein Kriegslaster. Nur Ein Geschichtschreiber damaliger Zeit bezüchtigt die Bewohner von Bremen des Hanges zu Fleischeslüsten aller Art, und behauptet, die meisten hätten zwey, auch drey Weiber besessen. — Aber allgemein hielt man die Deutschen für unbändig. Deutschen Ungestüm, deutsche Wuth (impetus, furor teutonicus) nennen Chroniken ihre Wildheit. Der berühmte Gottfried von Bouillon, das Heer der Kreuzfahrer befehligend, achtete zwar deutsche Ritter, um

ihrer

ihrer Tapferkeit willen, höher als Andere, empfahl ihnen aber, zu Mäßigung ihrer Rohheit, Umgang mit Franzosen, die damals schon für gesitteter galten. Allein auch damals schon bestand ein angeborner Nationalhaß zwischen beyden Völkern, den zu bekämpfen nur Gottfried vermogte, beyder Sprachen mächtig und die Gemüther beherrschend. Der Grund deutscher Rohheit lag im Erziehungsmangel, im frühen, wilden Kriegsleben. Fürstliche Knaben von vierzehn Jahren zogen schon ins Treffen. Jede langsam errungene Sittenverbesserung ging im Kriegsgetümmel schnell wiederum verloren. Raub galt auch für Krieg, also nicht für Schande. Ritter und Räuber war fast gleichbedeutend. Kein Berg, kein Hügel, der nicht ein Raubnest trug, Ritterburg genannt. Selbst Kaiserliche Schlösser machten keine Ausnahme. Das trieb ja eben großentheils die Sachsen zur Empörung. Denn wo eines Gau's Bewohner in ihrer Mitte eine Burg entstehen sahen, da hatte es auch mit ihrem Frieden ein Ende, und es blieb dem Volke nur der Pfaffentrost, daß alle Raubritter nach ihrem Tode feurig herumziehen müßten.

Einzelne Züge von Großmuth mögen den Volkscharakter bey der Nachwelt nicht erheben, denn es sind nur leuchtende Insekten in einer dunkeln Nacht. Daß die Städte, troß päpstlicher Bannflüche, treu am Kaiser hielten, geschah um ihres Vortheils willen, oder um einem gehaßten Bischoff weh zu thun.

So roh das Geschäftsleben der Deutschen, so roh auch ihre Ergötzlichkeiten. Mimen und Spielleute werden öfter in den Chroniken genannt; was für Künste sie getrieben, erfährt man selten. Als Heinrich der Dritte zu Ingelheim sich

vermählte, soll eine zahllose Menge solcher Leute sich eingestellt, doch ohne Speise oder Zahlung der Kaiser sie abgefertigt haben, vermuthlich weil sie selbst den rohen Geschmack damaliger Zeit empören mogten. Pöbel-Belustigung durch Unzüchtigkeiten hieß damals Pantomime.

Stelle nun die einzelnen Bilder in ein großes Gemälde zusammen, was erblickst du? ein verwüstetes, mit Mord und Raub erfülltes Land, wo Alle herrschen wollen, Keiner gehorchen mag; wo Hunderte von Fürsten und Prälaten, schlau oder gewaltsam, einander zu bevortheilen streben, und nur einig sind, wenn es gilt des Königs Macht zu schwächen; wo der Geist päpstlicher Herrschsucht mit schwerem Fittig über dem Ganzen schwebt, drückend und lähmend; wo Formelwerk — Religion, blinder Gehorsam gegen die Kirche — Tugend, Stärke — Gerechtigkeit ist; wo die Wissenschaften in einem Wust von Spitzfündigkeiten ersticken, die Künste nur noch lallen, der Handel schüchtern an Raubschlössern vorüberschleicht; wo nur an gewissen Tagen der Landmann, seines Lebens sicher, den Pflug zu Felde treibt, nie der Früchte seines Fleißes froh wird, nie weiß, für wen er erntet; wo der Mensch, an den Boden gefesselt, oder gar dem Stiere, der seinen Pflug zieht, gleich geachtet, nicht einmal sein Weib erwählen, oder die erzeugten Kinder sein nennen darf. So war Deutschland als Heinrich der Fünfte starb. So blieb es noch lange! Des Ritterwesens Schimmer, des Mittelalters Derbheit wird von Vielen bewundert, die, zu jener Zeit lebend, die schändliche Rechtlosigkeit verflucht haben

haben würden. Der alte Baum trieb noch Blätter durch die Rinde, aber das Mark war ausgefault.

Wann ist ein Volk glücklich zu nennen? — wenn es, ungehemmt im rechtlichen Gebrauch seiner Kräfte, durch Fleiß erwerben, das Erworbene sicher besitzen und genießen kann. Höhere Bildung ist nicht Volks-Glückseligkeit, wird auch bey keinem Volke gefunden. Selbst den hochgerühmten Griechen war sie fremd, wie solches ihre Geschichte immer da beweist, wo nur das Volk spricht und handelt. Unglücklich waren die Deutschen, nicht weil höhere Bildung oder ein Sinn dafür ihnen mangelte, nicht weil Aberglaube sie befangen hielt; sondern weil sie ihre Kräfte nicht frey üben, und was ihr Fleiß erwarb, weder sicher besitzen noch genießen konnten.

23.

Lothar von Sachsen.

Wiederum öffneten mit Heinrichs Tode alle Fürsten sich die Schranken zum Wettkampf um die Krone. Nur Einer konnte sie erringen, doch wenigstens theilten Alle so Hoffnung als Vorsatz, deren Macht aufs neue zu beschränken. Das offenbarte sich schon am Begräbnißtage des Verstorbenen zu Speyer, durch ein Klage- und Ermahnungsschreiben der anwesenden Fürsten an die Abwesenden, daß sie Gott bitten mögten, die neue Wahl zu lenken, Kirche und Reich von Dienstbarkeit frey zu erhalten.

Die

Die Rheinufer schmückten sich abermals mit dem Kern der deutschen Völkerschaften; mehr als 60000 Menschen wimmelten in lang gestreckten Lagern. Da erschien auch ein päpstlicher Legat, um die Wahl zu leiten, ja sogar der König von Frankreich beschickte die Versammlung durch einen mit Pracht auftretenden Gesandten.

Man mogte Einmischung der Volksmenge fürchten, wenn öffentlich nach alter Sitte auf dem Wahlfelde gerathschlagt würde, darum ein Hof zu Maynz die Wählenden absonderte. Allein auch dieser konnte nicht der Fürsten Menge fassen; wenigstens ergriff diesen Vorwand der Legat, zum Behuf der Ordnung und Ruhe einen Vorschlag verlautbarend. Zehn Fürsten aus vier deutschen Hauptprovinzen, Schwaben, Bayern, Sachsen und Franken sollten eigentlich wählen, die übrigen dann beystimmen, und so wurde es beliebt, obschon die Ausgeschlossenen damals nicht ahnen mogten, ein, ihr Stimmrecht vernichtendes, Gewohnheitsrecht zu begründen.

Heinrich der Fünfte sterbend hatte seiner Gemahlin die Reichskleinodien vertraut, mit dem Wunsche, daß sein Vetter, der wackere Friedrich von Hohenstauffen, sie künftig tragen mögte, oder dessen Bruder Conrad, ein schöner, stolzer Mann. Doch diesen hatten Frömmigkeit und Kampflust nach Palästina getrieben, Jenen scheute der Papst, und Adalbert von Maynz hatte seinen Groll auf Heinrichs treue Anhänger vererbt. Vorgeschlagen wurde er zwar von den Wahlfürsten, allein mit ihm Herzog Lothar von Sachsen, Markgraf Leopold von Oestreich und (wie Einige versichern) Graf Carl von Flandern. Lothar, ein Graf von Supplingenburg, durch Heinrich

rich des Fünften Wohlwollen Herzog in Sachsen, seitdem der letzte Billunger Magnus ohne männliche Erben verstorben war, galt für redlich, tapfer, klug, wenn Undankbarkeit jemals mit Redlichkeit zu paaren ist; denn Er war der Ersten Einer, der, als der Papst den Bannfluch donnerte, die Waffen gegen seinen Wohlthäter kehrte, und, weil er Vaterlandes- und Kirchenfreyheit zu schützen vorgab, so geistliche als weltliche Fürsten sich geneigt machte; darob vom Kaiser in die Acht erklärt, vertrieben, gefangen, zwar endlich in Freyheit gesetzt wurde, aber die Beschimpfung nie vergaß, und den alten Groll auf Heinrichs Vettern übertrug.

Markgraf Leopold von Oestreich, der Fromme genannt, erfreute sich des schönen Rufes, daß sein Pallast ein Tempel der Gerechtigkeit und Tugend sey, nur hatte er Heinrich den Vierten einst im Unglück verlassen, ihn verhöhnend, indem er aus der Hand des aufrührerischen Sohnes die Tochter des Unglücklichen als Gemahlin empfing. — Auch den Grafen von Flandern ehrte die öffentliche Stimme durch den Beynamen des Guten.

Kaum waren die vier Namen ausgesprochen, als Lothar und Leopold knieend, ja Thränen vergiessend, baten, mit der gefährlichen Würde sie zu verschonen. Jetzt glaubte Friedrich von Hohenstaufen, ihn müsse die Wahl treffen, und eilte in die Versammlung, der zuvor unter mancherley Vorwand er sich entzogen hatte. Der Maynzer Erzbischoff, arglistig ihn prüfend, stellte an ihn und seine Nebenbuhler die verfängliche Frage: ob sie auch jedem andern Fürsten, den man vielleicht noch kühren werde, sich unterwerfen wollten? — Rasch bejahten es Lothar und Leopold, nur

Fried-

Friedrich zauderte, vorschützend, er müsse draussen im Lager mit seinen Gefährten sich zuvor berathen. Die Wahlfürsten stutzten. Es wurde mit Hitze gestritten; man glaubte wahrzunehmen, daß Friedrich eine Art von Recht auf seine nahe Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser gründe, und eben darum fand man nöthig, ihn auszuschließen; denn so spiegelte der Papst den leichtgläubigen Deutschen unaufhörlich vor, es sey am ersprießlichsten, bey jedes Königs Tode mit der Wahl in ein anderes Fürstengeschlecht zu springen, auf daß Wahlfreyheit erhalten würde — eigentlich damit Einheit und Macht vom deutschen Kaiserthrone verbannt blieben, und des heiligen Peters Netz im trüben Wasser stets fischen könne. Dasselbe wünschte Frankreich schon aus gleichen Gründen. Der berühmte Abt Suger, französischer Machtbote, war beauftragt, Friedrichs Wahl entgegen zu arbeiten.

Es kam der entscheidende Tag. Die Fürsten versammelten sich, nur Friedrich blieb aus. Beschickt und ermahnt sich einzufinden, wiederholte er, Aufschub begehrend, die vorige Ausflucht. Da erhob sich ein Getümmel: Viele riefen: Lothar solle König seyn! umringten ihn plötzlich, hoben den hitzig Widerstrebenden, ja mit Rache Drohenden, auf ihre Schultern, begrüßten ihn als König. Solch' wüstes Getümmel hart mißbilligend, wollten der Fürsten und Bischöffe viele sich entfernen; Adalbert von Maynz verschloß die Thüren; des Papstes Legaten vermittelten; man setzte sich wieder, Ueberredung siegte, und alle Anwesende erkannten Lothar als König. Der bot, um auch den Schwaben-Herzog Friedrich zu gewinnen, ihm ein Lehn von 200 Mark; doch erkaufen ließ

der

der Edle seine Stimme nicht, unterwarf sich aber freywillig.

So schöne Hoffnungen Alle auf Lothars erprobt geschienenen Charakter bauen mogten, so wurde doch für klug erachtet, besonders in Kirchensachen ihn zu beschränken. Geistliche Wahlen weder durch Furcht zu erzwingen, noch durch Empfehlung zu entlocken, ja nicht einmal durch seine Gegenwart ihnen Zwang aufzulegen, mußte er versprechen. Den frey Gewählten und Geweihten mögte er sodann mit dem Scepter unentgeldlich belehnen, auch den Eid der Treue, nicht den Lehnseid, ihm abnehmen. Heinrich der Vierte hatte noch das Bestätigungsrecht, selbst über Gregor den Siebenten geübt, jetzt hingegen eilten Bischöffe nach Rom, die päpstliche Bestätigung der Königswahl zu heischen.

Zu Aachen wurde Lothar nebst seiner Gemahlin Richsa gekrönt. Die verwandelnde Kraft des goldnen Reifes bewies sich auch an ihm. Selten oder nie beharrt ein König in Gesinnungen, die er als Prinz gehegt oder geäußert. Auf einem Hoftage zu Regensburg erklärte Lothar: eingezogene Güter von Geächteten, oder eingetauschte gegen Kaiserliche Kammergüter, sollen Eigenthum der Schatzkammer, nicht des Kaisers seyn. Dadurch wollte er vorbereiten, was er gegen die Brüder der Hohenstauffen zu unternehmen im Schilde führte. Diese nämlich waren die Erben des fränkischen Kaiserstammes. Was von dessen Gütern Erbeigenthum, oder nur als Reichsoberhaupt ihm zugehörig war, konnte, nach so langer Zeit und fortgesetztem Bestreben Alles in Stammgut zu verwandeln, nicht mehr genau unterschieden, folglich eine Quelle beliebiger Ansprüche werden. Es mogte

seyn,

seyn, daß die edlen Brüder Hohenstauffen im Herzen die geschehene Wahl mißbilligten, vielleicht auch laut solches äußerten; doch wurden sie von Niemanden bezüchtigt, mehr als Worte sich erlaubt zu haben. Allein Lothar, einst mit Thränen die Krone verschmähend, jetzt eifersüchtig auf jeden Hauch, der ihren Glanz bedrohen könnte, nährte so bittern Groll und Argwohn, daß er, auf jene Erklärung fußend, hastig dem Herzog von Schwaben Elsaß entriß, ihn zu Straßburg einen Reichs-
1125 feind nannte, und zu Goslar einen Feldzug gegen ihn beschloß.

Indessen zeigte sich dem Rachsüchtigen eine zweyte Gelegenheit der häßlichen Leidenschaft zu fröhnen. Einst hatten die Böhmen Heinrich dem Fünften Hülfsvölker gegen ihn gesandt, jetzt stritten dort zwey Brüder um den Thron, deren Einer um Beystand ihn ansprach. Alsobald überzog er Böhmen mit Krieg, der im Felde ihm keine Lorbeern brachte. Ein geschickter Unterhändler, Markgraf Heinrich von Sachsen, zog ihn aus der bedenklichen Lage, den Herzog Sobieslaw bethörend, daß er, um des Kaisers Freundschaft zu erlangen, ihm huldigte, und Hülfe sogar gegen die verhaßten Brüder zusagte. Franken plündernd hielt er Wort, indessen Lothar Nürnberg vergebens belagerte.

Ob Friedrich und Conrad — der letztere war eilig aus Palästina heim gekehrt — ohne Lothars unedlen Angriff je die Waffen gezückt haben würden, ist zweifelhaft; jetzt aber, begreifend, daß ihr ganzes Daseyn auf dem Spiele stehe, boten sie Alles auf, nicht mehr allein um sich zu retten, sondern zu des Gegners Untergange. Sie
1126 schlugen ihn vor Nürnberg; sie wurden in Speyer

mit

mit Jauchzen aufgenommen; sie vereitelten auch da Lothars Angriffe, und, von Glücke schwindend, durch Viele der Großen aufgemuntert, maßte Conrad sich den Königstitel an, zog nach Welschland, um dort sich krönen zu lassen, verhoffend, Friedrich werde indessen dem Feinde gewachsen bleiben.

Ein zu jener Zeit mißlungener Versuch Lothars, das, während innerer Kriege, verfallene Kaiserliche Ansehn in Burgund wieder herzustellen, verschlimmerte seine Lage; um es wenigstens in Deutschland zu erhalten, bedurfte er einer mächtigen Stütze. Da warf der Schlaue seinen Blick auf Herzog Heinrich in Bayern, nicht achtend, daß er mit den Hohenstauffen verschwägert, und von Herzen ihnen zugethan sey. Er wußte, daß Eigennutz die Bande des Blutes und der Freundschaft sprengt. Die einzige Tochter bot er ihm, die Erbin seiner großen Güter in Sachsen, zugleich Belehnung mit diesem Herzogthum, obschon fast unerhört war, daß Ein Fürst zwey Herzogthümer besessen. Sogar die Nachfolge im Reiche ließ er ihn hoffen, wenn er tapfer, wie ein Maccabäer, seinen Schwager bekämpfen wolle. So vielen Lockungen widerstand Heinrich nicht; Freundschaft und Rechtlichkeit unterlagen dem Eigennutz, er kehrte die Waffen gegen seine Schwäger.

Zwar gekrönt zu Mayland, doch vom Papste in den Bann gethan, kehrte Conrad aus Italien zurück. Lothar eroberte, nach einer zweyten Belagerung, Speyer, so muthig auch Agnes, Friedrichs Gemahlin, dem Hunger trotzend, die Stadt vertheidigt hatte. Schonende Achtung den Frauen zu beweisen, war eine rühmliche Sitte jener Zeit, der auch Lothar nicht widerstrebte. Durch Geschenke

schenke geehrt, sandte er die Fürstin ihrem Gemahl zurück.

Noch sieben Jahre währte diese Fehde, die über Schwaben, Elsaß und Franken die Gräuel der Verwüstung brachte, bis endlich die bedrängten Brüder, durch der Kaiserin Vorwort und Lothars Verlangen, in Welschland frey sich regen zu dürfen, vor seinen Augen Gnade fanden, ihre Her-
1135 zogthümer zurück empfingen, sogar sein Vertrauen erwarben.

Schon früher hatten zu Rom zwey Päpste (eine Folge stürmischer Wahlfreyheit) um den Fischerring gekämpft, Anaclet der Eine, aus einem reichen, bekehrten Judengeschlecht, Innocenz der Andere. Den letztern, ein Flüchtling in Frankreich, erkannte Lothar, besprach sich persönlich mit ihm zu Lüttich, führte sein Pferd am Zaume, hielt ihm den Steigbügel, sagte ihm Beystand zu, doch eine Forderung beyfügend, die aufs neue bewies, daß er nicht mehr jener Herzog sey, der einst die geistlichen Rechte verfocht, sondern daß er mit allen Kräften strebe, die Kaiserliche Macht, obwohl gleichmäßig von ihm bestritten, auf den verlornen Gipfel zu erheben. Nicht Minderes begehrte er zum Lohn seiner Hülfe, als Wiederherstellung der bischöfflichen Investitur durch Ring und Stab. „Du siehst nun," sprach er, „welchen „Nachtheil sich selbst die Kirche zugefügt, indem „sie die weltliche Macht geschwächt. Wer dürfte „wagen, dich zu vertreiben, wenn, wie vormals, „ein gewaltiger Kaiser dich bestätigt und geschützt „hätte?" — Der Papst und seine Begleiter erschraken. Der heilige Bernhard, ein beredter Wundermann, bekämpfte mit fliegender Zunge des Kaisers Begehren.

Lothar auf seinem ersten Zuge kam bis Rom. Allein zu jener Zeit war es nicht genug in Rom zu seyn, man mußte die Peterskirche, die Engelsburg erobern, manches verschanzte Haus erstürmen. Dazu war seine Macht von wenigen Tausenden nicht hinreichend. Er mußte folglich, das alte Herkommen hintansetzend, in der lateranensischen Kirche 1133
sich krönen lassen. Zuvor erneuerte Innocenz des römischen Stuhles Ansprüche auf die Güter der Gräfin Mathilde, deren Heinrich der Fünfte ohne Unterschied sich bemächtigt hatte. Es wurde so verglichen, daß der Papst den Kaiser nun damit belehnte. Das schien am unverfänglichsten für das Reich, da die Lehne schon so gut als erblich waren. Allein der Kaiser ein Lehnsmann des Papstes! Diese Begebenheit verewigte der geschmeichelte Priesterstolz durch ein Gemälde, auf welchem Lothar, vor dem Papste knieend, von ihm die Krone empfing, und eine zweydeutige Unterschrift zweifelhaft ließ, ob nicht die Kaiserwürde ein päpstliches Lehn geworden.

Drey Jahre später zog Lothar zum zweyten 1136
Mal nach Welschland, dießmal mit ansehnlicher Macht. Der tapfere Normannen-Fürst Roger hatte Sicilien den Saracenen entrissen. Um seine Freundschaft zu gewinnen, ertheilte ihm der Gegenpapst Anaclet die Königswürde, anfangs ein Spott von ganz Europa, doch nach und nach, obschon unrechtmäßig verliehen, überall anerkannt; ein Beweis, daß angemaßte Rechte, wenn nur die Anmaßung beharrlich ist, am Ende auch den wohlerworbensten gleich geachtet werden. Aber der heilige Bernhard schrieb, ohne Schmälerung der Kaiserlichen Rechte gebe es keinen König in Sicilien; der griechische Kaiser, die Normannen fürchtend,

tend, und Venedig, von ihnen geplündert, und Innocenz, aus Rom vertrieben, stellten ihre Rache dem deutschen Kaiser anheim, der einen glorreichen Feldzug begann, und, schnell erobernd, schon Apulien sich unterwarf. Er mogte damals wohl im Schilde führen, die Normannen ganz nach Sicilien zu verdrängen, darum er auch des geängsteten Roger Bitte, einen von dessen Prinzen mit Apulien zu belehnen, stolz versagte. Allein es entstand ein Zwist um die Beute. Der Papst begehrte das eroberte Salerno im Namen der Kirche, der Kaiser im Namen des Reichs; gleichermaßen stritten Beyde um den Besitz von Apulien dreyßig Tage lang, endlich übereinkommend, bis nach reiferer Untersuchung, einen neuen Herzog Beyde zu belehnen.

Aller dieser Händel, wie des Himmelsstriches, müde, verschworen viele Deutsche sich, den Papst, sammt seinen Kardinälen, als des zur Ungebühr verlängerten Aufenthaltes Urheber, zu ermorden. Zwar gelang dem Kaiser, die aufrührerische Bewegung zu stillen, doch nur, indem er das Verlangen seiner Krieger nach der Heimat befriedigte. Freilich war vorauszusehn, daß schneller Verlust alles Eroberten seines Rückzuges Folge seyn werde, darum dem neuen Herzog von Apulien angerathen wurde, deutsche Söldner zu gewinnen, deren überlegne Tapferkeit ihn schützen möge. Achthundert blieben zurück, konnten aber nicht verhindern, daß, nach Lothars Entweichen, Roger wiederum den Meister spielte. Das war nun seit Jahrhunderten mehr oder weniger der Ausgang aller nach Welschland unternommenen Kriegsabentheuer.

Diesmal büßte Lothar die Lust mit seinem eignen Leben, denn, zu Trient erkrankend, dennoch

die Reise fortsetzend, ereilte ihn der Tod in einem 1137
schlechten Dorfe zwischen dem Inn und Lech. Sein Leichnam wurde nach Sachsen geführt. Sein Königsleben hat er vergeudet im Kampfe gegen die Hohenstauffen und in welschen Abentheuern. Einen Landgrafen von Thüringen, Herrmann, hat er wegen Mordes abgesetzt, und die Landgrafschaft einem schon mächtigen Grafen Ludwig verliehen, dessen Nachkommen in gleicher Würde Ruhm erwarben. — Zwischen der Elbe und der Ostsee hatten slavische Fürsten blutige Fehden gekämpft, ungestört vom deutschen Kaiser, den seiner nächsten Nachbarn Händel minder zu berühren schienen, als die der Griechen und Normannen. Als der dänische Prinz Canut, rächend die Verwüstungen in Schleswig und Holstein, die Slaven überwältigte, verlieh Lothar ihm den Titel eines Königs der Obotriten, und gewann den biedern, tapfern Mann so lieb, daß es sein Gemüth heftig empörte, als die Beherrscher von Dänemark, furchtend, der vertriebene Canut, ihr Vetter, werde seine gerechten Ansprüche auf die dänische Krone geltend machen, ihn meuchelmorden ließen. Lothar, sein Bluträcher, überzog Schleswig, und zwang durch das Schwert den dänischen Prinzen Magnus, ihm als Vasall zu huldigen. Andere Berichte nennen sein damaliges Betragen zweydeutig, wankelmüthig.

Einen feyerlichen Reichstag hat er zu Magde- 1135
burg gehalten, wo ein Zusammenfluß fremder Gesandten von dem hohen Begriffe zeigte, den ihre Völker sich von deutscher Macht gebildet. Da gelobten die Polen, zwölf Jahr verzögerten Tribut zu entrichten, und wegen Pommern sammt der Insel Rügen dem Reiche zu huldigen, wogegen Lothar

thar dem Herzog Boleslaw die eitle Ehre gönnte, ein blankes Schwert vor sich her tragen zu lassen. — Da vertheidigten die Dänen ihren Angriff auf Pommern, unbekannt mit welchem Erfolg. — Da riefen die Griechen den deutschen Kaiser zum Schiedsrichter auf zwischen ihnen und dem Herzog der Normannen. — Da flehten die Venetianer um Hülfe und Genugthuung. — Vor Allen freundlich empfing Lothar die Griechen, durch eine Gegengesandtschaft ihren Kaiser ehrend. Vermuthet wird, der Bischoff zu Havelberg, Lothars Gesandter nach Constantinopel, sey beauftragt worden, eine Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche in Anregung zu bringen.

Noch ist zu merken, daß unter Lothars Regierung die Mark Nordsachsen dem Albert von Ballenstädt, der Bär zugenannt, ertheilt wurde. Dieß Land, damals nur die alte Mark begreifend, wurde bald durch Alberts Tapferkeit und Klugheit in weitere Grenzen ausgedehnt, indem er seine Herrschaft mit Kopf und Faust unter den benachbarten Slaven ausbreitete, auch die Stadt Brandenburg sich unterwarf, von welcher die ganze Mark später den Namen empfing.

Wenn Lothar nicht als ein großer Mann von der Geschichte ausgezeichnet werden darf; wenn Eigensucht und Rachsucht oft ihn leiteten, so ist dagegen manche Eigenschaft ihm nachzurühmen, die, damaligen Begriffen zusagend, ihm Liebe und Achtung erwarb. Seine Frömmigkeit trieb ihn drey Mal täglich in die Messe; Witwen und Waisen wusch er die Füße, speiste und tränkte sie; Fasten, Wachen und Gebet füllten seiner Stunden Viele; seine Andacht vergoß häufige Thränen sogar.

gar. In Reichsgeschäften zeigte er guten Willen, berieth sich gern mit Bischöffen und Aebten, den Weisen jener Zeit. Sich auf das Streitroß schwingend, war er ein tapferer, siegreicher Feldherr. Doch für Deutschlands glücklichere Zukunft hat er nichts gethan noch gegrundet.

24.

Conrad der Dritte.

Wie das Schicksal oft der menschlichen Klugheit spottet, wie es Entwürfe zu Schanden macht, die, besser zu ersinnen, kräftiger auszuführen, fast unmöglich schien, bleibt für des Beobachters Gemüth stets ein ergreifendes Schauspiel. Wer hätte ahnen mögen, Erlangung der Kaiserwürde könne jenem Heinrich fehl schlagen, der schon als Herzog von Bayern ein mächtiger Reichsstand war; der, durch Verrath an seinen Schwägern, des Kaisers Eidam und Herzog von Sachsen wurde; der in Welschland die Fürstenthümer Verona und Spoleto besaß; der von den Gütern der Gräfin Matthilde, als Lothars Erbe, die Einkünfte zog; der mit des Papstes Freundschaft sich schmeichelte; dem alle Bischöffe und Große in Sachsen und Bayern anhingen. Er selbst, den Beynamen des Stolzen mit Recht tragend, unterließ die Fürsten anzusprechen, keinesweges fürchtend, daß irgend Einer wagen werde, ihm die Krone streitig zu machen, um so mehr, da die Reichskleinodien in seiner Gewalt sich befanden. Aber eben sein Uebermuth, sein gebieterisches Benehmen, hatte schon auf

jenem Feldzuge in Italien die Fürsten gegen ihn empört. Vielleicht hätten sie weniger der Furcht Raum gegeben, ein so mächtiger Kaiser werde sie zurück in die alte Abhängigkeit drücken, wenn seine Persönlichkeit sich Freunde erworben hätte. Conrad von Hohenkauffen hingegen, zwar auch im Rufe des Stolzes, doch freundlich und gesprächig, wußte jezt noch mehr den Zeitumständen sich anzuschmiegen; hatte in der herben Schule seiner frühern Schicksale Lebensweisheit erlernt; konnte geltend machen, daß er schon einmal von Vielen der Königskrone würdig erachtet worden, daß er sogar sie schon getragen, und daß die Unterdrükkung seines Stammes nur ein Werk unedler Rache gewesen. Vor Allem nützlich wurde ihm die gewonnene Freundschaft des Erzbischoffs von Trier, Albero, eines thätigen, entschlossenen Mannes.

Zu Pfingsten wollte Heinrich in Maynz einen Reichstag versammeln, weniger um ein neues Oberhaupt zu wählen, als nur es zu bestätigen. Conrads Freunde sahen voraus, dort werde sein großer Anhang ihm den Erfolg sichern, und beschlossen, ihm zuvorzukommen, wenn auch auf unregelmäßige Weise. In Eil berief sie Albero nach Coblenz, wo auch der Legat sich einfand, erklärend, es werde dem Papste und Welschlands Fürsten Conrads Wahl erfreulich seyn. Da erkohren ihn die Anwesenden, und der Legat krönte den vormals vom Papste Verfluchten zu Aachen. Herzog Heinrich, und die ihm anhingen, schrien laut, und mit Recht, über einseitige, unherkömmliche, übereilte Wahl. Doch leichter ist, Unerlaubtes hindern, als, Einmal geschehen, es vernichten. Conrads würdevolle Freundlichkeit, und des Legaten Zustimmung, wirkten so mächtig, daß zu

Bam-

Bamberg, wohin der neue Kaiser alle Fürsten zur Huldigung berief, Keiner ausblieb; selbst die Kaiserliche Witwe Richsa unterwarf sich ihm; nur Heinrich zauderte. Unterhandlungen bewogen ihn endlich, die Reichskleinodien auszuliefern. Ob diese Nachgiebigkeit ihn gereut, oder ob, wie er vorgab, gewisse Bedingungen nicht erfüllt worden, ist unbekannt; Eines von beyden trieb ihn zum Aufruhr, worauf er in die Acht erklärt und seiner Herzogthümer entsetzt wurde. Bayern gab Conrad dem Markgrafen Leopold von Oestreich, Sachsen Albrecht dem Bären, Heinrichs Vetter, denn ihre Mütter waren Schwestern, Erbtöchter jenes Magnus, des letzten Fürsten aus dem Billungischen Stamm. 1138

So war der vor kurzem noch übermächtige Heinrich von seiner Höhe plötzlich herabgestürzt, und blieb verlassen stehn, eine Warnungstafel für Hochmüthige; denn hätte seine unleidliche Hoffarth die Gemüther ihm nicht entfremdet, schwerlich würden die Fürsten, aus bloßer Furcht vor des Welfischen Stammes Uebermacht, von ihm abgefallen seyn. Nur wenige Bayern blieben ihm getreu, der Sachsen Mehrere, an deren Spitze er Widerstand wagte, auch wirklich Albrecht den Bären verdrängte, und seinen Gegnern Besorgnisse erregte. Allein durch trefflichen Moselerwein gewann der schlaue Albero der sächsischen Herren Viele, sprechend, ihm sey wohl bekannt, daß der Deutschen Zorn durch guten Wein zu tilgen sey. Ein Waffenstillstand folgte, den Heinrich benutzen wollte, um in Bayern die verlorne Macht wieder herzustellen, doch unterwegs erkrankte er zu Quedlinburg, nahm unbefriedigte Rache mit ins Grab. Seine Witwe, den Vorwurf des Leichtsinns nicht

1139 scheuend, vermählte sich dem Markgrafen von Oesterreich, ihm den Besitz von Bayern befestigend, indem sie ihren Sohn, den später so berühmt gewordenen Heinrich den Löwen, bewog, auf jenes Herzogthum zu verzichten, wogegen Conrad ihn mit Sachsen aufs neue belehnte, unbeachtend des schwächern Albrecht wohlbegründete Rechte. Nur Heinrich des Stolzen Bruder, Welf, murrte noch, Bayern betrachtend als seinem Geschlechte erblich angehörig; doch selbst die Waffen, die er zückte, konnten nur das Land verwüsten, nicht zurück gewinnen, obgleich der Papst und Roger von Sicilien ihm tausend Mark Silber und wohlgerüstete Hülfsvölker sandten, um den Kaiser in Deutschland zu beschäftigen. — In jene Zeit fällt die berühmte Belagerung von Weinsberg, wo die deutschen Frauen den Ruhm ihrer ehelichen Treue verewigten; denn als die Uebergabe der Stadt unvermeidlich war, vergönnte Kaiser Conrad den bittenden Weibern freyen Abzug sammt ihren Kostbarkeiten, so viele sie deren zu tragen vermögten. Und siehe, als die Thore sich öffneten, erblickte der erstaunte Kaiser einen langen Zug von Frauen, deren jede den Gatten, als ihr Kostbarstes, auf den Schultern trug, wodurch im Innersten bewegt, Conrad Allen verzieh.

Während er in Deutschland um seiner Krone Sicherheit kämpfte, gingen in Welschland die Früchte von Lothars Feldzuge verloren. Zwar hatte Innocenz, nach des Gegenpapstes Tode, die Herrschaft über Rom erlangt, als aber sein, gegen Roger ausgesprochener, Bannfluch dessen siegreichen Arm nicht lähmte, zog er in Person gegen ihn zu Felde, wurde geschlagen, gefangen, und erkaufte Frieden, indem er, gegen einen Lehnseid

und

und schändlichen Tribut, den Sieger als König von Sicilien, dessen Söhne als Herzoge von Apulien und Capua erkannte, ohne der Kaiserlichen Rechte zu erwähnen. Diese bewahrte Conrad durch Beschwerden, weil Kampf gegen die Welfen in Deutschland ihn fesselte.

Von den Römern wurde Innocenz unwillig empfangen. Sie forderten von ihm, daß Tivoli geschleift würde, weil diese Stadt als Papst ihn nicht anerkennen wollen, und nur durch eine harte, viele Römer tödtende, Belagerung dazu gezwungen worden. Hierzu kam ein Schwindelgeist, durch einen Mönch Arnold erregt, welcher predigte, die Geistlichkeit dürfe, gleich den Aposteln, kein Eigenthum besitzen, und nicht in weltliche Herrschaft sich mischen; man solle das Kapitol erbauen, die Senatoren- und Ritterwürde herstellen, dem Papst nicht verstatten, Rom zu regieren. Und das Volk, von lächerlichem Dünkel ergriffen, bemächtigte sich der Herrschaft, wählte einen Patricius, und lud den Kaiser dringend ein, in der Hauptstadt der Welt künftig seinen Sitz aufzuschlagen. Er aber, dem Wankelmuth der Römer nicht vertrauend, versicherte den Papst seiner Freundschaft. Innocenz starb. Auch Cölestin den Zweyten führte der Tod nur am päpstlichen Stuhle vorüber. Lucius der Zweyte starb sogar verwundet von jenen Aufrührern, die erst Eugen der Dritte bändigte. Der Römer wiederholte Aufforderungen nicht achtend, trieb den Kaiser nicht einmal die eitle Sehnsucht nach Rom, dort gekrönt zu werden. War er doch in Deutschland so verehrt, daß viel Gutes ihm gelingen konnte, wenn er beharrlich nur seine erste Pflicht erfüllte. Ein Heiliger war es, der von dieser

1143

1144

ihn abwendig machte. Jerusalem schwebte in Gefahr; der Papst ertheilte allen christlichen Fürsten Befehl, um Nachlaß ihrer Sünden willen nach Palästina zu ziehen. Was er den Gefährten dieses Kreuzzuges versprach und erlaubte, macht begreiflich, daß ihre Zahl schnell wuchs. Nicht nur Ablaß sollten sie gewinnen, Seelenheil; auch zeitliche Vortheile. Niemand durfte sie verklagen, noch Zinsen von ihnen fordern; ja selbst ihre Lehngüter, an wen sie wollten, zu verpfänden, ward ihnen vergönnt; ihre Habe, ihre Weiber und Kinder blieben unter dem Schutz der Kirche. So lautete der Inhalt päpstlicher Umlaufschreiben. Weil aber Eugen wohl wußte, tiefer als der todte Buchstabe dringe das lebendige Wort in Herzen, so sandte er, um zu predigen, den heiligen Bernhard in die Abendländer, dem der Ruf eines Wunderthäters vorausging. König Ludwig der Dicke in Frankreich nahm das Kreuz, und Bernhard mußte, nach einer Predigt, sein Gewand zerschneiden, indem er für der Frommen dargebotene Schultern nicht genug der Kreuze hatte.

Nun wanderte er nach Deutschland, gleichen Empfang hoffend. Hier hatte Rudolph, ein blutdürstiger Mönch, ihm kräftig vorgearbeitet, lehrend, alle Feinde des christlichen Glaubens müsse man ermorden, vor Allen die Juden, deren jedoch die Meisten durch Flucht in schützende Reichsstädte sich retteten. Bernhard mißbilligte den Unfug laut, beruhigte die Gemüther, und zog gen Speyer an das Kaiserliche Hoflager, wo seine Kreuzpredigt eine solche Menge Volkes um ihn sammelte, daß er einst in Gefahr, erstickt zu werden, sich befand.

Nur

Nur Kaiser Conrad schien anfangs nicht zu bewegen. Er hatte schon Einmal die Pilgerschaft nach Palästina vollendet, den Unfug in der Nähe gesehn, über Manches hellere Begriffe sich erworben. Endlich siegte dennoch Bernhards Beredsamkeit. Mitten unter einer Predigt rief Conrad plötzlich, bis zu Thränen gerührt: „Ich erkenne „dankbar den Willen Gottes!" Alsobald heftete Bernhard ihm das Kreuz an, und reichte ihm 1146
eine Fahne vom Altare.

Conrads Beyspiel wirkte schnell auf Viele der anwesenden Fürsten. Auch sein Bruderssohn, der tapfere junge Friedrich, nahm das Kreuz, darob dessen Vater in Kummer starb. Sogar der feindliche Herzog Welf, seine eigne Sache hintansetzend, gesellte sich zu den Kreuzfahrern, deren Zahl, an Gepanzerten allein bis auf 70000 wuchs. Nur die Sachsen wollten nicht Theil nehmen, den nähern Kreuzzug gegen die nördlichen Heiden vorschützend. Diese Lauigkeit machte den Kaiser um so besorgter, da auf einem Reichstage zu Frank- 1147
furt, wo berathen wurde, wie in seiner Abwesenheit das Reich zu verwalten sey, der junge Sachsen-Herzog, Heinrich der Löwe, keck auftrat, und Bayerns Wiedergabe fast drohend begehrte, sprechend: „hat mein Vater gefehlt, warum soll „ich, der Sohn, es büßen." Seine muntere Kühnheit gewann ihm Achtung. Conrad beruhigte ihn durch das Versprechen, gleich nach seiner Zurückkunft die Forderung zu prüfen, und mildes Recht ihm angedeihen zu lassen. Damals wurde Conrads minderjähriger Sohn, Heinrich, zum römischen Könige erwählt und gekrönt, auf daß in seinem Namen, während des Vaters Entfernung,

ein

ein Hofgericht zu Rothweil die Gerechtigkeit verwalten mögte.

Nun trat das Heer mit stolzen Hoffnungen die Kreuzfahrt an, und Conrad gelangte wirklich, von tausend Gefahren umringt, bis nach Jerusalem. Allein der Griechen mörderische Falschheit, der Türken Schwert, der Abendländer Zwietracht, Mangel und Seuchen, ja sogar bisweilen tobende Elemente, vereitelten alle Hoffnungen, und zwangen den Kaiser zu ruhmloser Heimkehr mit wenigen entronnenen Gefährten; darob die bestürzten Deutschen, in jeder Familie trauernd, keinen Trost in der Vorstellung fanden, daß ihre Söhne und Brüder die Märtyrerkrone errungen; sondern gegen den heiligen Bernhard in heftige Verwünschungen ausbrachen, daß er durch glänzende, falsche Prophezeiungen sie getäuscht. „Gab „es bey uns nicht Gräber genug?" riefen sie, „mußtest du die Unsrigen hinsenden, um in syrischem Sande begraben zu werden?"

Der junge König bot Alles auf, um des Verlustes Größe zu verbergen; er schalt die Nachrichten, von einzelnen Flüchtlingen heimgebracht, falsch und übertrieben; er gab vor, von seinem Vater beruhigende Briefe empfangen zu haben; im Stillen raffte er Alles zusammen, was an Geld und Kostbarkeiten er selbst besaß, und geprüfte Freunde ihm boten, sich hütend, durch Erpressungen im Volke den ungeheuern Verlust noch mehr zu offenbaren; das Gesammelte überschickte er dem Kaiser, der sein eignes Reisegeräth verloren, und ermahnte ihn dringend, auch weil mit Sachsens kühnem Herzoge innerer Krieg zu befürchten stehe, seine Rückkehr zu beschleunigen.

Con-

Conrad, kaum von einer Krankheit genesen, kam in trüber Stimmung, die der Papst, durch leere, ihm verliehene Titel, eines rechtgläubigen Fürsten, eines Vertheidigers der Kirche, vergebens mildern wollte. Der Tod seines schon gekrönten 1150
Sohnes mehrte schmerzlich seine Leiden. Er hielt noch manchen Reichstag, um in dem durch seine fromme Thorheit verödeten Deutschlande neues Leben zu erwecken. Heinrich des Löwen unruhigen Geist mußte er durch Waffen im Zaume halten. Endlich beschloß er, vom Papst Eugen berufen, in dem noch gährenden Rom die Kaiserkrone zu empfangen, doch ungekrönt riß ihn der Tod vom Schauplatz. Die Sage ging, es habe 1152
Roger ihn vergiften lassen.

Sterbend sorgte er für des Reiches Zukunft. Weil unter seinem minderjährigen Sohne, Friedrich, Zerrüttung drohte, hieß er das Vaterherz schweigen, und legte die Reichskleinodien, sammt dem Schicksale des Unmündigen, in die Hände seines tapfern Neffen Friedrich, der einst nach Palästina ihn begleitet, nun auf dem Throne ihm folgen sollte.

Daß Conrad in Böhmen, auf des alten Herzogs Verlangen, dessen jungem Neffen das Herzogthum verliehen, und ihn durch seine Waffen dabey geschützt, als der Böhmen Wahlfreyheit behauptet wurde; — daß er dem griechischen Kaiser Hülfe gegen Roger zugesagt, und sogar eine deutsche Prinzessin Bertha, seine Schwägerin, ihm vermählt; — daß er in den lehnsverwandten Reichen, Burgund und Arelat, der Königlichen Rechte Viele an Städte und Bischöffe abgetreten — und noch mehr dergleichen, wird, als Deutschland wenig berührend, mit Recht hier übergangen. — Allein 1142

merk-

merkwürdig bleibt, wie heftig der Bekehrungseifer, jener Kreuzzüge frommer Wahnsinn, die Deutschen
1148 nun schon ergriffen hatte. Während Conrad die Saracenen bekämpfte, zogen hunderttausend Sachsen mit allen ihren Bischöffen gegen die heidnischen Slaven, und die Uferbewohner des Rheins
1147 wie der Weser schifften sogar über England nach Portugal, um den heidnischen Mauren Lissabon zu entreißen. Jene Sucht nach Abentheuern glich der Lottospielwuth unserer Zeiten, war jedoch verderblicher, weil die Pfaffen den Gewinn derselben im Himmel nie auf Erden anwiesen, und weil sie Völker vertilgte, während die letztere nur Geschlechter ins Elend stürzt.

25.

Friedrich der Erste
mit dem Zunamen Rothbart.

Glänzende Eigenschaften, von niedrigen verdunkelt, bezeichnen diesen Fürsten. Hochgesinnt und hoffärthig; tapfer und unbeugsam; das Gerechte erkennend, auch gebietend, aber selbst oft verletzend; eifersüchtiger auf Ehrenbezeugung als auf Ehre; seinen Ruhm dem Volksheil vorsetzend: so erscheint er auf dem Throne. Zum Herrscher glaubte er sich geboren. Daß man Gehorsam ihm versagen könne, setzte er nie voraus; geschah es aber, so fühlte er sich tief verwundet. Er strafte nicht, er rächte, und oft grausam.

Nach

Noch wie vormals waren alle deutsche Fürsten bey seiner Wahl gegenwärtig, doch schon mit Unterschied der Wählenden und blos Einstimmenden. Friedrichs längst erprobter Muth, seine Tugenden und seines sterbenden Oheims Empfehlung waren es nicht allein, die ihm der Stände einstimmigen Beyfall erwarben! sie hofften auch durch seine Wahl den alten Haß der Welfen und Gibellinen zu vertilgen, da Friedrich aus beyden Geschlechtern entsprossen war. Nicht unwahrscheinlich wird vermuthet, des Bayerischen Heeres Losungswort, Welf, und das des Kaiserlichen, Waiblingen, (Kaiser Conrads Geburtsschloß) haben einst jene Benennungen veranlaßt, die von den Italiänern nach ihrer Mundart Guelf und Gibellin ausgesprochen wurden; und weil die Herzoge von Bayern, fast immer Welf heißend, gewöhnlich für den Papst, die Anhänger des Kaisers gegen ihn waren, so wurden nach und nach alle dem Papste Zugethane Welfen, alle für den Kaiser Streitende Gibellinen genannt.

Als Friedrich, zu Aachen gekrönt, noch auf dem Throne saß, erhob sich mitten in der Kirche ein Mann, den er, nach seiner Heimkehr aus Palästina, als ungetreuen Verwalter erfunden, darum seines Amtes entsetzt hatte; der hoffte nun an diesem fröhlichen Tage leichte Begnadigung zu erlangen, weil Erfahrung lehrt, daß thronbesteigende Fürsten oft allzuleicht erste Bitten gewähren. Doch selbst mächtige Fürsprache konnte den neuen Kaiser nicht bewegen, das Urtheil zu widerrufen, von welchem er erklärte, nur Gerechtigkeit habe es ihm abgenöthigt. Das war Allen eine gute Vorbedeutung.

Doch

Doch was Friedrich in Deutschland Merkwürdiges gethan, fassen wenige Blätter. Auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg mogte es seinem Ehrgeiz schmeicheln, daß zwey dänische Prinzen, Sueno und Canut, um die Krone streitend, seinem Urtheil sich unterwarfen. Er überredete Canut, gegen ruhigen Besitz von einem Theil des landes, der Krone zu entsagen, belehnte Sueno feyerlich mit dem Königreich Dänemark, setzte ihm selbst die Krone auf das Haupt, und empfing von ihm den Eid der Treue, worauf bey öffentlichem Gepränge der neue König ihm das Kaiserliche Schwert vortrug. Diese eitle Feyerlichkeit hatte keine andere Folgen, als daß Sueno, heimgekehrt, die erzwungene Huldigung, wie er sie nannte, formlich widerrief, schwörend, er werde nimmer sein Königreich von einer fremden Macht zu Lehn tragen.

1152

Bey einer zwiefachen Bischofswahl zu Magdeburg machte er sein Entscheidungsrecht geltend, trotz des Gegners Berufung auf den Papst, und als dieser Legaten sandte, um den Streit zu schlichten, vernahmen sie des Kaisers trocknen Befehl, wieder umzukehren. Zum Erstaunen von ganz Deutschland gab der Papst nach; Friedrichs Ansehn wuchs dadurch auch in Kirchensachen; hätte er ihm Dauer verleihen können, so würde der Verlust der Investituren wenig schmerzlich mehr gewesen seyn.

Ruhe war für Deutschland nicht zu hoffen, so lange Heinrich der Löwe das Herzogthum Bayern anfocht, und der Markgraf von Oestreich es nicht herausgeben wollte. Beyde mächtig, beyde so nahe mit dem Kaiser verwandt; beyde von ihm geachtet, keinem wollte er weh thun; doch

hätte

hätte er auch so gern den Streit ohne Aufschub geschlichtet, weil er vor Begierde brannte, den Schauplatz eitler Ehre in Welschland zu betreten. So sollten nun die Fürsten auf Reichstagen entscheiden, wo Heinrich, im Vertrauen auf des Kaisers ihm geneigten Sinn, jedes Mal erschien, sein Gegner nicht; weshalb dieser endlich des Herzogthums entsetzt, Heinrich dem Löwen es zugesprochen wurde. Allein der Fürsten Manche hielten diesen Spruch mindestens für unbillig, und die bayrischen Stände, an dem Markgrafen hängend, murrten laut. Friedrich selbst mogte fühlen, daß der Ruf seiner Gerechtigkeit in dieser Sache leicht bemakelt werden könne, darum des Spruches Vollziehung Jahre lang verschoben wurde, bis ihm gelang, den Markgrafen zu bewegen, daß er, gegen Ersatz, freywillig das Herzogthum abtrete. Also wurde Bayern getheilt, das Land ob der Ens Oestreich einverleibt, und dieses zu einem Herzogthum erhoben mit großen, unerhörten Vorrechten; denn es sollte fast willkührlich beherrscht, auch vererbt werden, sogar auf Töchter; jede rechtliche Vergrößerung ihm vergönnt seyn; und der neue Herzog, im Range der Erste nach den Churfürsten, (die hier zum ersten Mal genannt werden) sollte den Pfalz-Erzfürsten gleich geachtet seyn; daher der Titel Erzherzog.

1154

1156

In einem andern bösen Handel, zwischen einem Pfalzgrafen Herrmann und dem Maynzer Erzbischoff, übte Friedrich, unbefangner, strenge Gerechtigkeit. Beyde hatten die öffentliche Ruhe gestört, beyde wurden zu der althergekommlichen Strafe, einen Hund viertausend Schritte weit auf den Schultern zu tragen, verurtheilt, jedoch dem Erzbischoff, um seines Alters willen, der Schimpf

erlas-

erlassen; der Pfalzgraf hingegen, mit zehn seiner vornehmsten Anhänger, mußte dieser Strafe sich unterwerfen.

Zur selben Zeit zerstörte Friedrich am Rheine viele Raubschlösser, und gefangene Räuber wurden hingerichtet. Solcher Ernst, von solcher Macht unterstützt, war in Deutschland eine fremde Erscheinung. Hätte Friedrich an diesem Ruhm ihm genügen lassen, die herrliche Kraft nicht auswärts versplittert, so würde er das Glück der Deutschen und auch das Seinige dauerhaft gegründet haben. So manche blutige Fehde wäre, in des Kaisers Gegenwart, nicht begonnen worden; dem hochaufstrebenden Heinrich dem Löwen und dessen Feinden oder Neidern nie gelungen, das seufzende Deutschland in einen zertretenen Kampfplatz zu verwandeln. Von all' solchem Unheil trägt ein Regent allein die Schuld, wenn er die heimische, zügelnde Kraft in der Fremde vergeudet.

Heinrich den Löwen hatte Friedrich selbst zu solcher Macht erhoben, daß alle Fürsten ihn fürchteten oder ein Bündniß mit ihm suchten. Der Schlaue, wohl gewahrend, daß er, in des Kaisers Abwesenheit, im Reiche der Erste sey, hütete sich wohl, nach Welschland ihm zu folgen, so oft er auch durch Ernst und Bitten dazu ermahnt wurde. Lieber mischte er sich in dänischer Fürsten Händel; plünderte das reiche Schleswig; verband sich später mit den Dänen zu Unterjochung der Wenden; erwarb Mecklenburg, wohin er neue Einwohner aus Brabant, Flandern und Deutschland versetzte; verlegte den Bischofssitz von Oldenburg nach Lübeck; schloß ein engeres Bündniß mit dem Könige von Dänemark, dessen Sohne er sogar die Tochter in der Wiege verlobte; unterwarf die Slaven in

Pom-

Pommern, nachdem er, um eines erschlagenen Grafen willen, das Land geplündert und verheert hatte; theilte die reiche Beute mit den Dänen; war nun, außer Sachsen und Bayern, Herr in vielen Ländern durch Eroberungsrecht, darob alle Fürsten, ja alle Deutsche, für ihre Freyheit zitterten, und den großen Löwen aus Erz gegossen, den er zu Braunschweig vor seiner Burg errichtete, für ein wahrsagendes Zeichen allgemeiner Knechtschaft hielten. Der vorzubeugen, entstand ein mächtiger Bund, 1166
der auch die Slaven gegen den verhaßten Eroberer aufwiegelte, und, wie man glaubt, nicht ohne des Kaisers stille Genehmigung, von mehrern Seiten ihn angriff. Die Sachsen empörten sich, die Friesen eroberten Bremen, die Slaven verheerten Mecklenburg.

Heinrich war bestürzt, allein den Muth verlor er nicht. Rasch zog er seine Völker zusammen, eroberte Bremen wieder, und gab es der Plünderung preis; verheerte mit Feuer und Schwert Thüringen und das ganze Erzbisthum Magdeburg, vertrieb den Bischoff Conrad von Lübeck, und verbreitete überall ein starres Entsetzen. Daß ein einzelner Fürst in Deutschland solchen Unfug treiben durfte, war allein die Folge der abentheuerlichen Eitelkeit, die des Reiches Oberhaupt nach Welschland trieb. Indessen genoß Friedrich noch eines solchen Ansehens, daß, während er im Vaterlande gleichsam nur einen Besuch abstattete, ihm gelang, die Ruhe herzustellen. Heinrich sowohl, als die gegen ihn Verbündeten, mußten damals gegenseitig räumen, was sie einander abgefochten hatten.

Aber seiner Thaten Früchte ruhig genießen
konnte Heinrich nimmer. Er entzweyte sich mit 1168
dem

dem Könige von Dänemark, der aus Rache ihm böses Spiel bereitete, die Pommern gegen ihn aufwiegelnd, daß sie, im Vertrauen auf des Königs zugesagte Hülfe, die Sachsen überfielen und verjagten. Heinrich, nach Rache dürstend, jedoch die dänische Macht scheuend, erneuerte Frieden und Bündniß, worauf der König die von ihm selbst in die Waffen Geschwatzten Heinrichs Wuth preis gab. Das niederträchtigste Verbrechen, dessen ein Fürst sich schuldig machen kann — und leider findet so manches Blatt der Geschichte sich damit besudelt — ist Aufhetzen eines Volks gegen seinen Beherrscher, wenn, bey veränderter Lage, des Aufruhrs Urheber, um der Verlassenen Schicksal unbekümmert, ein feiger Zuschauer ihrer Bestrafung wird. Des verführten Volkes Fluch, des eignen Gewissens Marter, und der Nachwelt Verachtung treffen solchen fürstlichen Bösewicht!

Ein Kreuzzug, den der nie rastende Heinrich unternahm, gewährte dem Reiche kurzen Frieden. Seine Zurückkunft war die Loosung zu neuen kriegerischen Unruhen, bald in Pommern, bald in seinen altrn Staaten. Doch endlich schlug die Stunde der Züchtigung dem rohen Mißbrauch der Gewalt, dem unerträglichen Hochmuth. Der Kaiser war heftig erbittert gegen ihn, weniger weil Heinrich ein stets tobender Vulcan im deutschen Reiche war, als weil er ihn persönlich vor Jahren schwer beleidigt hatte, in Welschland ihn verlassend. Damals fiel der Kaiser ihm sogar zu Füßen, flehend, das Kaiserliche Heer zu verstärken; doch nicht einmal ihn aufzuheben würdigte ihn der Herzog; und dessen Gefolge, den Uebermuth theilend, ließ verlauten: die Kaiserkrone zu des Herzogs Füßen mögte wohl bald auch dessen Haupt zie-

zieren; und die Kaiserin rief dem Gemahl mit unwilliger Geberde zu: „Stehet auf gnädiger Herr! „gedenket dieser Stunde! und wolle auch Gott „einst ihrer gedenken!" — Nun hielt mit Groll erfülltem Herzen Friedrich einen Reichstag zu 1179
Worms, bey welchem Heinrich nicht erschien, wohl aber der Fürsten Viele bitter ihn verklagten: er kränke und verletze unaufhörlich ihre und der Unterthanen Rechte; er raube fremde Güter, verjage rechtmäßige Bischöffe, setze willkührlich Andere an deren Stelle, und zwinge sie, was unerhört sey, ihm den Eid der Treue zu schwören. Das letztere hatte Heinrich doch nur in solchen Bisthümern sich erlaubt, die er in eroberten Ländern selbst errichtete, und zwar mit des Kaisers Genehmigung. Allein der allgemeine Unwille, den Friedrich theilte, ließ keine Entschuldigung für den Abwesenden laut werden, und, nur um die Rechtsform nicht zu verletzen, ward er zu einem neuen Reichstag gen Magdeburg beschieden. Auch da erschien er nicht; da klagte selbst der Kaiser: schon lange habe ihm der Herzog nach Krone und Leben getrachtet, und, von den Italiänern bestochen, in Welschland ihn verlassen. Ein Markgraf Dietrich von der Lausitz bezüchtigte ihn, er habe dessen Land durch Leibeigne verheert, und warf sogar zum Zweykampf seinen Handschuh hin. Das wurde dem Herzog gemeldet, seine Antwort war: ihm zieme solcher Kampf mit dem Geringern nicht.

Als er nun auch zu Goslar auf einem dritten Reichstage sich zu stellen weigerte (obschon des Kaisers feile Gerechtigkeit für 5000 Mark reines Silbers ihn freyzusprechen sich erboten hatte, so wurde er als ein Widerspenstiger in die Reichsacht er-

klärt, und Jedem freygestellt, ihn zu bekriegen. Da griffen Cöln und Brabant, Flandern, Geldern, Cleve, Jülich und der Ritter Viele zu den Waffen; der Halberstädter Bischoff that ihn in den Bann; der Kaiser beraubte ihn aller seiner Lehne, gab Westphalen dem Erzbischoff von Cöln, Bayern dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, Sachsen dem Bernhard von Anhalt, einem Sohne Albrecht des Bären; was sonst noch übrig war, vertheilte er unter Bischöffe; in Pommern ernannte
1181 er zwey Herzoge, dieß wendische Land auf solche Weise näher mit dem Reiche verbindend; Lübeck
1182 und Regensburg erhob er zu Reichsstädten; nichts blieb dem Geächteten als sein Erbland, Braunschweig-Lüneburg. Selbst Frankreichs und des Papstes Fürsprache, selbst die Bitten des Königs von England, seines Schwiegervaters, konnten ihn nicht retten. Doch wehrte sich der alte Löwe tapfer, und seine Waffen waren oft noch siegreich, bis endlich der Kaiser selbst mit seiner ganzen Macht ihn so hart bedrängte, daß er zu Erfurt knieend um Gnade bitten mußte. Nicht ungerührt konnte Friedrich den einst so mächtigen, jetzt verarmten, ihm nahe verwandten Fürsten zu seinen Füßen sehn; Thränen füllten seine Augen. Er verzieh. Doch Heinrichs schon verschenkte Staaten ihm zurück zu geben, stand, wenigstens in diesem Augenblicke, nicht in seiner Macht. Er wolle seiner nicht vergessen, das versprach er dem Bittenden, ihm rathend, einige Jahre in England zuzubringen, weil unterdessen der Fürsten Haß erlöschen mögte. Sein Erbe, Braunschweig-Lüneburg, wolle er ihm erhalten. Und der Gedemüthigte befolgte den Rath, drey Jahre verwiesen in einem Reiche schmachtend, dessen Thron seine späten Enkel

kel einst besteigen sollten. — So war Deutschland abermals, während einer acht und dreyßig jährigen Regierung, blos ein Schauplatz innerer Zwietracht, und wenn der Kaiser es bisweilen seiner Gegenwart würdigte, so geschah es nur, um dem morschen Gebäude hier und da eine Stütze unterzustellen, dann aber schnell der lästigen Pflicht zu entweichen.

Gleich nach Friedrichs Wahl stand sein Sinn nach Welschland; da wollte er sich krönen lassen; da wollte er den Italiänern zeigen, er sey ihr Herr. Schon hatten seine Gesandten dem Papst angelobt, daß er ungehorsame Römer nicht schützen, mit dem Könige von Sicilien keinen Frieden machen, dem griechischen Kaiser nicht verstatten wolle, seine Macht diesseit des Meeres auszubreiten; lauter Zusagen, die in weit aussehende Händel ihn verwickeln konnten. Zu Würzburg mußten ihm die Fürsten eidlich versprechen, ihn nach Italien zu begleiten, und doch, weil sie es ungern thaten, verflossen zwey Jahre, bevor der Zug begann. Am Po, auf der roncalischen Ebene, wo Deutschlands 1154
Könige zu lagern pflegten, wenn sie von Rom, die Kaiserkrone zu holen, gingen, hielt Friedrich einen Reichstag. Da mußten herkommlich alle des Reiches Lehnsträger persönlich erscheinen; der Wappenherold, einen Schild an einen langen Spieß aufhängend, rief sie Alle namentlich zur Nachtwache auf; wer nicht erschien, selbst Geistliche nicht ausgenommen, ging seines Lehns verlustig. Das wiederfuhr damals den Bischöffen von Bremen und Halberstadt, doch unbeschadet ihrer Kirchen.

Auch mancherley Beschwerden wurden vorgebracht gegen italiänische Städte, unter welchen Mailand dem Kaiser schon verhaßt war, denn es hatte

seine Befehle nicht geachtet, sogar vom Kaiserlichen Schreiben, es mit Füßen tretend, die Siegel abgerissen. Jetzt führten dessen Burgemeister, um das eigene Gebiet zu schonen, das Heer durch dürre, unfruchtbare Gegenden, wo es Mangel litt. Da ließ Friedrich seinen Zorn ausbrechen, Mailands Schlösser zerstörend, dessen Gebiet verwüstend; allein die mächtige Stadt wagte er noch nicht anzugreifen. Tortona, Mailands Verbündete, belagerte er hart, und, um der Vertheidiger Muth zu schwächen, ließ der Grausame jeden, den er fing, im Angesicht der Mauern aufhängen. Am Ende dieser langen, merkwürdigen Belagerung wurde Tortona geplündert, und in Asche verwandelt. Bey solchen Gelegenheiten bewiesen eifersüchtige Städte, vor Allen Pavia sich am geschäftigsten; denn grimmiger noch als gegen die Deutschen loderte gegen einander der Haß der Italiäner.

1155 Zu Pavia wurde Friedrich zum Könige der Lombarden gekrönt; dann ging er schnell nach Rom. Der mißtrauische Papst flüchtete nach dem wohlbefestigten Castellana, und verließ nicht eher diese Freystatt, bis der Kaiser geschworen hatte, ihm und den Cardinälen Leben, Glieder, Freyheit, Ehre zu erhalten. Nun erhob er sich ins Lager, gewärtig, daß der Kaiser ihm, dort angelangt, den Steigbügel halten werde. Als Friedrich solches unterließ, erschraken die begleitenden Cardinäle so heftig, daß sie, den Papst verlassend, eilig zurück nach Castellana sprengten. Hadrian der Vierte stieg ängstlich vom Rosse, und setzte sich auf den bereit stehenden Sessel; als aber Friedrich vor ihm sich niederwarf, seine Füße mit den Lippen berührte, und dann den Friedenskuß begehrte, da schwoll ihm der Muth aufs neue; er versagte den

Kuß,

sprechend: „du bist zuvor Genugthuung mir schul„dig, weil die gebührende Ehre du mir entzogen „hast.“ Von solcher Schuldigkeit, antwortete Friedrich, sey ihm nichts bewußt. Es ward ein Fürstenrath deshalb versammelt, man überlegte einen ganzen Tag. Endlich gab der Kaiser nach, weil alte Fürsten, vormals den Lothar begleitend, ihn versicherten, es habe dieser gegen Innocenz ein Gleiches beobachtet. So hielt der Kaiser nun des Papstes Steigbügel einen Steinwurf weit, und entschuldigte seine Ungeschicklichkeit mit den bittern Worten: er sey noch nie ein Stallknecht gewesen.

Die Römer, noch immer von verschwundener Größe träumend, begehrten, er solle, gleich den alten Imperatoren, im Triumph in ihre Stadt ziehn, und zu seiner Krönung die Stimmen der Senatoren durch große Summen erkaufen. Friedrich spottete ihrer. „Euch Gesetze zu geben, sprach er, „bin ich gekommen, nicht von Euch sie anzuneh„men. Von Gefangenen pflegt man Geld zu for„dern, ich aber bin freygebig, wenn es mir be„liebt.“ In der folgenden Nacht bemächtigte er sich der Peterskirche, hielt am andern Tage seinen feyerlichen Einzug in Rom, und wurde gekrönt, ohne um das Murren der, auf dem Kapitol versammelten, Rathsherren sich zu kümmern. Aber dieses Murren brach nach wenigen Stunden in förmlichen Aufruhr aus, der nicht eher gestillt wurde, bis gegen tausend Römer durch das Schwert gefallen, oder in der Tiber ertrunken waren. Dennoch weigerte das Volk hartnäckig dem Kaiserlichen Heere die Lebensmittel, sogar gegen angebotene Bezahlung.

Fried-

Friedrichs Macht war nicht hinreichend, der Römer Unterwerfung zu vollenden. Der Fürsten Dienstzeit ging zu Ende; die Sommerhitze erzeugte Krankheiten; Friedrich mußte seine großen Entwürfe gegen Apulien aufgeben. Der ganze Gewinn von diesem Zuge war, daß ihm der Papst versprach, jenes anstößige Gemälde aus der lateranensischen Kirche zu entfernen, auf welchem Lothar als päpstlicher Vasall erschien. So vertauschte er, den Steigbügel haltend, eine gemalte Demüthigung seines Vorfahren gegen eine von ihm selbst erduldete.

Schon im folgenden Jahre wäre er gern auf neue Abentheuer ausgezogen; allein der Fürsten Lauigkeit und andere fremde Händel verkümmerten ihm des Wunsches Erfüllung drey Jahre lang. Indessen nagte nicht allein der Mailander Trotz an seinem Herzen, sondern es entspann sich auch zwischen dem Papste und ihm ein bedenklicher Zwist. Ein reisender Bischoff war von unbekannten Leuten auf deutschem Boden geplündert und gefangen worden; darob beschwerte sich der Papst sehr bitter, sogar sich herausnehmend, dem Kaiser empfangene Wohlthaten vorzurücken. Das war dem stolzen Friedrich unleidlich, zumal da der Ausdruck beneficium auch ein Lehn bedeutete, es folglich schien, als erkläre ihn der Papst für seinen Lehnmann, ein Argwohn, der um so schneller ihn erhitzte, da er in Erfahrung gebracht, das anstößige Gemälde vom Kaiser Lothar sey, trotz des Papstes Versprechen, nicht aus der Kirche entfernt worden. Einer der Legaten erschöpfte vollends die deutsche Geduld, zu den murrenden Fürsten sprechend: „von wem hat denn der Kaiser „das Reich, wenn nicht vom Papste?“ Darob

Otto

Otto von Wittelsbach, der eben dem Kaiser das bloße Schwert vortrug, dergestalt ergrimmte, daß er dem Legaten mit diesem Schwerte den Kopf spalten wollte. Friedrich aber, sich mäßigend, hielt den Pfalzgrafen zurück, gab dem hoffärthigen Priester eine schützende Wache, und befahl ihm, alsobald nach Rom aufzubrechen, gradesweges, ohne irgendwo zu verweilen; denn man hatte eine Menge besiegelte, aber unausgefüllte, Vollmachten bey ihm gefunden, kraft deren er, wie Friedrich den Fürsten schrieb, nach alter Gewohnheit Altäre berauben, sein Gift allen Kirchen mittheilen könne.

Auch der Papst erließ ein Klageschreiben an die deutschen Bischöffe, allein sie antworteten ihm männlich: „wir können dir nicht verheelen, daß die „Ausdrücke deines Briefes auch von uns nicht ge„billigt werden. Wir haben, deinem Befehl ge„mäß, dem Kaiser Vorstellung gethan, er hat uns „geantwortet: ich regiere nach den Gesetzen mei„ner Vorfahren und nach alten Gewohnheiten. Ich „weigere dem Papste nicht die Ehre, die ihm ge„bührt, aber meine Krone habe ich nur von Gott. „Die Königskrone reicht mir der Erzbischoff von „Cöln, die Kaiserliche der Papst; was drüber, ist „vom Uebel. Mit einem schimpflichen Gemälde hat „die päpstliche Anmaßung begonnen, durch Schrif„ten wird sie jetzo unterstützt. Lieber wollte ich „meiner Krone entsagen, als länger solches dul„den. Man entferne das Gemälde, man wider„rufe die Schriften, damit nicht zwischen Reich „und Priesterthum der Feindschaft ewiges Denk„mal bestehe. — Darum bitten dich auch wir! du „wollest den Kaiser besänftigen, um der Kirche „Ruhe, dem Reiche Ansehn zu erhalten."

Hierauf

Hierauf erklärte der Papst, vermuthlich den beschlossenen neuen Feldzug scheuend, er habe unter dem Worte beneficium blos ein bonum factum, ein gutes Werk, verstanden, und die Krone, von ihm ertheilt, heiße nur so viel, als von ihm aufgesetzt. Das milderte den Groll.

1158 Glänzend war der Feldzug, den Friedrich nun begann. Die vornehmsten Fürsten, der König von Böhmen sogar, begleiteten ihn. Er demüthigte Mailand; er ließ die Kaiserlichen Rechte, nach einer in den römischen Rechten geschöpften günstigen Auslegung, bestimmen; er gab Gesetze über das Lehnwesen, und gebot den Landfrieden. So erwarb er allgemeine Achtung. Nur der Papst widersprach in einem harten Schreiben der Kaiserlichen Befugniß, das oberste Richteramt zu verwalten. Den reizbaren Friedrich erbitterte noch mehr, daß ein gemeiner unbekannter Mensch dieses Schreiben brachte und sogleich verschwand. Er befahl seinem Kanzler, in gleichem Tone zu antworten, nach altem Brauch seiner Vorfahren, des Kaisers Namen dem des Papstes vorzusetzen, und diesen nicht, wie sonst geschehn, mit Ihr, sondern mit Du anzureden. Hierauf drohte Hadrian ihm mit Verlust der Krone, und nannte sein Betragen hoffärthig, frech. Das war nicht der Weg, diesen Kaiser zu gewinnen.

„Lies die Geschichte," antwortete er ihm stolz, „Alles besitzen die Päpste nur aus Kaiserlicher „Freygebigkeit. Erinnere dich der Worte Christi: „gebt dem Kaiser was des Kaisers ist. Wenn wir „deinen Legaten unsere Kirchen verschließen, so geschieht es, weil sie, statt das Evangelium zu predigen, den Frieden zu befestigen, nur unersättlich „rauben. So müssen wir antworten, weil wir se-

hen,

„hen, daß jenes scheusliche Unthier, Hoffarth, „den Stuhl des heiligen Peter besudelt.“

Friedensvermittler traten auf, allein noch immer sprach der Papst aus einem sehr hohen Tone, häufte unleidliche Forderungen. In Rom wollte er allein herrschen. „Wenn ich über Rom nicht ge„bieten soll,“ sprach der Kaiser, „so führe ich nur „einen eitlen Titel.“ Alle Klagen von beyden Seiten wurden aufgerührt. Doch bewies der Fürst mehr Mäßigung als der Priester, Schiedsrichter vorschlagend, die der Papst verwarf, weil er keinen Richter über sich erkenne. Da trat zu rechter 1159
Zeit der Tod dazwischen, und führte ihn vor den großen Richterstuhl.

Damals mußte Friedrich aufs neue die empörten Lombarden bekämpfen, die nie länger gehorchten, als sie das Schwert blitzen sahen. Die Belagerung von Crema ist ein Schandfleck in seiner Geschichte. Er ließ Gefangene im Angesicht der Stadt hinrichten, und vierzig der vornehmsten Einwohner, ihm als Geisein anvertraut, an Belagerungsgerüste fesseln, auf daß die Bürger zu Mördern eigner Mitbürger werden sollten. Endlich wurde die Stadt ihm übergeben, die er plündern, dann in Asche legen, und alle Einwohner ins Elend jagen ließ.

Indessen wurden zu Rom zwey neue Päpste gewählt, Alexander von der sicilianischen Parten, Victor von der Kaiserlichen. Da wollte Friedrich das alte Kaiserrecht wieder geltend machen, in streitigen Wahlen zu entscheiden, und schrieb eine Kirchenversammlung aus. Alexander weigerte sich zu erscheinen, zwar den Kaiser für einen Schirmvogt der Kirche erkennend, aber als Frevel achtend, daß er sich herausnehme, sie

rich-

richten zu wollen. Friedrich, ohne sich an Widerspruch zu kehren, eröffnete zu Pavia die Versammlung, also sprechend: „Obschon ich weiß, daß „ich, der Kaiser, berechtigt bin, Euch zu berufen, „zumal wenn Gefahren der Kirche drohn, so stelle „ich doch Euch Bischöffen die Sache anheim. Richtet kraft der von Gott empfangenen Macht, und „als ob Ihr Gott allein Rechenschaft zu geben „hättet." Mit diesen Worten verließ er den Saal, um die Freyheit der Versammlung nicht zu stören.
1160 Diese bestätigte Victor den Dritten, den Friedrich selbst an der Hand auf den päpstlichen Thron führte. Beyde Päpste thaten, nach schimpflicher Gewohnheit, einander in den Bann; Alexander auch den Kaiser, zugleich dessen Unterthanen vom Eid der Treue entbindend.

Zwey Jahre lang widerstanden noch die Mailänder, oft siegreich in Gefechten, mehr noch des Kaisers Herz durch verhöhnenden Trotz erbitternd, also daß er geschworen, die Krone nicht zu tra-
1162 gen, bis er sie gezüchtigt. Endlich unterlagen sie dem Hunger, denn wer es wagte, Lebensmittel ihnen zuzuführen, verlor die Hand durch Henkersbeil. Friedrichs unfürstliche Rache zerstörte die herrliche Stadt, ihre prächtigen Schauplätze, Triumphbogen, Thore und Bäder; selbst von den Kirchen blieben nur die Thürme stehen, einsame Wächter des gepflügten, mit Salz bestreuten Raumes, den einst viele Tausende fleißiger Menschen bewohnten. Diese Alle zerstreute Friedrich, sie mußten, weinende Bettler, den Ruinen der Vaterstadt den Rücken kehren. Er aber, mit empörender Freude, setzte die Krone wieder auf, und feyerte zu Pavia durch schwelgende Gastmähler die gelungene Rache. Noch verwahrt Cöln ein Denk-

mal

mal dieser Gräuel, die Körper der drey Weisen aus dem Morgenlande, eine, aus jener Zerstörung gerettete, Beute. Die fürstliche Rache ist verzeihen, dem Ueberwinder leicht, doch diesem Friedrich fremd. Nur Furcht erwecken wollte er, und es gelang ihm. Die mit Mailand verbündeten Städte, Placenz, Brescia, Bologna, unterwarfen sich, und erkauften ihre Fortdauer durch Niederreißen der Mauern, Ausfüllen der Gräben und Bereichern des Kaiserlichen Seckels. Alle Städte in der Lombardey gehorchten nun, Tribut zahlend, Friedrichs Statthaltern. Ihm blieb nichts zu wünschen übrig, als auch Neapel und Sicilien noch zu unterwerfen. Mit zugesagter Hülfe der Flotten von Genua und Pisa achtete er diese Eroberung so leicht, daß er sie zum Theil schon wieder verschenkte.

Aber seine Grausamkeit hatte die Gemüther von ihm abgewendet. Kaum betrat sein Fuß, nach einer Abwesenheit von fünf Jahren, die verwaiste Heimat wieder, so mußte er auch schon zurück, um 1163
durch seine Gegenwart die Verzweiflung derer zu bändigen, die seiner Statthalter unleidliche Bedrükkung durch siebenfache Abgaben vergebens anklagten. Padua, Verona und Vicenza schlossen einen Bund gegen ihn, den Venedig durch Geld unterstützte. Auch die wankelmüthigen Römer traten 1164
diesem Bunde bey, der die vertriebenen Mailänder in den Schutt ihrer Mauern zurückführte. Der Kaiser war jetzt nicht mächtig genug, um rasch, wie vor zwey Jahren, das Racheschwert zu schwingen; auch versäumte er die, durch seines Papstes Tod sich darbietende, Gelegenheit, mit Alexander sich auszusöhnen. Sein Kanzler ließ voreilig, wie Manche berichten, Pascal den Dritten wählen;

die

die unheilbare Kirchenspaltung mehrte und begünstigte auch die weltliche Zwietracht; nur ein neues Heer konnte Friedrichs Ansehn aufrecht erhalten, und er eilte ins Vaterland, um für seine Herrschsucht neue Schlachtopfer nach Welschland zu schleppen. Aber es währte lange, ehe er die lausgewordenen Deutschen überredete; manche Fürsten durch Gold zu gewinnen mußte er sich herablassen.

1166 Mehr noch als die Züchtigung der Lombarden lag Anerkennung seiner Papstwahl ihm am Her-
1167 zen, darum eilte er nach Rom, schlug die widersetzlichen Römer, legte Feuer an die Peterskirche, erzwang dadurch des Volkes Unterwerfung. Alexander floh in einer Pilgerkutte nach Benevent, Paschal krönte den Kaiser. Aber die eitle Ehre mußte er theuer kaufen, denn plötzliche Seuchen rafften seines Heeres größten Theil hinweg, auch die meisten Fürsten, unter andern den edlen, in Deutschland hochgeachteten Friedrich, Kaiser Conrads einzigen hinterlassenen Sohn. Das ist Gottes Strafe! schrie alles Volk; der Todesengel rächt die Flammen der Peterskirche!

Damals war der Brauch, Leichname deutscher Fürsten aus der Fremde heimzuführen, um in vaterländischer Erde ein Grab zu finden. Das geschah auch nun; mit wehklagender Bestürzung empfingen die Deutschen jener Edlen Ueberreste, und vernahmen schaudernd, wie des Todes Sichel vor Rom gewütet. Nur Friedrich trotzte dem Schicksal, doch an Macht so geschwächt, daß er die verbündeten Lombarden in die Reichsacht zu erklären sich begnügen, und als ein Flüchtling mit Lebensgefahr nach Deutschland entweichen mußte. Mais-
1168 länder, die bis auf die Alpen ihn verfolgten, schreckte

schreckte er zurück, indem er ihre Geiseln aufhängen ließ. Dennoch wäre er fast zu Susa von erbitterten Einwohnern ermordet worden. Der Anschlag wurde ihm verrathen; ein Ritter nahm den Platz in seinem Bette, und er, als Knecht verkleidet, entwischte mit zwey Vertrauten. Ihn noch zu höhnen, nannten die Lombarden eine neue Stadt, nach dem von ihm gehaßten Papste, Alexandria. Sie sollte künftig dem Kaiser den Weg nach Welschland sperren. So folgte roher Gewalt, wie immer am Ende, Fluch und Schimpf; der letztere die bitterste Strafe für eines Friedrichs Hoffarth; um so bitterer, weil er sechs Jahre lang den Groll im Rache-kochenden Herzen verschließen mußte.

Dann aber ging er zum fünften Mal nach 1174
Welschland, zerstörte Susa wegen jenes Mordanschlags, belagerte die neue Stadt Alexandria ver- 1176
gebens, wurde von den Mailändern geschlagen, rettete nur sich selbst durch Hülfe der Nacht, wurde für todt gehalten, und erreichte erst nach einigen Tagen die Trümmer seines Heeres.

Nun endlich, nachdem durch seinen Uebermuth das Kaiserliche Ansehn in Welschland gestürzt, die Freyheit der lombardischen Städte befestigt war; nachdem Heinrich der Löwe ihn verlassen, und die deutschen Fürsten, vermeinend, in seinem Unglück Alexanders gerechte Sache zu erkennen, Heinrichs Beyspiele zu folgen drohten; nun endlich warb der Gedemüthigte um Frieden durch eine Gesandtschaft an den so lange von ihm verachteten Papst. Nach langem hin und wieder Handeln 1177
kam ein Vergleich zu Stande; sechsjähriger Waffenstillstand mit den Lombarden, und funfzehnjähriger mit dem Könige von Sicilien, letzterer unter

der

der Bedingung, daß Friedrich noch während dieser Zeit die Einkünfte aus Mathildens Gütern genösse, dann aber sie, mit Vorbehalt der Kaiserlichen Rechte, dem Papste räumen solle.

Hierauf empfing Alexander den stolzen Friedrich an der Thüre der Marcus-Kirche zu Venedig. Da küßte ihm der deutsche Kaiser die Füße, und empfing den Kuß des Friedens, während der laute Volksgesang: Herr Gott dich loben wir! fast wie ein Spottlied klang. Mit dreyfacher Krone geschmückt las der Papst die Messe, wobey Friedrich das Pförtneramt verwaltete. Dann hielt er des Papstes Steigbügel, und führte dessen Roß eine Weile, bis Alexander, ihn segnend, die fernere Schmach ihm erließ.

1183 Nach Ablauf des sechsjährigen Waffenstillstandes mit den Lombarden ward endlich zu Costnitz der merkwürdige Friede geschlossen, der künftig als Reichsgrundgesetz, in Rücksicht der Verbindung zwischen Deutschland und Italien, gelten sollte. Große Rechte blieben dem Kaiser noch durch diesen Frieden: Einsetzung der Burgemeister durch seine Grafen; von fünf zu fünf Jahren erneuerte Bestätigung jener Würde; oberrichterliche Gewalt; Lehnseid der Vasallen, und Eid der Treue aller Bürger zwischen funfzehn und siebenzig Jahren. Hingegen erlangten die Städte: Königsrechte (Regalien) in ihren Mauern; Bewaffnungs- und Befestigungsrecht, Gerichtsbarkeit und innere Anordnung. Den Kaiserlichen Oberrichter sollten sie nicht in Deutschland zu suchen gehalten seyn, sondern in ihrer Nähe; nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten sollte er binnen zwey Monaten richten. Demüthigend für den Kaiser war die Einschränkung, daß er nie lange, nie ohne Noth in einer Stadt verweilen

dürfe.

dürfe. Aber am gefährlichsten schien die zugestandene Befugniß, den Bund der Städte nicht aufzulösen, ihn zu erneuern nach Gutdünken.

Zum letzten Mal ging Friedrich nun nach 1184
Welschland, endlich ohne kriegerische Begleitung. Er genoß die Freude, auf dem Haupte seines Sohnes Heinrich die eiserne Krone der Lombarden, und mit der Erbfürstin von Sicilien ihn vermählt 1186
zu sehn, wodurch er, mit der Hoffnung auf Siciliens Thron, unwissend ein fluchbeladenes Schicksal auf das Geschlecht der Hohenstauffen wälzte. Mit dem Papste gerieth er abermals in Spannung, theils wegen Mathildens Güter, theils wegen zwistiger Wahl eines Erzbischoffs zu Trier, und weil er bescholtene Frauenklöster aufgehoben, deren Einkünfte an sich gezogen hatte. Im Grunde mogte die Verbindung zwischen Deutschland und Sicilien dem Papst ein Dorn im Auge seyn. Friedrich, dießmal weniger von Straf- und Rachelust in Welschland zurückgehalten, überließ, nach Deutschland ziehend, dem neuen Könige der Lombardey die Verwaltung. Aber Heinrichs Jugendhitze machte das gespannte Verhältniß noch bedenklicher, zumal da Friedrich, auf einem Reichstage zu Geinhausen, selbst die Bischöffe durch Ueberredung stimmte, daß sie dem Papste schriftlich des Kaisers Vorwürfe mittheilten, ihn ersuchend, gerechten Klagen abzuhelfen. Hiedurch mehr noch erbittert, wollte Urban der Dritte des Bannfluchs nicht verrostete Waffe blicken lassen, allein der Tod entwaff- 1187
nete ihn.

Indessen hatte Sultan Saladin Jerusalem erobert. Der neue Papst, Clemens der Dritte, ließ allen christlichen Fürsten einen Kreuzzug predi- 1188
gen, vielleicht weniger um Palästina zu befreyen,

als

als um ihre gefürchtete Macht auf ein fernes Ziel zu richten. Den Kaiser Friedrich anzuwerben, mußte wohl am meisten ihm am Herzen liegen, weil dessen thätige Herrschsucht, in Ermangelung anderer Gegenstände, immer wiederum aufs neue die, von der Kirche dem Reiche entrissenen, Rechte angriff. Freylich war er schon einmal auf einem solchen Zuge seines Oheims Begleiter gewesen, und kannte die abschreckenden Hindernisse; aber sein Hang zu kriegerischen Abentheuern; der Gedanke, seinem Heldenleben im Kampfe für Gott die Krone aufzusetzen; die Aussicht, durch den frommen Entschluß den Papst und alle Feinde mit sich zu versöhnen, überwogen jede Bedenklichkeit, und er beschloß, auf einem Reichstage zu Maynz, trotz seiner Acht und sechzig Jahre, an der Spitze von 150000 Kreuzfahrern in das Morgenland zu ziehn. Um Deutschlands Ruhe während seiner Abwesenheit zu sichern, hob er die Achtserklärung gegen Heinrich den Löwen auf, den Mann, der, selbst ins Elend verwiesen, ihm noch furchtbar schien, und der nun eidlich versprach, so lange der Kreuzzug währe, jeder Ruhe-Störung sich zu enthalten. Weil auch die bewaffneten Pilgrimme große Begierde zeigten, ihre Heldenthaten abermals mit Ermordung der Juden zu beginnen, so erließ der Kaiser eine strenge Verordnung zu deren Schutz. Um den Kriegssäckel zu füllen, mußten Alle, die nicht das Kreuz genommen, einer Beschatzung sich unterwerfen; die nannte man den saladinischen Zehnten. Friedrich selbst veräußerte viele Lehne seines Hauses. Die Kanzeln erschollen von dieses Kreuzzuges Verdienstlichkeit; alle von Beichtvätern verordneten Bußen zielten auf Beförderung dieses großen Zweckes.

Fried-

Friedrich zog aus — erreichte Armenien nach 1190
vielen überwundenen Gefahren, badete dort sich eines Tages in einem klaren, kalten Strome und ertrank. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, trat als Befehlshaber an seine Stelle, zwar den Zug vollendend, allein vor den Mauern von Ptolemais einer Seuche unterliegend. Vor seinem Tode stiftete er jenen Ritterorden der Jungfrau Maria, durch welchen Deutsche von Adel sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen, zur Pflege der Verwundeten und Kranken verpflichteten. Damals schien für Deutschland ein solcher Ritterbund von geringer Bedeutung, denn niemand ahnete, daß er bald, zu einem vielköpfigen Ungeheuer erwachsen, an Deutschlands nördlicher Grenze herrschen werde.

Deutscher Leser! du hast gesehn, daß Kaiser Friedrich seiner Herrschzeit größere Hälfte außer Deutschland zugebracht, wenig bekümmert um dessen Wohlfahrt. Auch die Jahre, die er im Vaterlande, nicht für dasselbe lebte, füllen meistens Thaten und Begebenheiten, die der deutschen Nachwelt unmerkwürdig sind. Gern hätte er, schon 1153
nach kaum begonnener Regierung, die Ungarn angegriffen, aus keiner andern Ursach, als um ihren Freyheitsgeist zu unterdrücken. Damals zwangen ihn die klügern Fürsten, dem ersten Mißbrauch seiner Waffen zu entsagen. — Einen vertriebenen polnischen Prinzen, Uladislaus, hat er in Schutz genommen, und die Polen gezwungen, ihm Schle- 1157
sien abzutreten. — Den Herzog der Böhmen, Wla- 1173
dislaw, beehrte er mit dem Königstitel, eine damals in Böhmen noch nicht erbliche Auszeichnung. — Der König in Dänemark, Waldemar, wollte 1158
seine Krone von ihm zu Lehn empfangen. — Der König von Ungarn, Gepsa, versicherte ihn seiner

Treue; ja selbst der König von England, Heinrich, ehrte ihn durch prächtige Geschenke. — Nur der König von Frankreich, sich in die Händel mit dem Papste mischend, äußerte Mißtrauen und Abneigung. Auch Waldemar, bereuend, erklärte sein Recht auf Dänemarks Krone für unabhängig
1162 vom deutschen Reiche. — Die Ermordung eines Maynzer Erzbischoffs strafte Friedrich an den Schuldigen. Die Mauern von Maynz wurden niedergerissen, und erst nach sieben und dreyßig Jahren wieder aufgebaut. — Damals wurde Erfurt auch mit Mauern umgeben, eine angesehene Stadt, in deren Besitz die Maynzer Erzbischöffe bis auf die neuste Zeit verblieben, obgleich sie alten Ansprüchen auf Thüringen schon zu jener Zeit entsagten. — Den Flecken Hagenau erhob Frieds
1164 rich zu einer freyen Stadt und Bewahrerin einer Kaiserlichen Schatzkammer. — Der Stadt Aachen
1165 bestätigte er den Vorzug einer Hauptstadt des Rei-
1166 ches diesseits der Alpen, ertheilte ihr viele Freyheiten, und ließ daselbst den Körper Carls, des sogenannten Großen, zu öffentlicher Verehrung ausstellen, auch soll der Papst diesen damals heilig gesprochen haben. —

In einer langen, blutigen Fehde, um einiger Straßenräuber willen entstanden, zwischen dem Herzog Welf in Bayern und einem Pfalzgrafen Hugo, konnte der Kaiser, dessen ganze Kraft Italien verschlang, schon nicht mehr als ernster Gebieter,
1173 nur als Vermittler auftreten. — Kräftiger unterstützt vernichtete er in Böhmen eine verhaßte Günstlings-Regierung, setzte Herzöge ab und ein. —
1183 Allein vergebens drohte er dem Dänen-Könige Ca-
1187 nut, der sich weigerte, über das von ihm eroberte Gebiet der Wenden die Lehn zu empfangen. Damals

mals mußte Friedrich die bittern Worte hören: „der Kaiser scheint zu glauben, er könne eben so leicht in Dänemark als in Thüringen eindringen; er komme nur und erfahre, daß die Dänen Männer sind.“ Friedrich konnte diese Demüthigung nicht rächen, (abermals weil in Welschland seine Macht unentbehrlich war,) sondern mußte ihm genügen lassen an einer verabredeten Vermählung zwischen seinem Sohne und der dänischen Prinzessin, wodurch des Streites Glut wenigstens mit Asche bedeckt wurde. — Später reizte er den 1186
vom Reiche abhängigen Herzog von Pommern, Dänemark zu bekriegen. Die Folge war, daß König Canut Pommern verwüstete, den Herzog zwang, ihm zu huldigen, auch die Oberherrschaft über Mecklenburg erlangte; Kränkungen, die der Kaiser unedel rächte, indem er die dänische, seinem Sohne bestimmte, in Deutschland erzogene Prinzessin
mit schlechtem Reisegeräth und kleinem Gefolge zu- 1187
rücksandte, ihr spottweis die mitgebrachten Kinderkleider wiedergebend. Canut hingegen machte Schleswig zu einem, von seiner Krone abhängigen, Herzogthume. Den Grafen von Savoyen, einen stets getreuen päpstlichen Anhänger, bekriegte Kaiser Friedrich mit rachsüchtiger Erbitterung, die zu der Rohheit ihn verleitete, nach Eroberung des gräflichen Schlosses alle darin befindliche Urkunden des Hauses Savoyen zu verbrennen.

Von seiner ersten Gemahlin, Adelheid von Rohburg, trennte sich Friedrich wegen naher Verwandtschaft. Ohne Zweifel nur ein Vorwand, der in jenen Zeiten eine Trennung möglich machte; denn warum beachteten die Großen dieß bekannte Hinderniß nicht früher, als sie verbotene Ehe eingingen? Vorgegaukelte Gewissenszartheit mußte

wohl den Ueberdruß bemänteln. Friedrich hatte von seinem ersten Kreuzzuge eine liebe Erinnerung an des griechischen Kaisers Tochter mitgebracht; diese wünschte er zu besitzen, allein sie wurde ihm abgeschlagen. Da vermählte er sich mit Beatrix, einer Gräfin von Burgund, die fünf Söhne und eine Tochter ihm gebar. Sie war eine kluge Frau, treue Gattin, sorgsame Mutter.

Noch ist diesem Kaiser manche löbliche Verordnung nachzurühmen, doch meistens nur Früchte augenblicklicher Verhältnisse, nicht vorbedachte, reifgewordene Entwürfe zu der Völker Heil. Als er zum ersten Mal nach Welschland zog, verbot er den im Heere eingerissenen Zweykampf, bey Verlust der Hand, auch wohl des Kopfes. Beym Antritt seines zweyten Zuges ertheilte er, zu strenger Handhabung der Kriegszucht, merkwürdige Vorschriften, aus welchen Sitten und Verbrechen jener Zeit erhellen. In Streit Gerathne sollten nicht zu ihren Fahnen um Hülfe rufen, der sie Trennende keiner Waffe, nur eines Stockes sich bedienen. — Ein Ritter, der Auflauf veranlaßt, soll der Rüstung beraubt, vom Heere gejagt; der Leibeigne, solches Verbrechens schuldig, körperlich gezüchtigt, ihm das Haar abgeschnitten, ein Maal auf die Backe gebrannt werden. — Wer verwundet oder tödtet, verliert, überwiesen, Hand oder Kopf: unüberwiesen reinigt ihn der Eid oder Zweykampf mit dem Kläger. — Reitet ein fremder Ritter unbewaffnet auf einem Prunkpferde ins Lager, so ist, wer ihn beleidigt, ein Friedensstörer. Aber sitzt der Fremde auf seinem Streitroß, die Lanze in der Faust, den Schild am Halse, so darf er angegriffen werden. — Der Leibeigne, der einen Kaufmann beraubt, soll zwiefach ersetzen; den Knappen, solcher Unthat

fähig,

fähig, beschimpft ein Brandmaal. — Wer Kirchen oder Vorrathshäuser berauben sieht, soll es hindern, oder, das nicht vermögend, den Thäter anklagen. — Niemand soll ein Weib mit sich führen. Dieses Verbotes Uebertreter wird ohne Rüstung vom Heere gejagt, dem Weibe die Nase abgeschnitten. — Ein Ort, der Kaiserlichen Schutzes genießt, soll unverletzbar seyn. — Der Knecht, der zum ersten Male stiehlt, wird gegeißelt, und mit abgeschnittenem Haar, gebrandmarkter Wange verjagt, wenn nicht sein Herr mit ganzer Rüstung ihn löst. Nur durch den Strang wird der zweyte Diebstahl gebüßt. Unüberwiesen reinigt ihn die Feuerprobe oder seines Herrn Eid. — Wer Haus oder Gut in Brand steckt, wird beschoren, gebrandmaalt, gegeißelt. — Wer dem Gegner Frieden geschworen, darf ihn nicht mehr angreifen. — Den flüchtigen Leibeignen soll Niemand hegen. — Schimpfliche Strafe dem Vorrathsmeister, der Lebensmittel für das Heer theurer verkauft als bezahlt. — Schimpft ein Ritter den Andern, so zahlt er dem Beleidigten zehn Pfund. — Geplünderte Schlösser sollen ohne Befehl nicht angezündet werden. —

Noch heute wären viele dieser Kriegsgesetze heilsam anzuwenden. Aber wurden sie auch gehalten? Als König Waldemar von Dänemark 1162
Friedrichs Heere folgte, an Futter Mangel litt, und dafür, was man begehre, zu zahlen sich erbot, sprach Friedrich selbst zu ihm: „warum kaufen, was man nur nehmen darf?“ Unwillig erwiderte Waldemar: „Ich bin ein König, kein „Räuber! ich kann im fremden Lande nicht billigen, was ich in meinen Staaten verdamme.“ Fürwahr ein Königliches Wort! und zu Friedrichs

richs Beschämung riefen die umstehenden Deutschen: „Glücklich das von einem solchen Fürsten „beherrschte Volk!"

Den Lehrlingen der Wissenschaften hat dieser Kaiser sich geneigt erwiesen, denn ihm verdanken sie das erste, sie begünstigende Gesetz; damals wohl
1158 zum Nutzen der hohen Schule zu Bologna. Sicher sollten sie reisen hin und her, von Niemand angetastet, und Klage gegen sie nur von dem Bischoff ihrer Stadt erhoben werden. Friedrich selbst war nicht unwissend; sein glückliches Gedächtniß wird gepriesen; auch seine Freygebigkeit, die oft der Bitte, selbst der Hoffnung zuvorkam. Redlich pflegte er Wort zu halten, auch das unbeschworene, denn er meinte, es zieme dem Herrn nicht, den Unterthanen Eide zu leisten, als ob nicht Beyder Rechte ursprünglich gleich wären.

Mit allen großen Eigenschaften, die sein Leben ausspricht, hat Friedrich doch für Deutschland nichts gethan. Wäre seine und des Reiches Kraft in jener, zu Deutschlands Unglück erschaffenen, Halbinsel nicht vergeudet worden, so dürfte nun vielleicht die deutsche Nachwelt unter ihre wahrhaft großen Männer ihn zählen.

In diesem Jahrhundert, vielleicht auch erst im folgenden, (denn nur Sagen, nicht Urkunden, leiten hier den Geschichtschreiber,) entstand der berühmte Städte-Bund, die Hanse. Deutschlands rechtloser Zustand, der Kaiser Ohnmacht, der Großen Fehden, der friedlichen Bürger Verlangen, dem aus solchem Unwesen entspringenden Druck sich zu entziehen, der Früchte ihres stillen Fleißes froh zu werden, gaben diesem Bunde Daseyn. Anfangs mogten hie und da nachbarliche Städte zusammentreten, nach und nach mehrere, des Schutzes

jes Vortheil erkennend, sich zu ihnen gesellen; der Kreis erweiterte sich, und schon in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts (wie behauptet wird,) hatten in Oberdeutschland und am Rhein siebenzig Städte sich verschwistert. Schutz und Ausbreitung des Handels war der löbliche Zweck, der ihrer Bundesgenossen Zahl, so wie klug benutztes Glück ihre Macht, von Jahre zu Jahre mehrte.

26.

Heinrich der Sechste.

Große Trauer um Friedrich war im Reiche, doch sonst keine Bewegung, da schon bey dessen Lebzeiten die Wahl und Krönung seines Sohnes vollzogen war. Der alte Löwe von Braunschweig schien zuerst prüfen zu wollen, ob der Sohn des tapfern Vaters würdig sey. Uneingedenk seines gegebenen Wortes, Deutschlands Ruhe während der Kreuzfahrt nicht zu stören, berechnete er vielmehr, daß der besten Kriegsvölker weite Entfernung seinem Vorhaben günstig sey, eilte aus England herüber, fand unter Mißvergnügten Anhänger, und verband sich mit dem Erzbischoff von Bremen. Dieser hatte durch schwere Auflagen das Volk der Dithmarsen hart gedrückt, darob sie von ihm abgefallen, sich dem Bischoff von Schleswig unterwerfend, weil, wie sie meinten, es doch gleichviel sey, ob sie dem heiligen Peter von Bremen, oder dem heiligen Peter von Schleswig gehorchten, da er ja beyder Kirchen Schutzherr genannt werde.

werde. Vor einem wahren Priester, der nicht Fürst zugleich, hätte die gesunde Volksvernunft wohl gelten mögen; allein der Erzbischoff, weniger Beichtkinder als Unterthanen begehrend, hoffte, in dem Bündniß mit Herzog Heinrich, die verlornen Rechte wieder zu finden.

Der alte Held kam, wie ein Ungewitter, über Holstein, und, weil die Bewohner von Bardewyk verhöhnenden Trotz ihm zeigten, erstürmte er diese Stadt, legte sie in Asche, ließ alle männliche Bewohner morden; eine Grausamkeit, die andere Städte schreckte. Durch Zerstörung des blühenden Handels von Bardewyk erhob sich Lüneburg.

1190 Vergebens belagerte der Kaiser des Löwen Höhle, Braunschweig. Auch an der Aller, wo nur der gefrorne Strom beyde Heere trennte, schien des Kaisers Justiceurath eine Schlacht zu scheuen. Als aber Herzog Bernhard von Sachsen sprach: „es wäre schimpflich, einem geächteten Feynde den „Rücken zu kehren, und so hoch ich meinen König „halte, so wollte ich ihn doch lieber, nach rühmlich bestandenem Kampf, todt in sein Zelt tragen, als ohne Gefecht entweichen sehn;" da griff der Kaiser den Löwen an, und überwand ihn ritterlich.

Zu Fulda mußte Heinrich Gnade suchen, harten Bedingungen sich unterwerfen, Braunschweigs Mauern an vier Orten niederreißen, die Hälfte der Stadt Lübeck dem Grafen von Holstein abtreten, und seine beyden Söhne als Geiseln aus-
1192 liefern. Einige Jahre später, als der Kaiser in der Fremde, nach Gewohnheit seiner Vorfahren, die deutsche Kraft verschleuderte, brach Herzog Heinrich dennoch alle seine Zusagen, und zog das Schwert mit alter Kraft, aber nicht mit altem Glücke,

Glücke, denn der Graf von Holstein blieb Sieger in diesem erneuerten Kampfe. Heinrichs letzte Aussöhnung bewirkte endlich die Vermählung seines Sohnes mit des Kaisers Nichte, einer pfälzischen Prinzessin; worauf er bald in hohem Alter 1193
starb. Hoffarth und kriegerische Wildheit, mit seiner Fürstentugend vergesellschaftet, besaß der Rastlose, der das seufzende Vaterland so lange zum Tummelplatze seiner niedrigen Leidenschaften mißbrauchte, und nur auf Kosten ausgesogener Unterthanen prächtig und freygebig war.

Durch den Tod des Königs von Sicilien wurde des Kaisers Gemahlin, Constantia, Erbin dieses Reiches. Um es in Besitz zu nehmen, auch in Rom die Kaiserkrone zu empfangen, zog Heinrich der Sechste nach Welschland, wo er den Rö- 1191
mern mit gefälliger Niederträchtigkeit das, stets von ihnen gehaßte, stets aber ihm getreue, Tusculum preis gab, dessen Einwohner morden und verstämmeln, den Ort schleifen sah. Frascati steht auf dessen Trümmern.

Mit dem Ruhme dieser Unthat zog nun Heinrich nach Apulien. Allein der Italiäner verdienter Haß gegen die Deutschen regte sich mit Heftigkeit auch im Königreich Sicilien. „Die deutsche „Tollkühnheit," hieß es, „wird durch angeborne „Wuth aufgereizt; der Deutschen Habsucht, ihre „Begierden sind ungezähmt; Vernunft beherrscht „sie nicht, Mitleid bewegt sie nicht, Religion „schreckt sie nicht." Darum, und weil im Reiche, wie an des Heeres Spitze gegen die Griechen, man eines bleibenden Königs bedurfte, begehrten Viele einen inländischen Fürsten, und reichten den Scepter einem Enkel des tapfern Roger, Tancred, obschon er nur aus wilder Ehe entsprossen

war.

war. Diesen zu bekämpfen, rückte Heinrich vor, überwältigte mehrere Städte, belagerte jedoch Neapel vergebens drey Monate lang, eine zugesagte Flotte der Genueser erwartend. Sie erschien endlich, allein zu spät; denn eine Seuche, durch Sommerhitze entstanden, die auch den Kaiser selbst nicht verschonte, hatte dessen Heer dergestalt verringert, daß er zum Rückzug sich gezwungen sah; worauf Tancred sogar in Salerno die Kaiserin gefangen nahm, und nur auf des Papstes dringende Vermittelung sie dem bestürzten Gemahl zurücksandte.

1194 Heinrichs zweyter Feldzug war glücklicher, denn nicht allein Neapel, auch Sicilien eroberte er; plünderte zu Palermo den Königlichen Schatz; wurde gekrönt; verübte gegen mißvergnügte Große die schändlichsten Grausamkeiten, indem er sie hängen, verbrennen, die Augen ihnen ausstechen ließ; soll sogar Tancreds Leichnam aus dem Grabe gerissen und enthauptet, zwar dessen Sohne Wilhelm das Fürstenthum Tarent verliehen, doch Kinder zu erzeugen ihn unfähig gemacht haben. Die Kaiserin, die in Welschland ihm einen Prinzen, Friedrich, gebar, ließ er in Sicilien zurück, und ging nach Deutschland mit Schätzen beladen, von ausgehobenen Geiseln begleitet, unter ihnen Tancreds unglückliche Witwe mit ihren Töchtern, die ein Kloster im Elsaß verschlang. Doch alle diese Maßregeln bewirkten nicht Siciliens Ruhe in deutschen Fesseln. Allgemeine Empörung drohte auszubrechen, die zu ersticken Heinrich noch ein Mal hinzog; bald durch Strenge, bald durch scheinbares Nachgeben die Verschwornen schreckte oder sirrte; dann wieder durch unerhörte Grausamkeiten nicht allein das Volk, auch seine eigne, ohnehin durch eheliche Kälte gekränkte, Gattin gegen

sich

sich empörte, in seinem Schlosse belagert und Versprechungen zu leisten gezwungen wurde, die er nicht zu halten entschlossen war. Der Tod befreyte Sicilien von diesem Ungeheuer. Daß er vergiftet gestorben sey, ist unerwiesene Sage. 1197

Eine merkwürdige Begebenheit, ihm auch nicht Ehre bringend, hat während seiner Regierung sich zugetragen. Der König von England, Richard Löwenherz, ein ungestümer Held und Kreuzfahrer, hatte in Palästina den Herzog Leopold von Oestreich hoffärthig beleidigt. Auf seiner Rückkehr zu Wasser verschlug ein Sturm sein Schiff an die venetianische Küste. Als Pilger verkleidet wollte er nun Deutschland durchwandern, aber sein Aufwand und seiner Gefährten Unvorsichtigkeit verriethen ihn. Herzog Leopold nahm ihn zu Wien gefangen, und legte ihn sogar in Ketten. Der Kaiser, ihn nicht minder hassend, weil er jenen Tancred als einen rechten König von Sicilien anerkannt, forderte dessen Auslieferung, sich die Befugniß anmaßend, auf einem Reichstage zu Hagenau ihn zu richten. Früher schon erschienen zwey englische Aebte, von Richards bekümmerter Mutter abgesandt, des Sohnes Befreyung auszuwirken. Mit dem Gefangenen zu sprechen ward ihnen vergönnt. Thränen des Schmerzes und der Freude vergossen sie bey seinem Anblick, er aber schien ruhig. Sie meldeten ihm, was er, bey längerer Abwesenheit, von eines herrschsüchtigen Bruders Tücke zu befürchten habe, eine Nachricht, die ihn bestimmte, jede Bedingung seiner Freyheit im Nothfall anzunehmen. So entschlossen trat er vor die Reichsversammlung, wo Heinrich ihn anklagte: er habe mit Tancred sich verbündet; durch Zwist mit dem Könige von Frankreich Jerusalems 1198

Erbe-

Eroberung verzögert; das Königreich Cypern gewaltsam einem christlichen Fürsten geraubt; den Herzog Leopold von Oestreich schwer beleidigt; den Markgrafen von Montferrat ermordet: mit dem ungläubigen Saladin verdächtige Unterhandlung gepflogen.

Das Recht, in diesem Tone mit einem fremden Könige zu reden, gründete Heinrich vielleicht auf ein seltsames Schreiben, welches acht und zwanzig Jahre früher Englands damaliger König an Friedrich den Ersten gesandt, in Ausdrücken abgefaßt, die sein Reich dem Kaiser gleichsam unterwarfen. Richard aber sprach männlich: „Nur „Gott bin ich Rechenschaft von meinen Handlungen „schuldig, in Euch erkenne ich meine Richter „nicht. Doch um meiner Ehre willen antworte ich „Euch. Ist Tancred durch mich auf den Thron „gestiegen? ich habe mit ihm unterhandelt, weil „er zu der Zeit wirklich im Besitz der Krone war. „— Die Schuld der Unglücksfälle in Palästina „trägt allein des Königs von Frankreich Mißgunst. „Cypern habe ich keinem rechtmäßigen Fürsten, sondern einem Tyrannen genommen, und, frey von „Ehrgeiz oder Eigennutz, sogleich die Insel dem „vertriebenen König von Jerusalem als Ersatz geräumt. — Ist Herzog Leopold von mir beleidigt worden, so habe ich — eine schimpfliche Genugthuung — seine Ketten getragen. — Unfähig „war ich stets niedriger Rache an meinen Feinden, (er sprach das mit sichtbarer Bewegung,) „darum, den Mord des Markgrafen von Montferrat mir aufzubürden, wer mich kennt, nicht wagen wird.“ — Dann legte Richard seine Gründe dar, warum er mit den Saracenen Waffenstillstand geschlossen, hinzufügend: des Eigennutzes

könne

könne Niemand ihn bezüchtigen, da er von aller Beute nur den Ring sich vorbehalten, den er am Finger trage. Die deutschen Fürsten hörten ihn mit Achtung und Mitleid; sie begehrten seine Freyheit von Heinrichs Großmuth. Diese Eigenschaft war ihm fremd. Er versprach und hielt nicht Wort. Ein unmäßiges Lösegeld von 100000 Marck Silbers wurde aus England herbeygeschafft; dennoch schleppte der Kaiser den Gefangenen noch von einem Reichstag zum andern, bis der Fürsten ernste Mahnung ihn endlich bewog, dem Könige die theuer bezahlte Freyheit zu schenken.

In strittiger Bischoffswahl zu Lüttich hat dieser Heinrich die alten Kaiser-Rechte geltend zu machen gesucht, ja es ruht sogar der Verdacht auf ihm, daß er seines Schützlings Gegner meuchelmorden ließ; doch spätere Nachgiebigkeit verrieth, daß er nicht folgerecht, nur launenhaft sich eingemischt hatte.

Als Heinrich starb, ging er noch mit großen Entwürfen schwanger. Das griechische Reich wollte er angreifen, und mit England einen Bund gegen Frankreich schließen; weitaussehende Unternehmungen, bey welchen im glücklichsten Falle Deutschland nur verlieren konnte. Daß er in ein Erbreich es verwandeln wollen, auch bereits mancher Fürsten Einwilligung dazu erhalten, aber, da sich Andere widersetzten, den Gedanken aufgegeben, wird nicht unwahrscheinlich berichtet. Wäre ihm das gelungen, so hätte Deutschland ihm vielleicht eine vortheilhafte Umgestaltung verdankt. Jetzt erscheint er blos in der Geschichte als ein undeutscher, hoffnungsvoller Fürst.

21.

Philipp und Otto der Vierte.

Die Deutschen hatten sich in Welschland so verhaßt gemacht, daß Philipp, des verstorbenen Kaisers Bruder, nur mit Lebensgefahr sein Vaterland erreichte. Sogleich begehrte er die Krone für den jungen Friedrich, seinen Neffen, die Vormundschaft für sich, die Wahlfürsten erinnernd, daß sie schon, als Heinrich noch lebte, diesem Kinde gehuldigt. Aber die Zusage bereuend, entkräfteten sie ihr Fürstenwort durch die elende Ausflucht: damals sey der Prinz noch ungetauft, folglich ein Ungläubiger gewesen, dem sich zu verpflichten, unchristlich sey. Die ehrlichsten gestanden, sie hätten damals nur aus Furcht eingewilligt. Daß Friedrich noch in seiner ersten Kindheit war, mögte ihre triftigste Einwendung seyn. Da ließ Philipp den Neffen fallen, und warb um Stimmen für sich selbst. Der Erzbischoff von Mayng war als Kreuzfahrer abwesend, darum setzten die von Cöln und Trier einen Wahltag an; doch ihren Gesinnungen mißtrauend, bewog Philipp die ihm Ergebenen, schon früher ihn als König auszurufen. Als die Unbefragten diese übereilte Handlung erfuhren, äußerten sie lauten Unwillen, und wählten auf der Stelle den Herzog Bertholds von Zähringen.

Da glich plötzlich das deutsche Reich einer brennenden Steppe. Alles griff zu den Waffen, Mord, Aufruhr, Brand und Raub drohten, das Vaterland in eine Wüste zu verwandeln. Bertholds, zaghaft und geizig, trat zurück als Philipp

lipp seine Huldigung durch 11000 Mark Silbers erkaufte. Ein neues, unvermutheres Hinderniß bestürzte den noch unsichern König. Es hatte zwar der päpstliche Legat ihn zu Mainz gekrönt, auch vom Banne losgesprochen, den er einst, als Herzog von Toscana, wegen angetasteter Kirchengüter, sich zugezogen; aber ein neuer Papst, Innocenz der Dritte, der Größten Einer, die auf Peters Stuhle gesessen, billigte seiner Legaten Gefälligkeit nicht. Er theilte mit allen Italiänern den glühenden Haß gegen die Deutschen, die, besonders nach Heinrichs Unthaten in Sicilien, allgemein mit den Schimpfnamen Tyrannen und Barbaren gebrandmarkt wurden. Ihm, dem Papste, mußte, gleich nach seiner Weihe, der vom Kaiser eingesetzte Stadtpräfect huldigen. Er vertrieb die deutschen Besitzer welscher Lehne, schwatzte vielen Städten das süße Joch der Kirche, wie er es nannte, auf, und gründete das erweiterte Gebiet, welches man hinfort den Kirchenstaat nannte. Dem König Philipp abhold, weigerte er sich, des Bannes Lösung zu bestätigen. Die bey der Wahl hintangesetzten Fürsten und Prälaten, durch den Papst ermuthigt, Bertholds Entsagung verschmerzend, trugen die Krone dem Prinzen Otto, einem Sohne Heinrichs des Löwen an, nachdem dessen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, in einer kräftigen Rede den Mißbrauch der Gewalt während der Regierung des Hauses Hohenstaufen bewiesen hatte. Otto, durch das Geld des Königs von England unterstützt, genehmigte den Antrag, und wurde zu 1198
Aachen gekrönt, worauf Deutschland und die Lombarden sich spalteten; der Papst ein Schiedsrichteramt sich anmaßte, die Fürsten dem heftig widersprachen; die Urbenbuhler mit den Waffen sich

bekämpften; Deutschland zehn Jahre lang ein Raub der Verwüstung war. Frankreich und England schürten den Brand, jenes für Philipp, dieses für Otto streitend.

Der letztere jedoch schien weniger geschickt, Freunde zu erhalten, als deren zu gewinnen. Vielleicht hatte nur der übertriebene Werth, den die Helfer in solchen Fällen oft auf geringe Dienste legen, überspannte Erwartungen erzeugt; auch konnte Philipp, im Besitz geerbter Schätze, leichter freigebig seyn. Gewandter im Unterhandeln war er ohnehin, und scheute allenfalls keine Niederträchtigkeit, um den Papst zu gewinnen. Einen Kreuzzug versprach er, und erstatten wollte er alle Kirchen, auch Mathildens Güter; in Bischoffswahlen sich gar nicht mischen, und allen Rechten in kirchlichen Angelegenheiten entsagen, die seine Vorfahren so eifrig zu behaupten gerachtet hatten. Wenn er durch seine Gemahlin, eine griechische Prinzessin, das Reich ihrer Väter erlangen sollte, so verband er sich, die griechische Kirche der römischen zu unterwerfen. Künftig sollte der päpstliche Bann sogleich die Reichsacht nach sich ziehen. Seiner Tochter, mit Mathildens Gütern ausgesteuert, wollte er mit einem, dem Papste verwandten, Günstling vermählen. Wenn er die Kirche beleidigt habe, unterwerfe er sich der Buße. Wären hingegen Er oder das Reich durch den Papst beleidigt, so stellte er solches lediglich dem päpstlichen Gewissen anheim, indem nur Gott des heiligen Peters Nachfolger richten könne.

Solche Demüthigung, die das Reich und seines stolzen Vaters Asche beschimpfte, gewann ihm endlich den geschmeidigen Papst. Innocenz verließ den, bisher auch von ihm begünstigten, Otto; aber

aber seine Legaten, Frieden zu vermitteln beauf-
tragt, konnten nur einen jährigen Waffenstillstand 1207
bewirken, nach dessen Ablauf beyde Theile frisch
gerüstet das unselige Blutspiel erneuern wollten;
da fiel plötzlich Philipp, ein Opfer gerechter Ra- 1208
che des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach.
Er hatte diesen Fürsten zwiefach gekränkt, Einmal,
seine Tochter ihm zusagend und das Wort bre-
chend; dann wieder mit unfürstlicher Tücke an den
Herzog von Polen einen Uriasbrief ihm ausfertig-
end, der dem versprochenen Empfehlungsschreiben
untergeschoben wurde. Der Pfalzgraf eilte wütend
nach Bamberg, drang in des kranken Philipps
Gemach, stellte sich, als wolle er ihm eine Heim-
lichkeit anvertrauen, zog plötzlich den verborgenen
Dolch, und stieß ihn dem König in die Kehle, daß
er todt zu seinen Füßen sank. Ein Graf Truch-
seß, gegenwärtig, griff den Mörder an und ver-
wundete ihn, doch entrann er auf bereit gehalte-
nen Rossen.

Philipp, dem nicht Tapferkeit, doch Sanft-
muth, Freygebigkeit und Scharfsinn nachgerühmt
werden, hat dem Böhmer Fürsten Primislaus 1199
die Königswürde ertheilt und wiederum entzogen, 1204
als er abtrünnig wurde; hingegen nahm der, das-
mals noch nicht gewonnene, Papst den Verstoße-
nen sammt seinem Königreich in des heiligen Pe-
tri Schutz.

Graf Adolph von Holstein wagte in dieser
Zeit mit dem König von Dänemark sich zu messen,
bei dem er Lübeck, Hamburg, Lauenburg eroberte, 1203
Holstein seiner Krone einverleibte, und dessen Be-
sitz durch eheliche Verbindungen mit dem Hause
Braunschweig zu sichern suchte. Der Abhängigkeit
vom Reiche mußten die eroberten Städte entsagen,

und die beyden, im Kampf begriffenen Könige dazu schweigen. Der unruhige Graf, selbst gefangen, erkaufte seine Freyheit nur durch Verzichtleistung. Sein, endlich wider Willen ruhiges, Leben beschloß er in seiner alten Grafschaft Schaumburg.

Auf einer andern Seite kriegten länger als vier Jahre die Bischöffe von Salzburg und Regensburg mit dem Herzog Ludwig von Bayern, und auch das konnte das gespaltene Reichsoberhaupt nicht hindern.

Denkwürdiger ist des Schwertordens Entstehung in Liefland; Ritter nach der Tempelherren Muster, die gegen die Heiden fechten, und alles von diesen Eroberte als wohlerworbenes Eigenthum besitzen sollten. Es waren Bremer Kaufleute, die, nach Wisby auf der Insel Gothland segelnd, durch einen Sturm an Liflands Küste geworfen, zuerst dort Handel trieben, nach und nach sich festsetzten, Mönche und Kriegsleute anziehelten. Aus den letztern stiftete ein Bischoff Albrecht die Schwertritter, baute Riga und bekehrte die beraubten Heiden.

Philipps Tod verschaffte seinem Nebenbuhler allgemeine Anerkennung, zumal da Otto sich mit des Ermordeten Tochter, Beatrix, vermählte. Lüstern nach der Kaiserkrone wollte er nun nach Welschland ziehen, mußte jedoch zuvor eine schriftliche Uebereinkunft mit dem Papste unterzeichnen, die bey künftigen Krönungen als Richtschnur diente. Sie enthielt ein förmliches Bekenntniß, daß die geistliche Macht aus dem langen Kampfe mit der weltlichen siegend hervorgehe. Gehorsam und Ehrerbietung gelobte Otto; freye Wahlen der Prälaten; Abschaffung aller, dabey vorgefallenen, Mißbräuche, ohne zu bestimmen, was für Mißbrauch zu halten sey, und dadurch dem

Papste

Papste die Bestimmung anheim stellend; freye Berufung in geistlichen Dingen auf des Papstes Richterstuhl, wodurch der Widerstreit zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit entsprang, denn was weltlich, was geistlich sey, war oft schwer zu bestimmen; Unterdrückung aller Ketzereyen, denn Innocenz war Schöpfer der Inquisition; Ueberlassung und Bestätigung des Besitzes aller, vom Papste neuerlich als Eigenthum der Kirche angesprochenen Güter; (Rom nannte das recuperiren), endlich auch thätigen Beystand, damit die römische Kirche ihre Rechte auf Sicilien behaupten möge.

Als seinen Statthalter ließ Otto in Deutschland den Grafen Rudolph von Habsburg, der sich nun auch einen Landgrafen von Elsaß nannte. Auf diesen stattlichen Mann vertrauend, zog Otto gen Rom und wurde gekrönt. Allein so freundlich und gehorsam auch die italiänischen Städte, selbst Rom, ihn aufgenommen, (denn er war ja ein Welfe) so geriethen doch, nach alter Weise, die Römer mit den Deutschen alsobald in Händel, vielleicht aus Unwillen, da der neue Kaiser sie unbeschenkt ließ. Von beyden Theilen wurden Einige erschlagen. Der Papst ersuchte seinen Gast, am Tage nach der Krönung das römische Gebiet zu verlassen. Schon war es um die seltene Eintracht zwischen den Oberhäuptern der Kirche und des Staats geschehn. Denn Otto ließ von Rechtsverständigen sich erklären, wie er durch seinen Krönungseid verbunden sey, Erstattung alles dessen zu fordern, was dem Reiche entrissen worden, Schlösser und Städte sowohl als Rechte. Dahin gehörte Manches in Toscana vom römischen Stuhle sich Zugeeignete, Manches in Campanien 1209

vom Sicilischen Könige Besetzte. Hier und dorthin sandte Otto seine Kriegsvölker, nahm, was dem Reiche zukam, und wurde mit dem Bann bedroht. Als der Kaiser vollends nach Apulien ging, und sogar Neapel eroberte, sprach Innocenz
1211 wirklich den Bannfluch über denselben Fürsten aus, den er so oft als einen frommen Sohn der Kirche hoch gepriesen hatte.

Es schien, als hätten manche deutsche Fürsten Otto's Betragen lange schon insgeheim mißbilligt, denn kaum war es ruchtbar geworden, daß ihn der Bannstrahl getroffen, als sie für gut fanden sich zu erinnern, man habe dem Könige Friedrich von Sicilien schon in der Wiege gehuldigt. Eine Versammlung zu Bamberg ging damit um, den Kaiser abzusetzen. Obgleich dessen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, und manche Freunde der Welfen dort zugegen waren, so wagte dennoch der kecke Erzbischoff von Mayntz, den römischen Bannspruch laut zu verkünden, wofür doch nur seine Unterthanen büßten, denn der Pfalzgraf überzog verwüstend seinen Kirchensprengel, indessen der Herzog von Brabant einen Bischoff von Lüttich züchtigte. Allein der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen und mehrere Prälaten, des Reiches Herabwürdigung nicht achtend, ließen eine schriftliche Bitte um Unterstützung dem Papste überreichen, und Innocenz, rachgierig, ergriff die, vielleicht von ihm selbst herbeygeführte Veranlassung, in einer Kirchenversammlung zu Rom den Kaiser seiner Krone verlustig zu erklären. Hingegen empfahl er den jungen Friedrich zu der neuen Wahl, so viele Bedenklichkeiten er auch vormals gegen ihn geäußert hatte. Rasch versammelten sich die empörten Fürsten zu Coblenz, wählten

diesen Friedrich, und sandten ihm eine drin-
gende Einladung. Er kam auch, trotz der von 1212
lauernden Feinden überall ihm versperrten Wege.
Mit nicht mehr als sechzig Reitern gelang ihm,
nach Costnitz gleichsam zu schleichen.

Aber Otto, der lange unbekümmert seine Er-
oberungen in Welschland fortgesetzt hatte, fand
doch endlich seine Gegenwart in Deutschland noth-
wendig, eilte zurück, und war nicht fern, als
Friedrich in Costnitz einzog. Alsobald stellte er
sich an die Spitze eines Haufens, um den jungen
Fürsten zu fangen, der ihn vom Throne stürzen
wollte; allein Costnitz verschloß ihm die Thore,
und es strömten von allen Seiten der deutschen
Ritter so viele zu Friedrichs Schutz herbey, daß
Otto schleunig zurückweichen mußte, um selbst der
Gefangenschaft zu entgehen. Auch Rudolph von
Habsburg täuschte sein Vertrauen, und wandte
sich der aufgehenden Sonne zu.

So war nun wieder Bürgerkrieg in Deutsch-
land, abermals eine Folge der blutigen Lüsternheit
nach Welschlands Kronen. Friedrich wurde zu 1213
Aachen gekrönt. Otto mußte nach Sachsen wei-
chen, und täglich neue Botschaft vernehmen, wie
Ein Fürst nach dem andern, Eine Stadt nach
der andern ihm entsagt; Frankreich sich mit sei-
nem Segner verbunden. Da schien der Wunsch,
an Frankreich sich zu rächen, selbst die Furcht zu
überwiegen, daß er die deutsche Krone unwieder-
bringlich verlieren werde; denn unbegreiflich wäre
sonst, daß er eben jetzt, mit England den Freund-
schaftsbund erneuernd, in den Krieg der Fürsten
von Brabant und Flandern gegen Frankreich sich
mischte, dem englischen Hülfsvölkern die seinigen
beygesellte, und persönlich an deren Spitze, in der 1214
berühm-

ten Schlacht von Bovines, ritterlich, doch unglücklich focht. Dieses Treffens Verlust raubte ihm in Deutschland die letzten Anhänger, während Friedrich weder Geschenke noch Ehrenzeichen sparte, um der Seinigen Zahl zu mehren. Er soll sogar, zu Belohnung des Adels von St. Gallen, der zuerst ihn aufgenommen und mit Kriegsvolk unterstützt, einen Orden, nach Art der heutigen, gestiftet haben, eine bloße Verzierung, bestehend in goldener Kette, an welcher ein schwarzer Bär hing.

Mit dem Könige von Dänemark schloß er einen getadelten, bald von ihm selbst bereuten, Vertrag, der das eroberte Holstein, Hamburg, Lübeck der dänischen Krone einverleibte, blutige Händel veranlaßte.

In Gegenwart der Fürsten, die nun erst für des Reiches Oberhaupt ihn erkannt, ließ er zu
1215 Aachen sich zum zweyten Male krönen. — Den Pfalzgrafen Heinrich, Otto's treuen Bruder, erklärte er in die Reichsacht, und verlieh dessen Würde dem Herzog Ludwig von Bayern. — Auf einem Reichstage zu Cöln schaffte er manche drük-
1216 kende Auflage ab. Auf einem andern zu Nürnberg ließ der Papst durch seinen Legaten einen neuen Kreuzzug predigen. Mit Unwillen vernahmen viele, daß Deutschland abermals an Geld und Menschen sich erschöpfen sollte. „Wir sind versammelt, spra„chen sie, um des Reiches Frieden zu befestigen, „und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuthun. „Wie kann das geschehn, wenn neue unerschwing„liche Auflagen die Richter zwingen, Handel mit „der Gerechtigkeit zu treiben.“ Vergebliche Erinnerung! die Schwärmerey obsiegte.

Der verlassene Otto lebte indessen mehrere Jahre zu Braunschweig in erzwungener Ruhe.

Sein

Sein Ansehn in Deutschland herzustellen, konnte nicht mehr gelingen; nur in Welschland hielten es die Mailänder noch mit ihm, sogar dem Banne trotzend, der sie traf. Doch ihre Treue war eigennützig; sie bemäntelten auf solche Weise Raubzüge gegen verhaßte Städte, und trieben diesen Plünderungskrieg so lange, bis Otto durch seinen Tod 1218
den Vorwand raubte. Er starb kinderlos, und nahm kein Bewußtseyn dem Vaterlande erwiesener Wohlthat mit ins Grab. Der Bannfluch soll, noch auf dem Sterbebette, ihn schwer geängstigt haben.

28.

Friedrich der Zweyte.

Das Glück lächelte nicht an seiner Wiege. Eines frühverstorbenen, verhaßten Vaters ungeliebter Sohn, entriß der Tod ihm auch die Mutter, als er kaum vier Jahre zählte. Nur durch kostbare Geschenke und Annahme lästiger Bedingungen hatte sie den Papst bewegen können, ihren Sohn mit Sicilien zu belehnen; ja, sie hatte zuvor durch einen Eid sogar den Verdacht entfernen müssen, als sey dieses Kind nur untergeschoben. Um den, so schwierig errungenen, Thron zu behaupten, blieb ihr sterbend kein anderes Mittel, als dem Papste selbst, während Friedrichs Minderjährigkeit, die Vormundschaft zu übertragen; allein die Großen des Reiches theilten sie mit ihm, und noch als der junge König schon herangewachsen war, blieb sein Ansehn so beschränkt, daß er wohl mit Freuden

dem

dem Rufe nach Deutschland folgte, hoffend, dort für seinen jugendlichen Ehrgeiz einen günstigern Tummelplatz zu finden, als Sicilien ihm darbot. Noch lebte das Andenken seines Großvaters, Friedrich Rothbart, dessen glänzende, folglich das Urtheil bethörende, Eigenschaften der Jüngling geerbt zu haben schien. Von einem edlen Pfropfreis erwartet man edle Früchte, darum gewann er leicht der Fürsten Vertrauen. Später hieß es freylich, er habe auch der Sicilianer Verstellungskunst und Treulosigkeit sich angeeignet.

Wenn es wahr ist, daß Friedrich, den deutschen Thron besteigend, alsobald über dem großen Entwurfe gebrütet, ganz Italien zu unterjochen, und den Papst nur für das, was er ursprünglich war, zu erkennen, einen Bischoff, wenn auch den Ersten, doch ohne weltliche Macht; wenn es wahr ist, daß dem jungen Kaiser der Besitz zweyer Königreiche nur darum so reizend erschien, weil ein drittes, zwischen beyden liegendes, um so leichter erobert werden konnte; so hat er freylich einen hohen Geist und eine tiefe Verstellungskunst, zugleich aber auch bewiesen, daß Fürstenpflicht ihm fremd oder ein Spott war; denn wer, nicht um zu beglücken, sondern nur um seine Herrschaft auszubreiten eine Regierung übernimmt, der stürzt den Grundpfeiler um, auf welchem die Regierungsrechte ruhen; den können Tapferkeit und Klugheit wohl zum Herrscher, aber nicht zum Fürsten machen. Seinen Thaten, seinem Geiste zollt die Nachwelt unwillige Bewunderung, seinen Charakter verachtet sie.

Mit leisen, abgemessenen Schritten betrat Friedrich die Laufbahn, deren Ziel nur ihm in der Ferne schimmerte. Seine Schlauheit begriff,

daß

daß er die Fürsten, vor Allen die geistlichen, gewinnen müsse. Rechte, für welche Tausende geblutet, tausend Federn gestritten hatten, gab er unbedenklich auf: des Kaiserlichen Schatzes Erbansprüche auf die Verlassenschaft der Prälaten, die, wenn kein Testament vorhanden war, einzig dessen Nachfolger gebühren solle; die Einziehung ausgestorbener, von Geistlichen verliehener Güter; die Gerichtsbarkeit seiner Beamten in bischöflichen Städten; die Vermehrung seiner Zölle oder Münzen in Ländern der Prälaten, und, weil deren Münzen am meisten im Werth sich erhielten, darum von Unbefugten häufig nachgestempelt wurden, so verfügte der Kaiser, dem zu steuern. Keine Reichsstadt sollte Menschen hegen, die, einem Bischoff hörig, ihm entlaufen waren. Die Kirchenvögte, durch häufige Klagen berüchtigt, sollten jeden, ihrer Kirche zugefügten, Schaden zwiefach ersetzen, und überdieß dem Kaiser durch hundert Mark Silbers büßen. Ein Gebannter sollte vor Gericht weder als Kläger noch Zeuge erscheinen, angeklagt, durch seinen fremden Mund sich vertheidigen dürfen, und dem Banne, wenn nicht binnen sechs Wochen dessen Lösung errungen würde, die Reichsacht folgen. Die Ritter, auf ihr Faustrecht trotzend, hatten gern bisher jeden wohlgelegenen Berg mit einer Burg gekrönt, ohne zu fragen, auf wessen Gebiet der Berg sich erhebe; das sollte hinfort unter keinerley Vorwand auf Kirchengrund verstattet seyn. 1220

Nachdem der Kaiser durch ungemessene Freygebigkeit die Herzen der Fürsten gewonnen, trat er höher mit dem Wunsch hervor, seinen Sohn Heinrich, ein Kind, schon jetzt als seinen Nachfolger erwählt zu sehn. Die dankbaren Stände bewil-

bewilligten es um so leichter, da Friedrichs eigne Jugend Heinrichs Thronbesteigung noch als sehr entfernt darstellte. Aber schwerer war dieser Schritt vor dem Papste zu rechtfertigen. Dem hatte Friedrich ausdrücklich versprochen, nimmermehr Sicilien mit dem Reiche zu vereinigen, seinem Sohne diesen Scepter gänzlich abzutreten, nicht einmal den Titel eines Königs von Sicilien fortzuführen, und nun war dennoch die vom Papste so klüglich vermiedene Gefahr, von zweyen Seiten eingeklemmt zu werden, plötzlich nahe gerückt. Friedrich bemäntelte seine Wortbrüchigkeit nach Vermögen. Ganz gegen seinen Willen sey es geschehn, (auch hatte er wirklich zum Schein widersprochen,) allein die Fürsten, während seiner nothwendigen Abwesenheit Unruhen im Reiche befürchtend, hätten darauf gedrungen, und freylich sey wohl zu beachten, daß er selbst, im Begriff, seiner Zusage gemäß, nach Palästina zu wallfahrten, großen Gefahren sich aussetze. Uebrigens wiederholte er das Versprechen, Sicilien und das Reich nie mit einander zu verknüpfen, ja, wenn er ohne Erben stürbe, jenes lieber der römischen Kirche zu vermachen.

Noch nicht genug. Beym Empfang der Kaiserkrone unterzeichnete Friedrich nicht nur Alles, was Otto einst bewilligt hatte, erneuerte nicht nur das Gelübde eines Kreuzzuges, wodurch der Papst den gefährlichen jungen Mann zu entfernen hoffte, sondern ließ sich auch herab, um Honorius des Dritten Freundschaft zu gewinnen, seine erste heftige Verordnung gegen die Ketzer zu verkünden. Bis zu dieser Zeit war Ketzerey im Abendlande selten, der Name einer Secte kaum bekannt; nur die scharfsinnigern Griechen verwirrten

ten sich mit theologischen Spitzfündigkeiten. Schon im siebenten Jahrhundert waren die Paulicianer am Ufer des Euphrat entstanden. Ihr Glaube war einfach, sie hielten sich streng an die Bibel, und verwarfen jedes eingedrungene Ansehn. Von den griechischen Kaisern verfolgt, von Pilgern und Kaufleuten verbreitet, hatte dieser Glaube endlich zwischen der Rhone und Garonne Bekenner und Märtyrer gefunden. Die Albigenser waren es, die, mehr gegen der Kirche verderbte Sitten, Herrsch- und Habsucht, als gegen deren Lehren sich auflehnten. Darum schienen sie eben die gefährlichsten Ketzer, die der Papst auszurotten strebte, wozu der, als aufgeklärt oft gepriesene, Friedrich die Hand ihm willig bot.

Dennoch erkaltete die, fast nur mit Worten bezahlte, Freundschaft bald. Friedrich, in Sicilien beschäftigt, Ruhe und Ordnung herzustellen, verdarb es mit dem Papste durch eigenmächtige Besetzung sicilianischer Bisthümer, mehr noch durch seines Kreuzzuges Aufschub, den er von Jahr zu Jahr durch manchen Vorwand zu beschönigen wußte, des Papstes Murren und Drohungen stets höflich und nachgiebig, bisweilen auch spitzig beantwortend. Allgemein mußte er den Vorwurf hören, seine Zögerung verschulde alles Unglück, welches damals die Waffen der Kreuzritter traf. Allein er selbst war in Händel mit empörten Städten der Lombardey verwickelt, und als er endlich der Erfüllung seiner Zusage nicht länger ausweichen konnte, schiffte er sich zwar ein, kehrte aber schon nach 1227
wenigen Tagen krank, oder eine Krankheit vorschützend, zurück, worauf der Papst den Bannfluch gegen ihn schleuderte, und sogar durch Kriegsgewalt ihm sein Königreich entreißen wollte; obgleich

gleich Friedrich, alles versuchend ihn zu besänf-
1228 tigen, im folgenden Jahre wirklich nach Palästina segelte, und, nach manchen Abentheuern, als ein von eigner Hand gekrönter König von Jerusalem zurückkehrte. Darob erschrak der Papst, denn was er, während Friedrichs Abwesenheit, in dessen Erbreich angezettelt hatte, trug ihm keine Früchte, hingegen mußte er Alles aufbieten, um Friedrichs angedrohten Einfall in den Kirchenstaat mühselig abzuwehren, bis endlich, durch Vermittelung,
1230 nach einer kühlen Versöhnung, der Bann gelöst wurde.

Nun meinte Friedrich gegen die Lombarden freye Hand gewonnen zu haben. Seine stolzen Entwürfe scheiterten an Macht, Reichthum, Kriegserfahrenheit der, einzeln freyen, doch unter sich verbündeten, lombardischen Städte. Von Gregor dem Neunten zum zweyten Mal in Bann gelegt, kehrte er seine Waffen gegen das Oberhaupt der Kirche, und die ärgerlichsten Ausbrüche eines gemeinen Zornes füllten beyder Kämpfer Streitschriften. Der Papst schalt den Kaiser „die aus dem Meer aufsteigende Bestie in der Offenbarung Johannis" und bezüchtigte ihn sogar einer von ihm verlautbarten Gotteslästerung, indem er behauptet habe, von drey Betrügern sey die Welt hintergangen worden, Moses, Christus und Mahomet, von welchen zwey in Ehren, der Dritte eines schimpflichen Todes gestorben. Friedrich läugnete den ihm aufgebürdeten Gräuel, und verglich hinwiederum den Papst mit einem Drachen, mit jenem Thiere, von welchem geschrieben stehe, es nehme den Frieden vom Erdboden hinweg.

Manche Ermahnung an die Deutschen ließ der bedrängte Papst ergehn, sie sollten einen andern

Kais.

Kaiser wählen; aber dieses Mal wurde trocken ihm geantwortet: nur den Kaiser zu krönen, nicht ihn vorzuschlagen, gebühre Seiner Heiligkeit. Da hielt Gregor öffentliche Umgänge zu Rom, mit Vortragung der Apostelhäupter, und ließ sogar das Kreuz gegen Friedrich predigen; wer ihn bekämpfte, sollte gleichen Ablaß gewinnen, als habe er gegen Saracenen gefochten. Das hinderte den Kaiser nicht, Rom selbst zu bedrohen. Freylich wäre seine Macht in Deutschland nie unentbehrlicher gewesen; denn um diese Zeit fielen die Tatarn in Schlesien ein, nachdem sie die russischen Großfürsten zinsbar gemacht, Kiew erobert, Polen 1242
verwüstet hatten. Plündernd und mordend zogen sie durch Schlesien und Mähren. Nun sollte Friedrich zeigen, daß er deutscher Kaiser sey; auch versprach er viel und konnte nichts halten; mußte sich begnügen, die deutschen Fürsten in hochtrabenden Worten aufzurufen; mußte aus der Ferne das seinem Schutz vertraute Reich verwüsten sehn; eine neue Völkerwanderung wäre vielleicht erfolgt, hätten die Tataren nicht freywillig ihre Eroberungen aufgegeben.

Obgleich der Tod zweymal kurz nach einander den päpstlichen Stuhl erledigte, so wurde doch der Zwist unter Innocenz dem Vierten noch heftiger. Dieser entschlossene Mann, in Rom nicht sicher, entwich nach Frankreich, versammelte zu Lyon die Bischöffe, setzte den Kaiser förmlich ab, und wiederholte feyerlich den Banufluch, nach dessen Verlesung die Prälaten ihre brennenden Kerzen löschten und mit Füßen traten. Auch ein Theil der deutschen Fürsten, besonders Geistliche, ließen endlich durch des Papstes dringende Zumuthung sich bethören, und wählten den Landgrafen Heinrich

1246 rich von Thüringen zum römischen Könige. Weil aber die vornehmsten weltlichen Fürsten, Oestreich, Bayern, Braunschweig, Brandenburg und Meißen dem laut widersprachen, so wurde dieser Heinrich Pfaffenkönig genannt.

Friedrichs eigner Sohn, auch ein Heinrich, als Kind erwählt, als Jüngling herrschend, war schon zwölf Jahre früher auf eine traurige Weise vom Schauplatz abgetreten. Zu früh berauscht vom Gift der höchsten Gewalt; dem fernen Vater entfremdet, durch kaiserliche, des jungen Königs Macht beschränkende, Befehle nur ihn kennend; nach dem Tode weiser Räthe von Schmeichlern und Ohrenbläsern umringt, wollte er allein in einem Lande herrschen, welches ohnehin sein Vater so wenig zu achten schien. Sogar der Papst, dem nichts heilig war, wenn er seine Rachgier nur befriedigen konnte, ermunterte den Sohn zum Aufruhr gegen den Vater, und beschwatzte die Mailänder, daß sie die eiserne Krone, dem Vater so hartnäckig verweigert, dem Sohne entgegen trugen. Solchen Lockungen widerstand der Jüngling nicht, er warf den Zügel und die Larve weg. Aber Friedrich eilte schnell herbey, um die Empörung im Keime zu ersticken. Des Vaters Gold und Klugheit raubten dem Sohne die furchtsam gewordenen Anhänger. Von Allen verlassen, mußte er die Verzeihung fußfällig erflehen, die er zuvor trotzig verschmäht hatte. In Fesseln nach Worms geführt, dort begnadigt, doch weniger durch Reue als durch Rachedurst gefoltert, machte er den schrecklichen Versuch, seinen Vater zu vergiften, und büßte das Verbrechen in einem Kerker in Apulien, aus welchem erst nach sieben Jahren der Tod ihn befreyte. Friedrich hatte zu Speyer ihn förmlich

sich entsetzen und dagegen dessen Bruder Conrad zum römischen Könige wählen lassen. Der regierte nun, als der Landgraf von Thüringen nach dem Scepter griff; der mußte, ohne Friedrichs Beystand, seine Rechte zu behaupten suchen, indessen der Papst, durch gleiche Ränke wie in Deutschland, die Sicilianer gegen ihn empören wollte. Conrads Waffen waren nicht glücklich, allein der Zufall ihm günstig, denn der eingedrungene König starb, als er noch kaum ein Jahr die wankende 1247
Krone getragen hatte.

Alsobald war der Papst von neuem geschäftig, dem Kaiser einen Gegner zu erwecken. Er bot die deutsche Krone förmlich aus; ein Graf von Holdern, ein Herzog von Brabant verschmähten sie; dem Könige von England lüsterte nicht nach ihr, und sogar ein König von Norwegen wies die Ehre zurück. Endlich fand sich doch ein Jüngling von zwanzig Jahren, Graf Wilhelm von Holland, der von dem heiligen Vater zum Werkzeug der Rache sich mißbrauchen ließ. Da jedoch fast nur die Priester ihn wählten, die mächtigsten weltlichen Fürsten, auch die Städte, ihn nicht anerkannten, so war fürs Erste nur Verwirrung der neuen Ränke Frucht, ein Zustand, von Fürsten, Grafen und Städten benutzt, nach Unabhängigkeit zu ringen. Doch den undeutschen Friedrich kümmerte das wenig; der schlug sich unterdessen mit seinen welschen Gegnern bald hier bald dort, siegte bisweilen, unterlag öfter, mußte noch erleben, daß sein natürlicher Sohn Enzius von den Bolognesern gefangen wurde, opferte vergebens, um die Lombarden zu bezwingen, seine Kräfte, Schätze und Talente, seiner Unterthanen Glück, des Papstes ihm so nöthige Freundschaft, und starb end- 1250
lich,

lich, von dem schweren Vorwurf der Mit- und Nachwelt gedrückt, daß er große Macht und große Eigenschaften vergeudet, die, auf Deutschlands inneres Glück gerichtet, seinem Namen gesegnet verewigt haben würden. Seinen Erbstaaten hat er ein Gesetzbuch hinterlassen, die rühmlichste seiner Handlungen, nur durch den Ketzerhaß befleckt, der in demselben sich verfolgend aussprach. Für Deutschland hat er nichts gethan. Es war ein Stiefkind, dessen er nicht achtete, dem er nur befehlen wollte. Sechs Sprachen soll er geredet, ein Buch von der Natur und Wartung der Vögel geschrieben haben, auch ein Dichter gewesen seyn. Kein Fürstenruhm. Nach seinem Kreuzzuge ergab er sich der Sterndeuterey so blind, daß er ohne den Rath arabischer, ihn begleitenden, Sterndeuter nichts unternahm. Der Pracht ergeben zeigte er sich, und es mag Erwähnung der Feyerlichkeiten, bey seiner Vermählung mit einer englischen Prinzessin veranstaltet, dem Sittenbeobachter nicht unwillkommen seyn. Sobald die Kaiserliche Braut das Reichsgebiet berührte, bildete sich ihr eine adeliche Leibwache. In allen Städten auf ihrem Wege zog unter Gesang und Glockengeläute die Geistlichkeit ihr feyerlich entgegen. Der Tonkunst Meister begleiteten sie nach Köln. Da wurde sie empfangen von zehntausend Bürgern in prächtiger Kleidung auf stattlichen Rossen. Wagen, deren Räder und Pferde Purpurdecken verhüllten, erschienen als geruderte Schiffe und trugen Geistliche, welche die Orgel spielten. Alle Straßen waren geschmückt. Die ganze Nacht hindurch sangen Mädchenvereine unter ihrem Fenster. Auch gewann die fremde Fürstentochter schnell die Herzen, indem sie, den Wunsch der Frauen erfüllend, sich unverschleyert zeigte. Bey der Vermählung

lung selbst waren vier Könige, eilf Herzoge, dreyßig Grafen und Markgrafen, die Prälaten ungerechnet, zugegen. Vier Tage lang wurde geschwelgt. Dann überhäufte Friedrich die heimkehrenden englischen Gesandten mit kostbaren Geschenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande, unter diesen auch drey Leoparden, eine Anspielung auf das englische Wappenschild. Zu dem Hofstaat der jungen Kaiserin gesellte er eine Anzahl Maurischer Verschnittener, deren Gebrauch im Morgenlande ihn zur Nachahmung bethört hatte.

Aus Haß gegen die lombardischen Städte verlegte Friedrich einst die hohe Schule von Bologna nach Neapel, und wollte alle seine Unterthanen zwingen, nur in Neapel sich zu bilden; doch allgemein war das gerechte Murren gegen diesen Geisteszwang, und die Bologneser fuhren fort, unter päpstlichem Schutze die Musen zu hegen.

Zu Mannz hat Friedrich einen der glänzendsten Reichstage gehalten, auf welchem vier und sechzig Fürsten, überhaupt zwölftausend Edle und Ritter sich einfanden. Damals bewies der Kaiser, daß er Gutes in Deutschland stiften könne, wenn nur Zeit und Wille ihm nicht gemangelt hätten. Ein Landfriede wurde schriftlich in deutscher Sprache abgefaßt. Daß aber dessen erstes Hauptstück von Bestrafung solcher Kinder handeln mußte, die gegen ihre Aeltern sich aufgelehnt, beurkundete Deutschlands tiefgesunkene Sittlichkeit. Die übrigen Abtheilungen enthielten der heilsamen Verordnungen manche von der Bürger Freyheiten, von Münzen, Zöllen, Schirmvogteyen, Krankenhäusern, und mehr dergleichen, was ihm rühmlich wäre, wenn gute Gesetze in Kraft und Ausübung erhalten, einen Fürsten nicht höher zierte als sie geben. 1235

ben. Allein jenes vermogte nur ein gegenwärtiger Kaiser. Die blutige Verwirrung, während seiner ganzen sogenannten Regierungszeit, hemmte alles Gute, verschlimmerte noch das Böse, und zwang am Ende die Städte, um ihren Untergang abzuwenden, durch ein Schutzbündniß ihr Daseyn, ihren Handel zu sichern.

Auf jenem Reichstage wurden auch die alten, stets blutig erneuerten Händel wegen Sachsen geschlichtet. Die junge Kaiserin, mit Otto von Lüneburg, Heinrichs des Löwen Enkel, verwandt, stiftete Frieden zwischen dem Gemahl und ihm. Der Kaiser entsagte vermeintlichen Rechten auf Braunschweig, und erhob Lüneburg zum Herzogthum, doch mußte Otto sein, zuvor freyes, Erbe nun vom Reiche zu Lehn tragen.

In dem Herzog von Oestreich, Friedrich dem Streitbaren, hat dieser Kaiser einen hartnäckigen Anhänger seines Sohnes streng gezüchtigt,
1236 das eroberte Wien sogar für eine Reichsstadt erklärt, bis nach einigen Jahren der Herzog, mit dem Kaiser ausgesöhnt, seine Länder und Städte wieder in Besitz nahm. So lassen oft die blutigsten Kriege, nur Volkselend verbreitend, in der Geschichte keine Spur zurück. Als jener Herzog
1246 von Oestreich kinderlos starb, nahm Friedrich dessen Länder als Reichslehn in Anspruch; der Papst hingegen, keine Gelegenheit verabsäumend, dem Kaiser weh zu thun, wagte, sie den Königen von Ungarn und Böhmen zu schenken, während Otto, Herzog von Bayern, das abgerissene Land ob der Ens wieder zu erlangen strebte. Die Oestreicher selbst wollten einer Nichte des Verstorbenen ihren Herzogshut aufsetzen, dann wieder dessen Neffen, einem jungen Markgrafen von Meis

sen.

sen, bis endlich der König von Böhmen, nach Friedrichs Tode, durch Ueberredung und Geschenke, seinen Prinzen Ottokar ihnen aufgedrungen.

29.

Conrad der Vierte und Wilhelm von Holland.

Zerrütter hinterließ Friedrich das unglückliche Deutschland, und des Papstes Tücke mehrte die heillose Verwirrung. Nicht zufrieden, gegen Conrad seinen Bannspruch zu erneuern, bot er alle Fürsten, selbst die geistlichen auf, ihn zu bekriegen, und Deutschlands erster Bischoff, der von Maynz, ward abgesetzt, weil er das Schwert zu ziehen sich weigerte. Sogar sein Stammerbe, Schwaben, sollte Conrad nicht behalten.

Nun loderte Deutschland in Flammen und schwamm in Blut. Conrad und Wilhelm, beyde um Anhänger buhlend, mußten die Gewonnenen nach Willkühr schalten lassen, durften nicht einmal den Plünderungen ihrer unbezahlten Söldner Einhalt thun. Ein Treffen, welches Wilhelm bey Oppenheim gewann, entschied wenig. Einen Meuchelmord, den der Bischoff von Regensburg an Conrad verüben wollte, vereitelte Zufall. Dem alten Reichsherkommen gemäß, erklärte Wilhelm Jeden seiner Lehn verlustig, der nicht, binnen Jahr und Tag nach seiner Krönung, sie von ihm empfangen hatte. Diesen Spruch bestätigte der Papst,

und beyde hofften auf solche Weise den Gegenkönig seiner Güter zu berauben.

Conrad, weniger bekümmert um die zweydeutige Ehre, seinem Nebenbuhler eine unsichere Krone abzufechten, als das reiche Erbe von Sicilien in Besitz zu nehmen, wich vom deutschen Kampfplatz und ging nach Welschland, seine schwangere Gemahlin zurücklassend, die ihm bald darauf den unglücklichen Conradin gebar. Manfred, Kaiser Friedrichs unehelicher Sohn, hatte mit Kraft und Klugheit Siciliens Regierung stellvertretend übernommen; allein der Papst, dieses Reich als ein verwirktes Lehn betrachtend, wußte durch Briefe, Drohungen, Legaten und Kreuzprediger viele Große zu bewegen, daß sie, nach seinem Ausdruck, in den Schutz der Kirche sich begaben. Conrads Ankunft aber brachte schnellen Wechsel hervor. Neapel selbst, erobert, mußte seine Mauern niederreißen, ein ehernes Roß auf dem Markte, der Stadt Wahrzeichen, hinfort einen Zaum tragen. Sinnbildlicher Spott verwundet am tiefsten. Die mächtige Stadt weihte ihrem Ueberwinder unversöhnlichen Haß.

1251

Erschrocken rief Innocenz bald einen englischen, bald einen französischen Prinzen zu Hülfe, Jenem und diesem die Krone versprechend; aber Conrads Grausamkeit war des Papstes hülfreichster Bundesgenosse. Denn er vergiftete aus Mißtrauen seinen Bruder Heinrich, den einzigen aus rechtmäßiger Ehe ihm noch übrig gebliebenen, zwar die That läugnend, doch seitdem in finstern Ernst versunken; Er beraubte ferner, aus gleichem Grunde, seinen natürlichen Bruder Manfred einiger Güter, worauf, derselben verruchten Waffen sich bedienend, Manfred wiederum ihn vergiftete.

Da

Da rief er sterbend: „wehe mir! warum wurde 1254
„ich geboren! Die Kirche war mir eine Stiefmut„ter, und das alte blühende Kaiserreich welkt der „Vergessenheit entgegen!"

So sah nunmehr der schwache Wilhelm zwar von seinem Nebenbuhler sich befreyt, erwarb doch nicht der Fürsten Achtung, ob er gleich an Gnadenbriefen und Lehnbegabungen es nicht ermangeln liess. Mit den geistlichen Churfürsten gerieth er in manchen Zwist, also daß der von Cöln sogar ihn eines Tages in seinem Pallaste verbrennen wollte. Ein gemeiner Edelmann plünderte seine Gemahlin auf der Straße, und in Utrecht warf ein Bürger einen Stein nach ihm. So gering geachtet, wollte er dennoch etwas Glänzendes unternehmen, die Friesen bezwingen, die nicht dem Reiche, noch minder Holland unterworfen zu seyn trotzig begehrten. Mitten im Winter fiel er in Westfriesland ein, das Eis brach unter ihm auf einem Morast; die Friesen, im Hinterhalt gelagert, ihn nicht kennend, erschlugen ihn.

Um diese Zeit begann der Städtebund sich 1256
auszubreiten, dem, zu ihres Handels Schutz, auch manche Fürsten beytraten. Auf schriftlich abgefaßte Grundgesetze, von Wilhelm bestätigt, hat später die berühmte Hanse ihre Einrichtung gebaut. Jedem Bundesglied, obschon eine Kette des Ganzen, blieb die heimische Regierung wie zuvor überlassen. Streit zwischen einzelnen Gliedern, sollte durch Vermittler beygelegt, Wichtiges nur einmüthig beschlossen, von keinem Verbündeten der Feind auf irgend eine Weise unterstützt werden bey Strafe der Ausschließung. Schiffe, den Rhein befahrend, sollte man durchsuchen, und, Feinden gehörig, wegnehmen. Von der Mosel bis nach

Basel sollten die Städte hundert Kriegsfahrzeuge auf dem Rheine halten, fünfhundert die von Basel bis an des Stromes Mündung. Die niedersächsischen Städte, Lübeck, Hamburg, Bremen, traten damals noch nicht in den Bund, obschon, in blutige Fehde mit Dänemark verwickelt, solcher Hülfe sie wohl bedürftig waren. Lübeck hatte schon eine Flotte, die sich furchtbar machte.

Mit christlichem Eifer und unchristlicher Habgier kämpften in jener Zeit die Ritter des deutschen Ordens, nicht mehr in Palästina, sondern in Preußen, um den tapfern Heiden ihr, vom Papste verschenktes, Vaterland zu entreißen. Oft siegte die Verzweiflung jener Unglücklichen; oft war der heillose Räuberorden seinem Untergange nahe; doch stets retteten ihn Kreuzfahrer, die, Ablaß und Beute suchend, beydes im nahen Preußen leichter und gefahrloser als im fernen Morgenlande zu finden hofften. Auch der Böhmen König, Ottokar, schlachtete dort zu Gottes Ehre der Heiden Viele,
1254 und erbaute Königsberg.

30.

Richard von Cornwall und Alfons von Castilien.

Wilhelms Tod mehrte Deutschlands traurige Zerrüttung. Der kleinen Kriege gab es ohne Zahl. Wer ein Schwert kräftig führen konnte, that und nahm was ihm gelüstete. Diesen Jammer der Herrenlosigkeit zuerst beherzigend, forderten die verbün-

bündeten Städte alle Fürsten auf, die neue Königswahl zu beschleunigen, und beschlossen, wenn abermals zwey Kronenwerber mit getheilten Stimmen sich erhüben, keinen von beyden anzuerkennen.

Ihre böse Ahnung hatte sie nicht betrogen. 1257
Einige wählten Richard von Cornwall, des Königs von England Bruder, einen Prinzen, der, als Kreuzfahrer, durch Tapferkeit und Klugheit sich ausgezeichnet hatte, arm an Land, reich an Golde war, folglich ganz ein Kaiser, wie ihn die deutschen Fürsten wünschten. Andere wollten die Krone dem castilianischen Könige Alfons auf das Haupt setzen, der, um tiefer Sternkunde willen, der Weise zubenamt wurde. Es ist wohl auffallend, daß die Wahl auf keinen Deutschen fiel, auch kein Deutscher nach der gefährlichen Ehre trachtete. Die fremden Fürsten täuschte noch der, einst mit Macht umgebene, Kaisertitel; sie glaubten in der Ferne noch den alten Glanz zu sehn, nicht wissend, daß nur eines hohlen, gespaltenen Baumes Fäulniß leuchte. Niemand gedachte des jungen Conradin, des letzten Sprossen der Hohenstaufen. Die Fürsten, zum Erstenmale hier die sieben Churfürsten genannt, verkauften ihre Stimmen fast öffentlich, und der Erzbischoff von Trier soll nur darum Richards Wahl sich widersetzt haben, weil er nicht auch, wie Andere, 12000 Mark bekommen. Die beyden Könige überboten einander, und meldeten beyde ihre Wahl dem Papste, der, mit seinem Ausspruch zu zögern, für klug hielt, im Herzen aber dem Engländer geneigter seyn mogte, weil Alfons die Kühnheit gehabt, ohne Kreuzfahrer die Mohren zu besiegen.

Alfons erschien auch nicht persönlich in Deutschland, wohl aber Richard, der des Goldes so viel mitbrachte, und schenkend verschwendete, daß die

die Erzählung fast fabelhaft klingt. Ihm gehörten freylich die Zinngruben in Cornwallis, damals die einzigen in der Welt. Sein Gold öffnete sogleich die Thore von Aachen, wo dreyßig Fürsten, zwölf Prälaten und dreytausend Ritter seiner Krönung
1258 beywohnten. Nachdem er einige Städte besucht, einige Vorrechte ertheilt, ging er nach England zurück, Deutschlands Obhut Statthaltern vertrauend. Als die Goldquellen versiegten, kümmerten sich auch die Deutschen wenig mehr um ihn. Er
1262 war es, der vier Jahre später den König Ottokar mit Böhmen und Mähren, Oestreich und Steyermark belehnte. Alfons indessen wurde nicht müde, des Papstes Beystand anzurufen. Gern und hastig ergriff dieser die dargebotene Gelegenheit, sich zum Richter über Könige aufzuwerfen. Mehr als Einmal lud er beyde vor seinen Richterstuhl; da jedoch die Gesandten bald erschienen, bald ausblieben, bald unter manchem Vorwand die Verantwortung weigerten, so erfolgte kein
1272 Spruch, und beyde Könige starben endlich in ihrer Heimath, ohne Deutschlands Elend zu mindern. Schamloser wurde nie das Recht der Gewalt geübt, oft am frechsten von Gottes Dienern. Der Abt von Murbach vergoß der Seinen Blut um den Besitz eines Thales. Die Erzbischöffe von Trier und Maynz lieferten einander Schlachten, weil sie verschiedener Meinung waren. Zwey zugleich erwählte Erzbischöffe von Salzburg kämpften um den Hirtenstab. Bayern und Böhmen schlugen sich um die Erbfolge in Baden. Ottokar bekriegte den König von Ungarn wegen Steyermark. Straßburg verjagte seinen Bischoff und schleifte dessen Schlösser. Alle Städte waren in den Waffen zu Schutz und Trotz, alle Dörfer verheert.

heert. In allen Richtungen das unglückliche Land durchkreuzend, erblickte man nur ausgelassene Krieger, wütende Empörer, lauernde Räuber und Mörder. Das ist ein treues Bild jenes Mittelalters, welches von unkundigen Schwärmern oft so ungebührlich angepriesen, und dadurch in neuern Zeiten thörigte Unzufriedenheit bey Vielen erweckt worden.

Nur Eine rühmliche Handlung ist von dem Fremdling Richard zu erzählen. Wer am Rhein ein Schloß bauen konnte, wähnte auch des Stromes Herr zu seyn, und zwang die Vorüberfahrenden, unerschwingliche Zölle ihm zu entrichten. Durch geschickte Unterhandlung bewirkte Richard auf einem Reichstage zu Worms, daß Fürsten, Adel und Städte sich eidlich verbanden, dem Unfug mit Gewalt zu steuern.

Der Untergang des Hauses Hohenstauffen fällt in jenen düstern Zeitraum. Der junge Conradin, in Deutschland erzogen, wollte Sicilien, sein Königreich, in Besitz nehmen, doch Manfred, sein Halbbruder, ihm nicht weichen, sich brüstend mit dem Ruhme, das Land zweyen Päpsten, sogar mit Hülfe der Saracenen, abgefochten zu haben; auch würden die Sicilianer, fügte er hinzu, deutsche Herrschaft nimmer dulden. Indessen wollte er doch nach seinem Tode dem Bruder das Reich gönnen; die Mutter möge ihn nur schicken, daß er Sitten und Gebräuche der Nation erlerne, die er einst beherrschen solle, Manfred wolle ihn halten als sein eignes Kind.

Indessen hatte der Papst den Grafen von Provence, Carl von Anjou, überredet, Siciliens Krone dem Eingedrungenen abzukämpfen. Er kam mit einer beutegierigen Ritterschaar, Manfred lieferte

ihm

1266 ihm ein voreiliges Treffen, und blieb auf dem Schlachtfelde. — Conradin, heran gewachsen, in Schwaben als Herzog nicht erkannt, auf wenige Erbgüter beschränkt, von Jugendfeuer beseelt, von Erinnerungen an seines Hauses erloschenen Glanz gespornt, von Mißvergnügten eingeladen, durch Armuth und Zurücksetzung fast zur Verzweiflung getrieben, ging nach Welschland von Abentheuern begleitet, nachdem zuvor seine Verwandten ihm alles, in Deutschland noch Besessene, abgeschwatzt hatten. Das Glück schien ihm zu lächeln. Carls von Anjou ausgesandte Haufen wurden geschlagen. Die Römer, mit dem Papste zwistig, führten Conradin mit großem Pomp in ihre Mauern. Vom ersten Erfolg berauscht, eilte er nach Apulien, um in einer Schlacht mit dem Gegner sich zu messen. Sie ging verloren. Ihn und den treuen Gefährten, Friedrich von Baden, ereilten Carls An-
1268 hänger auf der Flucht; beyde wurden gefangen, vor Gericht gestellt, verurtheilt und zu Neapel öffentlich enthauptet. Kein Verwandter nahm sich seiner an. Der letzte Sprosse mächtiger Kaiser, ein Jüngling von sechzehn Jahren, der nur nach seinem väterlichen Erbe strebte, wurde von einem christlichen Fürsten dem Henkerbeile überliefert, indessen unlängst ein Saracene, der Sultan von Aegypten, Carls eignen Bruder, den gefangenen König von Frankreich, um Lösegeld entließ, obgleich dieser Fürst nur aus christlichem Uebermuthe ihn angegriffen hatte.

31.

Gemälde vom damaligen Zustande der Deutschen.

An der Grenze eines neuen, glücklicheren Zeitraums falle noch ein letzter Blick auf den dunkeln Hintergrund, auf dem nach und nach die freundlicheren Gestalten hervortreten sollen. Die Kaiser glichen alten, fast entlaubten Bäumen, von einem lustig wachsenden Schößlingswalde dicht umgeben, der den Saft ihrer Wurzeln raubt. Doch je tiefer in Ohnmacht sie versanken, je höher schien ihre Hoffarth zu steigen. Conrad schrieb gebieterisch an den griechischen Kaiser, und wollte ihm einbilden, daß alle europäische Königreiche ihm täglich huldigten. Friedrichs Kanzler nannte, in einer öffentlichen Rede, Europa's Beherrscher, in Beziehung auf den deutschen Kaiser, nur Provinzen-Könige. Heinrich wollte im Ernst den Huldigungseid von Frankreich fordern, und Friedrich der Zweyte schrieb wirklich einen allgemeinen Reichstag für alle Könige aus; allein es erschien keiner.

Daß die Fürsten persönlich auf Reichstagen zusammentraten, mogte manchen Zwist, manche verderbliche Zögerung verhüten. Doch selten fand auch nur die Hälfte der Berufenen sich ein. Gern schob Einer dem andern die lästige Pflicht zu, die Kosten scheuend, oder behaglicher findend, daheim der Erste, als im Fürstengewühl unbemerkt zu bleiben. Hatten doch sogar Oestreichs Herzoge sich ausbedungen, daß Wegbleiben von Reichstagen in ihrer Willkühr stehen solle, und die Stände von Burgund

gund erschienen nimmer. Ausbleibende strafen konnte freylich der Kaiser, doch wenn sie genehmigten, was beschlossen wurde, so schwieg er gewöhnlich.

Die, nach und nach entsprossene, Meinung, daß gewisse Rechte — als da sind: Münzen, Zölle, Gerichtsbarkeit, Bergwerke u. s. w. — dem Oberhaupte des Reichs als Königsrechte (Regalien) gebühren, hatte sich nunmehr befestigt; obgleich die Fürsten in das der Zölle manchen Eingriff thaten.

Ein Richter über die Fürsten war noch der Kaiser anerkannt. Den Verklagten lud er vor, Einmal — zweymal — dreymal — und, erschien der Widerspenstige nicht, so konnte er, mit Rath und Zustimmung von wenigstens sieben Fürsten, in die Reichsacht ihn erklären. Als Heinrich der Löwe die Ausflucht ergriff, er sey ein Schwabe, und dürfe nur im Vaterlande gerichtet werden; da warf ein Ritter seinen Handschuh hin, sich erbietend, durch Zweykampf zu beweisen, daß überall die Fürsten vor des Kaisers Richterstuhl sich stellen müßten.

Heinrich dem Siebenten ward, auf einem Reichstage zu Frankfurt, gleichsam zur Pflicht gemacht, wenigstens viermal in jedem Monat, er sey wo er wolle, den Vorsitz im Reichsgerichte persönlich zu führen. Doch war für den Kläger oft sehr lästig, dem Hoflager nachzureisen, oft wußte er nicht einmal, wo es anzutreffen sey. Statt der Pfalzgrafen, die vormals zu Gericht saßen, war nun ein Hofrichter bestellt, der täglich (die Tage des Herrn ausgenommen) Jeden anhören, Jedem Recht sprechen sollte; nur das Urtheil über Fürsten behielt der Kaiser selbst sich vor. Gesetze gab er mit Rath seiner Getreuen, wovon auch Freye und Ministerialen nicht ausgeschlossen waren. Einen

nen Geächteten durfte er begnadigen, wenn zuvor der Beleidigte Genugthuung erhalten hatte.

Das kostbarste Vorrecht war noch immer die eigenmächtige Verleihung der Fürsten- und Herzogthümer, wenn sie durch Reichsacht, Entsetzung oder Aussterben erledigt waren. Die Fürsten enthielten sich der Einmischung; nur wachten sie über dem Herkommen, daß ein erledigtes Fahnlehn nicht länger als ein Jahr unverliehen bleiben durfte, damit die Kaiser, es dem Reichsschatz einverleibend, nicht zu mächtig würden.

Kammergüter, im Reiche zerstreut, waren noch vorhanden, weit geringer an Zahl jedoch als vormals, denn die Pfalzgrafen, ursprünglich zu deren Huth bestellt, hatten, gleich den Fürsten, ihre Aemter in Erbgut verwandelt. Reichsstädte zahlten Steuern, wurden auch wohl verpfändet. Judenzins war ergiebig. Kaiserliche Kammerknechte hiessen die Juden, denn sie standen unter Kaiserlichem Schutz. Rheinzölle mogten beträchtlich seyn. Gestrafte Fürsten zahlten hundert Pfund in den Schatz. Andere Einkünfte hatten die Kaiser nicht.

Krieg mogten sie führen nach Gefallen, doch Mitwirkung der Fürsten zu erlangen, war in den letzten Zeiten immer schwieriger geworden. Die sahen ruhig zu, als die Hohenstaufen in Sicilien ihr Verderben fanden; als Polen der Deutschen nicht mehr achtete; als nur ein Schatten deutscher Herrschaft noch im Königreich Arelat übrig blieb; als die Friesen das Reichsoberhaupt erschlugen, [illegible] und [illegible] es doch ihr stetes Streben, die Kaisermacht herabzuwürdigen; darum wählte man so gern einen Ohnmächtigen, oder zwey zugleich.

Noch immer hatten die Kaiser keine bleibende Stätte. Sie zogen herum von einer Stadt zur an-

andern, und waren nirgend willkommen. Man ließ auch wohl ein Vorrecht sich ertheilen, das Hoflager nicht aufnehmen zu dürfen.

Mit Kirchensachen befaßten sich die Kaiser wenig mehr, da von den alten Rechten kaum noch Spuren übrig waren. Die Belehnung durch den Scepter schien zu einer leeren Förmlichkeit herabgesunken; denn gleichwie die weltlichen Fürsten ihre Lehngüter nach Willkühr verkauften oder vertauschten, so auch die Prälaten; bis endlich, um Mißbrauch zu verhüten, sie selbst gezwungen waren, durch des Kaisers nachzusuchende Einwilligung jeden Verkauf zu bedingen. — Nur wenn seine Persönlichkeit Ehrfurcht gebot, entschied er noch bisweilen in streitigen Wahlen. — Den Eid mit Darreichung der Hände (man nannte ihn hominium) forderten die Kaiser noch, allein er wurde selten geleistet, und die bloße Erinnerung an denselben reizte manches Prälaten grobe Empfindlichkeit. Ein Erzbischoff von Salzburg predigte öffentlich, es sey Gotteraub, geweihte Hände in blutige zu legen. Als nun auf einem Reichstage zu Regensburg, in Gegenwart des Kaisers, der Herzog von Zähringen ihn ermahnte, sein hominium nicht länger zu verzögern, fuhr der Prälat ihn an: „Ihr „seyd sehr vorschnell, mein Herr Herzog. Wenn „Ihr ein Wagen wäret, Ihr würdet vor den Ochsen herlaufen. Was kümmert Euch die Sache, „die zwischen mir und meinem Herrn, dem Könige, „wohl ohne Euch verglichen wird." Aus Furcht, der Herzog werde in gleichem Tone ihm erwidern, legte der Kaiser schnell seine Hand auf dessen Mund. — So durften Bischöffe mit Fürsten reden; so durften sie den Kaiserlichen Rechten Hohn sprechen.

Doch

Doch freylich ziemte es auch den Fürsten nicht, darüber Vorwürfe zu verlautbaren, da sie nicht minder willkührlich die Lehne veräußerten und ver- 1255
erbten, sogar auf Töchter; oder ihre Fürstenthümer theilten, wie um diese Zeit mit Bayern, etwas später mit Brandenburg geschehn. Auch Braunschweig ward zersplittert. Aber es führten 1261
theilende Fürsten dennoch gemeinsame Titel fort.

So stand es um die Kaiser, deren Würde jetzt in Deutschland hätte ganz verlöschen mögen, ohne daß es darum besser oder schlimmer zugegangen wäre. Besser vielleicht, wenn, nach langem Kampf zwischen allen Fürsten, der Mächtigste am Ende sie Alle unterjocht, und Deutschland in ein Erbreich verwandelt hätte.

Die Geistlichkeit, durch Land und Leute mächtig, wußte doch nur Furcht oder Haß, nicht Achtung oder Liebe einzuflößen. Wer ihrer Strafen spotten konnte, achtete ihres Standes nicht. Darum klagte sie laut auf einer zu Wien gehaltenen Kirchenversammlung: „der Laien Bosheit nehme überhand; wer geschickt Kirchen berauben könne, gelte für klug, nicht für gottlos, und rohe „Gewalt heiße Tapferkeit.“ Sogar persönlichen Mißhandlungen entgingen die Bischoffe nicht. Die Bürger von Cöln warfen ihren Erzbischoff in den Kerker, die von Fulda ermordeten ihren Abt.

Freylich reizten die zusammengerafften Kirchenschätze Neid und Habgier. Wenn Maynz, unter vielen Kostbarkeiten, ein goldenes Kreuz, sechshundert Pfund wiegend, aufzuweisen hatte, und ein Meßgewand so schwer an Gold und edlen Steinen, daß nur ein starker Mann es tragen konnte,

wäh-

während der arme Conradin, der Sohn und Enkel berühmter Kaiser, zu seiner Vermählungsfeyer Geld borgen mußte; so war empörten Gemüthern edler Laien wohl kaum zu verargen, daß sie geistlichen Blutsaugern schnöden Ueberfluß mißgönnten. Da wurde es ein gemeiner Brauch unter den Prälaten, mit dem Schwerte sich der Anfechtungen zu erwehren, und bey Bischoffswahlen gereichte es dem, den Hirtenstab Suchenden, zur Empfehlung, wenn er auch das Schwert kräftig zu schwingen wußte.

Wer mit Gewalt die Kirche nicht berauben mogte, drang sich ihr als Lehnsmann auf. Selbst der stolze Kaiser Friedrich schämte sich nicht, um einige Lehen in der Oberpfalz der Bambergischen Kirche Truchseß, und um den Besitz von Wimpfen des Wormser Bischoffs Mann zu werden. „Wo „ist ein Herzog oder Markgraf" so sprach ein Geschichtschreiber jener Zeit, „der nicht den Bischöffen zum Eide die Hände darstrecke, oder, zurückgewiesen, durch Bitten und Gewalt sich eindringe?" So kam es unter andern, daß zu Würzburg der geistliche Lehnhof dreyzehn fürstliche und gräfliche Geschlechter, fünf aus dem Herrenstande, dreyhundert und siebenzig Edle und Ritter, unter seine Mannen zählte.

Soviel die Laien der deutschen Kirche an zeitlichen Gütern entzogen, so viel der Papst an geistlichen Rechten. Jeder wichtige Streithandel wurde nach Rom getragen, oder doch von einem Legaten geschlichtet. Um dieser Kränkung auszuweichen, ließ mancher Erzbischoff sich zum Legaten stempeln, dadurch bekennend, daß, ohne diese Würde, er nichts vermöge. Sonst entschuldigte sich wohl der Papst, wenn er einen Bischoff ohne des Erzbischoffs

schoffs Vermissen die Weihe ertheilte, jetzt hielt er das für überflüssig. Persönlich mußten die Erzbischöfe das sogenannte Pallium von Rom sich holen, (eine zum Gesetz gewordene Anmaßung Gregor des Siebenten) dort eidlich angeloben, dem Papste, ihrem Herrn, treu zu dienen gegen Jedermann; Ausdrücke, die ihre Freyheit auch als Reichsfürsten beschränkten, und, nach des Papstes beliebiger Auslegung, selbst gegen den Kaiser gebraucht werden konnten. Jenes Pallium, durch Reisekosten und Geschenke theuer bezahlt, war zugleich ein Bereicherungsmittel für den päpstlichen Schatz. Dennoch saß kein Erzbischoff auf seinem Stuhle sich, und Manche wurden abgesetzt, bisweilen unter Schädem Vorwand.

Minder zwar hatten durch Rom die Bischöffe zu leiden, hingegen wurden sie hart bedrängt von mächtigen Nachbarn, unbändigen Vasallen, stark und klug gewordenen Bürgern ihrer Städte. Gleichwie der Papst die Erzbischöffe huldigen ließ, so wiederum diese die Bischöffe. Geistliche Wahlfreyheit war nun befestigt. Der Ministeriale, der Stiftsvasall, zuvor Mitwählende, blieben ausgeschlossen. Dennoch entschied das Schwert nicht selten in streitiger Wahl.

Schon wurden der Domstifter Begabungen (Präbenden) nur dem Adel verliehn. Vom Klosterleben der Begabten (Canonici geheißen) waren nur geringe Spuren übrig. An hohen Festen speisten sie zusammen, übrigens eigne Häuser bewohnend, auf deren Bezirken große Freyheiten ruhten.

Unter dem Faustrecht schmachtend, und selbst in Laster versunken, konnte schwerlich die Geistlichkeit Zucht und Ordnung handhaben, weder im Volke, noch unter sich. Zwar hatte jener kluge

Papst, Innocenz der Dritte, den erloschenen Eifer angefacht; es wurde über Kirchenzucht in mancher Versammlung gerathschlagt, manches Gute verordnet: Stifter, Klöster und Laien sogar hatten die Pfarreyen bisher nicht dem Würdigsten, sondern dem Genügsamsten verliehen, um von den Einkünften soviel möglich zu behalten; darum waren die Pfarrer (Vicarien genannt) gewöhnlich unwissende, niedrigdenkende, vom Volke verspottete Männer. Dieser Unfug wurde ernstlich untersagt, doch nicht vertilgt, so bitter auch die Bischöffe sich darüber aussprachen, den Stiftern vorwerfend: sie würden mit Allem, was ihr Geiz verschlungen, nicht eher zufrieden seyn, bis ihnen auch der Jordan in den Mund laufe, da hingegen die Weltgeistlichen den Armen des Propheten Michas glichen, welche Trauben nach der Weinlese und Aehren nach der Ernte suchten.

Auch dem großen, damals schon mit Ablaß getriebenen Mißbrauche sollte gesteuert, am ersten Kirchweihfeste nur auf ein Jahr, an den folgenden nur auf vierzig Tage Ablaß ertheilt werden. Doch schwiegen die Verbesserer, Haß scheuend, von jenen unbegränzten, den Kreuzfahrern zugestandenen Sündenvergebungen.

Die Rechtspflege, sonst vom Erzdiaconus verwaltet, wurde jetzt von diesem, nicht nur nach Belieben übertragen, nein, sogar verpachtet. Zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit erhub sich der Kampf des Eigennutzes; die letztere strebte sich auszudehnen, und immer war es leicht, in jeder Sache irgend einen Umstand aufzufinden, der, vor den geistlichen Richterstuhl gezogen zu werden, sie eignete.

Drey-

Dreymal im Jahre sollte jeder mündige Christ dem Sond beywohnen, dem alten Sittengericht; darüber wachte die Geistlichkeit mit Eifersucht. Da wurden lästige Abgaben, Sendrechte genannt, erhoben; da wurden Verbrechen durch Geld gebüßt. Vormals durften das nur Schwache, die nicht fasten konnten, und nicht Sendherren empfingen die Geldbußen, sondern Kirchen und Arme; jetzt strichen es Jene in ihre Seckel, und stets verhaßter wurden die Senden. Manche Fürsten nahmen ihre Unterthanen gegen sie in Schutz.

Schenkungen, Stifte und Klöster hatten sich vermindert, allein durch Kauf, Tausch und übertragene Lehen mehrten sich dennoch ihre Güter, deren Masse ewig unvereinzelt blieb, indessen adeliche Geschlechter durch Theilungen verarmten. Von weltlicher Fürsten Gerichtsbarkeit waren sie ausgenommen, (man nannte das Immunität,) selbst im Reichsdienst lau, als die Kaiserliche Macht gebrochen war; die Fahnen der Bischöffe wehten nicht mehr in Welschland, Polen oder Ungarn; die geistlichen Güter lieferten nicht mehr dem Kaiserlichen Hofe Lebensmittel; ja, die Bischöffe, um der Beköstigung des Hofes auszuweichen, machten sogar das Recht dem Kaiser streitig, in ihren Städten Hof- und Reichstage zu halten.

Lange blieb die Geistlichkeit unbesteuert. Es war der Papst, der, zum Behuf der Kreuzzüge, die ersten Auflagen erfand; den Fürsten willkommen, denn sie begehrten nun vom Papste, unter gleichem Vorwande, Vergünstigung, den geistlichen Seckel zu leeren. Auch die Bischöffe, endlich sogar die Städte, beschatzten ihre Geistlichen. Das wollte man den Städten nimmer zugestehn. Sie aber sprachen: wir müssen Mauern und Thürme bauen,

Bündner halten, zu Euerm Schutze wie zu dem unsrigen, darum auch billig, daß ihr die Kosten theilt. Bey fortgesetzter Weigerung pflegten die Bürger ihre Priester aus der Stadt zu jagen, die geistlichen Wohnungen zu plündern. Dann zischte ein Bannstrahl gegen die Stadt; der Gottesdienst wurde gehemmt; die Ausgetriebenen suchten Hülfe bey mächtigen Nachbarn; Waffen blitzten, Federn schrieben, Stimmen donnerten, bis endlich ein Vertrag zu Stande kam, der selten lange gehalten wurde.

Bewußtseyn des Bösen wohnt auch im gröbsten Frevler; denn was er sich zu thun nicht schämt, mag er beym rechten Namen doch nicht nennen. Darum hießen Straßenraub und Todtschlag in des Faustrechts Sprache nur ein Niederwerfen. Auch Geistliche wurden oft so niedergeworfen, ja sie vor Allen gern, weil sie ihre Freyheit mit schönem Gelde lösen konnten. Ein ganzes Burgvolk jubelte, wenn ein reicher Pfaffe heimgeführt wurde. Amtsgeschäfte und Güterverwaltung machten den Priestern unmöglich, diese Gefahr zu vermeiden, darum boten sie Alles auf, den Unfug auszurotten. Nicht nur den Räuber traf der Bann; wo ein Geistlicher gefangen saß, hörte alsobald im ganzen Sprengel der Gottesdienst auf; Priester, dem Thäter auch nur als Schreiber dienend, mußten ihn verlassen, durften nicht einmal an Einem Tische mit ihm essen; Aller Kirchenlehen gingen er und seine Nachkommen verlustig, auch sollten nimmer seine Söhne in Domstifter, seine Töchter in Klöster aufgenommen werden. Durch Hemmung aller Kirchengebräuche — man nannte es Interdict — sollte das ganze Volk gegen den zu Bestrafenden erbittert werden; denn keine Glocke hörte

man

man läuten; kein Todter wurde begraben; alle Kirchenthüren blieben verschlossen; kaum war dem Priester vergönnt, einem Kranken die geweihte Hostie zu bringen. Aber ein langes Interdict hatte böse, nicht vorausgesehene Folgen, mehr das Volk, als den Verbrecher treffend. Man entwöhnete sich vom Gottesdienst, man fand es wohl am Ende gar behaglich, das Kirchengehn zu unterlassen, auch fehlte es nie an Geistlichen, die, bedroht oder eigennützig, ihr Amt nach wie vor verwalteten; daher der Papst gezwungen war, die Interdicte einzuschränken. Ueberhaupt schien die Furcht vor dem Bannstrahl der Kirche fast erloschen, denn wer Lohn und Strafe blos in der Menschen bethörter Einbildungskraft begründen will, der muß die sonst leeren Zeichen derselben dem Volke nicht zu oft vor die Augen bringen, weil nur das Seltene die Einbildungskraft nährt, das Alltägliche sie nicht mehr weckt.

Wie würden die Päpste unmittelbaren Einfluß auf Deutschlands Wohl und Weh errungen haben, wären nicht die Könige aus dem Zauberkreise ihrer vaterländischen Macht getreten, und dadurch dem bösen Geiste verfallen, der lauernd um den Kreis schlich. Nun sollte die weltliche Macht, der Mond, sein Licht nur von der Kirchensonne empfangen; nun sollten die zwey Schwerter des Evangelisten Lucas beyde in der Hand des heiligen Peters ruhen, also daß er das Eine den Königen nur leihe. Darum konnten Heiden nicht regieren; darum konnte der Papst Preußen und Litthauen verschenken; zwischen christlichen Kronwerbern entscheiden; die Wahlen untersuchen, den Gewählten bestätigen. Schon war der Kaiserliche Stadtpräfect zu Rom dem Papste unterworfen, der

Kai

Kaisers dortige Macht kaum noch ein Schatten. Wäre Innocenz dem Vierten gelungen, Neapel und Sicilien mit dem römischen Stuhle zu vereinen, so würde bald vielleicht die Welt Papst und Kaiser in Einer Person verehrt haben.

Das angemaßte Krönungsrecht dieses Erzpriesters, die lästigen, oft schimpflichen Bedingungen, die jeder Kaiser, vor Empfang der Krone, schriftlich verwilligen mußte, gaben Veranlassung, die deutschen Könige mehr als alle andere zu erniedrigen. In Alles mischte sich der Papst. Den Krieg, (weil er ohne Sünde nicht geführt werden konnte) die Ehen im verbotenen Grade, (weil, wegen Nutzen und Nothwendigkeit, er sie zulassen (dispensiren) durfte), die Gelübde der Kreuzfahrer, (weil durch Geld sie gelöst werden konnten) Alles zog er vor seinen Richterstuhl. Wem das Faustrecht heimische Hülfe verkümmerte, trug seinen Handel nach Rom. Aber auch das war keinesweges leicht; denn selbst dahin zu reisen mit Lebensgefahr verknüpft, und Briefwechsel noch nicht durch Posten erleichtert. Oft wurde freylich durch ein päpstliches Schreiben irgend einem Richter außer Welschland der Urtheilsspruch übertragen; aber da mußte vor allen Dingen die Untersuchung vorausgehn, ob dieses Schreiben auch echt oder nachgemacht sey? denn letzteres geschah nicht selten. Manche verkauften sogar das echte an einen Andern gleiches Namens, der es dann mißbrauchte.

Eine andere Verwirrung entstand aus jener päpstlichen Anmaßung, befugten Obrigkeiten die, ihren Richterstühlen Unterworfenen, zu entziehen; man nannte es eximiren. Die neuen Ritterorden Alle, auch sogar die Bettelorden, konnten, selbst in Streitsachen ihre Schulden oder Güter betreffend,

treffenden nur zu Rom vor dem Papste, oder gar zu Jerusalem vor ihren Ordensmeistern, verklagt werden; sie aber mogten Jeden beym nächsten Richter belangen.

Wen der Papst belohnen wollte, dem verlieh er Kirchenämter wo es ihm beliebte, auch Präbenden in Stiftern, und es erweckt ein Lächeln, wenn man liest, wie schlau die Stifter dem auszuweichen versucht, wiewohl stets vergebens. Anfangs eilten sie, auf eine gewisse Zahl ihre Präbenden zu beschränken; da war für den zu Rom begabten Fremdling keine Stelle offen. Sogleich ertheilten die Päpste Anwartschaften. Das thaten nun die Stifter auch, und zwar so reichlich, daß oft mehr Anwarter als wirkliche Stiftsherren gefunden wurden. Allein der Papst beschränkte sie auf vier, und befahl, daß sein Begabter, auch bey geschlossener Zahl, sogleich in den Genuß der ihm verliehenen Rechte treten solle. Nun suchten die Kirchen beym Papste selbst bezahlte Vergünstigungen, (Indulte genannt) die künftig vor solchem Eindrang sie schützen sollten; allein das kostete fortan die Päpste nur einige, ihren Begabungsbriefen beygefügte, Worte mehr, nämlich: daß, ungeachtet der Indulte, der Begabte aufzunehmen sey.

So verfuhr der Hirt mit seinen Schaafen, um so härter mit Königen und Fürsten, die ihm nur Wölfe schienen; Er selbst keinem Richter unterworfen; Natur- und Staatsrechte nur in dunkeln Begriffen schwimmend. Selbst die Kaiser schwankten in diesen Vorstellungen. Wenn Einmal Friedrich der Zweyte trotzig behauptete, Er, sammt dem Reiche, erkenne in weltlichen Dingen Keinen über sich, so berief er sich ein anderes Mal von des

Pap-

Papstes Urtheil auf das einer Kirchenversammlung; oder er behalf sich mit armseligen Ausflüchten. Allgemeine Verwirrung war stets die Folge. Aber Achtung und Vertrauen konnte den Päpsten nicht erhalten werden, so lange jedem Vernünftigen einleuchtete, daß alle ihre Schritte von Geiz und Herrschsucht nur geleitet wurden. Endlich wurzelte gar gerechter Haß, als Innocenz der Dritte, das Maß füllend, seinen Ketzermeister, Conrad von Marburg, sandte, der zum Erstenmal die Geißel der Inquisition über Deutschland schwang. Da wurden, auf einseitige Anklage, selbst Abwesende verurtheilt, mußten, bekennend, durch geschorene Köpfe das Leben lösen, oder, läugnend, den Scheiterhaufen besteigen. Kein Stand blieb verschont; von den Bauern schritt der geweihte Henker zu den Bürgern, vom niedern Adel zu dem hohen; bis nach drey Jahren der Druck unleidlich wurde; ein Graf von Sayn, ein Graf von Solms, als Ketzer geschoren, vor einer Fürstenversammlung zu Frankfurt sich rechtfertigten, und der verabscheute Conrad, auf der Straße ermordet, ein Opfer gerechter Rache fiel. — So war Deutschlands Lage in kirchlichen Verhältnissen.

1231

* * *

Der Adel wälzte sich in rohen Lastern, obgleich das Ritterthum ihn zügeln sollte. Geboren wurde kein Ritter. Mündig mußte seyn und von erprobtem Muthe, wer diese Würde suchte. Mit großen Feyerlichkeiten ward sie ihm verliehen. Nachdem er das Knappenwamms gegen Rock und Mantel vertauscht, führten zwey alte Ritter ihn vor den Kaiser oder Fürsten, der befahl, die Sporn

dem

dem Knappen anzulegen. Sie thaten es knieend, schlugen ein Kreuz darüber, küßten ihm das Knie und entfernten sich. Nun erhob der Knappe beyde Arme; der Fürst umgürtete ihm das Schwert, legte seine Hände dem Wehrhaftgemachten auf die Schultern, hob die Rechte, und schlug ihn mit den Worten auf den Nacken: Sey ein guter Ritter! worauf er ihn umarmte. Nun führten die alten Ritter den neuen in die Kapelle. Hier fiel er auf die Kniee, legte seine Rechte auf den Altar, und gelobte: „seines Lebens Wagniß für den christ„lichen Glauben; Schutz den Kirchen, ihren Die„nern, Witwen und Waisen; ungerechten Kriegs „Vermeidung; für Unschuldige zum Zweykampf „stete Bereitwilligkeit; Turnierbesuch allein zur „Waffenübung." Dann zog er sein Schwert, Gott und den Heiligen es opfernd und ihren Beystand erflehend, auf daß er ein untadelicher Ritter stets erfunden würde. Hierauf reichte man dem Nüchternen ein Stück in Wein getauchtes Brot. An der Kapellenpforte harrte sein der Oberkoch, der die alten Sporen empfing, sprechend: „wenn Ihr „jemals die Ritterschaft verletzt, was Gott ver„hüte! so werde ich Euch die Sporen über den „Fersen abhacken." — Dann trat der neue Ritter in den Speisesaal, wo an der zweyten Tafel ihm der Ehrenplatz gebührte. Doch war ihm nicht vergönnt, von Speis' und Trank zu kosten, nicht einmal bewegen durfte er sich. Steif mußte er sitzen, das Haupt weder zur Rechten noch zur Linken kehren. Erst wenn der Fürst nach der Tafel sich entfernt, der neue Ritter, ihm folgend, in seinem Zimmer ihm gedankt, durfte er, um zu speisen, in den Saal zurückkehren. — Im Feldlager wurden solche Feyerlichkeiten abgekürzt, und der Ritterschlag geschah

schah mit dem Schwerte. Turniergesetze und französische Romane, auch Erzählungen der, aus Palästina heimkehrenden, Kreuzfahrer lieferten eines vollkommenen Ritters Musterbild; dessen Grundzüge: Tapferkeit, Redlichkeit, Ehrliebe, Schutz der unterdrückten Unschuld, vor Allen wehrloser Frauen. Es wurde Sitte, daß jeder Ritter einer edlen Frau in Zucht und Ehre huldigte, ihr Schutz gelobend vor jeder Unbill, die mit dem Schwerte sich abwenden lasse. Schwärmer, in der weiten Welt Abentheuer suchend, hießen irrende, fahrende Ritter, deren Zahl jedoch in Deutschland, wegen Mangel erregbarer Einbildungskraft, nur gering seyn mogte.

Zu großen Thaten spornte freylich der Ritterorden, auch wohl zu guten, wenn sie Vortheil oder Ruhm verhießen, und manchem Jammer, den das Faustrecht über Deutschland brachte, mag die Ritterpflicht gemildert haben; doch gleichzeitige Schriftsteller, den heutigen Lobrednern grell widersprechend, entwerfen ein schwarzes Gemälde von jenem gepriesenen Stande. „Der Ritterorden" hieß es, „besteht in Unordnung. Wer, im Zotenreißen „und Fluchen der Unverschämteste, Gott am wenigsten fürchtet, dessen Diener beschimpft, der „Kirche nicht achtet, der ist heutzutage der Tapferste, der Berühmteste. Das Schwert vom Altar empfangend, kehrt er alsobald es gegen die „Gesalbten des Herrn, plündert die Armen, peinigt die Unglücklichen, und stillt seine Lüste in „fremden Schmerz. Der deutschen Ritter und Barone Mehrzahl nennt die Chronik Räuber.

Im Umgang mit solchen Wüstlingen, an ihren rohen Vergnügungen Theil nehmend, konnte wohl auch das zartere Geschlecht die Sanftmuth nicht behaup-

behaupten, die es liebenswürdig macht. Bey kriegerischen Schauspielen gewöhnten sich die Frauen, Blut fließen zu sehen, wohl gar das Blut geliebter Männer. Selten endigte ein Turnier, ohne Todte auf dem Sande zu lassen. In Sachsen fielen sechzehn Ritter in Einem Jahre. Deßhalb verdammten Päpste und Bischöffe diese Wettkämpfe, und versagten den Ermordeten ein christliches Begräbniß. Daran kehrten sich die Ritter nicht. Die Lust an solchem Getümmel war unbezwinglich. Eines Fürstensohnes Wehrhaftmachung wurde mit größerm Jubel gefeyert, als dessen Geburt; Königreiche und Fürstenthümer steuerten zu den Kosten; auch der gemeine Ritter schonte nicht seines letzten Pfennigs, um des Sohnes Ehrentag stattlich zu begehen.

Mit Wappen wurde nun viel Prunk getrieben; Bildnisse grimmiger Thiere aller Art drohten auf Schildern, nickten von Helmen herab und prangten später auf den Siegeln; Helden ihre Namen führend, deuteten sie bildlich auf Grabsteinen der Verstorbenen Tugenden an. Da der Ritter sich mit seinem in den Waffen üben, der Domherr sogar mit seinem singen und beten wollte, der ihm nicht ebenbürtig war; so entstanden nun die Ahnentafeln. Kein Geistlicher, kein Bauer durfte ein Wehrgehäng tragen, der Kaufmann, auf Reisen zu seiner Sicherheit bewaffnet, das Schwert nicht an die Hüfte, sondern nur an den Sattel hängen. Sonst waren die Sitten noch einfach, selbst eines Fürsten Haushalt kaum hervorstechend. Nur an hohen Festen und Prunktagen pflegte er Hof zu halten. Da mußten die hohen Beamten, sonst auf ihren Gütern hausend, den weltlichen oder geistlichen Lehnsherren öffentlich bedienen. Da

wurden die Gäste bey Taufreuden eingeladen, und, weil kein Gebäude die Menge faßte, Gastmähler und Tänze unter freyem Himmel gehalten.

Da das ganze Kriegswesen einzig auf dem Lehnsverband beruhte, so wurden des Adels Güter nicht nach Ertrag an Geld und Früchten, sondern nach der Zahl ihrer Mannen geschätzt. Eines Andern Mann werden hieß: gegen ein Lehn sich ihm zum Kriegsdienst verpflichten. In dem Begriff lag immer etwas Erniedrigendes; auch sprachen die geschriebenen Rechte, der sogenannte Sachsen- und Schwabenspiegel: es haben die Lapen-Fürsten ihren Heerschild erniedrigt, seitdem sie der Bischöffe Manne geworden; doch Eigennutz erstickte des Ehrgefühls Bedenklichkeiten. Der Mann von seines Gleichen werden, wurde in der Regel für Schimpf geachtet, einem Höhern sich verpflichten, war nicht ehrenrührig. Prälaten hätten lieber ihre Pfründen geopfert, ehe sie, den Kaiser ausgenommen, irgend eines Lapenfürsten Manne geworden wären. Denn in welchem drückenden Verhältniß diese zu dem Lehnsherrn standen, beweisen die, in noch vorhandenen Lehnrechten aufgeworfenen, Fragen: ob erlaubt sey, daß ein Vasall in Gegenwart des Herrn niese, puste, spucke, oder die Nase säubere? ob strafbar sey, wenn er die Mücken verjage? — Auf Treu und Glauben hatte man zuvor die Lehnsverbindlichkeiten blos verabredet, doch Erfahrung lehrte, wie viel im Lauf der Zeit schwankend oder vergessen wurde; darum faßte man sie schriftlich ab, ein Ursprung der spätern Lehnbücher.

Nirgend behauptete deutscher Adel größere Freyheit, als in Schwaben, Franken und am Rheinstrom, weil, nach dem Untergang des Hohenstauffischen

schen Hauses, kein Fürst in diesen Gegenden Macht genug besaß, ihn zu unterdrücken.

Der niedere Adel war so zahlreich, daß Viele dieses Standes, im Vaterlande unberathen, fremde Dienste suchen mußten. Darum gab es deutsche adeliche Söldner des griechischen Kaisers; darum hatte der König von Ungarn eine deutsche adeliche Leibwache, welcher nachgerühmt wird, daß sie die Ungarn gebildet habe; darum fehlte es auch dem Ritterorden in Preußen nie an Ergänzung, wenn die Heiden ihn gelichtet hatten.

Faustrecht, des Adels Nahrungsquelle, blieb gegen den Geringern unbeschränkt, auch unter Gleich und Gleich durch jene Furcht nicht mehr gezügelt, daß etwa ein strenger Kaiser den Raubbold zum Hundetragen verurtheilen werde. Doch eine Art von Ehrlichkeit war, durch ein Gesetz Kaiser Friedrichs, im Faustrecht üblich: es sollte nämlich die beschlossene Fehde drey Tage vor ihrem Ausbruch durch einen sichern Boten dem Befehdeten angezeigt, er nicht unverwarnt überfallen werden. Noch durch manche, schlecht befolgte, Verordnung suchte Friedrich den Gräueln des Faustrechts vorzubeugen. Reichsacht sollte jeden Brandstifter treffen, auch die Verwüster von Obst- und Weingärten. In seinem Landfrieden erlaubte Er die Befehdung nur Solchen, die auf keinem andern Wege Recht finden mogten. Allein wer kehrte sich daran? Die Raubschlösser mehrten sich zahllos, und auch der Friedliebende, wollte er seines Lebens, seiner Habe sicher seyn, mußte sich in eine feste Burg verschließen. Der Mindervermögenden traten mehrere zusammen, und bauten eine solche mit vereinten Kräften, woraus die sogenannten Ganerbschaften entsprungen sind. Freunde

vergönnten einander in Gefahren wechselseitig Zuflucht in ihren Vesten; man nannte solche Vergünstigung das Oeffnungsrecht. Reisende bedurften einer bewaffneten Begleitung zu ihrem Schutze, und so entstand das wohlbezahlte Geleitsrecht, vom Adel gern geübt, weil er auf solche Weise einen Theil der Söldner auf fremde Kosten nährte; aber auch ein oft mißbrauchtes Recht, nicht selten mit Gewalt auf Reisende ausgedehnt, die kein Geleit begehrten, oder auf ein fremdes Gebiet, dessen Herr gleichermaßen Durchziehende beschatzen wollte; eine Quelle mancher blutigen Händel zwischen Nachbarn.

Krieg, sonst ein adeliches Vorrecht, nun der Söldner Handwerk, die zu bezahlen die ersten Auflagen entstanden, von welchen doch der Adel unbeschwert blieb. Noch immer lag die Kriegskunst in der Wiege. Nur die Befestigungskunst machte geringe Fortschritte. Man erfand Mauerbrecher, Mauern untergrabende Werkzeuge, Gerüste, um Steine zu schleudern und Pfeile abzuschießen. Lanze und Schwert zwar die stets beliebten Waffen; doch hatten die Kreuzfahrer im Morgenlande der Saracenen Pfeile fürchten gelernt, darum auch im Abendlande Pfeilschützen und Armbrusten jetzt höher geachtet wurden, obgleich der Papst die neue Mordkunst bey Strafe des Bannes untersagte. — So des deutschen Adels Zustand und Beschaffenheit.

* * *

Wenn es draußen stürmt, so verödden die Straßen, und die Menschen flüchten in sichere Häuser. Darum wuchsen die deutschen Städte, als das Land der Deutschen ein Raub der Verwüstung war.

war. Ihre Kräfte fühlend und die welschen Muster nachahmend, trachteten sie vor Allem nach Selbstregierung, wählten aus eigner Mitte Burgemeister und Rath. Zwar setzte noch der Kaiser seinen Vogt oder Schultheiß in den Reichsstädten, doch saßen schon die Bürgerschöppen mit zu Gericht. Bischöffliche Beamte wurden minder noch geachtet, da, bey entstandenem Zwist, die Bürger stets an ihren eigenen Obrigkeiten hielten. Oft kauften oder pfändeten sie auch von einem geldbedürftigen Fürsten die Gerichtsbarkeit für immer. Aufsicht über Maß und Gewicht, Marktrecht und öffentliche Sicherheit wußten sie, trotz manches Widerspruchs, in stets erweitertem Umfange sich zuzueignen. Darob klagende Fürsten empfing der Kaiser gewöhnlich lau, weil er nicht ungern deren Gewalt verringert sah. Also schritten die Städte mächtig vorwärts zu gänzlicher Befreyung von der Landesherren Gerichtsbarkeit. Wer Glück in Deutschland suchte, fand bisweilen es in Städten, vielleicht auch hier und da in einzelnen friedlichen Schlössern. Aber Glück und Hoffarth sind Gesellen. Vormaligen Druck vergalt nun oft des Bürgers Uebermuth. So zum Beyspiel nöthigten die Maynzer ihrem Erzbischoff das Versprechen ab, nie mehr Begleiter in ihre Stadt zu bringen, als ihnen zuzulassen belieben werde.

Gleichwie in Welschland zogen der Adlichen Viele vom Lande in die Städte, und erwarben Bürgerrecht, aber dort gezwungen, in Deutschland freywillig; denn so entging der Ruhe-liebende Rittersmann vielem Ungemach, und, was etwa in seiner Brüder Meinung er verlor, das ersetzte ihm oft der, an der Stadtregierung ihm verliehene, Antheil. — Immer häufiger wurden auch die

Pfahl-

Pfahlbürger, nämlich fremde Unterthanen, die, auf fremdem Gebiete wohnend, das Bürgerrecht der nächsten Stadt mißbräuchlich erlangten, dadurch von ihres Herrn Gerichtsbarkeit und Steuern sich befreyt wähnten, also daß kein Fürst mehr seiner Unterthanen sicher war, und, wenn er es nicht dulden wollte, eine blutige Fehde mit jener Stadt ausfechten mußte.

Billiger dachten die sogenannten Ausbürger, die, ohne Kränkung älterer Pflichten, ein Bürgerrecht gewannen.

Auch eine Geburt des Bürgerstolzes waren die Zünfte; zwar im Anfang heilsam, weil sie (gleich der Ritterzunft, die des Adels Ehre bewahren sollte) Sinn für Bürgerehre weckten; weil Künste und Handwerke, nun in wohlvertheidigten Mauern sich sammelnd, durch löblichen Wetteifer vorwärts schritten; aber auch bald, durch angemaßtes Alleinrecht (Monopol) den geschickten Unzünftigen unterdrückten, und, von verwegenen Häuptern mißgeleitet, eignen Obrigkeiten oft Gesetze vorschrieben. Denn waffenfähig waren nun auch Handwerker, und die, in ihren Trinkstuben durch Wein erhitzten, Köpfe erregten nicht selten blutige Händel. Die Bürger, in Fahnen und Rotten getheilt, sammelten sich auf Waffenplätzen sobald die Sturmglocke ertönte, und plötzlich stand das Rathhaus von Geharnischten umringt. Auch erregte bald der aufgenommene Adel Gährungen, die nicht selten innerhalb der Mauern blutige Zwietracht gebaren. Denn, so keck sich auch die Bürger oft die Waffen zu führen weigerten, wenn die eigentlichen Herren ihrer Städte es verlangten, so schlagfertig erschienen sie doch jederzeit, wenn eigne Händel auszufechten waren; und konnten sie,

allein

allein zu schwach, den Kampf nicht bestehen, so trotzten sie auf die Verbündeten, auf jene mächtig heranwachsende Hanse.

Also begab es sich, daß, mitten im Gräuel des Faustrechts, doch der Handel blühender wurde. Aus Deutschland holte der arme Norden seine Bedürfnisse. Durch Lübeck's günstige Lage verarmte Bardewyk, obschon Heinrich der Löwe durch Gewalt den Handel nach Lübeck hemmen wollte. Bald begriffen auch die Städte, es sey gewinnreicher, den Fremden ihre Waaren selbst zuzuführen, und so entstand die Schiffarth auf der Ostsee; begonnen durch Bremen und Lübeck nach Liefland, schnell ausgebreitet, nachdem der deutsche Orden Preußen überwältigt, und Einzöglinge ohne Zahl dort, in selbst erbauten Städten deutsche Sprache und Sitten verbreitend, auch ihren Kunstfleiß, ihren Handel übten.

Wenn gleich der Scharlach, den Heinrich der Löwe dem griechischen Kaiser schenkte, ein Erzeugniß Englands war, so durften doch die Deutschen sich rühmen, die feinste Leinwand zu liefern. Die Werkstühle von Regensburg und Quedlinburg versorgten, so die Heimath als die Fremde, mit Tüchern, Barchent, und mancherley Kleidungsstücken.

Doch seine wichtigste Bedeutung empfing der deutsche Handel durch die fremden, südlichen Erzeugnisse, die er dem Norden zuführte: Seide, Baumwolle, Zucker, Gewürze, diese bezahlend mit deutschem Silber, englischem Zinn und Allem, was der Schiffsbau bedarf. Ueber Welschland fanden solche Waaren den Weg nach Aegypten. Unbeschränkte Handelsfreyheit gewährte England schon

damals, ruhig sogar verstattend, daß böhmisches Zinn auf seinen Märkten erschien.

So geschah es, daß der deutsche Handelsbaum seine fruchtbeladenen Zweige nach allen Himmelsgegenden streckte. Die höchste Reife gab diesen Früchten die aufsteigende Sonne des hanseatischen Bundes, der in der Folge den Sund beherrschte; den Handel mit Dänemark, Schweden, Polen und Rußland ausschließlich behauptete; einst Frankreich zwang, den Britten seine Küsten zu sperren; mit hundert Schiffen Lissabon eroberte; von England zehntausend Pfund Sterling für einen Frieden erpreßte; Dänemark feil bot, und in allen Kriegen durch seine Macht den Ausschlag gab. Solche Wunder geschahen, von keinem Fürsten, keinem Prälaten begünstigt, vielmehr aus allen Kräften gehemmt. Dazu mißbrauchten vor Allen die Geistlichen das Christenthum, mit bitterm Eifer den Zins verdammend, den sie, auch den mäßigsten, Sünde zu nennen beliebten. Die Folge war, daß Juden, keiner Kirchensatzung unterworfen, trotz ihres Wuchers unentbehrlich wurden. Es ließ wohl mancher Fürst sich ein Recht verleihen, Juden zu hegen, während an andern Orten der Pöbel, von ausgesogenen Schuldnern aufgehetzt, die reichen, unchristlichen Gläubiger ermordete.

Doch in Gewinnsucht blieben auch die Christen nicht zurück. Welsche Wucherer, Lombarden, unter dem Vorwand des Gewürzhandels Deutschland durchziehend, (darum Gewertschen genannt,) verkauften Geld um hohen Zins, und konnten, mit Welschlands Städten in Verbindung, jede beliebige Summe herbeyschaffen. Selbst geistliche Fürsten, sonst gegen den Wucher predigend, borgten bisweilen so viel, daß einst in Maynz befürch-

tet

tet wurde, sämmtliche Kirchengüter mögten nicht hinreichen, den Zins nach Welschland zu entrichten. Vergebens eiferten Andere dagegen; die Gewertschen wußten sich sogar durch päpstliche Vorrechtsbriefe zu schützen. Auch Münzenverfälscher gab es häufig, wenn gleich die Kaiser schwere Strafen über dieses Verbrechen verhängten, und streng geboten, daß jede Münze ihr gebührendes Gewicht haben und weiß seyn sollte; daher der Name Weißpfennige den echten Münzen aus gutem Metall beygelegt wurde. Am meisten hielten noch die Städte auf gute Münze, und konnten es, als Herren des Handels. Ihnen war das Recht verliehen, für Waaren und Lebensmittel nur in eignem Gelde Zahlung anzunehmen.

Da es der Münzen so vielerley gab, so mußte, bey großen Zahlungen, das Geld gewogen werden, daher die Pfunde, Auch von Marken, besonders Cölnischen, wurde schon geredet, und von Hellern, deren drey auf einen Pfennig gingen. Bergwerke und Handel hatten des Geldes Menge vermehrt, allein noch immer nicht zu vergleichen dem heutigen Uebermaß. Darum schien zehn und zwölf vom Hundert ein mäßiger Zins, und solchen Ertrag begehrte auch der Käufer eines Gutes. Wie wenig ganze Länder damals abwarfen, mag Steyermark, das Herzogthum, beweisen, das, der Kammergüter Frohndienste eingerechnet, nicht mehr als 7334 Mark in des Herzogs Seckel lieferte. Das ganze Eichsfeld wurde um 1600 Mark verkauft. Große Reichthümer waren nur durch Raubkrieg, sicherer durch Handel zu erwerben; daher die Städte auf jedem, auch unrechtlichen, Wege ihres Handels Zuwachs zu ertrotzen strebten; neue Straßen anlegten, und Reisende zwingen wollten, auf der al-

ten Straße nicht zu fahren, oder ausschließlich ihre Märkte zu besuchen; Anmaßungen, welche Kaiser Friedrich ausdrücklich verpönen mußte. — So der deutschen Bürger Zustand und Beschaffenheit.

* * *

Einzelne Gelehrte gab es wohl, keinen Gelehrtenstand, auch keine fruchtbringende Gelehrsamkeit. Alles in Allem war und blieb Aristoteles, dessen Streitkunst, in die Gottesgelahrtheit übergetragen, ketzerische Spaltungen, dürre Spitzfändigkeiten, wütende Zungengefechte veranlaßte. Zweifelfragen vom Daseyn Gottes, der Dreyeinigkeit, des Erlösers im Abendmahl, führten wiederum auf Grübeleyen über bestimmte und unbestimmte Dinge; ob die letztern in oder ausser dem Verstande vorhanden wären? Daher die Secten der Realisten und Nominalisten, die mit allen Waffen der Dialectik und mit aller Wuth der Rechthaberey sich bekämpften und verketzerten. Man stritt heftig, ob der Urstoff aller Dinge ein quid, ein quantum oder ein quale sey? Auf solche Weise vermogte selbst Naturgeschichte, durch Aristoteles nun bekannt geworden, den gemeinsten Aberglauben nicht auszurotten, und ein Propst von Hildesheim überredete im Ernst die Deutschen, es habe Virgil, Neapel erbauend, alle Schlangen hinter einer Pforte verschlossen, welche man die eiserne nannte, und welche darum deutsche Krieger, unter Heinrich dem Sechsten, nicht einzureißen wagten. Solcher Mährgen gab es viele.

Länder- und Sternkunde strebten auf, mehr noch Sterndeuterey. Daß ein Mönch zu

Worms

Worms eine Sonnenfinsterniß voraus verkündete, galt für ein halbes Wunder.

Das römische Recht erwarb sich steigende Achtung, zumal da die Kaiser, aus ihm ihre Weltherrschaft herleitend, es begünstigten. Auf der hohen Schule zu Bologna zehntausend Lehrlinge des Rechts bey einander zu erblicken, war nichts ungewöhnliches. Ein Mönch, Gratian, verfaßte ein neues, mangelhaftes Kirchenrecht, welches der Papst in Bologna zu lehren empfahl. Auch ließ Gregor der Neunte aus der großen Menge päpstlicher Verordnungen Auszüge sammeln, die noch heute des canonischen Gesetzbuchs größern Theil füllen. Zum allgemeinen Frieden sollte diese Sammlung nützen, so vermeinte Gregor; allein je mehr Gesetze, je mehr Hader. So oft eine geistliche Würde oder Pfründe in Deutschland erledigt wurde, so oft entstanden bittere Händel, die zuletzt der Papst entscheiden mußte. Nicht um den Frieden zu erhalten, nur um als Richter oder Sachwalter sich zu bereichern, studirten Pfaffen diese neuen Vorschriften, aus welchen nebenher das Uebergewicht der geistlichen Gerichtsbarkeit zu erweisen war. Manche im Streit Befangene mogten auch lieber dem geistlichen Richterspruch sich fügen, als wagen, daß ein weltlicher Ritter etwa zum Zweykampf sie verurtheile.

Was in Deutschland rechtlichen Herkommens war, das wurde gleichfalls aufgezeichnet, um sich daran zu spiegeln, und so entstanden die Sachsen- und Schwabenspiegel. Aber seitdem die Fürsten, den ursprünglichen Begriff ihrer Würden vergessend, die Rechtspflege an Schultheissen, Vögte, Amtleute, Gaugrafen u. s. w. verliehen oder verkauften, die sich wohl gar befugt hielten,

sie wiederum an solche zu vermäkeln, die keiner andern Eigenschaft bedurften, als: freye Männer zu heißen; seitdem war der beste Richter, wer das meiste Geld erpressen konnte. Nach einmal angebrachter Klage wurde nicht einmal ein friedlicher Vergleich verstattet, damit die Gebühren nicht geschmälert würden. Nur im peinlichen Rechte, wo formals Geld Alles ausglich, war Blut an dessen Stelle getreten, und zum Rale der Dieb verdammt, der einem Ackersmann den Werth von drey Pfennigen stahl; verbrannt der Christ, der eine Jüdin beschlief, der Jude, der mit einer Christin buhlte; verbrannt der Ketzer oder Zauberer.

Konnte ein Kläger durch sechs schwörende Zeugen die Klage erhärten, so fällte der Schöppe sogleich den Spruch und vollzog ihn auch, denn das Henkeramt war noch nicht entehrend. Haupt oder Hand durch das Beil verlieren, hieß eine Strafe zu Hals und Hand; Stäupenschlag und Haar abschneiden, hieß eine Strafe zu Haut und Haar. Den durch Zeugen nicht Ueberwiesenen reinigte sein Eid oder ein Gottesurthil: glühendes Eisen, siedendes Wasser, Zweykampf; letzterer stets mit Feyerlichkeiten, deren genaue Kenntniß auch eine Wissenschaft wurde: die des Kampfs Rechts.

Um eines Urtheils Vollstreckung zu sichern, ward ein seltsames Mittel erfunden. Es mußte ein angesehener Mann sich verbürgen, an einem bestimmten Orte so lange sich aufzuhalten, bis dem Spruche ein Gnüge geschehn; das nannte man Innlager. Schiedsrichterliche Urtheile hießen Austräge.

Grausamer noch als schnell vollzogene Todesstrafe schien die Achtserklärung; im einzelnen

Ge-

Gerichtsbezirk, Unteracht, im ganzen Reiche geltend, Oberacht genannt. Da wurde der Verurtheilte für rechtlos, dessen Weib und Kinder als Witwe und Waisen erkannt, sein Leib und Fleisch den Thieren des Waldes, den Vögeln und Fischen preis gegeben; auf allen Straßen durfte Jedermann ihn morden, und dieser Fluch ward über ihn ausgesprochen im Namen des Teufels!

Solche Wissenschaften, solche Kunde zu erwerben, war das Bemühen derer, die sich Gottes- und Rechtsgelehrte nannten, oder am Himmel das Loos der Sterblichen erspähten, oder auf Erden den Vesuv in Flammen setzten, weil ein Mann von Erz einen Pfeil auf ihn abgeschossen. Weniger mogten Virgils Gebeine, solcher Wunder angeklagt, dadurch beunruhigt werden, als durch die rauhe Uebersetzung seiner Aeneide, welche um diese Zeit ein Edelmann, Heinrich von Veldegg, lieferte. Doch billig ist zu rühmen, daß Dichtkunst von Fürsten und Rittern geliebt und geübt wurde, die Minnesinger am Kaiserhofe wie unter dem Volke in Ansehn standen. Oefter wie heute vermählte das Schwert sich damals mit der Leyer. Aber darum schmiegte sich auch die Leyer nur an die rohen Sitten jener Zeit, pries Mord und Raub, wenn nur heldenmäßig verübt, prägte folglich den raubthierischen Hang, Heldengeist genannt, nur noch tiefer in die Gemüther. Das Lied der Nibelungen konnte für ein Gesetzbuch des Stärkern gelten.

Es ist noch übrig von dem Stande zu reden, ohne welchen, obgleich der geringste, die übrigen kein Daseyn hätten. Gleich einer blühenden Insel, auf die Korallenschöpfung verachteter Insecten gebaut, ruht der Staat auf dem Fleiße der Bauern.

Das

Das erkannte endlich Kaiser Friedrich, bey seiner Krönung verordnend, daß Niemand Ackersleute, ihr Gesinde, Vieh, Geräthschaft beschädigen solle. Die Waffen zu tragen war der Bauer nicht verpflichtet, nach alten Gesetzen der Krieges-Ehre durfte er es nicht einmal. Seinem Priester, seinem Ritter gab er schweren Zins, damit Jener für ihn beten, dieser für ihn fechten sollte. Aber im steten Kriegsgewühl um ihn her, konnte er dennoch der Früchte seines Fleißes nimmer froh werden. Zwar gab es keine Heere von hunderttausenden wie heute, auch selten lange dauernde Fehden; hingegen entstanden sie um so häufiger und plötzlicher; der Landmann blieb unverwarnt, und keine andere Zuflucht ihm, als die Kirche, wohin er sich und seine beste Habe flüchtete, die oft eitle Hoffnung nährend, sein Heiliger werde den rohen Kriegern Ehrfurcht gebieten. Die Bauern begannen ihre Kirchhöfe mit Mauern zu umgeben, innerhalb derselben ihre Vorräthe in Kellern bewahrend, wohl auch gegen einzelne Scharen mit gewaffneter Hand sie vertheidigend. Doch gleichbedeutend waren die Worte: Bauern und arme Leute oder Elende, obschon Leibeigenschaft jetzt nach und nach verschwand; nicht durch Verordnungen oder urkundliche Briefe, sondern still. Auf welche Weise? darüber wird gestritten. Man meinte, die Fürsten hätten, um den reichen Adel einzuschränken, die Bauern begünstigt; oder diese, als der adelichen Geschlechter so viele in den Kreuzzügen erloschen, sich ohne Widerspruch selbst erhoben; oder wachsende Bevölkerung habe ihren Werth als Leibeigene vermindert; oder des römischen Rechts Gebrauch ihren Zustand verbessert; oder auch der Grundsatz immer weiter sich verbreitet, daß den

göttlichen Gesetzen Leibeigenschaft zuwider sey. Vielleicht erkannten auch schon manche Herren, welche ihre Güter mit Zuneigung bewirthschafteten, daß die Kraft des Leibeigenen in keinem Verhältniß zu der des freyen Arbeiters stehe. Vielleicht wurden sie auch milder aus Noth, weil die Bauern jetzt der allzu Strenge durch Flucht in Städte wohl entweichen konnten; oder weil die Reihen der Söldner, in ewigen Fehden täglich zerlückt, ohne Bauern nicht mehr auszufüllen waren, folglich nur die Wahl blieb, sie fortan für Freye zu achten, oder das Kriegshandwerk durch Leibeigene zu besudeln. — Damals entstanden die, bis auf unsere Zeit fortgepflanzten, Holländereyen; Ansiedelungen niederländischer, durch Wassersnoth aus ihrem Vaterlande vertriebener, Bauern, die, als Pächter willig aufgenommen, auch wohl das Gedeihen eines Standes freyer Landleute befördern mogten.

Noch eine Frage wird aufgeworfen: Wie war es möglich, daß Deutschland, durch Krieg zerrüttet und verödet, doch Jahr für Jahr eine so ungeheure Menschenmenge ausstoßen konnte, als erforderlich war, Pommern, Liefland, Preußen zu bevölkern? — Man löst das Räthsel, vermuthend, es sey die Zahl der Bauern darum so angewachsen, weil sie nicht, wie heute, zum Kriegsdienst ausgehoben wurden. — Allein die starken Heere, die bald nach Süden bald nach Norden wandern mußten, woraus bestanden sie denn? die Ansiedler in den genannten Ländern, waren es nicht Krieger? — Freylich, zum Kriegsdienst nur der Lehnsmann verpflichtet; doch mußte er sich mit einem stattlichen Gefolge umgeben, und wo nahm er es her? — Auswanderung ist nicht immer ein Beweis von Uebervölkerung, oft nur von heimischer Noth.

Diese war unläugbar in Deutschland, jene bleibt unerwiesen.

* * *

Im Ganzen schildert ein heimischer Chronikenschreiber die Deutschen jener Zeit wie folgt: „Sie „sind kriegerisch, grausam, verschwenderisch, ver„nunftlos; ihr Wille ist ihr Recht, ihr Schwert „unüberwindlich; nur Leuten ihres Volkes ver„trauen sie; ihren Heerführern treulichst ergeben, „magst du ihnen wohl das Leben, doch nicht ihre „Treue rauben." — Ein Franzose, der die Völkerströme in Palästina sich mischen sah, fand keinen Unterschied zwischen Deutschen, Franzosen, Engländern und Bretagnern; sie Alle schilderte er unmäßig und voreilig, aber andächtig und herzhaft. Die hohe Gestalt der Deutschen wurde noch gerühmt; ein Grieche nannte sie Säulen von Erz.

Auch in diesem Zeitraum wird der Mimen und Gaukler oft erwähnt, nur nie mit solcher Klarheit, daß zu errathen wäre, was sie eigentlich getrieben. An Höfen wurden sie gehegt und geehrt, obgleich der Sachsenspiegel sie rechtlos nannte, und ihre Habe, wenn sie starben, der Obrigkeit anheim fiel. Mönche in Klöstern stellten bisweilen eine Art von Schauspielen dar, deren Eines, der Antichrist, uns erhalten worden. Die gewöhnlichste Belustigung, des Volkes wie der Edlen, blieben Trunk und Spiel.

* * *

Wer mögte noch das Mittelalter preisen, wenn er liest: die kaiserliche Macht war zu Boden getreten durch Fürsten und Pfaffen — die Priester häuf-

häufen erpreßte Schätze — wer es vermogte, beraubte sie deren durch Gewalt oder List — Seelsorge an den Meistbietenden vermäkelt, Ablaß verkauft — das Sittengericht mißbraucht, um der Seudherren Seckel zu füllen — durch Hemmung des Gottesdienstes, um besonderer Rache willen, häufig ein ganzes Land bestürzt — fast in jedem Rechtshandel der Kläger gezwungen, nach Rom zu wandern, oder, wenn er's nicht vermogte, seufzend Unrecht zu dulden — Inquisition ihre Geißel schwingend — Ritter in Räuber und Mörder verwandelt — Adels-Uebermuth und schnöde Habgier — Unsicherheit der Straßen, lästiges Geleite — Plünderungs-Fehden, Verwüstungs-Kriege von allen Seiten — in Städten Druck durch Zünfte, ewiger Hader, bald der Bürger unter sich, bald mit ihren Herren oder Nachbarn — Aussaugungen durch Juden, fremde Wucherer, falsche Münzer — auf dem Lande der Ackerpflug durch Todesstrafe nur gesichert — des Landmanns Habe kaum in der Kirche dem Raube entzogen — Rechtspflege nur ein Beutelfegen oder ein Blutgericht — Reichsacht schlimmer als Tod — keine tröstende Religion, nur Formeln und gelehrter Hader — keine erfreuende Kunst, keine geistnährende Wissenschaft — überall die rohe Gewalt Recht und Vernunft besiegend — Wen konnte Liebe an das mit Fluch beladene Vaterland fesseln?

Gewiß mehr als Religionsschwärmerey führte der, von jedem Einzelnen bald mehr bald minder gefühlte, Druck dieses heillosen Zustandes die Schaaren der Auswanderer nach Palästina und Preußen. Es hätte nicht des heiligen Grabes bedurft, um sie ins Morgenland zu schwatzen; jeder scheinbare Vorwand wäre von den Meisten mit gleicher

Begierde ergriffen worden; denn wo kein Stand seines Daseyns froh wird, wo nur der Abschaum aller Stände zischend oben auf schwimmt, da lechzen Alle nach Veränderung, selbst Hirngespinnste gierig umfassend.

Man glaubte gewöhnlich, das Mittelalter habe durch Religiosität sich ausgezeichnet. Dem ist nicht also. Wie hätte diese Tochter des Friedens und der Tugend den Weg in Deutschlands Raub- und Mordhöhlen finden sollen? — Durch die Waffensäle erobernder Fürsten? durch die Hörsäle geistlicher Zungendrescher? durch die Raubschlösser des Adels? durch die Krämerhallen der Bürger? Alle diese Stände verfolgten andere Zwecke, Allen, in der Wahl der Mittel, Gewissenlosigkeit gemein. Aberglaube und Furcht vor geistlichen Strafen war des Mittelalters Religion. Ablaß gewinnen, Gläubiger betrügen, verdienter Züchtigung entrinnen, fremde Völker plündern, zügellos leben, sich der Leibeigenschaft entziehen, das waren in der Regel die Bewegungsgründe, welche die zahllosen Kreuzfahrer aus dem Vaterlande trieben; die bessern oder vornehmern mogte Ruhmsucht verlocken; doch sicher sehr gering die Zahl Derjenigen, die mit heißer Sehnsucht nur an dem Gedanken hielten, das heilige Grab zu befreyen; die das rothe Kreuz in wahrhafter Begeisterung bis an's Ende trugen.

Heilsame Folgen der Kreuzzüge, für Deutschland wie für ganz Europa, sind von Manchem ergrübelt worden, doch jene schwerer zu erweisen, als die Mißbräuche, deren Quelle sie waren. Durch sie erhob die päpstliche Macht sich über die weltliche, indem sie befahl und leitete, ihr gefährlich scheinende Helden durch entlockte Gelübde verbannte, die Fürsten ihrer bekreuzten Unterthanen be-

beraubte, durch mancherley Auflagen, wie durch verschleuderte Güter, sich bereicherte, und endlich durch Verfolgung morgenländischer Ketzereyen sich furchtbar machte. Kreuzzüge waren es, welchen das wackere Volk der Preußen unterlag; eine der schimpflichsten Eroberungen, mit welchen je das christliche Schwert sich besudelt hat. Durch Kreuzzüge verarmte des deutschen Adels größter Theil, lieferte seine kräftigsten Söhne auf die ferne Schlachtbank, oder gewöhnte sie, in rechtloser Gewalt üppige Versorgung zu suchen.

Die Kreuzzüge sollen den Geist des Ritterthums erweckt haben. Doch wohl nicht in Deutschland, wo die Worte Räuber und Ritter nach wie vor gleichbedeutend blieben? Manche Dichtergabe mogte, aufgeregt durch jene Abentheuer, in kräftigern Liedern ausströmen; Wappen- und Geschlechtsnamen mogten durch Bedürfniß und Eitelkeit allgemeiner werden; glänzende Turniere mogten sich vervielfältigen. Karger Ersatz für so vieles Böse! für die Ritterorden der Templer, Johanniter und Marianer, die, zur Qual schuldloser Völker gestiftet, unter dem heillosen Vorwande, Heiden zu bekehren, im Blute dieser Unglücklichen schwelgten! und nebenher des Papstes Allgewalt gegen ihre Fürsten unterstützten.

Mit Unrecht wird den Kreuzzügen das Gedeihen der Städte und des Bürgerstandes zugeschrieben, da solches einzig aus dem Bedürfniß hervorging, dem schweren Druck der höhern Stände durch vereinte Kraft zu widerstehn, und Freyheit zu ertrotzen. Freylich mogte so vieler Peiniger Entfernung ihr Streben erleichtern. Wenn der Handel mit der Levante damals lebendiger wurde, so bereicherte das nur im Süden Deutschlands einige

nige Städte, vor Allen Wien und Regensburg, weil der Verkehr mit Constantinopel auf Ungarns viel betretenen Straßen lebhafter sich erneuerte.

Wahr ist, durch die Kreuzzüge wurden viele Leibeigene frey, denn das Kreuz zu nehmen durfte keiner gehindert werden, und die zahllosen Scharen, die nach Palästina strömten, beweisen, daß Viele die Gelegenheit ergriffen, ihr hartes Joch abzuschütteln. Aber wohlthätige Folgen für den Bauerstand gingen nicht daraus hervor; denn von diesen Scharen kam fast keiner zurück; das Schwert der Saracenen, mit der Pest im Bunde, fraß ganze Heere. Die Wenigen aber, die ihr Vaterland wieder sahen, waren nicht mehr Bauern, nur lüderliches Gesindel. Den Werth des Menschen mogte nach und nach der entstandene Menschenmangel erhöhen, doch warlich nicht zum Lobe der Kreuzzüge.

Wenn Europa diesen die Seidenwebereyen, manche Farben und das Zuckerrohr verdankt; wenn die Gegenstände der Prachtliebe, Gewürze, Rauchwerk, seidene Kleider, an Höfen und in Städten allgemeiner sich verbreiteten, durch sie des häuslichen Lebens Einfachheit verbannt wurde; so darf bedenklich noch immer gefragt werden: ob, was Gewerbfleiß dabey gewann, nicht Sittlichkeit verlor?

Manche neue Kenntnisse haben die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande mitgebracht, denn Constantinopel war der Sitz der Wissenschaften: das Vergnügen an den Geisteswerken der Griechen; einige noch unbekannte Schriften des Aristoteles; einige Bereicherungen der Erd- und Länderkunde, auch wohl der Arzneywissenschaft; aber auch neue Krankheiten, den fürchterlichen Aussatz! der in ganz Europa die Errichtung zahlloser Krankenhäu-

ser

ser nothwendig machte. Der den Wissenschaften zugeschriebene Gewinn zeigte sich so unbedeutend, daß vielmehr das folgende Jahrhundert unter Allen das finsterste wurde. Der Verlust hingegen, den sie dadurch erlitten, daß die Kreuzfahrer Constantinopel mit seinen unschätzbaren Büchersammlungen in Asche legten, ist unbezweifelt überwiegend, wird ewig beweint, und dessen Urheber ewig verflucht werden.

Immer ist unmöglich, wohlthätige Folgen einer rechtlosen Handlung zu erweisen; denn wer kann läugnen, daß deren Unterlassung noch wohlthätiger gewirkt haben könnte, indem eine andere, nun gehemmte Verkettung der Begebenheiten vielleicht die nämlichen Folgen auf eine rechtliche Weise herbeygeführt hätte? gesetzt aber auch, eine heilsame Wirkung sey offenbar aus unreiner Quelle hervorgegangen; so soll doch nimmer die Geschichte von dieser Quelle mit einer Art von Achtung sprechen, soll nimmer darauf hindeuten, als auf eine Wohlthat, die der Nachwelt Dank erheische; denn das hieße einen Nero heilig sprechen, weil nach Roms Brande die Häuser schöner wieder aufgebaut wurden. Man darf kühn behaupten, es werde in der Weltgeschichte keine böse That gefunden, die nicht irgend eine wohlthätige Folge, wenn auch erst nach Jahrhunderten, erzeugt habe; darum bleibt sie doch fluchwürdig! Die richtende Nachwelt soll sich auf den Standpunct der Zeitgenossen stellen, sonst ist sie nur ein bestochener Richter, hat ihren Vortheil nur vor Augen, und nimmt Theil an den Verbrechen, über die ihre Väter seufzten. Recht soll der einzige Maßstab der Geschichte seyn.

Ende des zweyten Bandes.